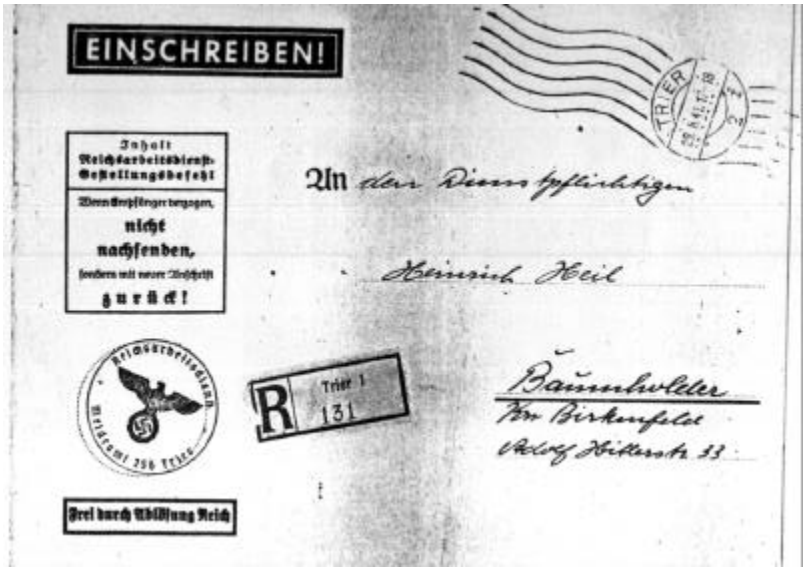
Noch ist es nicht zu spät

Erinnerungen von Heinrich Heil



Einberufung zum Arbeitsdienst

RAD Mann in Chamerande - Dezember 1941

NOCH IST ES NICHT ZU SPÄT

Es ist jetzt schon über 50 Jahre her, daß ich das, was ich hier niederschreibe, erlebt habe. Von daher könnte man annehmen, Skeptiker könnten sogar sagen: nach so langer Zeit sich an Ereignisse und Vorkommnisse in dieser Klarheit zu erinnern, ist doch wohl mehr als fraglich. Und doch ist es so. Gerade die Art und die unwahrscheinliche große Fülle der hier geschilderten Ereignisse ist mir noch glasklar in Erinnerung. Wenn auch das genaue Datum, außer das der ganz prägnanten Vorkommnisse wie die Musterung, die Einberufung, die Vereidigung, Ausbildung, erster Kampfeinsatz, Verwundung, letzter Urlaub, Gefangennahme, die Gefangenenlager, die Entlassung und die Heimkehr mir oft nicht mehr erinnerlich ist, die genannten Monate und Jahre stimmen ganz bestimmt. Wenn auch schon so eine lange Zeit, so viele Tage, Monate und Jahre vergangen sind, so ist doch jeden Tag ein anderes der vielen Hundert Erlebnisse und Ereignisse die ich hier schildere, gegenwärtig. Keines der Ereignisse ist vergessen oder hat an seiner Intensität und Erinnerungskraft auch nur einen Deut verloren. Gerade in der jetzigen Zeit mit seinen vielen Kriegen, mit dem großen Elend der Flüchtlinge, dem Tod von Tausenden Kindern und verhungerten alten Menschen, geht meine Erinnerung zurück an meine eigene Vergangenheit. Sie geht zurück in die Zeit, in der ich Arbeitsdienstmann, dann Soldat und daran anschließend, Kriegsgefangener in der damaligen UdSSR war. Wie ich heute denke und handele, wie ich damals dachte, handelte und lebte, das was ich wurde und heute bin, so hat die Zeit damals mich geprägt und geformt.

Wenn ich als Titel, "NOCH IST ES NICHT ZU SPÄT" geschrieben habe, so will ich damit sagen, es ist an der Zeit, diese Erinnerungen zu Papier zu bringen. Noch weiß ich - fast alles. Den Gedanken dies zu tun, den trage ich schon seit mehr als 40 Jahren mit mir herum. Immer aber hatte etwas Anderes in meinem Leben den Vorrang. Zuerst war es die verlorene Zeit der Jugend die ich irgendwie nachholen wollte, dann das Suchen nach einer Lebensgefährtin mit der ich ein gemeinsames Leben aufbauen wollte, dann die Hochzeit, die Kinder, der Beruf, das Haus, das berufliche Vorwärtskommen, die Eltern, die Gesundheit, vielleicht aber auch die persönliche Nachlässigkeit. Geredet habe ich oft von meinem Vorhaben, vorgenommen auch, nur verwirklicht habe ich es nicht. Jetzt werde ich meinen Plan verwirklichen.

Ich will über meine Erinnerungen kein Buch schreiben, um es vielleicht zu veröffentlichen und damit Geld verdienen. Dies ist nicht meine Absicht.

Schließlich eigne ich mich nicht als Schriftsteller, und jemand anderen mit dem Schreiben beauftragen, liegt mir wiederum nicht. In meinen Aufzeichnungen stehen keine Heldentaten, ich war eben kein Held und wollte auch nie einer sein. Ich war ein Soldat, nicht gerne, aber trotzdem gut, ich hatte oft, oft Angst, sehr viele Angst. Angst mein Leben zu verlieren oder als Krüppel heim zu kommen. Ich will aus dieser Angst kein Kapital schlagen. Meine Absicht ist ganz schlicht und einfach die: meine Nachkommen, also mein Sohn Joachim und meine Tochter Ulrike, aber auch deren Kinder, und wiederum deren Kinder sollen einmal, falls sie Interesse daran haben, lesen, was ich als Arbeitsdienstmann, dann als Soldat und schließlich als Kriegsgefangener in Rußland erlebt und erlitten habe.

Ich schildere hier die Zeit vom 3. September 1941, dem Tag meiner Einberufung, bis zum 27. Juli 1948, als ich aus Kriegsgefangenschaft wieder zu Hause war. Das sind insgesamt fast sieben volle Jahre, oder 2459 volle Tage. Es war dies die Zeit im Leben eines Menschen, die man leichthin als die Jugendzeit, die Zeit des Sichfindens und der Entwicklung zu einem entweder guten oder schlechten Menschen, nennt. Oft nennt man sie auch "Die schönste Zeit im Leben". Wenn das so ist, dann war meine Jugend alles andere, nur nicht “Die Schönste". Aber, so erging es ja nicht nur mir, fast allen Jugendlichen der damaligen Zeit erging es so oder doch so ähnlich.

Die Zeit war geprägt durch den unglücklichsten und unmenschlichsten Krieg aller Zeiten. Einem Krieg, der soviel Trauer, Elend, Tod und Verwüstungen über weite Teile der Bevölkerung brachte. Es gab wohl nur ganz wenige deutsche Familien, in denen keine Toten zu beklagen waren. Nicht nur in Deutschland hinterließ der Krieg seine Spuren, fast überall in der Welt sah man sie. Aber, dies zu beschreiben ist auch nicht meine Absicht. So viele berufene und auch unberufene Schriftsteller und Autoren, mit und ohne Auftrag, haben dies getan. Oft richtig, genau so oft auch falsch, oft mit einem Glorienschein versehen, oft aber auch verdammt. Die ganze Wahrheit über die Auswirkungen des Krieges, über Erfolge und Niederlagen, über das "Warum und Weshalb", werden wir wohl nie mit totaler Sicherheit, erfahren.

Ich habe diese Erinnerungen geschrieben, um das Ziel, das ich mir vor so langer Zeit selbst gesteckt habe, zu erreichen. Aber auch um zu zeigen, was ein Mensch alles leisten und aushalten kann, zu was ein Mensch alles fähig ist, wenn ein erbarmungsloses Muß und ein ebenso starker Wille hinter seinem Tun stehen. Wenn er überleben und aus oft aussichtslosen Situationen mit heiler Haut und ganzen Knochen, herauskommen will. Und wie oft war das bei mir der Fall?

Wenn man in diesen Tagen und Monaten das Radio oder das Fernsehen einschaltet, hört und sieht man zu jeder Tageszeit von den Kriegen, Verfolgungen und Vertreibungen, die gerade jetzt wieder die Menschen in Angst und Schrecken versetzen. Hat die Menschheit nichts aus der Vergangenheit

gelernt? Ist nicht schon Leid und Elend und Not genug auf der Welt durch die Natur gegeben? Müssen da noch einige, wenige Menschen, nur weil sie die Macht haben und anderer Meinung als ihre Mitmenschen sind, ganze Völker vernichten, vertreiben und ausrotten? Wann wird die Menschheit klug?

Fragen - Fragen - Fragen, und keine vernünftigen Antworten.

Warum ist Krieg in Tschetschenien und Jugoslawien, in Bangladesch und Afrika? Reichen die Naturkatastrophen wie das Erdbeben in Japan und die Überschwemmungen in den USA noch nicht aus? Werden da nicht Werte genug vernichtet? Brauchen wir noch Kriege? Was geht in den Köpfen der verantwortlichen Politiker vor? Fragen ? Antworten ?

In meinen Erinnerungen kommen nur ganz wenige Namen vor. Das hat verschiedene Gründe. Einmal hatte ich mit soviel Kameraden keinen besonderen Kontakt gehabt, zum anderen wechselten wir sehr oft, gerade in Rußland, die Einheiten und somit auch die Kameraden. Viele kamen, wurden eingesetzt, waren nach einigen Tagen schon verletzt oder sogar gefallen. Kaum daß man ihre Namen gehört hatte. Mit einigen aus der damaligen Zeit habe ich heute noch Briefwechsel und sehe sie ab und zu. Die meisten dürften vielleicht schon nicht mehr leben.

Beginnen mit meinen Aufzeichnungen will ich mit der RAD Zeit. Die ersten Schilderungen habe ich um den Oktober 1988 niedergeschrieben. In dieser Zeit starb Wilhelm Laub, ein ehemaliger Mitschüler von mir, hier aus Baumholder. Wilhelm war zwar ein Jahr älter als ich, wir gingen aber beide in eine Schulklasse. Wir waren in Rußland eine Zeitlang, vielleicht zwei Monate in einer Einheit. Sein Tod hat mich bewogen, mit dem Schreiben dieser Blätter zu beginnen.

DIE ARBEITSDIENSTZEIT

In Dieburg - Abteilung K 656 / L 257

Über diese Zeit, die nur etwas mehr als fünfeinhalb Monate dauerte, kann ich relativ viel berichten. Sie war eigentlich nicht so schlecht, obwohl wir Arbeitsmänner, so wurden wir angeredet, sehr oft gedrillt und schikaniert wurden. So oft, daß wir froh waren, wenn es gegen 21:00 hieß "Licht aus, schlafen".

Ich wurde zum 3. September, also gerade achtzehneinhalb Jahre alt, nach Dieburg, bei Darmstadt, eingezogen. Als ich dort auf dem Bahnhof ankam, staunte ich, daß ich allein aus dem Zug ausstieg. Es war nämlich üblich, daß zu den Einberufungstagen sehr viele, oft ganze Jahrgänge Wehrpflichtiger, eingezogen wurden. Mein Bruder Ernst hatte mich am Morgen dieses Tages, zum Bahnhof hier in Baumholder, begleitet. Meine Eltern konnten das nicht tun, Ihnen fiel der Abschied viel zu schwer. Es war ja schon, fast auf den Tag genau, zwei Jahre Krieg. Was da alles passieren konnte, sah man jeden Tag. Viele waren schon gefallen oder verwundet.

Ob ich wieder nach Hause kommen werde? Solche Gedanken befielen mich, gerade jetzt, am Tage, an dem ich mit Preußens Bekanntschaft schließen sollte. Mein Bruder war von unserem Vater reklamiert worden und brauchte, obwohl er ein Jahr älter als ich war, keinen Arbeitsdienst zu leisten. Von seinen Freunden aus dem Jahrgang 1922 waren schon einige Soldaten. Meine Reklamation als "Unabkömmlicher in einem zur Versorgung der Zivilbevölkerung dienenden, wichtigen Betrieb", war vom Wehrbezirkskommando in Trier, abgelehnt worden.

Vor dem Bahnhofsgebäude in Dieburg erkundigte ich mich nach der Arbeitsdienstabteilung und machte mich auf den Weg dorthin. Der Weg war so an die drei Kilometer lang und mein Gepäck wurde, viele private Dinge werde ich in Zukunft nicht mehr brauchen und hatte von daher auch nicht viel mitgenommen, doch immer etwas schwerer.

Nun gab es damals in Dieburg, zwei Abteilungen des Arbeitsdienstes. Ich meldete mich prompt bei der falschen. Kaum war ich in der Schreibstube, als ich schon angebrüllt wurde, warum und weshalb ich in drei Teufels Namen, erst heute, am 3. September, zum Dienstantritt, käme. Ich zeigte dem diensthabenden Zugführer meinen Gestellungsbefehl, auf dem oben der heutige Tag vermerkt war. und der stellte ganz schnell fest, daß ich mich verlaufen hatte. Die Nachbarabteilung war die richtige. Ich machte mich auf den Weg dorthin

und meldete mich auf der Schreibstube. Dort begann der ganze Tanz von vorne. Als aber dann doch alles geklärt, geordnet und registriert war, brachte mich ein Arbeitsmann zur Kleiderkammer. Die Einkleidung begann. Die für mich bestimmten Klamotten wurden mir regelrecht an den Kopf geworfen. Den Einwand, daß das eine zu groß, ein anderes vielleicht zu klein sei, der wurde gar nicht angenommen, das Zeug hatte einfach zu passen. Was erhielt ich alles. Als erstes, die Erkennungsmarke, die jeder, der Soldat war oder in irgendeiner Organisation der Wehrmacht Dienst tat, bei seinem Dienstantritt erhielt. Eine Tuchuniform, zwei Drillichuniformen, zwei Handtücher aus fast grauem Leinen, zwei Paar Socken aus grauer Schafwolle, vier Fußlappen, ein Bettlaken, einen Kopfkissenbezug, beides aus Leinen, eine Wolldecke, eine Feldmütze und ganz zum Schluß, einen Stahlhelm. Ich entsinne mich, daß gerade der Helm so groß war, daß er mir bei der kleinsten Bewegung meines Kopfes, nach vorn über die Augen rutschte. Ein Arbeitsdienstler hat doch tatsächlich die Ohren zum Sehen. Ohne Ohren wäre er mir bis zur Nase gerutscht. Nach dem Einkleiden, das gar nicht lange dauerte, brachte mich ein Arbeitsdienstmann zu einer Baracke. Kasernen wie beim Militär gab es beim Arbeitsdienst nicht.

Ich will hier einmal beschreiben und versuchen zu erklären, was eigentlich eine Erkennungsmarke, die wir scherzhaft auch Hundemarke nannten, war und welchen Zweck sie erfüllte. Wie schon erwähnt, alle die zum Dienst gerufen wurden, ganz egal wo, mußten mit dem Tod rechnen. Um einen Toten identifizieren zu können, mußte es eine untrügliche Möglichkeit geben. Man entwickelte eine nichtrostende und nicht durch Umwelteinflüsse zerstörbare, ovale, in zwei gleiche Hälften teilbare Metallscheibe von ca. 6 cm Durchmesser. In diese Scheibe wurden, auf jeder Hälfte die gleichen, alle persönlichen Daten, selbstverständlich verschlüsselt, eingestanzt Die Erkennungsmarke mußte an einer unverrottbaren Kunststoffkordel, um den Hals getragen werden. Ob diese Vorschrift auch alle strikt befolgten, wurde oft und dann ganz überraschend, kontrolliert. Wehe dem, der diesen Befehl ignorierte. Strafen, manchmal Arrest waren dann die Folgen. Im Todesfalle wurde die Erkennungsmarke in die zwei vorgesehen Teile geteilt. Das Teil mit der Kunststoffschnur blieb bei dem Toten und sollte eine eventuelle Umbettung erleichtern. Das andere Teil wurde zur Registrierung an die Zentrale für Kriegsgefallene geschickt.

Die besagten Holzbaracken stanken erbärmlich nach Karbolineum, mit dem sie in gewissen Abständen angestrichen wurden. Ich stand jetzt ganz allein in so einer Stube und versuchte, mit der neuen Situation klar zu kommen.

Gegen 17:00 kam die Belegschaft der Stube, verschwitzt und müde, laut und lärmend vom Nachmittagsdienst. Sie waren von den Zugführern ganz schön gescheucht worden. Endlich konnte ich mir nun ein freies Bett und einen freien Spind aussuchen und meine, gerade erst empfangene Ausrüstung, darin verstauen. Daß das gar nicht so einfach war, merkte ich einige Tage später

beim ersten Spindappell. Davon später mehr. Meinen Koffer mit den paar Habseligkeiten brachte ich zur Rücksendung an meine Eltern, zur Schreibstube. Auf dem Weg dorthin, der höchstens hundert lang Meter war, traf mich irgendein Führer. Welchen Rang er hatte, wußte ich noch nicht. Er brüllte mich an, ob ich nicht wüßte, daß die langsamste Art der Fortbewegung eines Arbeitsmannes, der Laufschritt sei? Meine Bemerkung, daß ich erst seit drei Stunden in der Abteilung sei, ließ er nicht gelten.

Ich wurde von ihm gescheucht, daß mir Hören und Sehen verging. Immer wieder mußte ich 20 - 30 Meter laufen, stehen bleiben, kehrt machen und wieder laufen, laufen. Auf der Schreibstube kam ich außer Atem und total verschwitzt an und dort ging der Zirkus weiter. Ich wußte ja noch nicht, daß auch ein Arbeitsmann warten muß, bis er eintreten darf. Von den Soldaten wußte ich das, so was hatte ich schon in Filmen gesehen. Hier mußte man also auch erst einmal vor der Tür warten und Geduld haben.

Ich klopfte an und trat ein. Dreimal mußte ich vor die Tür, anklopfen, warten bis jemand herein rief, eintreten, stramm stehen, eine Ehrenbezeugung machen und die Worte sagen "Arbeitsmann Heil bittet eintreten zu dürfen". Als dies zur Zufriedenheit des diensthabenden Zugführers klappte, gab ich meinen Koffer ab, ging zur Tür, drehte mich um, machte wieder eine Ehrenbezeugung und wollte zur Tür hinaus. Weit gefehlt. Zuerst mußte ich einmal lernen, daß sich ein Arbeitsdienstler vor dem Verlassen eines Raumes in dem sich ein höher gestellter Führer befindet, mit den Worten: "Arbeitsmann Heil bittet sich abmelden zu dürfen", abmelden muß. Gar nicht so einfach diese kuriosen Befehle, weder zu verstehen noch auszuführen. Was war ich froh. Meine erste Lektion hatte ich schon weg. Wohlweislich lief ich den Weg zurück zur Baracke. Dort hatte sich in der Zwischenzeit die Belegschaft der Stube gewaschen, die Waschanlage befand sich im Freien, dort gab es natürlich nur kaltes Wasser und wartete nun hungrig und müde, auf das Abendessen.

Die Waschanlage sah ungefähr so aus: In Bayern, auf den Almen, tränkt man die Kühe und Rinder, an Trögen aus Holz. So sah auch diese aus, nur die Tröge hier waren innen mit Blech ausgeschlagen und das überlaufende Wasser wurde in einer offenen Rinne abgeleitet. Über den Waschtrögen ein Wasserrohr und an dem im Abstand von ca. 80 cm. an beiden Seiten einfache Wasserhähne. Wieder darüber eine Ablage aus Holz. Darauf packte man seine Siebensachen, das Rasierzeug, die Zahnbürste und Zahnpasta, Spiegel und Kamm. Sonst etwas braucht ein Arbeitsdienstler nicht. Das Handtuch steckte man einfach in die Hosentasche. Waschen durfte man sich nur mit nacktem Oberkörper. Ganz gleich, ob morgens oder abends. Wer von uns hat das zu Hause schon gemacht? Höchstens diejenigen, die schon einmal mit der in einem Zeltlager waren. Und dort durfte ich nie hin. Was man alles so lernt in einigen Tagen.

Nach dem Waschen warteten wir auf das Kommando: “Raustreten zum Abendessen". Das hätte besser Rausrennen gehießen, so schnell mußte das gehen. Das Rausrennen und Antreten mußte natürlich auch geübt werden, wer von uns kann denn das? Die Belegschaft der Baracke trat stubenweise in zwei Reihen, auf dem Weg vor der Baracke an. Im Trainingsanzug und mit Laufschuhen. Der Trainingsanzug war, wie fast alles, viel zu groß und an den Knien total ausgebeult. Den hatten vor uns bestimmt so an die 20 bis 30 Mann getragen. Wie so was dann aussieht, kann man sich lebhaft vorstellen.

Wenn alle angetreten waren, hieß es: "Richt Euch". Das heißt, alle, außer dem rechten Flügelmann, der der Größte in dem Zug war, mußten den Kopf ruckartig halb nach rechts drehen und so nach dem Flügelmann schauen, daß sie gerade noch sein Profil sahen. Gleichzeitig mußten die Spitzen der Schuhe, die in rechten Winkel am Absatz zusammen standen, eine gerade Linie bilden. Was wir da vollbrachten, hat dem Zugführer niemals so richtig gefallen. Wir mußten nämlich auch dies einige Male wiederholen. Immer wieder hieß es: "nach hinten wegtreten, und neu antreten". Gut 10 bis 20 mal wurde das gemacht. Daß uns nach dieser unnötigen Rennerei und Schinderei die Zeit beim Essen fehlte, spielte keine Rolle. Den kurzen Weg zum Speisesaal mußten wir entweder im Laufschritt oder singend zurücklegen. Ein ausgemachter Blödsinn. Überall kriegte man in den Hintern getreten. Wer geglaubt hatte, man könne einfach in den Speisesaal hineingehen und sich an einen Tisch setzen, hatte sich wiederum gewaltig geirrt. Zug nach Zug, Reihe nach Reihe, einer schön hinter dem anderen. Ohne Hektik, aber zügig, so war das. Vor Eintritt in den Speisesaal kontrollierte ab und zu ein Zugführer die Sauberkeit unsere Hände, besonders die der Fingernägel. Die waren natürlich nie so richtig sauber. Wie oft hatten wir doch im Laufe des Tages, hinlegen, Sprung auf marsch marsch geübt und mit dem Spaten Griffe gekloppt. Da konnten selbst die besten Arbeitsmänner keine sauberen Hände vorzeigen. Auf jeden Fall, die meisten wurden angebrüllt, aufgeschrieben und am nächsten Tag besonders kräftig gedrillt. Das Leben eines Arbeitsmannes ist ganz schön schwer und voller Schinderei.

Es sei auch einmal das "Griffeklopfen" erklärt. Ungefähr wie beim Barras ging das vor sich, nur hier mit dem Spaten, später beim Militär, mit dem Gewehr. Also. Man steht stramm, in gerader Haltung, hat den Spaten an seiner rechten Seite mit dem Blatt zum Körper gedreht, stehen. Auf Kommando: "Spaten über", hebt man und dreht dabei den Spaten mit der rechten Hand so vor dem Körper bis zur Höhe der Brust hoch, daß das Spatenblatt nun nach oben zeigt, ergreift mit der linken Hand den Spaten am jetzt oben befindlichen Griff, hebt den Spaten mit beiden Händen auf die linke Schulter, läßt ihn dabei in einem Winkel von ca. 45 Grad nach hinten fallen und schlägt dann die nun freie, rechte Hand zurück an die Hosennaht. Für viele ein unverständliches und nicht nötiges Theater. Das alles sollte zügig und gleichmäßig gehen, ging aber ganz, ganz selten. Zumindest war das die Meinung der Ausbilder. Immer wieder, oft 20 bis 30 mal mußten wir das üben. Was waren wir doch für

"dumme, blöde" Kerle. Die Ausbilder werden uns schon Ordnung und Disziplin beibringen.

Im Speisesaal saßen wir dann stubenweise an blanken Tischen, ohne Tischdecken. Zwei aus jedem Zug, die waren extra mit diesem Dienst beauftragt, gehen zum Ausgabeschalter und holen dort, je nach Tageszeit, ob morgens, mittags oder abends, Brot, Margarine, Marmelade, meist war es Vierfruchtmarmelade, weil die am billigsten war, und, Muckefuck. (Muckefuck war ganz gewöhnlicher Malzkaffee). Wenn danach auf allen Tischen das Essen bereit stand, stand einer von uns Arbeitsmänner auf und sagte einen Tischspruch. Den genauen Text weiß ich leider nicht mehr, jedenfalls alle Arbeitsmänner brüllten zum Schluß: "drum eß ein jeder was er kann, ran". Überhaupt, Brüllen und Schreien war die leiseste Form der Verständigung.

Im gleichen Zeremoniell verliefen auch die anderen Mahlzeiten des Tages. Leider kann ich mich nicht mehr auf ein Abendbrot oder ein Mittagessen erinnern. Was ich aber mit Bestimmtheit noch weiß, ist, zu Mittag gab es fast nur Eintopf und abends, Kaffee, oder einen Tee aus einheimischen Kräutern, Brot, Margarine und irgendeine undefinierbare Wurst. Den Abwasch nach dem Essen besorgten ein paar dazu eingeteilte Arbeitsmänner. Meist waren sie am Vortage irgendwann, irgendwo und irgendwem, aufgefallen. Der Abwasch war schon eine anstrengende, qualvolle Arbeit, denn, eine Abteilung bestand immerhin aus ca. 150 Männer und 20 - 25 Führern. Da kamen schon recht viele Tassen, Teller, Bestecke, Kannen, Töpfe und Pfannen zusammen. Außerdem waren die Töpfe und Pfannen sehr groß und sehr schwer und sehr unhandlich. Diese Arbeit mußte zudem zusätzlich zum anderen Dienst gemacht werden. Daher hieß es immer, schön aufpassen und ja nicht unangenehm auffallen. Ja nicht den Unmut eines Führers auf sich ziehen.

Ausgang bekamen wir nicht, trotzdem gab es Zapfenstreich und der war um 21:00 Uhr. Dann hieß es Licht aus, Ruhe in der Baracke., Morgens um 5:30 Uhr war Wecken. Daß man bei solch einer langen Dienstzeit abends wie tot auf die Pritsche fiel, war klar. Wie gesagt, 5:30 Uhr Aufstehen, Frühsport, Waschen, Frühstück und dann der anstrengende Dienst. Da war man abends geschafft. Einige Worte zum Frühsport. Der bestand zuerst einmal aus 1500 Meter Dauerlauf, dann kurze Sprints, Hüpfen, abwechselnd auf einem Bein, mal links, mal rechts, da kamen so an die 3 Kilometer zusammen. Selten gab es einen Waldlauf. Wer von uns hatte schon so intensiv wie hier Sport betrieben? Wohl niemand, bestimmt nur sehr wenige. Obwohl ich das Sportabzeichen hatte, auch mir fiel der Sport nicht leicht. Waschen tat man sich danach an der schon beschriebenen, im Freien stehenden Waschanlage.

Eine recht interessante Sache, ist die Geschichte mit den Schlafdecken. Unsere Pritschen, so nannte man die Schlafstätten der Arbeitsmänner und der Soldaten, waren doppelstöckig und aus Holz. Matratzen gab es keine, die waren durch Strohsäcke ersetzt. Das Stroh darin war aber durch den

wiederholten Gebrauch, ganz klein und krümelig geworden und der Strohsack dünn und hart. Ursprünglich mag der mal weich gewesen sein, bei uns nicht mehr. Wie der Strohsack, so war auch das Kopfkissen mit Stroh gefüllt. Über Strohsack und Kopfkissen waren Leinenbezüge gespannt, nicht aber über die Schlafdecken. Die waren ohne Bezüge, dafür aber rauh und schön kratzig. Bestimmt waren die aus Schafwolle oder sonst einer Naturfaser. Stoffe aus weichen Chemiefasern gab es damals so gut wie nicht. Die Decken waren grau und hatten an den schmalen Seiten je einen Streifen, rot und blau. Nachdem wir schon einige Tage, vielleicht fünf oder sechs, darunter geschlafen hatten, sagte unser Zugführer beim theoretischen Unterricht über Arbeitsmethoden und Geräte, daß der roten Streifen zum Gesicht hin zeigen sollte. Anderenfalls würden wir das Fußende an der Nase haben. So war auch erklärlich, warum die Decken solch einen strengen Geruch hatten. Die wurden ja nicht bei jedem Benutzerwechsel gewaschen.

Nun zum Stubendienst. Zu diesem Dienst, der, wie das Wort schon aussagt, den Dienst in der Stube regelt, wurde jeder einmal eingeteilt. Es waren immer zwei Mann. Zu ihren Aufgaben gehörten: Reinigung, Aufräumen und Lüftung der Stube, Abholen der Post auf der Schreibstube, Meldung der Stube wenn ein Vorgesetzter die Stube betrat und abends die Abmeldung der Stube bei der Stubenabnahme. So eine Meldung beinhaltete die Nummer der Stube, ihre Belegung, die gerade ausgeführte Tätigkeit, eventuelle Kranken und vor allen Dingen abends, daß die Stube gereinigt ist. Wenn der diensthabende Führer nun gut gelaunt war und keine besonderen Aufgaben noch zu erledigen hatte, war es gut. Dann hatte der Stubendienst Glück. War das nicht der Fall, gab es Zoff. Alles mußte noch einmal von vorne gemacht werden. Die Stube ausfegen, den Besen, den Eimer, die Schaufel, das Brandschutzgerät, alles was lose in der Stube war, mußte auf seinem Platz stehen.

Die Schuhe der Belegschaft, die Kleider, die Feuerschutzgeräte, die Verdunkelungseinrichtung, alles wurde vom Führer vom Dienst nachgesehen. Die Führer waren geradezu versessen darauf, irgend ein Versäumnis des Stubendienstes zu finden. Die suchten manchmal mit Ausdauer nach einer Unregelmäßigkeit oder einer Sache, die nach ihrer Meinung ein Verstoß gegen die Stubenordnung darstellte. Irgend etwas, Staub vor allen Dingen, ließ sich ja immer finden. Dann wurde der Stubendienst aufgeschrieben und am nächsten Tag konnte er mit Sonderdienst rechnen. Irgendwo findet man bestimmt einen Grund, selbst in der saubersten Stube findet man Staub. Oder Flusen auf einer Uniform, oder die Schuhe stehen nicht so wie es sich für einen ordentlichen Arbeitsmann gehört. Und gerade hier hatte so mancher Führer einen ausgewachsenen Vogel. Der Steg zwischen Schuhsohle und Absatz mußte, genau wie das Oberleder, mit schwarzer Schuhwichse eingecremt und blank geputzt sein. Auf jeden Fall, wenn der die Stube abnehmende Führer eine Kleinigkeit gefunden hatte, kam er nach nur einigen Minuten noch einmal, besah sich die Sache und ging. Es kam scheinbar viel darauf an, ob man am Tage aufgefallen war, oder, ob man seine Sache während des Dienstes, gut gemacht hatte.

Noch ist es nicht zu spät

Wer einem, der oft nicht besonders klugen Führer am Tage, während des normalen Dienstes unangenehm auffiel, der durfte auch am Abend damit rechnen, wieder zur Schnecke gemacht zu werden. “Ich mache Sie zur Schnecke”, war beim RAD eine beliebte Redewendung wenn ein RAD Mann schikaniert wurde. Und so was kam recht oft vor. Es war auch scheinbar hier wie überall im Leben, jeder hat seine Günstlinge und Favoriten. Wer einmal unangenehm aufgefallen war, kam so schnell nicht wieder auf die Beine. Selbst bei aller Anstrengung nicht und nicht mit dem besten Willen. Ich fiel eigentlich nie so richtig plump auf. Ich kam immer so la la über die Hürden. Ich habe mich aber auch sehr angestrengt mit allem was man von mir forderte. Ich sagte mir immer, laß 13 gerade sein, halte die Klappe und sei still, die Zeit geht vorbei.

Unser Obertruppführer Frisch

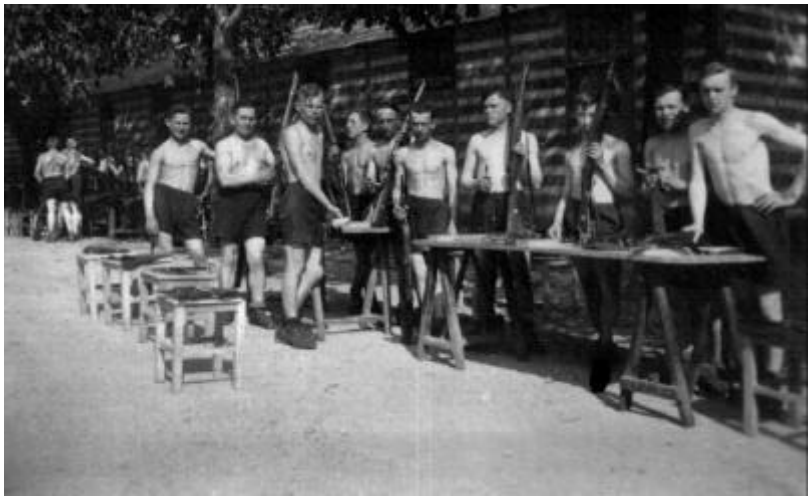
Der Tag des Arbeitsmannes begann also um 5:30 und endete um 21:00. Nach dem Frühsport, Waschen und Frühstück gab es zunächst einmal theoretischen Unterricht über den Aufbau des Arbeitsdienstes, seinem Sinn und Zweck, die Forderungen die man an ihn und somit auch an uns stellt, die Aufgaben, die wir zu erfüllen hätten. Der theoretische Unterricht fand ab und zu schon mal im Freien statt, auf dem Sportplatz oder einfach vor der Baracke auf der Lagerstraße. Dazu mußten wir unsere Schemel aus der Stube holen, Stühle mit Rückenlehne brauchte ein RAD Mann ja nicht, die dann im Halbkreis um den den Unterricht gebenden Führer aufstellen und dann versuchen, das was da vorne verzapft wurde, zu verstehen. Wir saßen da, in unserem grauweißen

Drillichzeug und gaben uns alle Mühe. Einen großen Raum nahm der Unterricht über die Werkzeuge und Geräte einer Abteilung ein und wie sie zu gebrauchen sind.

Um unsere Arbeitskraft sinnvoll einzusetzen, zu erhalten und möglichst viel zu leisten, war es nicht egal, wie man z.B., einen Spaten, eine Schaufel oder eine Hacke richtig anfaßt und gebraucht. Mit einer Schaufel oder einem Spaten darf man den Sand oder die Steine nicht "über die Hand werfen". Das heißt, wenn man die rechte Hand unten am Schaufelstiel hat, muß man nach rechts werfen, wer dagegen die linke Hand unten hat, es gibt bekanntlich Rechts.- und Linkshänder, wirft nach links. Übrigens, so zu werfen, ist nicht falsch. Macht man das anders, ermüdet man sehr viel schneller und die Handgelenke werden übermäßig belastet und überdehnt. Eine Kreuz.- oder Spitzhacke durfte man nicht über Kopfhöhe hochheben. Sonst könnte sie nach hinten fallen und einen Arbeitsmann verletzen. Wenn man sie hochhebt, dann natürlich mit beiden Händen. Beim Zuschlagen ins Erdreich muß man die Hand, die vorne lag, zurück nehmen bis zur Hand am Stielende. Bei dieser Handhabung hat man die größtmögliche Kraft und Nutzen. Bis das so jedem klar war, verging schon einige Zeit. Es waren ja auch Kerle bei uns, die noch nie eine Schaufel oder eine Hacke in der Hand hatten. Ich habe da auch noch so einiges für mein späteres Leben, vor allem in der Gefangenschaft, gelernt. Einen Schubkarren, die gab es auch noch, schiebt man vor sich her wenn er beladen ist. Ist er dagegen leer, zieht man ihn hinter sich her. Wir lernten wie man Bretterstege in Wiesen oder nassem Gelände verlegt, wie man Faschinen oder Spundwände setzt und sichert, wie man mit einem Nivelliergerät umgeht und wie man Flurstäbe und Meßlatten gebraucht. Das war sogar eine interessante Sache.

Formaldienst und theoretischer Dienst wechselten schon einmal ab. War heute morgen Formaldienst, war er morgen, nachmittags. Beim Formaldienst lernt man alles, was ein Arbeitsmann so können soll. Unter anderem, das Gehen. Wer glaubte, richtig gehen zu können, der wurde hier eines Besseren belehrt. Keiner von uns konnte das richtig. Immer hieß es: "Kopf hoch, Brust raus, gerade gehen". Himmel, Arsch und Zwirn, was waren wir doch für lasche Kerle. Immer wieder mußten wir an einem Vorgesetzten vorbeigehen, grüßen, ihn ansehen und darauf warten, angebrüllt zu werden. Gegrüßt wurde mit dem "Deutschen Gruß", d.h. der rechte Arm mit ausgestreckter Hand wird in Augenhöhe erhoben und mit strammem Schritt geht man an der zu grüßenden Person vorbei. Das ganze macht man fünf Schritte vor und zwei Schritte nach dem man mit dem zu Grüßenden auf fast gleicher Höhe ist. Das hört sich wahnsinnig kompliziert an, ist aber nicht so. Wir haben gerade das schnell gelernt. Ob es immer richtig war, weiß ich heute nicht mehr genau. Ist auch egal. Richtig grüßen zu können, war scheinbar wichtiger als uns ein gutes Essen vorzusetzen.

Marschieren war ein weiterer, sehr wichtiger Punkt in unserer Ausbildung. Muß man grüßen und marschieren können, wenn man in den Krieg geht? Es gab bestimmt viel wichtigere Dinge als solch banale Faxen. Zum Überleben im Krieg braucht man vor allem viel, viel Glück. Und das kann man nicht lernen.



Aus dem RAD: Gewehrreinigen (3. von rechts bin ich)

Das kann einen niemand lernen, auch nicht der beste Ausbilder. Glück hat man, oder, man hat es nicht. Nachhelfen kann man nicht. Man kann und soll das Glück auch nicht herausfordern.

In Guntersblum

Lange blieben wir nicht in Dieburg. Es waren bestimmt nicht mehr als drei Wochen. Schließlich waren wir nicht zum Spaß in den RAD eingezogen worden, wir sollten schon etwas Positives zum Sieg beitragen und nicht nur exerzieren, marschieren und Sport treiben. Nach unserer, ich will sie einfach "Grundausbildung" nennen, kamen wir zu unserem ersten Arbeitseinsatz nach Guntersblum. Guntersblum ist ein kleines Weindorf und liegt etwa 20 Kilometer nördlich von Worms. Wie und mit was wir da hinkamen, das weiß ich leider nicht mehr. Was wird uns hier erwarten, was sollten wir hier leisten?

Untergebracht wurden wir im Tanzsaal einer Gastwirtschaft. Der Saal lag in der ersten Etage eines Nebengebäudes, unten waren die typischen Räume eines Winzer.- und Bauernbetriebes. Also Stall, Scheune, Geräteschuppen,

Kelter, Faßlager usw. Man mußte durch ein, für die dortige Gegend übliches Holztor gehen, wenn man den Hof des Anwesens betreten wollte. Im Hof wuchs, da erinnere ich genau, in einem großen Holzkübel, ein Feigenbaum. So einen Baum sah ich hier zum ersten mal in meinem Leben, ebenso die vielen Störche. Beides, Feigenbaum und Störche gab es in Baumholder nicht. Störche sah man, wenn man Glück hatte, im Frühjahr oder im Herbst während des Vogelzuges. Unsere Unterkunft war also der Tanzsaal einer Gastwirtschaft. Dichtgedrängt standen dort die schon bekannten hölzernen Betten. Waren in Dieburg 12 - 14 Mann auf einer Bude, hier war es die halbe Abteilung. Die zweite Hälfte war in einem anderen Saal, am Ende des Dorfes untergebracht. Morgens, beim Waschen, herrschte immer ein heilloses Durcheinander im Saal, auf der Treppe und in dem kleinen Hof. In Dieburg hatte jede Baracke ihren eigenen Waschtrog, hier in Guntersblum waren vielleicht 6 Wasserhähne an den Wänden von Ställen und Lagerschuppen. In Dieburg besaß jeder seinen eigenen Spind, in Guntersblum hingen unsere Klamotten einfach an den Betten oder sie lagen darunter. Ordnung war das nicht und die hätte man auch nicht halten können. Die Umstände ließen eben keine andere Möglichkeit zu. Uns Arbeitsmännern war diese Lösung gerade recht. Entfielen doch dadurch die sonst üblichen Schikanen und Gemeinheiten bei der Stubenabnahme wenn ein Führer irgendwo einen, oft nicht feststellbaren Fehler fand.

An einem Samstag nachmittag, wir waren ungefähr seit vierzehn Tagen in Guntersblum, kamen mein Vater und meine Schwester, mich besuchen. Durch die Vermittlung des Wirtes konnten sie für 2 Nächte bei einer ihm bekannten Familie, ein kleines Zimmerchen mieten. Ich bekam bis um 23:00 Ausgang. Eine einmalige Sache die es sonst nicht gab. Mutter hatte für mich gefüllte Klöße gekocht und die wurden von der Hausfrau, aufgewärmt. Was haben die gut geschmeckt, nach dem Fraß der uns in Guntersblum serviert wurde. Meist gab es Eintopfessen. Heute Linsen, morgen Bohnen, dann Erbsen und, die am meisten, die so nahrhaften und von allen Arbeitsmänner heißgeliebten Graupen. Es wurde alles, buchstäblich alles was zu kochen war, in einer Gulaschkanone gekocht. Fleisch war für uns ein Fremdwort, das sahen wir nie. Da schmeckte das eine genau so wie das andere. Große Unterschiede gab es nicht. Kaffee schmeckte nach Soße und Suppe nach Kaffee. Je nach dem, war gerade als letztes im Kessel gekocht worden war. Arbeitsmänner und Soldaten werden nicht verwöhnt. Uns schmeckte einfach fast alles. Hunger ist eben doch der beste Koch. Verwöhnte Gaumen oder gar Feinschmecker, hatten es besonders schwer. Muttersöhnchen, die gab es damals ebenso wie heute, konnten einem Leid tun.

Weil in dem Zimmer, außer dem Bett nur ein Stuhl und eine Kommode standen, saßen meine Schwester und ich bald mit den Tellern auf den Knien, auf dem Bettrand. Übrigens konnte ich mich dort einmal richtig waschen, wenn auch nicht unter fließendem Wasser. Das gab es nicht in dem kleinen, bescheidenen Zimmerchen, aber warmes in einem Eimer und einer Tonschüssel Mein Vater hatte 2 Pakete Zigaretten mitgebracht. Zu unserer Verpflegung

erhielten wir einige Zigaretten, wieviel kann ich nicht mehr sagen. Viele waren es nicht, auf jeden Fall, zuwenig. Diese Zigaretten, es waren 120 Päckchen zu je 6 Stück., konnte ich verkaufen. Zigaretten waren seit Beginn des Krieges, wie alles andere auch, rationiert. Kaum hatte ich am Montag abend, als wir vom Abendessen in unseren Schlafsaal gekommen waren, mit dem Verkauf der Zigaretten begonnen, als zwei Führer aus unserer Abteilung in den Saal kamen um nachzusehen, was hier für ein Lärm war. Ruhig ging so was ja nicht ab, jeder wollte ein Päckchen haben. Als sie sahen, daß ich Zigaretten verkaufte, wollten sie natürlich auch welche haben. Zwei, vielleicht auch drei Päckchen bekamen sie, selbstverständlich auch nur gegen Bezahlung. Damals kostete eine Sechserpackung 20 Pfennige. Wer konnte es mir übelnehmen, daß ich den Führern etwas mehr abgab als den Männern und damit versuchte, mir einen kleinen Vorteil zu verschaffen? Man nannte dieses Verhalten "Radfahren". Radfahren tat wohl jeder der in der damaligen Zeit Gelegenheit dazu hatte. Eine andere Möglichkeit, sich eine kleine Vergünstigung zu verschaffen, waren gute Beziehungen. Von vielen wurden gute Beziehungen geradezu gesucht und oft mit viel Geld bezahlt. Da hat sich zu heute, nichts geändert. Meine Eltern schickten mir noch einmal ein Paket mit Zigaretten. Die waren auch recht schnell an den Mann gebracht. Einen spürbaren Nutzen haben mir die Zigaretten nicht gebracht.

Nun etwas über unsere Arbeit und den Tagesverlauf. Um 5:30, wie in Dieburg so auch hier, war Wecken. Dann Frühsport, Waschen, Frühstück und danach Antreten zum Appell. Nach dem Appell und der sogenannten "Befehlsausgabe", ging es zur Arbeit auf die Insel Kühkopf im Rhein. Um dort hinzukommen, fuhren wir mit Fahrrädern, immer schön zwei nebeneinander, so an die sechs Kilometer bis zur Anlegestelle einer Rheinfähre. Mit der Fähre dann ein kleines Stück über den an dieser Stelle begradigten Rhein bis zum gegenüber liegendem Ufer. Der Altrhein macht hier eine Schleife nach Osten, die hat man abgeschnitten indem man dem Rhein ein neues Bett baggerte. So entstand die Insel Kühkopf. Zum Teil war sie recht sumpfig, eben eine Rheinaue. Gute Wege gab es so gut wie nicht, nur Feld.- oder Wirtschaftswege. Und die befuhren wir mit unseren Rädern. Ein schönes Stück Arbeit. So ein Wehrmachtsrad war recht stabil und von daher ganz schön schwer. Es wog bestimmt zehn kg, hatte keine Gangschaltung, nicht wie heute, super leicht und bis zu zwanzig Gängen. Auf dieser Insel kamen wir zum Einsatz. Aus Latten, Balken, Brettern, Sackleinen, Dachpappe und viel Draht nagelten wir große, provisorische Hallen zusammen. Die sollten die Flugzeuge der Alliierten nachts von den militärisch wichtigen Zielen im Reich ablenken. Die so gebauten Hallen sollten Rüstungsbetriebe darstellen oder auch Flugplätze. Die Dächer, aus Dachpappe und Draht gefertigt, wurden mit einer phophorisierenden Farbe bestrichen, die des nachts, wenn der Mond schien, ganz leicht reflektierte. Aus großer Höhe konnte man vielleicht meinen, dort unten liegt eine Fabrik oder ein Flugplatz. Ob und wann, wenn überhaupt, auf so ein Potemkinsches Dorf je eine Bombe fiel? Ich weiß es nicht, ist mir nicht bekannt. Ich glaube nein. Die Engländer und Franzosen ließen sich so leicht

nicht täuschen. Außerdem hatten die bestimmt überall ihre Spione, die schon wußten was hier gebaut wurde und das den entsprechenden Stellen weiter meldeten.

Bis eine Halle stand, war schon allerhand zu leisten. Ein Glück, daß der Ackerboden der Insel aus recht lockerem Rheinsand bestand. Das Ausheben der Pfostenlöcher war von daher verhältnismäßig leicht. Als Werkzeug hierfür wurden Spaten und Frankfurter Schaufeln benützt. Ab und an wurden auch Erdbohrer verwendet. Diese Geräte, die von zwei Mann bedient wurden, sahen wie große Korkenzieher aus und wurden, wie die in Flaschen gedreht wurden, eben in den Sandboden, gebohrt. Wenn man den Bohrer so um die 20 cm tief in das Erdreich gedreht hatte, wurde der Bohrer samt dem Erdreich aus dem Bohrloch genommen. Auf diese Art entstand ein Loch von ca. 20 cm Durchmesser und bis zu einem Meter Tiefe. In das dann ein Pfosten gestellt und fest gestampft wurde. Das alles war schon eine recht schwere und anstrengende Arbeit, die außer Kraft auch noch eine gehörige Portion Geschick erforderte. Zuerst aber wurde mit Flurstäben der genaue Plan abgesteckt, dann die Höhe der Pfosten nivelliert und markiert. Wenn nun die Pfosten gesetzt und fest gestampft waren, kam die Hauptarbeit, nämlich das Verstreben und Verspannen der einzelnen Teile. Zum Schluß wurden dann die Wände und das Dach angebracht. Das alles wurde in einem etliche Hektar großen Zuckerrübenfeld, aufgestellt. Das Material dazu lagerte auf einem Feldweg und wurde von uns Arbeitsmännern auf den Schultern zu dem jeweiligen Platz getragen. Das waren alles Arbeiten, die uns mächtig forderten. Was taten uns abends die Schultern, die Hände und, zum Schluß die Füße weh. Es ist müßig, zu erwähnen, daß wir selbstverständlich sorgsam mit dem Material und auch mit den Zuckerrüben umgehen mußten und nichts beschädigen durften. "Kampf dem Verderb", hieß auch hier die Parole. Ab und zu ließ sich der Besitzer des Feldes sehen. Angewiesen und unterstützt bei diesen Arbeiten wurden wir, die wir alle ja von dem Einrichten und Fertigstellung so eines Projektes, keinerlei Ahnung hatten, von einem Zivilingenieur. Ich glaube, der hatte keine leichte Aufgabe mit uns.

Hunger hatten wir beim RAD immer. Und um diesen Hunger zu stillen, taten wir das, was ganz streng verboten war, wir aßen ab und zu eine Zuckerrübe. Nicht oft, eher selten. Die Dinger sind sehr hart und schmecken garnicht so süß wie man glauben könnte, außerdem würgen und kratzen sie im Hals und reizen furchtbar zum Husten. Wir paßten höllisch auf, daß keiner erwischt wurde. War aber doch einer ertappt worden, gab es ein mächtiges Trara und er wurde für eine Strafe notiert. Die Strafe war meistens Straßenfegen, außer der Reihe Stubendienst und die schwerste Arbeit auf der Baustelle. Wie viele dieser Pseudohallen wir in dem riesigen Zuckerrübenfeld aufgestellt haben, weiß ich nicht mehr. Es waren schon etliche, mindestens zehn Stück.

Wo eine große Anzahl Menschen auf kleinstem Raum zusammen leben müssen, wie wir im RAD, ist die Gefahr einer Epidemie, sehr groß. Um einer

Epidemie vorzubeugen, gibt es Impfungen. Und die bekamen wir in Guntersblum in reichlichem Maße. Zu was die alles gut sein sollten, das weiß ich auch nicht mehr. Auf jeden Fall, wir bekamen eine ganze Menge Impfungen. Für viele war sie eine rechte Tortur. Auf einem großen Platz unter Bäumen, es kann der Dorfplatz vor der Kirche gewesen sein, mußten wir antreten. Nicht im Krankenrevier, wie das üblich gewesen wäre, hier unter freiem Himmel, bekamen wir die Impfung. Wir mußten den Oberkörper frei machen und dann einzeln vor den Arzt treten. Das war so ein kleiner, dicker Mann mit unwahrscheinlich kurzen Armen und einer dicken Brille. Ein Sani desinfizierte eine Stelle am Oberarm oder der Brust und der Arzt verabreichte die Spritze. Oft klappte das nicht beim ersten Mal, dann stach er halt noch einmal zu. Ich erinnere mich, daß doch einige Arbeitsmänner wegen der Schmerzen und der nervlichen Belastung einfach umkippten. Gab es mal eine Entzündung, so bekam der Betroffene zwei oder drei Tage arbeitsfrei. Innendienst mußte er schon verrichten. Uns wurde beim Arbeitsdienst nichts geschenkt.

Wie lange wir in Guntersblum waren, kann ich heute leider nicht mehr sagen. Es mögen drei Wochen gewesen sein. Unsere Arbeit in Guntersblum ging zu Ende. Die Scheinfabrik oder der Scheinflugplatz waren fertig und wir kamen zurück nach Dieburg. Die Fahrt dorthin machten wir selbstverständlich mit unseren Fahrrädern. Warum denn hatten wir die unbeholfenen, schweren Räder? Doch nicht nur um damit zur Arbeit zu fahren. Sie mußten schon effektiv genutzt werden. Das Hauptgepäck wurde per Lkw. transportiert, wir hatten nur Brotbeutel, Feldflasche, Gasmaske und natürlich unseren Stahlhelm dabei. Für ungeübte Radfahrer war die Strecke recht lang und beschwerlich. Wir waren eben keine Anstrengungen dieser Art gewöhnt. Es ist schon eine Qual, immer in Kolonne, so exakt wie möglich zu fahren. Immer aufpassen daß kein Unfall passiert, immer Abstand nach vorne und nach hinten zu halten, nicht zu dicht aufzufahren und keinen zu großen Abstand entstehen zu lassen. Gut, daß wir doch einige Erfahrung bei unserer täglichen Radtour zur Rheinfähre gesammelt hatten, und, daß bedingt durch den Krieg, kein starker Autoverkehr auf der Landstraße war. Ich entsinne mich, daß wir eine kleine Anhöhe hinauf die Räder schoben. Obwohl die Rheingegend ja fast tellereben ist, zum Odenwald hin wird sie doch hügeliger. Wir legten gegen Mittag nur einmal eine Rast ein. Sonst gab es keine Pause. Abends kamen wir in Dieburg an. Totmüde, schlapp, durstig und ausgepumpt.

Am nächsten Tag war zuerst einmal Großreinemachen an unserer Uniform, der Arbeitskleidung und den Geräten. Die Spaten und Schaufeln wurden von der anhaftenden Erde gereinigt, die Schubkarren nachgesehen, Hämmer, Zangen, Beile, Äxte, Sägen, Flurstäbe, kurz alles was in Guntersblum im Einsatz gewesen war, gezählt und auf Funktionsfähigkeit, geprüft. Listen wurden erstellt und mit den Listen der Werkzeuge verglichen, die wir mit im Einsatz hatten. Die ganze Abteilung wurde, so hat das ein Führer gesagt, "auf Vordermann" gebracht. Es waren nur einige wenige Arbeitsmänner während unseres Einsatzes als Wache in der Abteilung, geblieben. Ich glaube, die

hatten es wesentlich besser als wir dort im Rübenfeld, wo wir uns oft wie die Hasen vorkamen. Obwohl, Wacheschieben auch nicht gerade die schönste Beschäftigung ist und mir nie Spaß machte.

Der eintönige Dienst des RAD Mannes begann wieder. Eines Tages, nur kurze Zeit nach unserer Rückkehr, kam das Gerücht auf, wir sollten nach Frankreich zum Einsatz kommen. Sollte auch hier, wie bei so vielen Gerüchten, tatsächlich etwas dran sein? Was hat man noch so alles mit uns vor? Daß wir ein sehr bewegtes Leben vor uns hatten, war uns allen klar. Wir waren ja nicht nur so aus Spaß eingezogen worden. Krieg ist halt kein Honiglecken oder mit einer Sommerfrische vergleichbar. Da werden Menschen getötet, werden unschätzbare Werte unsinnig vernichtet. Krieg ist nie nötig und nie zu rechtfertigen. Wie lange wird der Krieg wohl noch andauern?

In Frankreich

Das Gerücht, daß wir zu einem neuen Arbeitseinsatz nach Frankreich verlegt würden, verdichtete sich immer mehr.

Jetzt kommt für eine kleine Weile ein Loch in meinem Gedächtnis. Ich weiß nur noch, daß wir mit der Eisenbahn, in Personenwagen, über Kaiserslautern und Saarbrücken in Richtung Paris fuhren. Von der Verladung unserer Abteilung auf dem Bahnhof in Dieburg, von der eigentlichen Fahrt ab Saarbrücken, durch Frankreich, vom Eintreffen irgendwo auf einem Bahnhof, vom Entladen unserer Abteilung und des Gerätes, weiß ich nichts mehr. Es mag sein, daß die Fahrt während der Nacht erfolgte und daß nur wir, die Arbeitsmänner, also kein Gerät, verlegt wurde. Meine Erinnerung setzt erst wieder ein, als wir aus dem Zug ausstiegen. Es regnete in Strömen und wir marschierten mit dem Spaten auf der Schulter und dem Stahlhelm auf dem Kopf zu unserer Unterkunft. Die wiederum kann ich sehr gut beschreiben. Auch an den ersten Eindruck, den das kleine Dorf auf mich machte. Das sah nicht aus wie ein Dorf in unserer Gegend. Grau oder braun waren die Häuser und fast alle nur einstöckig.

Unsere Unterkunft war entweder ein ehemaliges Internat, ein Landschulheim oder eine Klosterschule gewesen. Das ganze Areal war von einer hohen Mauer umgeben, hinter der Bäume und Sträucher standen. Deren Zweige hingen über die Gehwege, die den ganzen Innenraum, auf dem auch noch Büsche standen, durchzogen. Wenn man das Anwesen durch ein eisernes Tor betrat, lag gleich links das ehemalige Pförtnerhaus, heute war es das Wachlokal. Im Anschluß daran, im nächsten Gebäude, die Schreibstube, die Unterkünfte der Führer und dann die Küche mit dem Speisesaal. Das folgende Gebäude, so an die 15 bis 18 Meter lang, war die erste Unterkunft, und im

rechten Winkel dazu, die zweite. Unsere Stuben waren recht groß, in allen war Platz für mindestens 10 bis 15 Mann. Alles war so naß, alles tropfte, es regnete immer noch in Strömen. Die Bäume tropften, die Zweige, unsere Uniform war naß und vom Rand des Stahlhelmes tropfte der Regen in unseren Nacken. Wenn die Zeit, die wir hier verbringen sollen, so trist und öde wird wie die Ankunft war, dann gute Nacht. Dann werden wir eine ganz schlechte Zeit erleben.

Hier entsinne ich mich auf die erste Wache die schob. Was eine Wache ist und deren Aufgabe werde ich später einmal genau beschreiben. Ich ging also mit einem anderen Arbeitsmann - so was nannte man Doppelposten - über die Gehwege im Innern der Anlage auf Wache. Unsere Gewehre, die wir vor kurzem empfangen hatten, hatten wir wegen des Regens und weil sie so furchtbar lang waren und immer an den tiefhängenden Zweigen der Büsche und Sträucher, anstießen, einfach nach hinten gekippt. Das war zwar ganz streng verboten, aber wir sagten uns, wer wird bei diesem Wetter die Wache kontrollieren. Die Gewehre stammten aus der französischen Armee, sie waren mithin Beutegut. Die waren bedeutend länger als die deutschen Karabiner, richtig unhandlich. An der Laufmündung wurde dazu noch ein Bajonett angebracht. Das war nicht wie die deutschen, wie ein Dolch, sondern dreikantig und dazu noch ein gutes Stück länger. Mit diesen Waffen waren wir ausgerüstet. Ihre Handhabung und Funktion lernte wir in ein paar Stunden. Geschossen habe ich nie damit. Auch nicht auf eine Zielscheibe. Auf Menschen schon garnicht. Ob ich es getan hätte, ich glaube, wenigstens vorerst, noch nicht.

Eines abends, wir waren gerade beim Einschlafen, hörten wir doch tatsächlich den Goebbels reden. (Goebbels war der damalige Reichspropagandaminister). Hat da neuerdings einer von uns ein Radio? Es gab damals fast nur die Volksempfänger und so einen kann doch ein Arbeitsmann nicht gut mit nach Frankreich nehmen. Was war da los? Und jetzt spricht auch noch "Unser Führer" ? Die Lösung war, ein Arbeitsmann aus der Nebenstube, hat die beiden imitiert und das so täuschend ähnlich, daß man meinen könnte, man stehe neben den Rednern. Hitler war Reichskanzler und Goebbels sein wichtigster Minister. Niemand von uns kam auf den Gedanken, daß wir, wäre eine Rede von einem der beiden im Radio übertragen worden, sie gemeinsam hätten anhören müssen. Daß Deutschland den Krieg verlieren könnte, daran hat niemand 1940/41 geglaubt. Der Imitator hieß übrigens Hans Luger und stammte entweder aus Wadern oder Wahlen oder Weiskirchen. Zumindest aus der dortigen Gegend. Er soll später an der Syphilis, die er sich bei einer Französin eingehandelt hatte, als Soldat in einem Lazarett in Lille, gestorben sein. Aber, dies ist nicht 100 %ig, ich weiß es nur aus 2. Hand. Dieser Luger war schon ein Original. Bei einer Besichtigung unserer Abteilung durch einen Gruppenführer - eine Gruppe waren drei Abteilungen - hat der doch beim Mittagessen, tatsächlich an dem Unterkiefer eines Kalbskopfes genagt. Und das während der Gruppenführer den Speisesaal betrat. Nur mit Mühe konnten wir unser Lachen unterdrücken. Übrigens, nach dieser Sache gab es keine

Knochen mehr. Trotzdem wurde das Essen auch nicht viel besser. Wie in Dieburg und Guntersblum so hatten wir auch hier oft Hunger. Warum nur, satt sollte man doch noch werden, wenn man schon "Dienst am Vaterland" tun mußte.

Die Arbeit unserer Abteilung war auf einem nahen Flugplatz der Luftwaffe. Er war mit dem "Pik As" Jagdgeschwader und einem Bombergeschwader belegt. Unsere Arbeit bestand hauptsächlich darin, Splittergräben auszuheben, Splitterschutz für die Flugzeuge anzulegen, Telefonleitungen zu verlegen und dem Bodenpersonal hin und wieder, zu helfen. So mußten wir beim Transport von Bomben mit zupacken und Munition herbei fahren. Die Flugzeuge standen nicht in Hangars, nur zur Wartung wurden sie dorthin geschoben. In Bereitschaft standen sie in weitem Abstand zu einander unter Tarnnetzen im Gelände. Somit war, wenn es nötig sein sollte, ein sehr schneller Start gewährleistet. Ich habe aber in den paar Tagen, die ich auf dem Flugplatz gearbeitet hatte, keinen Alarmstart erlebt. Nachts flogen die Bomber Einsätze auf Rüstungsbetriebe in England. Tagsüber wurden sie gewartet und für den nächsten Einsatz beladen. Die Jagdflugzeuge, wenn ich mich recht entsinne, waren es “ M 109 “, d.h. Messerschmidt 109. Damals die bekanntesten und die schnellsten Jagdflugzeuge überhaupt. Wir waren schon stolz, bei einem berühmten Geschwader Dienst zu machen. Wenn die von “ Feindflug “ zurück kamen und mit den Tragflächen wackelten, das heißt hin und her pendelten, bedeutete das einen erfolgreichen Abschuß eines gegnerischen Flugzeuges. Das Bodenpersonal und auch wir bewunderten und beglückwünschten dann die in unseren Augen tapferen Piloten. Und hier hatte ich zum erstenmal in meinem Soldatenleben, wirklich großes Glück. Um das zu beschreiben, muß ich aber etwas zurück in die Vergangenheit gehen.

Am 25. Juni 1941 hatte ich in Baumholder den Führerschein der Klasse drei gemacht. Er hat die No. 34/41 und kostete so um die 25,00 RM. Nach nur zweimaligen Fahren und Teilnahme am theoretischen Unterricht beim Fahrlehrer Landsmann aus Idar-Oberstein, war ich stolzer Besitzer eines Führerscheines. Damals war es durchaus nicht üblich, daß ein junger Mensch von gerade mal 18 Jahren, einen Führerschein besitzt. Den Führerschein in so jungen Jahren zu haben, war eine seltene Ausnahme. Vielleicht hat mein Vater geahnt, daß er mir einmal Glück bringen würde, oder er vorausschauender als die meisten Väter der damaligen Zeit.

Eines morgens, ich stand mit noch einigen aus unserer Gruppe, mit Pickel und Schaufel in einem Graben in den ein Telefonkabel verlegt werden sollte, als ein Zugführer zu uns kam und mich suchte. Ich solle in die Schreibstube der Abteilung kommen, ich würde als Kraftfahrer zur Gruppe versetzt. Wohlweislich hatte ich meinen Führerschein eingesteckt als ich einberufen wurde. Hier wurde er mir nützlich. Drei Mann waren wir, die zur Gruppe, die man mit einem Bataillon in der Wehrmacht vergleichen kann, versetzt wurden. Wir

packten unsere Siebensachen zusammen und wurden mit einem Lkw. zu unserem neuen Einsatzort gebracht.

Schloß Chamerande - Ritterrüstungen im Flur

Die Gruppe, oder besser gesagt, die Gruppenführung lag in einem Schloß, es hieß, wenn ich es richtig schreibe, "Chamerande", bei Etampes. Etampes liegt ca. 30 Kilometer südlich von Paris an der Bahnlinie nach Orleans am Flüßchen Juine. Die Bewohner waren evakuiert worden, nur ein paar Leute vom Personal waren noch hier um die notwendigen Pflegearbeiten zu leisten und das Schloß baulich instand zu halten. Genutzt wurde nur ein kleiner Teil des Schloßes, die meisten Räume waren verschlossen, ein ganzer Trakt garnicht zugänglich. Das Schloß lag in einem riesigen Park, von dem wir nur einen kleinen Teil gesehen hatten. Drei oder vier Weiher dienten der Fischzucht. Ich habe noch einige Fotos aus der damaligen Zeit, die das Schloß von innen und von außen zeigen. Im Erdgeschoß lagen die Büros der Gruppe, die Küche mit den Vorratsräumen, die Speiseräume, getrennt nach Mannschaft und Führern. Die meisten Räume aber waren verschlossen und somit nicht zugänglich. In ihnen standen fast das ganze Inventar des Schloßes. Das Obergeschoß war mit einer dicken, mit Leinen umwickelten Kette abgeschlossen. Was mögen da für Kostbarkeiten stehen, wenn hier in dem Teil den wir nutzen konnten, so seltene und teure Dinge stehen. Da standen Ritterrüstungen, da hingen unwahrscheinlich große Gobelins in einer Empfangshalle und Vitrinen mit Gold bemaltem Geschirr. In einem Raum, hinten links, er war auch leer, hingen an den Wänden Spiegel, die von der Decke bis zum Boden reichten. Es war uns nur erlaubt, die unverschlossenen Räume im Parterre zu betreten. Aber die reichten aus, um uns einen kleinen Einblick auf den unwahrscheinlichen Reichtum des Schlosses und seiner Bewohner zu geben.

Außenansicht von Schloß Chamerande

Die Unterkunft für uns Arbeitsmänner lag in einem Nebengebäude, das am Hauptgebäude abgebaut war und waren gut über eine steinerne Wendeltreppe zu erreichen. Man brauchte nur aus unserem Speisesaal nach links an der Küche vorbei zu gehen und hinter einer schweren Tür war dann der Aufgang zu den Stuben. In denen wohnte vor uns das Personal. Ich hatte für mich ein Zimmer, ganz allein. Nach den Unterkünften in Dieburg, Guntersblum und in dem ehemaligen Internat, wohnte ich fast königlich. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich ein Zimmer ganz allein bewohnte. Zu Hause hatten mein Bruder und ich, seit eh und je zusammen nur ein Zimmer. Ein Ofen stand nicht in meinem Zimmer, als Wärmequelle diente ein offenes Kamin. Und darin machte ich mir abends, den Tag über waren wir ja im Dienst, ein schönes Feuer. Holz dafür gab es reichlich. Im verlassenen, leeren Pferdestall lag genügend zerhacktes Holz. Die Ställe waren übrigens alle leer, es hatte den Anschein, als wären sie schon seit Jahren nicht mehr benützt worden. In den Ställen standen nur unsere Fahrzeuge. Und das waren nicht viele. Ich habe einen englischen Lkw., einen Bedford, gefahren. Ich war, wie man so zu sagen pflegte, fein raus. Was fühlte ich mich wohl, ich war Lkw.Fahrer, damals wie heute ein Traum vieler jungen Kerle.

Mein englischer Bedford

Wenn mein Dienst auch mehr aus technischen Arbeiten am Lkw. bestand, ab und zu war ich doch auf Achse. Es durften ja nur die ganz dringenden Fahrten gemacht werden. Benzin war knapp und überall mußte gespart werden. Meist war Holz, Post oder Verpflegung bei den entsprechenden Lagern zu holen oder bei den einzelnen Abteilungen unserer Gruppe war was hinzubringen oder abzuholen. Oft bestand die Ladung aus Bekleidung die irgendwo zuviel oder zuwenig war. Einmal brachte ich das demolierte Krad, so hieß in der Landsersprache ein Motorrad, unseres Kradfahrers, zur Reparatur in die D.K.W. Werkstatt "Grün" nach Paris. Zum erstenmal war ich in dieser Riesenstadt, ganz allein. Den Weg zur Werkstatt hatte ich mir in einer Straßenkarte eingezeichnet und sie am Lenkrad befestigt. Die Werkstatt lag im zweiten

Stock einer Hochgarage. Das war für mich auch was ganz Neues. Die Werkstätten, die ich bis jetzt gesehen hatte, lagen alle zu ebener Erde. Unser Kradfahrer hieß Peter Krupp und stammte aus Ahrweiler. Noch ein Kamerad, der auch Fahrer war, hieß Franz Bachmann und stammte aus Mainz. Angeblich wohnte er in der Rheinallee No. 5. Er war ein kleiner Kerl, so groß wie ich und hatte eine Riesenschnauze. Er fuhr einen D.K.W. mit Revolverschaltung. Ob die beiden noch leben?

Franz Bachmann aus Mainz

Wenn ich mich recht erinnere, so waren wir drei Arbeitsmänner als Fahrer und ein Zivilfahrer. Der fuhr mit einem großen Schlitten den Arbeitsführer. Man kann Arbeitsführer mit Major oder Oberstleutnant vergleichen. Ein etwas älterer feiner Mann. Im ersten Weltkrieg war er Offizier in Deutsch - Ostafrika gewesen. Zum Personal der Gruppe gehörten zwölf Führer und sieben Arbeitsmänner. Die Arbeitsmänner machten, außer uns drei Fahrern, Dienst als Ordonnanzen, Putzer und Schreiber. Man kann getrost sagen, der Dienst dort im Schloß war, verglichen mit dem Dienst in den Abteilungen, fürstlich. Dort wurde geschuftet von früh bis spät, oft bis zum Umfallen, und hier wurde ein schöner Lenz geschoben. Dort war man hungrig, müde, verdreckt und wurde oft schikaniert, hier herrschte genau das Gegenteil davon. Ein sauberes Bett, keine Schikane, satt zu essen und von Müdigkeit keine Spur. Sogar das Wacheschieben, in “Feindesland” wie Frankreich eine unschöne gefährliche Pflicht aller Soldaten, blieb uns erspart. Am Tor, an der Schloßeinfahrt lebte und wohnte das Gärtnerehepaar. Und dort war die Wache. Jeden Tag wurde eine andere Abteilung unserer Gruppe mit der Bewachung des Schloßes betraut. Ob über Nacht eine Streife ging, weiß ich nicht. Wir jedenfalls

machten das nicht, vielleicht war man doch etwas leichtgläubig im Umgang mit den Franzosen. Immerhin gab es die Partisanen, die mit uns Deutschen nichts zu tun haben wollten, die uns sogar bis aufs Messer bekämpften. Daher gingen wir Arbeitsmänner auch nur sehr selten in die einzige Kneipe des kleinen Dorfes. Die Franzosen dort beachteten uns kaum. In dieser kleinen Kneipe habe ich die ersten Austern und Weinbergschnecken meines Lebens gegessen. In Frankreich ißt man so was oft, mir allerdings schmeckten sie nicht so richtig. Ich habe sie mehr aus Jux und Dollerei denn aus Hunger gegessen.

Die sieben Arbeitsmänner der Gruppenführung

Unser Arbeitsführer war da schon einmal dabei. Nicht oft, so ein.- höchstens zweimal. Schließlich war er ein Führer im Range eines Majors in der Wehrmacht, und wir, wir waren doch nur einfache Arbeitsmänner. Er war ein feiner Mann, vielleicht hat ihm das Zusammensein mit uns, zudem noch in einer französischen Kneipe, Spaß gemacht.

Wie ich schon erwähnte, floß am Rande des Parks ein Flüßchen, die Juine, vorbei. Drei oder vier Fischteiche waren mit diesem Flüßchen verbunden. Die Fischteiche waren bestimmt einmal vor langer Zeit zur Fischzucht angelegt worden. Tatsache war, daß in diesen Teichen sehr viele Fische lebten. Ein Feldmeister, ein kleiner, drahtiger Mann von ungefähr 35 Jahren, kam eines Tages auf die Idee, darin zu fischen. Und zwar mit einer Reuse. Er besorgte sich von irgend woher eine kleine Rolle Maschendraht wie ihn die Franzosen für ihre Hasenställe benötigten und bastelte daraus so ein Ding. Viel Glück damit hatte er scheinbar nicht, denn, obwohl die Reuse gut gebaut war, viele

oder große Fische waren nie darin. Aber einmal hat er einen kapitalen Hecht mit seinem Schrotgewehr von einem Steg aus, der über einen kleinen Wasserlauf führte der zwei Teiche mit einander verband, geschossen. Der Hecht stand nur wenige cm unter der glasklaren Wasseroberfläche. Die Geschichte klingt wie Angler.- oder Jägerlatein, ist aber tatsächlich so passiert. Der Feldmeister ging im Park auch auf die Hühner- und Fasanenjagd. Da war sein Erfolg schon besser. Eigentlich war es schade, daß man in dem Wasser der Teiche und des Flusses, nicht baden konnte. Das Wasser war zwar sehr sauber und klar, aber es war in der Zwischenzeit schon November geworden. Den Hecht schenkte uns dann der Feldmeister, ihm war er scheinbar schon zu alt. Die Köchin hat ihn uns zum Abendessen zubereitet. Jeder von uns Arbeitsmänner opferte seine Butterration und die ergab eine recht schöne Soße. Es war dies der erste Hecht in meinem Leben von dem ich gegessen hatte.

In dem Schloß passierten eigentlich nur schöne Sachen.. Es gab ja keinen Schliff oder sonst welche Unannehmlichkeiten. Nur einmal ereignete sich ein makabrer Zwischenfall. Ein verwilderter Hund, im Schloßpark gab es noch mehrere davon, biß eine der im Schloß angestellten Bedientesten. Vielleicht war sie die Mätresse eines Führers, denn sonst hätte der Vorfall ja nicht diese Folgen gehabt. Jedenfalls bekamen wir den Befehl, den "gelben Hund" zu fangen und zu töten. "Gelb" deswegen, weil der Hund ein fahles, gelblich braunes Fell hatte. Befehl ist Befehl, auch wenn er unsinnig ist. Von der Jagd auf den Hund wollte und konnte sich keiner ausschließen. Jeder wollte doch auf der Gruppe bleiben und darum beteiligten sich alle an der Suche nach dem Hund. Also wurde im Park Jagd auf ihn gemacht und an einer Zugbrücke, gefangen. Irgend einer von uns hat ihn dann erschlagen. Ich war es nicht, ich hätte das nicht tun können. Der Hund war übrigens der erste Tote, den ich im Krieg sah. Wenn es auch ein Hund war. Viele tote Soldaten und auch Zivilisten, Frauen, Männer und Kinder, alte und junge, sollten noch folgen. Aber davon später.

Samstags, wenn wir bis 22:00 Ausgang hatten, fuhren wir schon einmal nach Etampes. Das waren mit der Bahn so an die 25 bis 30 Kilometer. Etampes war doch schon recht groß, ich schätze so 20 - 25000 Einwohner und hatte viel von dem zu bieten, was Soldaten suchten. Außerdem konnte man sich dort fotografieren lassen. Ich wollte meinen Angehörigen gerne ein Bild von mir schicken. Hier gab es die Gelegenheit. (Die Fotos sind heute noch da). Außerdem war für die Zerstreuung der Wehrmachtsangehörigen, zu denen auch wir, die RAD. Leute und die Angehörigen der "OT", (Organisation Todt). eine Art Arbeitsdienst der älteren Jahrgänge, gehörten, allerhand in Etampes, vorhanden. So war u.a. ein sehr schönes Soldatenheim, ein Soldatenkino, ein paar schöne Bistros und recht schöne Parfümerien. Natürlich alle den Verhältnissen angepaßt. Was man gut, preiswert und in großer Auswahl kaufen konnte, waren Sachen aus Kaninchenfell. Vor allem Westen, Jacken, Handschuhe und Mützen. Die Kaninchenzucht war in der Gegend von Etampes sehr ausgeprägt. Nirgend wo sonst, ich war ja später im Jahr, bis Anfang April 1943

wieder in Frankreich, habe ich so viele Franzosen mit Fahrrädern gesehen, die am Lenker des Rades ein Gestell angebracht hatten, auf dem sie die Kaninchenfelle, transportierten. Die hatten sie bestimmt für ein paar Francs gekauft. Frankreich war das Land der Kaninchenzüchter. Brachte doch so ein Braten eine willkommene Abwechslung und Bereicherung des Speisezettels in dieser armen Zeit. Fahrräder und Autos mit Holzvergaser waren die Transportfahrzeuge der damaligen Zeit. Im Bau von Holzgasmotoren waren die Franzosen übrigens führend. Autos mit Holzvergaser waren damals die Verkehrsmittel schlechthin. Sie waren nicht sehr schnell, eher langsam und es machte viel Mühe, sie morgens in Gang zu bringen. Wenn das klein gehackte Holz nicht genügend getrocknet war und von daher nur sehr schlecht vergaste, verging oft mehr als eine Stunde, bis sich im Gasgenerator genügend Gas gebildet hatte und der Motor gestartet werden konnte. Wie genau ein Gasgenerator funktionierte, will ich nicht beschreiben. Eine detaillierte Erklärung würde zulange dauern.

Jetzt kommt ein Abschnitt, oder besser gesagt, ein Erlebnis in meinem Leben, über das ich mir viele Gedanken gemacht habe, ob ich es und wie ich es überhaupt, schreiben soll. Da es aber ein wichtiges und zugleich ein Teil in meinem Leben war, das zudem nur ein einziges mal, in meinm und im Leben eines jeden Menschen vorkommt, werde ich es doch niederschreiben. Nicht daß es mir peinlich wäre, man spricht im Allgemeinen nicht über diese Sache.

Wie ich im vorigen Abschnitt schon erwähnt habe, war in Etampes für die damalige Zeit, allerhand los. Außerdem was ich schon aufgezählt habe, gab es auch, wie in jeder größeren Stadt, ein Bordell. Nicht für die Franzosen, nur für die Deutschen. Und nun kommt mein Erlebnis. Wir waren zu dritt oder viert an einem Samstag nachmittag nach Etampes gefahren. Ich entsinne mich, daß ich für meine Schwester Lydia, eine Weste aus Kaninchenfell gekauft habe und für mich ein goldenes Armband. Diese hellbraune Weste aus Kaninchenfell ist heute noch da, sieht auch nicht schlecht aus und daß das goldene Armband nicht aus Gold, sondern aus einem Metall das nur wie Gold aussah war, merkte ich erst viel, viel später.

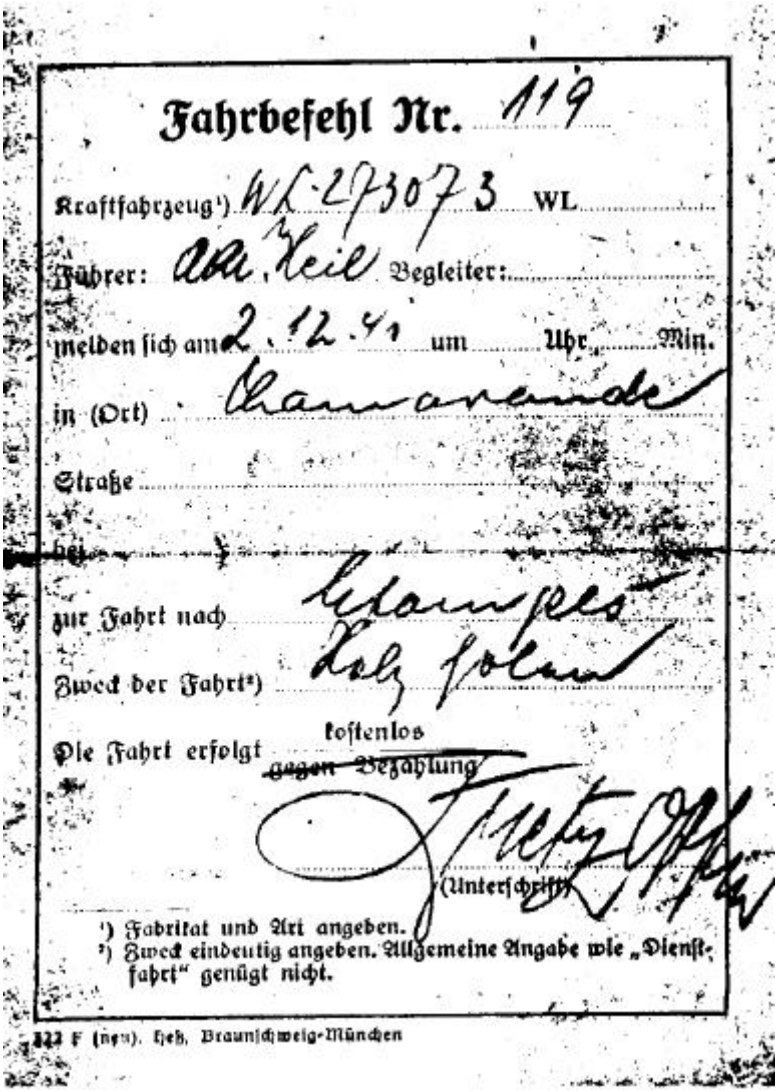
Nun zu dem Erlebnis. Nach einem Aufenthalt im Soldatenheim, kam einer von uns auf die Schnapsidee, ins Bordell zu gehen. In Frankreich ist das garnicht was Außergewöhnliches, da ist das so üblich. Die Heeresleitung sah es übrigens auch wesentlich lieber wenn die Landser in ein Bordell gingen statt anderswo hin. Wir fragten den ersten Landser der uns über den Weg lief, ob er wüßte wo das wäre und wie man hinkäme. Garnicht weit weg, am Marktplatz, stand ein sehr schönes Haus und das war es. Ich weiß heute noch, was ich dachte und fühlte als wir in dieses Haus kamen. Die Einrichtung der Empfangshalle, die Wände und die Decken der Räume, die Fußböden der Salons, einfach alles war so sauber, so stilvoll und so farbenfroh. So sauber und so gepflegt sah ich bisher noch kein französisches Café oder Bistro. Da war überall viel Licht, überall lagen Teppiche und Brücken. Und die Frauen

erst, jung und hübsch. Wie gesagt, die Französinnen damals im Krieg waren zwar nicht so wie man sie heute sieht, so adrett und schick. Aber die Frauen hier, im Bordell, waren für unsere Begriffe wenigstens, wie Wesen aus einer anderen Welt. Jung, hübsch, sauber, gepflegt, einfach anders als alle die ich bis zu diesem Tag gesehen hatte. Was ich dort sah, kannte ich nur aus Revuefilmen.

Wir waren also da. Gleich nach unserem Eintreten, es war so gegen 16:00 Uhr und der Hauptbetrieb ging erst um 18:00 oder 19:00 los, kamen auch schon einige junge Frauen auf uns zu. Peter Krupp aus Ahrweiler, hatte gleich eine an der Hand. Ich war da doch etwas vorsichtiger, ich besah mir erst einmal die Sache und harrte der Dinge, die da kommen würden. Da ich, wie ich schon einmal erwähnt habe, nicht sehr groß, eher zierlich und klein war, hatte ich natürlich auch nicht die Chancen wie ein ordentlicher Kerl. Schließlich kam dann doch noch eine zu mir. Auch klein und zierlich und, wenn auch etwas spärlich, doch sehr gut angezogen, oder, gut ausgezogen. Wie man will, beides war richtig. Vielleicht war sie blond? Ich entsinne mich, daß ich zwei Cognaks getrunken hatte, bestimmt nicht mehr. Ein Zeug, damals wie heute, das mir garnicht schmeckte. Aber ich wollte mir Mut antrinken für das was jetzt kommen sollte.

Nach einiger Zeit gab es einen Aufruhr. Die Feldgendarmerie hatte von irgend jemand einen Hinweis erhalten, daß wir RAD.Männer im Bordell seien. War das nicht erlaubt? Vielleicht hatten die Frauen Mitleid mit uns, vielleicht war auch alles nur eine abgekartete Sache. Jedenfalls brachten sie uns ganz schnell unter Mitnahme unserer Mützen und Koppel in die obere Etage in ihre Zimmer. Nun stand ich da mit einer jungen, hübschen Frau, ganz allein und war befangen wie noch nie in meinem Leben vorher. Das Zimmer hell, voller Licht, einer schönen Einrichtung, einem großen französischem Bett, einem Teppich auf dem Boden und einer Dusche in einer Ecke. Was soll ich nun beginnen, wie einen Anfang machen, was sollte ich mit der Frau reden? Ich kam mir vor, als wäre ich in einem Wunderland. So was hatte ich noch nicht gesehen. Ich stand da, steif wie ein Stock und wußte nicht was tun. Das aber wußte die junge Französin. Sie zog ihren kleinen durchsichtigen Fummel aus und stand nackt vor mir. Noch nie in meinem Leben hatte ich vorher so etwas gesehen. Wohl einmal im Jahre 1935 in Schleswig - Holstein, aber das waren Kinder von vielleicht 12/13 Jahren gewesen. Langsam kam sie auf mich zu, zog mir die Uniform ganz langsam vom Körper und dann standen wir beide, nackt unter der Dusche. Ich stand da, stock steif und ohne mich viel zu bewegen. Ich war verlegen wie ein Tanzschüler, der zum ersten Mal seine Flamme nach Hause bringt. Ich kam mir vor, wie ein kleiner Junge, der ein Wunder erlebt. Ich war ein kleiner Junge und erlebte ein Wunder. Alles was getan wurde, kam von der jungen Frau. Sie war vielleicht 22, höchstens 24 Jahre alt. Schließlich lagen wir beide im Adamskostüm auf dem großen, breiten, mit vielen Kissen vollgepacktem Bett. Und nun kam das Fiasko. Ich war nicht in der Lage, mit ihr sexuell zu verkehren. Mein erstes intimes

Zusammensein mit einer Frau überhaupt, die zudem noch die dominierende Rolle spielte, war ein totaler Reinfall. Aber die Französin war sehr einfühlsam und nach einer Weile klappte dann doch noch unser Vorhaben. Ich war nicht sehr stolz auf meine Tat. Ich kann aber auch nicht sagen, daß ich irgendwelche Schuldgefühle gehabt hätte. Heute noch sehe ich uns beide, diese junge Frau und mich in diesem schönen Zimmer im Bordell von Etampes. An das Gesicht der Französin kann ich mich selbst bei intensivem Nachdenken einfach nicht mehr erinnern. Sie war auf jeden Fall jung, sogar sehr jung. Alle Frauen in dem Haus waren jung und schön, wenigstens für meine Begriffe.



Fahrbefehl Nr. 119

Kraftfahrzeug[1]) WL-273073 WL

Führer: Obl. Keil Begleiter:

melden sich am 2.12.41 um Uhr Min.

in (Ort) Hannover

Straße

bei

zur Fahrt nach Hannover

Zweck der Fahrt[2]) Holz holen

Die Fahrt erfolgt kostenlos ~~gegen Bezahlung~~

(Unterschrift)

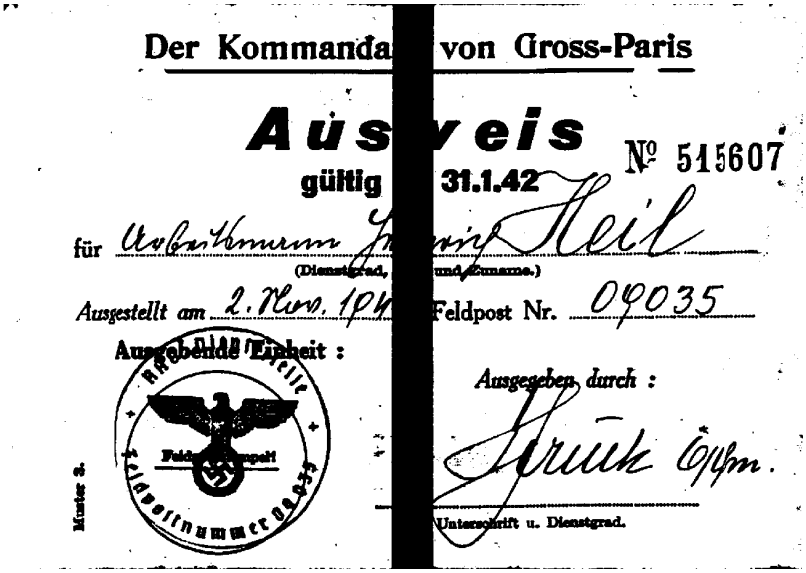
[1]) Fabrikat und Art angeben.
[2]) Zweck eindeutig angeben. Allgemeine Angabe wie „Dienstfahrt" genügt nicht.

333 F (neu). Heb. Braunschweig-München

Ein Fahrbefehl

Wer nun schlecht von mir denkt, mich vielleicht auslacht, die Nase rümpft oder gar den Finger hebt und mein Tun mißbilligt, soll, wenn er dazu überhaupt in der Lage und einfühlsam genug ist, sich zurück erinnern an seine Jugend, an sein erstes Erlebnis dieser Art und dann die Zeiten und die Gegebenheiten, die Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit mit heute,

vergleichen. Nur nicht die Nase rümpfen. Nicht daß ich mich heute schäme oder gar Gewissensbisse hätte, weit gefehlt. Wir waren jung, gerade erst 18 Jahre alt und wer wußte was noch kommt? Was morgen sein wird. Wir wollten leben und das Leben genießen bevor es zu spät war. Zu spät konnte es jeden Tag sein. Auf der Heimfahrt nach Chamerande, in unser Schloß, waren wir alle still, keiner hatte die große Klappe wie sonst.



Der Kommandant von Gross-Paris

Ausweis

gültig 31.1.42 № 515607

für Unterhumm. Heinrich Heil

(Dienstgrad, Vor- und Zuname.)

Ausgestellt am 2. Nov. 194 Feldpost Nr. 09035

Ausgebende Einheit :

Ausgegeben durch :

Unterschrift u. Dienstgrad.

Muster 3.

Ausweis für Groß-Paris

Eine weitere Episode aus dieser Zeit muß ich noch niederschreiben. Unser Arbeitsführer hatte, wie alle hohen Offiziere, ein Auto und einen Fahrer, der nur für ihn zuständig war. Dieser Fahrer war kein RAD.Mann, sondern ein dienstverpflichteter Zivilist. Ein Mann von ungefähr 35 Jahren. Er stammte aus Saarbrücken oder einen Ort in der Nähe. Dieser Fahrer bekam zu Weihnachten Urlaub. Ich mußte ihn vertreten. Einmal fuhr ich den Arbeitsführer zu einer Besprechung nach Paris in das Hauptquartier des Kommandierenden Generals von Westfrankreich, von Stülpnagel. Das Hauptquartier war in einem großen Hotel, das am Place de la Concorde, auf dem damals ein ägyptischer Obelisk stand, an einem Ende der Champs-Elysèees. Der recht große Wagen war ein englisches Beutefahrzeug, das die Engländer bei ihrem überstürzten Rückzug über den Kanal am Ende des Frankreichfeldzuges, bei Dünkirchen in den Dünen stehen ließen.. Wer mag da schon vorher darin gesessen haben? Auf dem Place de la Concorde stand ich nun und wartete und putzte die Scheiben am Auto, wie das ein guter Fahrer halt so macht. Bis mindestens

18:00 Uhr sollte die Besprechung dauern. Nach einiger Zeit, so nach 20/25 Minuten wurde ich von einem Angehörigen er Luftnachrichten angesprochen. Am Dialekt merkte ich, daß er entweder aus Idar-Oberstein oder zumindest doch aus einem Dorf dabei kommen mußte. Auf meine Antwort, daß ich auf meinen Chef, einen Arbeitsführer der zu einer Besprechung wäre, die so viereinhalb Stunden andauern könnte, warten müßte, schlug er vor, diese Zeit zu nützen um einen kleinen Abstecher zu unternehmen. Da mir der Arbeitsführer erlaubt hatte bis zu 10 Meilen fortzufahren, willigte ich ein und wir fuhren zum Mont Matre. Der Landser war scheinbar im Paris stationiert, denn er fand den Weg dorthin recht schnell. Leider war das Kabarett "Moulin Rouge", das zu besuchen der mir vollkommen unbekannte Soldat vorschlug und das damals wie heute zu den Attraktionen des Pariser Nachtlebens gehört, nur ganz spärlich besucht. Das Varietéprogramm begann erst gegen 20:00 Uhr und so war dieser Nachmittag ein ganz gewöhnlicher Kneipenbesuch, nur viel teurer.

Gewöhnlich ist eigentlich falsch, denn Moulin Rouge war schon ein Besuch wert. Wenn auch eine ganze Anzahl von Kabaretts größer und deren Programm aufwendiger war, das Moulin Rouge war schön. Wenn ich an die großartige Ausstattung des Zuschauerraumes denke und an die aufwendige Bühnendekoration, an das viele Licht, an die vielen gut schminkten Frauen, an die ganze Aufmachung, an die Getränke die man trotz des Krieges haben konnte, dann könnte ich noch heute von dem damaligen Gesehenen, schwärmen. Trotz der Verdunkelung, die auch hier eingehalten werden mußte, überall war es hell. Ich hatte keine Ahnung, daß es so was überhaupt gab. Noch nie hatte ich etwas dergleichen gesehen, wo auch. Ich war ja erst gut 18 Jahre alt und seit über zwei Jahren war Krieg. Wohl jeder Landser, so nannte man die Soldaten im 2. Weltkrieg, hat davon geträumt, einmal einen Urlaub in Paris zu verbringen. Und diejenigen, die in Frankreich, zumal in Paris oder der Umgebung davon lagen, wurden von allen anderen, beneidet. Eben wegen diesem Leben in relativem Luxus. Daß in Paris, wie im übrigen Frankreich auch, Soldaten spurlos verschwanden, daß sie vom französischen Widerstand ermordet wurden, davon sprach zu der Zeit niemand. Überall lauerten Gefahren, überall konnten Soldaten verschwinden. Hier in Baumholder sprachen die Leute von einem Fritz Denner der auf diese Weise verschwunden sein soll.

Nochmals zurück zu dem Soldaten aus Idar-Oberstein. Seinen Namen habe ich leider vergessen. Überhaupt, nur von ganz wenigen mit denen ich damals zusammen war, ganz gleich wo und wielange, habe ich die Namen noch in Erinnerung. Schade drum. Heute, nach so langer Zeit wäre es schön, mit ihnen über die Zeit damals zu plaudern.

Jetzt wäre von Weihnachten und Neujahr zu berichten. Ich erinnere mich, daß in unserem Aufenthaltsraum, der gleichzeitig Speiseraum war, ein Christbaum stand. Es gab nur ein etwas aufwendigeres Essen als sonst. Vorher war von unseren täglichen Rationen etwas eingespart worden. Wie und wo die Führer

feierten, weiß ich nicht, hat mich auch nicht interessiert. Wir feierten in unserem Aufenthaltsraum. Dabei hat einer von uns soviel über den Durst getrunken, daß er, als er sein Zimmer aufsuchen wollte, auf der steinernen Wendeltreppe, die von der Parterre zu unseren Zimmern in der zweiten Etage führte, die Balance verlor und diese bis zur Parterre hinunter fiel. Dabei hat er sich Gesicht, Hände und Beine derart verletzt, daß er tagelang keinen Dienst machen konnte.

Von zu Hause waren ein Feldpostpäckchen und zwei Briefe gekommen. Nur zwei, drei Franzosen waren im Schloß verblieben, von den anderen merkte man nichts. Die feierten wohl in ihren Familien auf ihre eigene Art. Kurz nach Neujahr kam der Fahrer des Arbeitsführers aus Urlaub zurück und ich trat meinen alten Dienst wieder an. Viel Arbeit hatten wir nicht, wir schoben einen schönen, gemütlichen Lenz. Fast hätte man sagen können, wir faulenzten. Das Sprichwort vom schönen Leben wie Gott in Frankreich, hier war es zur Tatsache geworden. Um den 10. Januar herum mußte ich ganz plötzlich zurück zu meiner Einheit. Schade, diese Zeit, in der Umgebung, mit so guten Freunden, mit einer Arbeit, die mir trotz des Krieges sehr viel Spaß machte, ging abrupt zu ende und war dann endgültig vorbei.

Aus der leider so schnell verflossenen schönen Zeit im Schloß sind ein paar Fotos erhalten. Sie sind im Album aus der Soldatenzeit. Ich hatte viel, viel Glück gehabt.

In Korbach

Zwei oder drei Tage war ich wieder in der alten Einheit, als wir auf der Bahn verladen wurden, um zurück nach Deutschland transportiert zu werden. Mitten im Winter und dann noch in Güterwaggons. Wieder nach zwei oder drei Tagen Bahnfahrt kamen wir in Korbach bei Kassel an. Kalt war es in den Waggons gewesen und wir froren erbärmlich. Die Abteilung, immerhin weit mehr als 200 Mann, trat vor dem Bahnhofsgebäude an und marschierte, feldmarschmäßig mit Gewehr auf der Schulter und Stahlhelm auf dem Kopf, den ganzen Weg bis zur Unterkunft. Diese, natürlich wie beim RAD üblich, lag etwas außerhalb der Stadt. Wie in Dieburg, so waren auch hier Holzbaracken unsere Bleibe. Wir wurden von der Bevölkerung ganz herzlich empfangen, fast wie Helden. Blumen wurden uns überreicht, obwohl es mitten im Winter war. Die Jugend, vor allem natürlich die HJ, der BDM und eine Gruppe von Arbeitsmaiden, begleiteten uns bis zum Lagertor. Ich glaube, viele fühlten sich auch wie Helden, ich nicht. Ich war jetzt nicht mehr gerne Arbeitsdienstmann. Es wird bestimmt hier nicht besser als es in Frankreich gewesen war. Eher viel schlechter. Hier beginnt ganz bestimmt wieder der alltägliche Trott eines

Arbeitsmannes. Schade drum. Ich trauerte der Zeit in Frankreich sehr viel nach.

Bei aller Tristesse gab es aber auch schöne Tage. In Korbach gab es am anderen Stadtrand, eine Abteilung "Weiblicher RAD". Diese Maiden, so bezeichnete man die Angehörigen, waren zum Teil in der Landwirtschaft, bei kinderreichen Familien oder in Fabriken der Nahrungsmittelindustrie, eingesetzt. Wie wir, so bekamen diese Maiden selbstverständlich auch Ausgang. Was lag da näher, als mit ihnen Bekanntschaft zu schließen und gemeinsam irgend etwas zu unternehmen. Meist war das ein Kinobesuch, ein Abend in einer Kneipe oder eine kleine Tanzveranstaltung, die es trotz des Krieges und der damit verbundenen Schwierigkeiten in allen Bereichen des täglichen Lebens gab und der Trauer über Gefallene und Vermißte in vielen Familien, ab und zu irgendwo veranstaltet wurde Zu mehr reichte das Geld nicht und auch nicht der Mut. Man mußte ja so vorsichtig sein wenn man seine Flamme zurück zur Abteilung brachte. Für die kleinste Übertretung der sehr strengen Vorschriften gab es meist Ausgangssperre oder irgend eine andere gemeine Strafe. Ich entsinne mich, daß ich einige Male mit Maiden ausgegangen war. Beide waren, das weiß ich ganz genau, blond und ungefähr so groß wie ich. Eine hieß Sita, ein etwas ungewöhnlicher Namen in der damaligen Zeit, oder so ähnlich, die zweite hieß Herta. Von einer muß noch ein Foto vorhanden sein. Ebenso habe ich noch ein Foto von einer Ursula Labinsky aus Leverkusen. Sie war nur eine Briefbekanntschaft wie das damals so üblich war. Ihr Vater war ein höherer Angestellter in den Bayer Werken. Die Adresse hatte ich von einem Kameraden aus dem Westerwald bekommen. Was aus diesen drei Mädels geworden ist, ob sie noch leben und wenn ja, wo, weiß ich leider nicht. Die Zeit damals konnte man nicht mit normalen Maßstäben messen. Alles war so undurchsichtig und unnormal, so verworren daß man nur noch für den Augenblick leben konnte. Bleibende Bindungen konnte ich und wollte ich nicht eingehen. Dafür war ich ja auch noch viel zu jung.

Kaum in Korbach angekommen, ging die Parole um, daß wir Skifahren lernen müßten um dann nach einer kurzen Ausbildung nach Finnland zum Einsatz zu kommen. Keine schöne Aussichten. Tatsächlich gab es, nicht für jeden, aber doch für viele, ganz schöne Skier. Die stammten aus Spenden der Bevölkerung. Meine Eltern hatten meine Skier auch abgegeben, möglicherweise waren sie sogar hier in Korbach. Da ich schon aus meiner Schulzeit her etwas skifahren konnte, sollte ich sogar Ausbilder werden. Kaum begonnen, wurde die Ausbildung wieder abgebrochen. Mehr als drei.- viermal waren wir nicht draußen im Schnee um wenigstens das Anschnallen der Skier und Hinfallen zu üben. Zu mehr reichte die Zeit nicht aus. Bekanntlich war der Winter 1941/42 ein Winter mit unheimlich viel Schnee und großer Kälte. Weitaus mehr Schnee als in den vorausgegangenen Jahren war gefallen. Mit Grauen entsinne ich mich der Kälte und der verheerenden Schneemassen. Unsere Abteilung mußte tagelang Schnee schaufeln. Hauptsächlich auf der Straße nach Arolsen. Dort war übrigens eine SS. Kaserne. Wenn man so an die 10

Meter Straße freigeschaufelt hatte, konnte man sich umdrehen und die ganze Strecke noch einmal machen.

Auf Wache in Korbach

Den Kampf mit dem Schnee werde ich nicht vergessen. Abends kam man nach Hause, d.h. in die Baracke, müde, geschwollene Hände, mit, von der ewigen Nässe aufgesprungenen und rissigen Fingern, mit Füßen, bis zu den Knien hoch, kalt und naß. Wir hatten ja nur Schnürschuhe und darüber handhohe Stoffgamaschen, die mit je zwei Schnallen festgemacht wurden, keine Stiefel. Aber, die hätten auch keinen Nutzen gebracht. Die wären genau so schnell naß geworden wie die Schuhe, total naß und dazu noch klobig. Vielleicht waren da die Schnürschuhe noch besser, denn die wurden wenigstens schneller trocken. Wenn in den Baracken keine Bullenhitze gewesen wäre, ich glaube, wir hätten dann sogar noch in den Betten gefroren. Selbst bei der strengen Kälte hieß es auch in Korbach, ein Arbeitsmann wäscht sich nur mit bloßem Oberkörper. Aber, wer tat das wirklich? Jetzt wurde mir erst recht klar wie schön die Zeit im Schloß gewesen war, ich werde sie nie vergessen..

Aus dem Einsatz in Finnland wurde nichts. Eine Parole löste die andere ab. Jeder wußte was, jeder was anderes, keiner wußte was Genaues. Tatsache war, daß eines schönen Tages eine Abordnung der Waffen SS im Lager erschien um uns für diese Waffengattung zu begeistern und zu werben. Die machten uns ihre Sache so schmackhaft und lobten alles über den grünen Klee, sie zählten uns Vorteile und Vergünstigungen auf, die wir bei der SS hätten, daß wir dann die richtigen Deutschen wären. Einige meldeten sich auch, Ich nicht, ich lehnte alles ab mit der Bemerkung, daß ich nur 163 cm groß sei. Das sei kein Hinderungsgrund mehr, meinten die Werber. Obwohl vor dem Krieg nur der zur SS kam, der größer als 175 cm war. Wir kamen uns vor, als würden die Werber der Landsknechte im Mittelalter vor uns stehen.

Eine Sache, die ich beinahe vergessen habe, muß ich noch berichten. Ich habe ja schon einmal davon berichtet, daß für alle Ausrüstungsgegenstände Appelle angesetzt wurden. So wurden auch diese Sachen eines Tages wieder einmal kontrolliert. Wieso und warum ich damit aufgefallen bin, kann ich heute noch nicht sagen. Nach meinem Dafürhalten waren beide, Tornister und Brotbeutel, vollkommen in Ordnung. Was gab es für das Auffallen, Nacharbeiter den beanstandeten Sachen und Ausgangssperre. War Ausgangsverweigerung ein Erziehungsmittel für erwachsene Leute? Reine Schikane, sonst nichts.

Ganz plötzlich, ohne daß jemand damit gerechnet hätte, wurden wir am 22. Februar, von einem Tag zum anderen, entlassen. Nur einen Tag hatten wir Zeit unsere Sachen in Ordnung zu bringen. Es sollte und mußte alles in tadellosem Zustand sein. Wenn jemandem etwas von den Sachen, die er bei seiner Einberufung erhalten hatte, fehlte, mußte er sie bezahlen. Mir fehlte die Kleiderbürste. Was sie kostete weiß ich nicht mehr. Tatsächlich fehlte sie nicht, ich hatte sie nicht verloren, ich nahm sie einfach als Erinnerungsstück an die RAD Zeit mit nach Hause. Sie hatte reine Borsten, eine Seltenheit im Krieg und dann sollte sie ein Andenken an diese strapaziöse Zeit sein. Eine

Zeitung aus Korbach, die die Ankunft unserer Abteilung beschreibt, sowie ein Foto, das mich als Wachposten zeigt, ist noch vorhanden. Übrigens, die Baracken der RAD .Abteilung lagen etwas außerhalb von Korbach, an einem leichten Hang. Die Wachbaracke gleich nach dem Tor, links. Heute sieht man von der ganzen Sache nichts mehr.

Als Ilse und ich einmal in Korbach waren, konnten sich vier Leute, ungefähr so alt wie ich, die wir in der Fußgängerzone nach dem RAD. Lager fragten, nicht mehr an dieses Lager erinnern. Wie kann man so etwas, zudem wenn man dort wohnt, vergessen und sich nicht an eine Zeit erinnern, die einmalig in allen Bereichen des täglichen Lebens war? Ob das stimmt, kann ich nicht nachvollziehen. Es war ja, im Jahre 1942 noch eine große, glorreiche Zeit, nachher war sie unrühmlich, ja sogar schrecklich. Auf jeden Fall, ich kann mich sehr gut an die Tage in Korbach erinnern. Das klingt unwahrscheinlich, es ist auf jeden Fall, niemals etwas übertrieben, es ist die reine Wahrheit. Ich hab zwar ein recht lebhafte Phantasie und kann hier und da auch schon mal ein bißchen schwindeln, aber, soviel wie hier steht, sich ausdenken und glaubhaft beschreiben, das wäre mir nicht gut möglich. Außerdem, meine Angehörigen und meine Nachkommen, würde ich niemals belügen. Hier, in diesem Buch, steht die reine Wahrheit, hier steht ein großer Teil meines Lebens. So, wie ich ihn erlebte.

Zum guten Schluß fällt mir noch ein, daß mein Vater und meine Schwester mich auch in Korbach besuchten. Sie wohnten in einem Hotel beim Marktplatz. Das Zimmer, in dem ich mich einmal gründlich waschen konnte - und da fällt mir die Parallele zu Guntersblum ein - war heiß, und wie damals, so brachte mein Vater gefüllte Klöße mit. Eine ungewöhnliche Kost, bei dem faden Einerlei und eintönigen Essen im RAD.

Erwähnen muß ich nur noch einen guten Kameraden aus dieser Zeit. Es ist Hilarius Breuer aus Koblenz. Wo und wann wir uns kennenlernten, ist mir entfallen. Seinen Namen hatte ich mir so gut eingeprägt daß ich ihn nie vergessen werde. Er ist der zweite Kamerad, den ich nach dem Krieg getroffen habe.

Ich glaube, daß ich sagen kann: Ich habe trotz allem, viel Gutes erlebt, viel Schönes gesehen, viele Freunde gefunden, viel für mein Leben gelernt. Ich habe viel Glück gehabt. Ob das so bleibt?

EIN MONAT ZU HAUSE

Die Zeit vom 22. Februar an, dem Tag der Entlassung aus dem RAD bis zum 22. März 1942, dem Tag meiner Einberufung zum Militär, verging wie im Fluge. Ein Monat kann so lang oder so kurz sein, je nachdem was man tut, je nachdem was man in dieser Zeit erlebt. Der Monat zu Hause war verdammt kurz.

Soweit ich mich entsinnen kann, waren in dieser Zeit nicht viele meiner Schulkameraden in Baumholder. Von uns 18 Buben, die wir im März 1939 konfirmiert worden waren - wer hätte an diesem Tage gedacht was da auf uns zukommt - waren etliche schon bei den Soldaten, die anderen so wie ich, gerade aus dem RAD entlassen worden, einige waren auch noch beim Arbeitsdienst. Eins aber hatten wir gemeinsam. Wer nicht als "Freiwilliger" schon einberufen worden war, wartete auf seinen Gestellungsbefehl. So auch ich. Ich kann nicht sagen, daß ich mich auf die Soldatenzeit freute. Im Krieg ist das so eine Sache. Der Tod steht immer neben einem. Wieviele waren schon gefallen und kamen nie mehr heim? Wieviele werden am Ende des Krieges wieder kommen? Wenn ja, wie? Mit gesunden, geraden Knochen? Oder? Viele Fragen und keine Antworten. Da bleibt nur die Hoffnung auf ein gutes Ende. Und wann wird das sein?

In dieser Zeit, eigentlich schon seit Beginn des Winters, war der Vormarsch in Rußland, zum Stehen gekommen. Auf der ganzen Ostfront, die vom Polarkreis in Finnland bis zum Kaukasus im Süden der Sowjetunion reichte, war der Vormarsch gestoppt worden. Uns in der Heimat sagte man, die überaus langen Versorgungswege der Truppen, der frühe Wintereinbruch und die damit verbundene schlechte Versorgung der kämpfenden Soldaten seien daran schuld. Ob das stimmte? War das wirklich die Wahrheit? Die wahren Gründe mußte man ganz wo anders suchen. Aber, das konnte man ja nicht sagen und viele wollten es auch nicht hören. Tatsache war, daß von den vielen großen Anfangserfolgen, die die meisten Deutschen zu Beginn des Krieges in eine nicht den Tatsachen entsprechende übertriebene, geradezu in eine euphorische Siegerstimmung versetzt hatten, nichts mehr zu spüren war. Im Radio kamen schon lange nicht mehr so viele Erfolgsmeldungen wie im Sommer. Es war stiller geworden. Fernsehen gab es damals noch nicht. Und das war, vielleicht gut, vielleicht aber auch sehr schlecht. Ich glaube, hätte es damals schon ein Fernsehen gegeben, der Krieg wäre schneller zu Ende gegangen, auf alle Fälle ganz anders. In den Wochenschauen, die immer im Vorspann zu einem Film liefen, wurden nur Ereignisse von den schon recht spärlichen Erfolgen der Soldaten berichtet. Heroische Taten tapferer Soldaten, mutige Seemänner, selbstlose Rotkreuzschwestern, das sah man, das zeigte man dem Volk und das sollte uns alle mobilisieren unser Letztes zu geben und zu

wagen. Wohl, auch Tote, die gab es auch zu sehen, aber, nur in geringer Zahl und immer mit dem Unterton der Siegesgewißheit in der Berichterstattung, daß sie für eine große, einmalige deutsche "Sache" gefallen wären. Wie dumm war doch das deutsche Volk damals. Oder hatte es Angst, gab es nicht schon Andersdenkende?

Was tat ich in der Zeit vom 22. Februar bis 22. März? Hier streikt mein Erinnerungsvermögen. Vielleicht tat ich garnichts, auf jeden Fall nicht viel. Vielleicht half ich Geschäft meiner Eltern. Bestimmt aber half ich beim Aufkleben der Lebensmittelmarken von Zuteilungskarten. Vielleicht ging ich hin und wieder mal ins Kino, oder ich traf mich mit meinen Schulkameraden die in dieser Zeit gerade hier in Baumholder waren. Viel Zerstreuung gab es nicht. Man wußte ja, daß die Einberufung zur Wehrmacht nur eine Frage der Zeit war, daß sie über kurz oder lang kommen würde. Nur, wo kommt man hin, zu welcher Waffengattung wird man gerufen? Bei der Musterung, in Freisen, in der Gastwirtschaft Klos, wurde ich als "tauglich", d.h. "kv Ersatzreserve I" eingestuft. “kv” war die Abkürzung für "kriegsverwendungsfähig". Ersatzreserve I hieß so viel wie: tauglich für alle Waffengattungen und, rechne bald mit deiner Einberufung. Daß man mich an diesem Tag auch noch für die Infanterie tauglich fand, war geradezu wie ein Desaster. Zu jeder anderen Waffengattung, nur nicht zu den "Sandhasen" oder “Stoppelhopser”. Mit Sandhasen und Stoppelhopser meinte man in der Landsersprache, die Infanterie. Der Tag der Musterung ist wert, ausführlich geschildert zu werden.

Schon früh, so gegen 8:00 Uhr kamen wir vom Geburtsjahrgang 1923 in Freisen an. Mit dem Postbus, eigene Fahrzeuge hatte niemand. Was war da eine große Anzahl junger Burschen im Saal und in der Gaststube. Zuerst gaben wir in einer provisorischen Schreibstube unsere Aufforderung zur Musterung ab und warteten auf die Dinge, die da kommen sollten. Wir wurden nach dem Alphabet aufgerufen und dann ging es los. Die erste Station war die Untersuchung des Urins. Jeder von uns, jeweils so 10, mußten etwas Urin in ein großes, ca. zwei Liter fassendes Glas geben. Der Inhalt wurde, das konnten wir mit verfolgen, umgerührt, etwas Urin, ungefähr ein Reagenzglas voll, entnommen und auf irgend etwas untersucht. Das alles ging recht schnell vor sich, es hat keine 15 Minuten gedauert. Daß da nichts gefunden wurde, sprich keine Erkrankung festgestellt werden konnte, war ganz klar. Alle, die mit ihrem Urin im Glas beteiligt waren, waren zuerst einmal, gesund. Nach dieser ersten Untersuchung, die, wie gesagt, sehr schnell vonstatten ging, hieß es zunächst mal wieder, warten. In einer Reihe, einer hinter dem anderen, standen wir, wieder so an die 10 Mann, nur mit einer Turnhose bekleidet, am Eingang des Saales. Wir warteten bis uns ein Stabsarzt weiter untersuchen sollte. Das ging dann auch sehr, sehr schnell. Die Brust wurde abgehört, ebenso der Rücken, genauso das Herz, in die Ohren und den Mund wurde geschaut, die Oberarme und die Muskeln der Beine wurden betastet. Nur selten sah man, daß einer zu einer Gehör.- oder Sehprüfung gerufen wurde. Alles ging recht schnell. Und dann kam das Ende der Untersuchung. Einzeln

mußten wir vor den Stabsarzt treten und uns umdrehen. Dann hieß es, Hosen runter, nach vorne beugen und mit beiden Händen die Gesäßbacken etwas auseinander ziehen. Das ging so schnell von statten und nun sagte der Arzt, ich habe keine anderen Worte vernommen, nur, "kv". Böse Zungen machten über diese Untersuchung einen Witz, der so lautet: Herr Stabsarzt, das hätten Sie mir auch ins Gesicht sagen können. Auch zu mir sagte der Arzt, kv. Ersatzreserve I. Was das besagt, habe ich ja schon erklärt. Die ganze gesundheitliche Musterung hatte keine halbe Stunde gedauert. Die nächste Station der Musterung war keine medizinische Untersuchung mehr, sondern eine rein politische Befragung. Hinter einem Tisch saßen so etwas acht Personen, alle in Uniform. Fast alle waren Offiziere. Auch ein HJ. Führer war dabei und ein SS Führer. Die fragten uns, wieder einen nach dem anderen, was wir in unserer Freizeit täten, zu welcher Organisation in der JH wir gehörten, ob Segelflieger, Kraftfahrer, Reiter und so fort. Welche Schule wir besucht und welchen Beruf wir erlernt hätten. Zu was diese Fragen, die Antworten standen bestimmt in unseren Akten. Sie wollten wissen, ob wir Vorlieben für irgendeine Waffengattung hätten, z.B. Marine, Flieger, Panzer oder, ob wir vielleicht sogar zur Waffen SS wollten. Gerade auf die Beantwortung dieser Frage legten sie großen Wert. Meine Vorstellungen vom Soldatenleben waren nur so weit gegangen, daß ich nicht zu einer Waffengattung wollte, die zu strapaziös und gefährlich wäre. Und wohin sollte ich nun letzten Endes kommen? Zur Infanterie, ausgerechnet zu der Waffengattung, die wohl die größten Anstrengungen und Strapazen des Krieges zu tragen hatte, und auch die schwersten Verluste. Hatte ich bei einem der fragenden Offiziere eine falsche Antwort gegeben oder war ich gesundheitlich wirklich zu so einer Ausbildung und einem späteren Einsatz im Kriege, fähig? (Später, in Rußland war ich froh, Infanterist zu sein). Ich war enttäuscht, ich war mehr als sauer. Alles und überall hin nur nicht zu den "Stoppelhopsern". Die anderen, die auch mit waren, kamen, je nach Beruf und Wunsch, zu interessanteren Truppenteilen. Die Bauernbuben zur bespannten Artillerie, die Schreiner, Maurer, Zimmerleute zu den Pionieren, die Elektriker zu den Nachrichten, die Kfz. Schlosser zu den Panzern, und was dann noch übrig war, so wie ich, zur Infanterie.

Als dann die Musterung zu Ende war, so gegen 12:00 Uhr, hat sich jeder von uns bei einem fliegenden Händler, der vor der Wirtschaft einen Stand aufgeschlagen hatte, noch den obligatorischen Musterungsstrauß aus Papierblumen und sonstigem Firlefanz, mit einem kleinen Aufkleber in der Mitte auf dem die Waffengattung stand, gekauft. Das ganze Ding, so ungefähr 30 bis 40 cm lang und 20 bis 30 cm breit, steckten wir uns an das linke Jackenrevers und dann ging es nach Hause. Natürlich habe ich mir auch einen Strauß gekauft und angesteckt. Ich kam mir vor wie ein Preisochse in Bayern.

Auf der Heimfahrt nach Baumholder wurde noch ein Treffen aller zum Nachmittag vereinbart. Der Tag sollte doch gefeiert werden, schließlich waren wir jetzt Männer, Kerle, jedenfalls glaubten das sehr viele von uns. Daß hier und heute ein Abschnitt in unserem Leben begann, der ganz leicht unser

letzter, in jedem Fall aber der weitaus gefahrvollste, sein könnte, daran haben bestimmt nur wenige gedacht. Wohl aber unsere Eltern. Die hatten schon einmal einen Krieg erlebt und standen nun im zweiten. Eine Zeit, die man "eine große" nannte, die aber letzten Endes nur Tot, Trauer, Elend, Entbehrungen und Not brachte. Daß sich meine Eltern nicht freuten, habe ich wohl bemerkt. Als ich heimkam, so gegen 13:00 Uhr, ging ich durch den Laden, die Treppe zur Wohnung hinauf, dann in die Küche und warf den Musterungsstrauß von der Tür aus in die Ecke am Fenster wo Mutters Nähmaschine stand. So ärgerlich war ich, daß ich zur Infanterie gezogen worden war. Ohne etwas zu essen legte ich mich zu Bett.

Ich muß wohl eingeschlafen sein, denn so gegen 15:00 Uhr stand meine Mutter auf einmal in unserer Schlafstube und weckte mich. Die anderen, also die, die auch mit zur Musterung gewesen waren, seien unten im Geschäft und wollten, daß ich mit zur Edingers Mühle, einem Ausflugslokal, ginge. Dieser "große Tag" sollte doch gefeiert werden. Daß die Feier nur ein großes Besäufnis war, wußte jeder. Es waren ja schon vorher einige Musterungen ins Land gegangen. Unsere Musterung verlief nicht anders. So ging das. Ein Schnaps, ein Bier und schon merkte ich die Wirkung. Wann hatte ich bisher in meinem Leben einmal einen Schnaps getrunken? Keine zwei waren das. Unsere Jugend, die vom Dienst in der HJ geprägt und somit auch sehr streng war, ließ es nicht zu, daß man sich betrank. Außerdem war ich im HJ Streifendienst und mußte von daher so etwas wie ein Vorbild für Anstand und gute Sitten sein Der H.J. Streifendienst war eine Art Hilfspolizei. Wir waren schon ordentlich stolz, wenn wir zu zweit mit einem Polizeibeamten nachts auf den Straßen und Plätzen von Baumholder auf Streife gingen und dabei andere Jugendliche kontrollierten. In der Zeit, die ich hier schildere, waren nur zwei oder drei Polizeibeamte in Baumholder. Wir vom HJ Streifendienst machten meistens mit einem Beamten, der zufällig in unserer Nachbarschaft wohnte die Kontrollgänge. Er war ein gemütlicher, etwas dicklicher Mann von ungefähr 38 Jahren mit Namen Karst. Viel gab es nicht zu tun, die meisten Buben und Mädels in der damaligen Zeit hielten sich schon an die Vorschriften die uns nicht allzuviel Freiheiten gaben. Ein Jugendlicher unter 18 Jahren durfte z.B. in der Öffentlichkeit kein Bier trinken und mußte vor 22:00 Uhr zu Hause sein. In der Zeit, die ich hier beschreibe, lagen in Baumholder oft mehr als 10 000 Soldaten die von hier an die einzelnen Frontabschnitte abgestellt wurden. Daß da die Verlockungen die Gesetze zu übertreten und sich ein lustiges Leben zu machen, vielleicht sogar ein lasterhaftes Leben zu führen, sehr groß waren, liegt auf der Hand. In Kriegszeiten ist eben alles ganz anders als in normalen. Da wird schon oft aus einem braven Kerl ein Lump. Wer kann das nicht verstehen? Wer kann sich zum Richter über andere Menschen aufschwingen und beurteilen? Wie schnell wird die Moral verwischt.

Aber zurück zum Feiern in der Mühle. Die war in der Zeit des Kriege, aber auch schon vorher, ein beliebter Treffpunkt der Soldaten. Dort war immer was los, so auch an diesem Tag. Nach Dienstende konnte man dort immer Landser

treffen. Nach 20:00 Uhr jedenfalls, wurden wir von einem Feldwebel eingeladen, mit ihm und seinen Tischgenossen, einen zu heben. Wir wären doch ab heute richtige Männer und würden wohl bald auch eine Uniform tragen. (Alles nur Töne). Eine Runde nach der anderen kam an unseren Tisch. Wieviel, ich wußte es nicht und weiß es auch heute noch nicht. Was ich weiß, ist, daß ich und auch bestimmt die meisten von uns, in ganz kurzer Zeit, mehr als stinkbesoffen waren. Man möge mir den Ausdruck verzeihen. Aber, es war nun mal so. Wir machten uns so gegen 22:00 Uhr auf den Heimweg. Blau, wie Veilchen, kaum noch mächtig die Füße richtig zu gebrauchen, machten wir uns in rabenschwarzer Nacht auf die nur 2 Kilometer lange Wegstrecke. Wegen der Fliegergefahr durfte ja nirgends Licht brennen. Alle Gebäude, egal ob Wohnhaus, Fabrik, Stall oder Scheune, Auto oder Bahn, alle Fenster und Türen, mußten verdunkelt werden. Man stelle sich die Situation vor: alles ist dunkel, wo ist hinten, wo ist vorn? Wenn der Mond nicht scheint, ist die Finsternis total.

Eines ist real in meiner Erinnerung. An einen Baum gelehnt, um das zu tun, was man tun muß wenn man zuviel getrunken und die Blase voll hat, bekotzte ich den vor mir im Gras liegenden Walter Frick. Ab da habe ich einen Filmriß. Ich weiß nicht mehr wie ich nach Hause kam, wer mich hierher brachte, noch wie ich in mein Bett kam. Der Tag der Musterung endete so wie wohl bei den meisten Wehrpflichtigen, in einem Fiasko. Der Tag der Musterung war vorbei.

Meine Schulkameraden

In diesem Zusammenhang nenne ich die Namen meiner Schulkameraden die mit mir im März 1937 konfirmiert und im April oder Mai 1941 gemustert wurden. Fünf von uns sind im Krieg gefallen.

Hans Schramm

Walter Frick, gefallen

Karl Faber

Herbert Schneider

August Rothfuchs

Fritz Kochenburger

Kurt Arnold, gefallen

Karl Klee, gefallen

Edelwald Loch

Oskar Germann

Ernst Heinz

Adolf Albert

Daniel Weber, gefallen

Siegfried Pees

Gerhard Simon, gefallen

Julius Schneider

Fritz Raquot

Gegen Ende Februar oder Anfang März kam dann vom Wehrbezirkskommando Trier mein Gestellungsbefehl. Ich mußte mich am 22. März 1942 in Bitburg beim 34 ten Schweren Maschinengewehr Ersatzbataillon zu Ableistung meines Kriegsdienstes stellen.

DIE SOLDATENZEIT

In Bitburg

Schon recht früh am Morgen des 22. März mußte ich von Baumholder mit dem Zug abfahren, um rechtzeitig in Bitburg zu sein. Die Fahrt ging über Heimbach, Hermeskeil und Trier. Trotzdem war es schon früher Nachmittag als ich in Bitburg an kam, denn die Verbindung nach Bitburg war sehr schlecht. Was kamen an diesem Tag dort eine große Anzahl Einberufener an. Ganze Jahrgänge erhielten zu solchen Tagen ihren Gestellungsbefehl.

Vor dem Bahnhofsgebäude wurden wir von einem Unteroffizier in Empfang genommen. Ich hatte den Eindruck, der freut sich auf uns. Jetzt bekommt er Arbeit. Wir mußten antreten und hatten somit gleich einen ersten Eindruck von dem, was uns erwartete. Ab heute waren wir Soldaten, wenn auch vorerst noch in Zivil. Wir mußten also antreten, eine Sache, die wir schon in der HJ und beim RAD gelernt hatten und dann ging es im Gleichschritt zur Kaserne. Die lag an der Straße nach Mötsch, fast am Ende der Stadt. Wir marschierten durch das Kasernentor und standen auf dem Appellplatz. Hier wurden wir namentlich aufgerufen, mußten vor die angetretenen Einberufenen kommen und unsere Papiere abgeben. Dann wurden wir auf die einzelnen Kompanien verteilt und zu den jeweiligen Kasernen geführt. Dort angekommen erfolgte die Einteilung in Stuben. Nach ganz kurzer Zeit in der Stube, die wir benutzt hatten, um sich einmal umzuschauen und nach den Namen der Mitbewohner zu fragen, mußten wir auf dem Flur vor unserer Stube erneut antreten. Geschlossen gingen wir zur Kleiderkammer. Wie schon beim RAD empfing nun jeder seine Ausrüstung und die Uniform. Das waren aber erheblich mehr Teile als in Dieburg. Allerdings bekamen wir auch hier keine Stiefel, wie das in den sogenannten Friedenszeiten bei allen Waffelgattungen, außer den Panzern und den Fliegern, in Deutschland der Fall gewesen wäre. Diese Stiefel wurden, wegen ihrer Schwere und Unhandlichkeit und der damit verbundenen eingeschränkten Beweglichkeit, von allen Landsern als Knobelbecher bezeichnet. (Knobelbecher wurden im Mittelalter, von den Landsknechten beim Würfelspiel verwendet) Warum man Stiefel auch Knobelbecher nannte, weiß ich nicht. Ich und wohl die allermeisten Soldaten waren froh, diese unbeholfenen und oft hinderlichen Dinger nicht tragen zu mäßen. Schnürschuhe mit Gamaschen waren viel besser. In denen fiel uns das Marschieren wesentlich leichter und war nicht so anstrengend.

Wieder auf der Stube ging es an das Einräumen der Sachen in den Spind. So heißen die Kleiderschränke der Soldaten, auch heute noch. Eine Angelegenheit, die wir auch erst lernen mußten, denn alles, aber auch wirklich alles, war bei "Preußens", geregelt. Welch eine Zeit kam da auf mich zu. So viele Vorschriften, Verordnungen, Anweisungen, Verhaltensmaßregeln, das sollten wir alles beachten? Wenn man die alle befolgen und einhalten wollte, mußte man ein Gedächtnis wie ein - heute sagt man Computer, damals sagte man Pferd - haben. Ich glaube, selbst die besten Soldaten und die gewissenhaftesten Vorgesetzten waren dazu nicht in der Lage. Über die Einrichtung des Spindes gab es natürlich auch eine. So mußten in das obere Fach, das kleinste, das man zudem noch abschließen konnte, die Toilettenartikel und die persönlichen Wertsachen gelegt werden. In das zweite kamen die Unterwäsche, die Hemden, Socken, Pullover, Taschentücher, Nachthemden und Handtücher. An der Innenwand der Tür befestigte ich einen kleinen Spiegel. Zwei oder drei Kleiderbügel waren im nächsten Fach auf die wir unsere Ausgehuniform, die Drillichsachen, Jacken und Hosen sowie einen Mantel hängten. Unten, auf den Boden des Spindes kamen die Schnürschuhe, die Laufschuhe, das Gewehrreinigungsgerät sowie das Schuhputzzeug. Man mußte schon packen können, um das alles gut zu verstauen. Daß dies, uns Rekruten fast nie, jedenfalls nur ganz selten zur Zufriedenheit der Ausbilder gelang, erlebten wir schon in den nächsten Tagen. Aber, darüber später etwas mehr. Oben auf den Spind legten wir unseren Stahlhelm und die Gasmaskendose Wir Landser nannten sie scherzhaft, "Schmetterlingsbüchse". Beides mußte immer griffbereit sein. Alles, alles nach "HDV". HDV heißt Heeresdienstvorschrift und regelt alles was mit dem Dienst der Soldaten auch nur im entferntesten etwas zutun hat.

Irgendeiner von uns hat im Anschluß daran die Stube ausgefegt und nach dem Abendessen, das wir im Speisesaal der im Küchengebäude lag, eingenommen hatten, gingen wir müde und voller Gedanken zu Bett. Wie schon im RAD so waren die Betten auch hier zweistöckig, aber ohne Strohsack, dafür gab es eine alte Matratze. Besonders gut waren die aber auch nicht mehr. Meine hatte in der Mitte eine recht ausgeprägte Delle und war völlig durchgelegen. Das Kopfkissen war nicht viel besser. Ich hatte mir, genau wie in Dieburg, ein oberes Bett ergattert. Ob das einen Vorteil hat? Ich glaube wohl, denn das obere Bett kann der "UvD" beim Bettenbau nicht so gut kontrollieren wie das untere. Das wird sich schon noch zeigen.

Hier einmal die Bedeutung UvD. UvD heißt Unteroffizier vom Dienst. Das war meist ein Unteroffizier, konnte aber auch ein Stabsgefreiter oder ein Unteroffiziersanwärter sein. Am ersten Abend wurde die "Stube nur abgenommen", d.h., der UvD sah nur kurz herein, fragte ob alle anwesend wären, wünschte eine gute Nacht und war weg. So einfach, so human, so schnell, ganz ohne den gefürchteten Klamauk sollte das aber nur am ersten Abend unseres Soldatenlebens sein. Der nächste Tag belehrte uns eines anderen. Ich war so müde, daß ich schon nach ganz kurzer Zeit einschlief, obwohl ich mir große

Sorgen darüber machte, was wohl mit mir geschehen mag, wenn mein Wehrpaß, den ich zu Hause hatte liegen lassen, in den nächsten Tagen nicht in Bitburg ankam. Zum Glück hatten meine Eltern aber den Wehrpaß noch am gleichen Tag gefunden und nach einem Telefonanruf zum Bataillon geschickt. Vielleicht hatte mein Vater bei diesem Telefongespräch, das er mit dem diensthabenden Offizier vom Bataillon führte, durchblicken lassen, daß er "Alter Kämpfer" war. Eine Tatsache, die damals schon etwas bedeutete, eine Sache, die Gewicht hatte. Es gab nicht allzuviele Alte Kämpfer. Vielleicht hat das den in Fällen von Nachlässigkeit und Vergeßlichkeit üblichen Anschiß verhindert. Der Wehrpaß war übrigens am nächsten Tag bereits auf der Schreibstube der Kompanie. (Alter Kämpfer bedeutete, daß mein Vater bereits im Jahre 1927 in die NSDAP, die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, als Mitglied No. 64137, eingetreten war).

Ich will nun einmal versuchen, die ersten Tage meines Soldatendaseins zu schildern. In Erinnerung sind sie mir noch sehr gut, schließlich war es eine Zeit, die ich niemals vergessen werde und auch nicht vergessen kann.

Wecken war um 5:30 Uhr, also nach dem allgemeinen Verständnis, sehr früh. Pünktlich, überaus pünktlich, erschien der UvD oder sein Stellvertreter, der "GvD", der Gefreite vom Dienst, auf dem Flur, der durch den ganzen Kasernenblock ging, pfiff auf seiner Trillerpfeife und brüllte: "aufstehen". Und das wiederholte er noch einmal auf dem nächsten Flur. Der brüllte so laut, daß selbst der beste Schläfer beim ersten Brüllen schon auf den Beinen war. Es glaubt niemand, ist aber eine Tatsache, innerhalb von nur wenigen Minuten waren alle aus ihren Betten und liefen, gehen gab es nicht, in Richtung Waschraum. In jedem Flur gab es davon zwei. Ähnlich denen vom RAD, nur, diese lagen nicht im Freien, waren gekachelt und die Ablagen für Seife, Rasierzeug und die Toilettengegenstände waren etwas größer und nicht aus Holz. Waschen mußte man sich wie im RAD, selbstverständlich nur mit nacktem Oberkörper und mit kaltem Wasser. Rasieren brauchte ich mich damals nur selten, höchstens zwei Mal die Woche. Das war ein Vorteil, sparte ich dadurch doch einige Minuten, die ich sonstwo gut gebrauchen konnte. Der UvD schaute ab und zu schon mal in den Waschraum, ob auch jeder das Unterhemd ausgezogen hatte. Nur selten hat einer von uns Rekruten gegen eine der bestehenden, meist unverständlichen, unergründlichen, höchst unnötigen und oft geistlosen Vorschriften, verstoßen. Wer, und sei es auch nur wegen einer banalen Kleinigkeit, auffiel, mußte mit Strafe rechnen. So eine Strafe konnte die blödsinnigste Art einen Soldaten zu schikanieren, sein. Oft mußte man nur den langen, gekachelten Flur hinauf und hinunter rennen, aber, das bis zu 10 mal. Daß hierbei kostbare Zeit, die man dringend für andere Verrichtungen wie Aufräumen der Stube, Umziehen, Bettenbau usw., verloren ging, interessierte keinen der meisten Vorgesetzten. Die im Dienstgrad niedrigsten Ausbilder benahmen sich gerade in dieser Hinsicht besonders brutal und zynisch und machten sich einen Spaß daraus, wenn wir vor ihnen Angst hatten oder aus dieser Angst heraus, zitterten. Die nutzten ihre Macht

die sie über uns Rekruten hatten, weidlich aus. Wir hatten einen, geradezu blöden "Hilfsausbilder" aus Kirn. Ein kleiner Kerl, noch nicht einmal so groß wie ich, von Beruf Schuhmacher, der sich überall negativ hervortat. Nur um Ausbilder zu bleiben und bei seinen Vorgesetzten durch Härte uns gegenüber zu glänzen, benahm er sich immer wie der Teufel. Vielleicht wollte er sich durch seine harte Ausbildungsart nur unentbehrlich machen und einer Versetzung an die Front ausweichen. Wir hatten alle kein Verlangen nach der Front und wären froh gewesen, wenn der Krieg endlich vorüber wäre. Dieser kleine, verkorkste Ausbilder, hatte geradezu Schiß davor.

Nach dem Wecken und Waschen ging es zum Frühsport. Der bestand hier in der Bitburger Kaserne, nur aus Dauerlauf, unterbrochen von einigen Freiübungen. Wieder in der Stube wurde die Sportkleidung mit dem Drillichzeug vertauscht, die Betten wurden "gebaut". Hierbei mußte das Bettuch glatt gezogen werden, keine Falte durfte bleiben, das Kopfkissen wurde an den oberen Rand des Bettes gelegt und die Schlafdecke der Länge nach vierfach gefaltet. Daß wir das alles erst lernen mußten und daß das Lernen nach Ansicht der Ausbilder garnicht leicht war, mußten wir sehr oft am eigenen Leibe erfahren. Daß wir das im RAD auch schon mal lernen mußten, wollte kein Ausbilder hören. RAD Männer waren ja keine Soldaten und was dort gemacht wurde, war alles mehr oder weniger ein Kinderspiel gewesen. Wenn so ein Bettenbau einem Ausbilder nicht gefiel oder die Ordnung im Spind nicht ganz seinen Vorstellungen entsprach, warf der einfach alles auf den Fußboden der Stube. Und wie oft fanden die Ausbilder etwas auszusetzen? Das bedeutete für uns, erneut den ganzen Kram so in dem Spind zu verstauen, daß wenigstens diesmal der Ausbilder zufrieden war und nicht ein zweites mal alles aus dem Spind warf. Wieder gingen kostbare Minuten verloren, wieder hieß es für uns, Beeilung - Beeilung.

Nach dem Bettenbau wurde die Stube aufgeräumt und die Kaffeeholer mußten vor der Kaserne mit den großen Aluminiumkannen, von denen es auf jeder Stube zwei Stück gab, antreten. Die Sauberkeit der Finger, besonders die der Fingernägel wurde geprüft und dann zur Küche marschiert um dort das Frühstück abzuholen. Kaffeeholer waren immer zwei Mann und wurden täglich neu beordert. Das Frühstück bestand aus Kommißbrot, das wir im Spind aufbewahren mußten, aus Malzkaffee und Milch dazu, aus Margarine und Marmelade. Die einzige Abwechslung in dem Einerlei der Morgenverpflegung bestand darin, daß der Kaffee einmal etwas dünner und dann mal etwas kälter war. Der Stubendienst, das waren auch wieder zwei Rekruten, die auch täglich wechselten, mußten sich mit dem Frühstück besonders beeilen, ebenso der Flurdienst. Aufgabe des Stubendienstes war es, nach dem Frühstück die Stube zu reinigen, aufzuräumen, alles gerade zu rücken und die Stube zu lüften. Der Flurdienst mußte den Flur, die Waschräume und die Toiletten reinigen. Daß gerade diejenigen von uns, die zu diesem Dienst eingeteilt waren, kaum Zeit zum Essen hatten, braucht nicht erwähnt zu werden. Oft genug aßen sie bei der Arbeit. Und über allem stand dann noch die Angst

aufzufallen. Wer auffiel, d.h. wenn ein Ausbilder meinte, die geleistete Arbeit sei nicht richtig ausgeführt, der hatte einen schlechten Stand. Die beanstandete Arbeit mußte noch einmal, vielleicht auch noch zweimal wiederholt werden, bis sie endlich zur Zufriedenheit des UvD oder Ausbilders ausfiel. Auffallen konnte man bei allem und mit allem. Mit dem Gehen, dem Stehen, mit den Schuhen, mit den Händen, mit der Sauberkeit der Finger und der Fingernägel, kurz mit jeder Kleinigkeit. Sogar mit dem “richtigen Schauen”. Mit einem nicht richtig aufgesetztem Stahlhelm, mit der zu schräg aufgesetzten Feldmütze und besonders mit offenstehenden Uniformknöpfen. Später dann auch noch mit dem Gewehr. Hatte nun ein Landser wirklich einmal einen Knopf vergessen zu schließen, wurde der in fast 100 % der Fälle, von dem kontrollierenden Ausbilder mit den Worten, "den brauchen wir scheinbar nicht mehr", einfach abgeschnitten. Daß der Knopf beim nächsten Antreten natürlich wieder angenäht sein mußte, war selbstverständlich. Das wurde auch kontrolliert. Die Gewehre wurden nicht in der Stube aufbewahrt. Für die waren draußen im Flur, immer zwischen zwei Stuben, im Mauerwerk Nischen ausgespart, in denen unsere Karabiner, standen. Wir hatten die K 98 lang. Also ein Modell aus dem Jahre 1898, lange Ausführung, ca. 1,20 Meter lang und unglaublich schwer, mindestens 6 kg.

Wenn das Frühstück beendet war, ganz gleich, ob der Stuben.- und Flurdienst mit seiner Arbeit fertig war oder nicht, natürlich hatte der UvD die Sache kontrolliert, kam das Kommando, "raustreten zum Vormittagsdienst". Das Antreten geschah zugweise auf der Straße vor dem Kasernenblock oder dem Antreteplatz. Eine Kompanie hatte vier Züge und die wiederum vier Trupps. Die Stärke war sehr unterschiedlich. Unsere Kompanie hatte ungefähr 140 Rekruten. Beim ersten Appell, nachdem ein Unteroffizier die Kompanie dem Spieß - so hieß in der Soldatensprache der Hauptfeldwebel - gemeldet hatte, und der wiederum dasselbe beim Kompanieführer gemacht hatte, konnte der Dienst beginnen. Vorher aber hatte der Spieß noch diejenigen aufgefordert aus dem Glied nach links heraus zu treten, die einen Zivilführerschein besäßen. Ungefähr 14 Rekruten, darunter auch ich, traten zum linken Flügel. Wir mußten unsere gerade erst mit viel Mühe und Sorgfalt eingeräumten Siebensachen aus den Spinden nehmen, in eine andere Stube gehen und dort alles noch einmal fein säuberlich einräumen. Wir sollten eine besondere Ausbildung erhalten, die sogenannte Fahrerausbildung. Allerdings erst nach der Grundausbildung. Vielleicht hatte ich wieder etwas Glück, denn die Ausbildung als Infanterist stellte ich mir schon schwer vor. Als Fahrer wäre sie bestimmt leichter. In Bitburg wurde mit der Fahrerausbildung nichts. Erst später, in Bar le duc, in Frankreich wurde damit begonnen. Auch darüber später mehr.

Ich will einmal versuchen, den Tagesablauf so genau wie möglich und wie er mir heute noch in Erinnerung ist, zu schildern. Wie schon erwähnt, Wecken, Aufstehen, Frühsport und der ganze Kram wie geschildert, durchführen und nach dem Morgenappell antreten zum Formaldienst. Das hieß, Antreten

lernen, Richt Euch, Tuchfühlung nehmen, die Augen links bzw. rechts üben, marschieren im Zug und im Trupp, nach links oder nach rechts abbiegen, halt machen. Wegtreten und neu antreten.

Wenn Unteroffizier Nicklas, der irgendwo aus dem Saarland stammte, Dienst hatte, mußten wir besonders oft das Antreten üben. Er mußte immer etwas an unserer Richtung aussetzen und brüllte uns mit den Worten an: "Ihr steht da, wie der Watz brunst". Zu einem Eber sagt man im Saarland "Watz". Wie kann man einen Menschen, der Militärdienst leisten muß, der volljährig ist und vielleicht eine weitaus bessere Schulbildung hatte, mit einem Schwein, einem Eber vergleichen? Nur ein dummer, einfältiger, hirnloser und übergeschnappter Unteroffizier macht so was. Unteroffizier Nicklas war einer. Eine weitere Sache, wenn das Antreten und "Griffekloppen" nicht klappte, war das Gewehr in "Vorhalte bringen" und damit durch die Gegend hüpfen. Gewehr in Vorhalte muß man sich so vorstellen: Den Karabiner, so um die 5,5 - 6 kg schwer, in beide Hände nehmen, die nach vorne in der Waagerechten halten und hüpfen. Das konnte selbst der stärkste Rekrut nicht, keine 10 Meter weit. Es war wohl die gemeinste Art, einen Rekruten fertig zu machen.

Immer und überall mußte im Gleichschritt mit Tempo 114 marschiert werden. Das heißt: 114 Schritte in einer Minute. Das will gelernt sein, das ist garnicht einfach, das hört sich nur so an. Marschieren in Kolonnen muß einfach ein Soldat können. Eine arge Sache, die ich einfach nicht lernte oder besser gesagt, nicht lernen wollte, war der militärische Gruß. Hierbei mußte die rechte Hand an den Mützen.- oder Stahlhelmrand, einen Fingerbreit von der rechten Augenbraue entfernt, mit gerade ausgestreckten Fingern und enganliegendem Daumen in gerader Linie, also nicht im Handgelenk geknickt, mit dem Ellenbogen, geführt werden. Nicht zu vergessen war, daß bei der ganzen Grüßerei der Blick entweder nach links oder nach rechts, je nach dem auf welcher Seite der zu Grüßende kommt, gerichtet wurde. Eine weitere Schwierigkeit war, daß der Grüßende die ganze Sache in aufrechter und nicht nach vorn gebeugter Haltung, mindestens fünf Schritte vor dem Passieren des zu Grüßenden und zwei Schritte danach tun muß. Alles kapiert? Als Grüßender muß man schon eine ganze Reihe von Vorschriften kennen und beachten wenn man seine Sache gut machen und nicht auffallen will. Ich wollte so ein Theater nicht mitmachen und gab mir folglich keine große Mühe wenn wir an unserem Zugführer, Oberfeldwebel, vorbeigehen mußten. Er hat mich einmal gefragt, warum ich mir keine Mühe gebe, schließlich sei ein perfekter Gruß Voraussetzung für einen Ausgang. In Bitburg, das ist ja nur eine kleine Stadt, hätte man die Hand nur am Mützenrand halten müssen. Zum Gruß verpflichtet war man allen im Dienstgrad höher stehenden als man selbst war. Also hätte man sogar den Hilfsausbilder, den kleinen, eingebildeten und zudem noch dummen Schuhmacher aus Kirn, grüßen müssen. Und das wollte ich nicht. Da blieb ich lieber in der Kaserne. Hierzu eine kleine Episode.

Noch ist es nicht zu spät

Feldwebel Faus war ein wirklich guter Soldat und ein prima Vorgesetzter, kein Schleifer und schon gar kein Schikanierer. Den mußte man einfach mögen. Er war Junggeselle und wohnte in unserem Block. Wie auch unser Kompanieführer, ein Leutnant, der in Finnland Tapferkeitsoffizier geworden war. Zu Ostern konnten die Soldaten, die den Gruß nach Ansicht der Ausbilder gut fertig brachten, allein ausgehen. Da ich nicht grüßen konnte oder wollte, je nach dem aus welcher Sicht man die Sache sieht, durfte ich die Kaserne nicht verlassen. Ich mußte folglich in der Kaserne bleiben. Am Ostersonntag, gegen 13:00 Uhr, kam mein Vater ganz überraschend mich besuchen. Er fand mich dann im Aufenthaltsraum im oberen Stockwerk unserer Kaserne. Wir saßen zusammen an einem Tisch und unterhielten uns, vielleicht aß ich auch ein Stück Kuchen das Mutter mitgegeben hatte, als Feldwebel Faus herein kam. Wenn man in einem Raum saß, mußte man einen eintretenden Vorgesetzten natürlich auch grüßen. Das tat man indem man zwar sitzen blieb, aber Haltung annahm. Das heißt, man mußte beide Hände langgestreckt auf die Oberschenkel oberhalb der Knie, unterhalb der Taschen, legen, den Oberkörper aufrichten und den zu Grüßenden mit Blickwendung zu ihm hin, ansehen. Das tat ich also auch als Feldwebel Faus in den Aufenthaltsraum kam. Ob es nun Zufall oder Absicht war, jedenfalls setzte er sich an einen Tisch ganz in unserer Nähe. Nach einigen Minuten kamen wir drei in ein Gespräch von Tisch zu Tisch, bei dem ich Feldwebel Faus meinem Vater als meinen Zugführer vorstellte. Mein Vater wußte natürlich in der Zwischenzeit, daß ich wegen dem übertriebenen Gruß, den ich einfach so nicht ausführen wollte, nicht ausgehen durfte. Feldwebel Faus sagte das auch meinem Vater, aber auch, daß ich wohl grüßen könne, scheinbar aber nicht wolle. Kurz darauf gab er mir einen Zettel mit dem ich zu unserem Leutnant ging und auf dem Feldwebel Faus ihn bat, mir doch Ausgang zu gewähren, zumal mein Vater zu Besuch gekommen wäre. Vielleicht hat auch wieder das "Goldene Parteiabzeichen" meines Vaters seine Wirkung gezeigt. Ich suchte und fand unseren Leutnant in seiner Wohnung, übergab ihm den Zettel des Feldwebels Faus und mir wurde Ausgang gegeben. Mein Ausgang in Bitburg, zusammen mit meinem Vater, ging hinaus in die Nähe des Friedhofes, wo in einer kleinen Anlage ein Denkmal für die Gefallenen des ersten Weltkrieges stand. Wir gingen nicht in eine überfüllte Kneipe, danach war weder mir noch meinem Vater zu Mute. Warum wir allerdings gerade an einen Platz gingen, der uns ganz stark an den Tod von Menschen und an den Krieg erinnerte, weiß ich auch nicht Um 6:00 Uhr abends war ich wieder in der Stube. Mein Vater fuhr mit der Bahn zurück nach Baumholder. Für eine recht lange Zeit übrigens sah ich meinen Vater, meine Mutter und auch meine Schwester nicht mehr. Erst wieder im Februar 1944 in meinem einzigen Urlaub den ich als Soldat erhalten hatte. Meinen Bruder sah ich am 3. September 1941 zum letzten mal. Er wurde im Juli 1944 in Ostpreußen, irgendwo an der Memel, schwer verwundet, mit einem Lazarettzug, in dem man ihm den zertrümmerten linken Unterschenkel amputierte, in die Tschechslowakei tranportiert. In Bömisch - Laipa verstarb er und wurde anschließend auf dem Friedhof, hier in Baumholder, beerdigt. Mein

Bruder war damals Obergefreiter und Kradmelder in einer überschweren Flakbatterie, die ein Teil der “Hermann Göring Division“ war und die das “Führer Hauptquartier Wolfsschanze“, bei Rastenburg und Allenstein im südlichen Teil Ostpreußens, sicherte.

Da man ja einen ganzen Vormittag lang nicht nur Marschieren und Grüßen üben konnte, das war ja erst der Anfang meines Soldatenlebens, gab es noch Unterricht, hauptsächlich an Waffen und Geräten. Auch über Dienstvorschriften und Verordnungen, über Pflicht und Gehorsam, über Vaterlandsliebe und Treue, über das Großdeutsche Reich, über die Bedeutung und Stellung Deutschlands in der Welt nach der siegreichen Beendigung des gegenwärtigen Krieges. Und uns wurde auferlegt, gute, tapfere treuergebene Soldaten des Führers zu sein. Wenn man diese Vorträge über Heldentum und Pflicherfüllung hörte, dann fühlten sich wohl schon viele als Helden und tapfere Soldaten. Ich glaube, ich war auch, zumindest etwas, stolz ein Soldat zu sein. Waren wir wirklich diejenigen, die die Welt neu ordnen sollten? Würden wir für eine gerechte Sache kämpfen und vielleicht auch sterben? Zweifel kamen mir mit gerade 19 Jahren, noch nicht. Erst viel später, als die Rückschläge und Mißerfolge der Wehrmacht sich häuften, als die deutschen Truppen in Afrika und im Norden Europas, an allen Kriegsschauplätzen auf dem Rückmarsch waren, als Stalingrad gefallen war und die Sowjettruppen überall an der Ostfront auf ihrem Marsch nach Westen, nach Deutschland, waren.

Geländeausbildung in Bittburg

Eine weitere, nach Ansicht der Ausbilder sehr wichtige Sache, war das Singen. Eine Marschkolonne ohne Gesang war einfach unmöglich. Soldaten müssen einfach singen können. Im Mittelalter, bei den Landsknechten, ging ein

Trommler vor der Kolonne, heute bei uns, wurde nicht getrommelt, da wurde lauthals gesungen. Beliebt war damals das Lied vom schönen Westerwald über den der kalte Wind blies. Ebenso das Lied vom Eisack, der irgendwo in den Alpen aus dem Gebirge rauschte. Weitere, sehr beliebte Lieder, die wir schon in der HJ mit Begeisterung gesungen hatten, waren auch hier die Favoriten. Abwechslung im Gesang gab es genügend. “Schwarzbraun ist die Haselnuß”, “Ein Heller und ein Batzen”, “Wir lagen vor Madagaskar”; “Wenn die bunten Fahnen wehen”, “Es zittern die morschen Knochen”, einige, die mir gerade einfielen. Schön brauchte der Gesang nicht zu sein, laut genügte. Also diese Sache lernten wir ganz gerne, sie machte sogar Spaß. Im Laufe der Ausbildung marschierte ich sehr oft, obwohl ich doch recht klein war, ganz vorne, im ersten Glied. Ich war nämlich meist Gewehrführer und der marschierte eben dort. Die Folge war, daß ich, als sogenannter Flügelmann, das Kommando zum Singen und den Text des Liedes angeben mußte. Auch das hat mir, entgegen so manch anderem, viel Spaß gemacht. Da konnte auch ich einmal den Mund aufmachen und brüllen und den “Ton angeben", wie oft hat die Kolonne dann gelacht. Kein Ausbilder hatte etwas dagegen wenn ich einmal Unsinn machte.

Entfernungsschätzen bei der Ausbildung in Bitburg

Ich werde nun versuchen, das Mittagessen zu beschreiben. Das ist nicht sonderlich schwer, denn meist gab es ja nur einfache, eintönige Kost. Nach Beendigung des Vormittagsunterrichtes oder der Ausbildung an Waffen und Geräten, die bei gutem Wetter auch im Freien stattfand, ging es zurück in die Unterkunft. Dort wurde das Drillichzeug geordnet, die Hände gewaschen, die

Haare gekämmt und auf den Befehl "heraustreten zum Mittagessen" gewartet. Lange brauchten wir nicht zu warten. Unsere Zeit war prima eingeteilt und lückenlos verplant. Leerlauf gab es nicht. Nach dem Antreten vor dem Kasernenblock wurde zuerst einmal die Richtung des Zuges kontrolliert, die Sauberkeit der Hände und der Finger überprüft und, wenn die zur Zufriedenheit des Zugführers oder des Unteroffiziers, der uns befehligte, ausfiel, mit Gesang und im Gleichschritt zur nur 200 Meter entfernt liegenden Küche marschiert. Dort wurde die Kompanie oder der Zug gemeldet und nun ging es "Reihe rechts", ohne Tritt, d.h. nicht im Gleichschritt, sondern, so wie jeder gehen wollte, aber, schön einer hinter dem anderen, zum Essenschalter.

Meistens gab es Eintopf, nur sonntags was anderes. Fleisch gab es selten, wenn ja, dann als Frikadellen oder Gulasch. Bei Frikadellen konnte der Koch so schön viel Brot verwenden. Das Essen für uns Rekruten und für die Mannschaftsdienstgrade war das gleiche. Nur das der Offiziere, die im Kasino aßen, war etwas besser. Verwöhnt, was das Essen anbetraf, waren wir wohl alle nicht. Schließlich war schon über zweieinhalb Jahre Krieg und da fehlte sehr viel. Ich will nicht sagen, daß die Zivilbevölkerung hungerte, aber, in Saus und Braus, lebten damals nur sehr wenige. Auch die Zeit vor dem Krieg war nicht die Beste gewesen, da waren nur wenige verwöhnt. Überhaupt, die Zeit damals war alles andere als rosig, nicht vergleichbar mit der heutigen.

Nach dem Mittagessen, das schon eine recht lange Zeit in Anspruch nahm, in Bitburg waren damals weit mehr als 1000 Rekruten, ging es zum Nachmittagsdienst. Der fand in den nächsten Tagen zunehmend im Freien, auf dem Standortübungsplatz, in Mötsch, statt. Wir wurden im “Tarnen im Gelände“, in “Zielansprache“ und im “Entfernungsschätzen”, ausgebildet. Tarnen hieß, sich so gut wie möglich dem Gelände anzupassen, so daß man für den “Feind” möglichst nicht oder doch sehr schwer zu erkennen war. Man mußte folglich jede Möglichkeit die sich bot, z.B. Bäume, Hecken, Gräben, Häuser, Ställe, Laub und Zweige, Grasbüschel und Stroh benützen und sich wenn möglich, das Gesicht schwärzen. Zielansprache hieß, einen Gegenstand, vielleicht einen weit entfernt liegenden Soldaten oder ein anderer, militärisch wichtiger Gegenstand, so zu beschreiben, daß diesen Gegenstand auch andere Soldaten möglichst schnell erkennen konnten. Entfernungsschätzen war, die Entfernung bis zu einem in der Zielansprache erkannten Gegenstand, möglichst genau in Metern, anzugeben. Mit etwas Übung war das alles schon zu lernen, und für unseren späteren Einsatz, lebensnotwendig.

An Waffenausbildung war, nachdem wir den Karabiner eingermaßen gut kannten, der Umgang und die Verwendung der Stielhandgranate hinzu gekommen. Eine ganz hundsgemeine Sache war das "robben". Hierbei mußte man sich auf den Boden legen, das Gewehr in beiden Hände nehmen, die Ellenbogen auf die Erde aufstützen, die Fußspitzen flach auf den Boden drücken und nun in dieser Haltung nach vorne kriechen. Der Ausdruck "robben" für diese Art sich an den "Feind" heran zu arbeiten, sagt schon wie das ganze aussah.

Eben wie sich eine Robbe vorwärts bewegt, flach, geduckt und möglichst klein. Diese Fähigkeiten, von denen bei einem späteren Einsatz unser Leben abhängen konnte, perfekt oder doch möglichst gut zu beherrschen, war selbstverständlich nötig. Wichtig war auch, daß man mit den Waffen, mit denen wir ausgebildet wurden, im richtigen Moment richtig umgehen konnte. Dieses Training war wichtig, war auch das marionettenhafte Grüßen, das stramme Marschieren und das laute Singen an der Front noch wichtig? Dort wird vieles was wir hier lernen mußten, nichts mehr nützen, dort hebt keiner zum Gruß die Hand an den Stahlhelm oder singt was vom Westerwald wenn die Russen angreifen oder Granaten einschlagen. Verrückte Welt, verrückte Zeit.

Unsere Hauptwaffe war, wie das der Namen des Bataillons schon aussagt, das "SMG 08/15". Hier die Bezeichnung wie sie im "Reibert", dem Handbuch der Soldaten, steht: Schweres Maschinengewehr der Baureihe 1908/15. Das wiederum heißt, daß dieses MG in den Jahren von 1908 bis 1915 entwickelt wurde. Es war im 1. Weltkrieg eine sehr gute und bei richtiger Handhabung auch gefürchtete Waffe. Im Krieg 1914/18 gab es bei den Alliierten kein vergleichbares oder besseres Maschinengewehr. Zu diesem MG nun eine Beschreibung so gut sie mir nach 50 Jahren noch gelingt. Mein Vorhaben ist nicht ganz leicht. Die Zeit liegt doch schon sehr lange zurück.

Feldmarschmäßig, ein blödes Wort, d.h. im Gelände, wurde das MG auf einer Protze, die von vier Pferden gezogen wurde, auf der auch die Munitionskästen befestigt waren und die Soldaten des MGTrupps saßen, zum Einsatz gebracht. Wenigstens bis Anfang 1942 war das so. Ab dann wurden die Pferdeprotzen, Zug um Zug durch Kübelwagen ersetzt.. Das Gesamtgewicht des MG war ungefähr 100 bis 120 kg allerdings ohne Wasser und bestand im Wesentlichen aus drei Teilen: Dem eigentlichen Lauf, der Lafette und dem Zielgerät. Die Lafette allein wog ca 70 kg und wurde im Gelände von vier kräftigen Rekruten getragen. Der Lauf, der beim Schießen schon nach ganz kurzer Zeit sehr heiß wurde, steckte in einem ca 5 l fassenden Wasserbehälter. Bei Dauerfeuer kam es schon mal vor, daß das Kühlwasser zum Kochen kam und der dann entstehende Wasserdampf mittels eines Schlauches, abgeleitet werden mußte. Der Lauf wurde mit einer Klemmvorrichtung auf der Lafette festgemacht und justiert. Am hinteren Laufende befand sich die Abzugsvorrichtung mit der Patronenzufuhr. Das Zielgerät war wohl das Herzstück des MGs. und ermöglichte den indirekten Beschuß von Zielen. Das heißt, man konnte Ziele bekämpfen, die man selbst nicht sah. Zu diesem Zweck wurden, genau wie bei der Artillerie, Hilfsmittel wie Flurstäbe und Winkelmesser, benötigt. Das allerdings zu beschreiben, würde zu lange dauern, ich lasse es bleiben. Im Geländeeinsatz wurde das komplette MG, wie ich schon schrieb, von vier starken Rekruten getragen. Bei einem Stellungswechsel, der bekanntlich sehr schnell vonstatten gehen mußte, eine barbarische Quälerei. Mindestens drei Soldaten waren nötig, um die viele Munition, die so ein MG verschoß, zu tragen. Je ein Soldat trug zwei Munitionskästen à 300 Schuß. Im Vormarsch in Rußland mußten viele Soldaten bis zu vier

Munitionkästen schleppen. Nicht immer war es möglich, mit den Protzen in die vorderste Stellung zu fahren. Die Patronen steckten im Krieg 14/18 noch in Stoffgurten. Wir verwendete Patronengurte aus einzelnen Metallgliedern. Ich hatte das Glück, daß ich meistens Gewehrführer war. Im Vergleich zu den anderen vom MG Trupp hatte ich also das leichteste Gepäck zu tragen, eben nur das Zielgerät und meinen Karabiner. Im Einsatz an der Front wäre der Karabiner gegen eine Pistole ausgetauscht worden. Wog aber die Entscheidung, wo und wann, auf Menschen zu schießen, diese Entscheidung hätte ich als Gewehrführer treffen müssen, nicht viel schwerer? Die Entscheidung, auf Menschen zu schießen, war sehr schwer zu treffen. Das wäre nämlich meine Aufgabe geworden. Heute werden die Soldaten physisch und physiologisch geschult und von Fachleute unterstützt und auf solch schwere Entscheidungen vorbereitet. Uns ließ man allein.

Ein paar Worte noch zu der Rekrutenzeit in Bitburg. In dieser relativ kleinen Stadt wurden im April 1942 mehr als 1000 Rekruten ausgebildet. Darunter eine große Zahl - ca. 300 Mann - kamen aus Oberschlesien. Sie fühlten sich nicht als richtige Deutsche, mehr als Polen. Untereinander sprachen sie fast nie deutsch, immer nur polnisch. Fluchen taten die, man kann es nicht schildern. Lofoss und Pitschabo waren die gebräuchlichsten Schimpfworte. (Wer wissen will, was die beiden Worte zu deutsch heißen, lasse sie sich von einem Polen übersetzen. Er muß aber auf eine böse Überraschung gefaßt sein) Mit einem von ihnen hatte ich etwas mehr Kontakt als zu den anderen. Er hieß Franticek Baraniok und stammte aus Gleiwitz oder Hindenburg oder Kattowitz. Was aus ihm geworden ist, kann ich nicht sagen. Ich habe ihn zum letzten Mal in Bar le duc gesehen und mit ihm gesprochen. Er hatte sich bei seiner Abstellung an die Ostfront, auf meine Bitte hin, bei meinen Eltern gemeldet und hat mit ihnen einen Abend verbracht. Die Oberschlesier wollten und waren keine guten Soldaten und verhielten sich dem entsprechend.

Bei der täglichen Geländeausbildung, die wie schon geschrieben, meist in Mötsch stattfand, wurden wir ganz schön gedrillt. Besonders was Schnelligkeit und "Instellunggehen mit dem MG“ betraf. Da wurde schon sehr, sehr viel von uns jungen Kerlen verlangt. Beim Hinmarsch oder beim Heimmarsch, bei dem natürlich immer gesungen werden mußte, egal ob gut oder schlecht, Hauptsache laut, hieß es oft und dann ganz unvermittelt, "Tiefflieger von links" oder auch von rechts. Bei diesem Kommando wurde der Gesang sofort unterbrochen und die ganze Marschkolonne mußte entweder nach links oder rechts in oder über den Straßengraben springen und "in Deckung" gehen. Das heißt, einem anfliegendem Flugzeug so wenig wie möglich ein Ziel zu bieten. Beim Indeckunggehen durfte keine Rücksicht auf die unmittelbaren Geländeverhältnisse genommen werden. Egal ob da Wasser oder Steine oder sonstwie Dreck war. Immer wieder fanden die Ausbilder gerade diese Stellen. Man hätte meinen können, die hätten eine magische Anziehungskraft oder die Ausbilder suchten gerade Stellen mit viel Dreck oder Wasser oder Steinen aus. Wenn die Ausbilder merkten, daß irgendeiner von uns sich nicht sofort hinwarf oder

gar noch ein paar Schritte tat, um vielleicht einem Grasbüschel oder einem Stein auszuweichen, war die Hölle los. Hinlegen, auf marsch marsch, hinlegen und immer wieder auf marsch marsch, eine mörderische Qual. Gras gab auf dem Drillichzeug, das von hellgrauer Farbe und aus einem recht derben Leinenstoff bestand, ganz fürchterliche und schwer zu entfernende, grüne Flecke. Und die mußten in der kurzen Mittagspause ausgewaschen werden. Das war allein von der Zeit her, unmöglich. Wehe dem Rekruten, dem das Auswaschen der Flecke mißlang. Der durfte damit rechnen, aufgeschrieben und zu einem Sondereinsatz z.B. Flurdienst oder Küchendienst nach Feierabend, abkommandiert zu werden. Die Freizeit war eh schon sehr knapp bemessen und dann noch Strafdienst zusätzlich machen? Außerdem hatte man in der Freizeit etwas anderes vor als Strafdienst zu machen. Da wollte man ab und zu mal einen Brief schreiben. Die Briefe, die wir in die Heimat senden konnten und diejenigen, die unsere Angehörigen uns schickten, wurden per Feldpost befördert und waren portofrei. Da alle militärische Einheiten und deren Aufgaben möglichst geheim bleiben mußten, konnten Postsendungen nicht mit offener Anschrift versendet werden. Aus diesen Gründen hatte jede Einheit eine Nummer, die sogenannte Feldpostnummer. Alle Sendungen in die Heimat und von dort wurden in Feldpostämtern sortiert und weiter geleitet. Oft war ein Brief länger als 14 Tage unterwegs und folglich der Inhalt nicht mehr aktuell.

Wenn keine Ausbildung stattfand, wurde zweimal in der Woche Putz.- und Flickstunde oder Waffenreinigen angesetzt. Die Worte sagen schon, was da getan wurde. Zuerst einmal wurde eine blaue Schürze vorgebunden, erst dann kam die Arbeit. Wie ulkig sahen wir darin aus. Putz.- und Flickstunde, da wurden die Drillichuniform, der Waffenrock, besser gesagt die Ausgehuniform, die Unterwäsche, die Socken, die Schuhe nachgesehen und in Ordnung gebracht. Die Handtücher und die Nachthemden wurden eingesammelt, zur Kleiderstube gebracht und dort umgetauscht. Was zerrissen war wurde geflickt und Knöpfe angenäht. Daß kaum einer von uns einen Knopf richtig annähen konnte wurde uns klar, wenn man die Ausbilder hörte. Oft genug hat so ein Kerl einem Rekruten einen gerade erst angenähten Knopf einfach abgeschnitten. Nur aus Spaß, nur um Macht und Stärke zu demonstrieren. Schuheputzen, wer konnte das? Niemand. In den Schuhen mußte man sich spiegeln können. Eine unmögliche Sache bei den harten Schuhen und der schlechten Schuhcreme. Beim Schuheputzen wurde besonderen Wert auf den Steg zwischen Sohle und Absatz gelegt. Der mußte wie mit einem Lineal gezogen, scharf begrenzt, tiefschwarz eingecremt sein, und natürlich, glänzen. Ob wir bei einem, bestimmt auf uns zukommenden Kampfeinsatz daran denken, daß unser Leben von glänzenden Schuhen und geschlossenen Knöpfen, abhängt? Schaut dann ein Unteroffizier ob wir saubere Hände und Fingernägel haben? Die scheißen dann genauso in die Hosen wie wir.

Das Waffenreinigen war dagegen eine dringende Notwendigkeit. Ein Gewehr, das nicht richtig gewartet ist, ist nur bedingt für einen Einsatz geeignet. Wenn

ein Karabiner nicht gut gereinigt und entsprechend geölt ist, funktioniert er nicht richtig und ist im Moment des Bedarfs schlecht zu benützen. Eine Verteidigung ist fast unmöglich, dann ist man im Hintertreffen. Eigentlich hatte ich mir während der Ausbildung keine Gedanken über einen späteren Einsatz gemacht. Ich hatte gehofft, daß das nie so weit kommen könnte und daß der Krieg bis dorthin, längst gewonnen und vergessen wäre. Auf jeden Fall habe ich nie daran gedacht, einmal auf Menschen schießen zu müssen. Gerade diese Sache wurde wohlweislich von allen Vorgesetzten peinlichst gemieden. Niemand hat uns junge Kerle daraufhin vorbereitet, einmal jemanden töten zu müssen. In dieser Beziehung wurden wir ganz allein gelassen, wir waren auf uns allein gestellt. Niemand half uns, diesen Konflikt mit unserem Gewissen, zu bewältigen. Was nützte es uns, daß wir beim Scharfschießen auf Pappkameraden, die den Umriß eines französischen Soldaten hatten, zielen und schießen mußten? Das war eine verdammt schlechte Hilfe, die hätte unser Gewissen nicht beruhigen können. Niemand hat uns psychisch unterstützt und geholfen, wir wurden allein gelassen bei der wohl schwersten Entscheidung in unserem bisherigen Leben. Bei der Entscheidung jetzt und gezielt auf Menschen zu schießen und ihnen das kostbarste Gut, das ein Mensch hat, das Leben, zu nehmen.

Beim Waffenreinigen wurde also ganz besonders darauf Wert gelegt, daß das Gewehr richtig auseinander genommen, nach gründlicher Reinigung und Einölen, möglichst schnell und fehlerfrei wieder zusammengesetzt wurde. Dabei mußten genau vorgeschriebene Handgriffe beachtet und ausgeführt werden. Beim Waffenreinigen war immer ein Unteroffizier als Aufsicht auf jeder Stube. Ein Hilfsausbilder durfte die Aufsicht nicht übernehmen Vor dem eigentlichen Waffenreinigen schaute der aufsichtsführende Unteroffizier das Gewehr jedes Rekruten nach, ob sich keine Patrone im Gewehrlauf befand. Es soll Fälle gegeben haben, wo das doch der Fall war. Daß es dann ein fürchterliches Gebrüll und Geschrei gab, war sogar verständlich. Wie schnell und wie leicht ist ein Schießunfall eingetreten. Nach dem Reinigen des Gewehres, begutachtete der aufsichtsführende Ausbilder, was man da fertiggebracht hatte. Das Schloß mußte aus der Abzugsvorrichtung genommen werden und der Ausbilder schaute nach ob Schloß, Lauf, Patronenkammer, Schlagbolzen mit Schlagbolzenfeder richtig sauber waren. Fast immer fand er irgendwo ein Staubkorn, meist im Lauf. Der mußte nun noch einmal mit der Reinigungskette, die aus Aluminiumgliedern bestand an der ein Baumwolldocht befestigt war, durchgezogen werden. Meist war damit die Sache erledigt. Wir gaben uns ja jede erdenkliche Mühe, gerade beim Waffenreinigen nicht aufzufallen. Es ist aber schon mal vorgekommen, daß ein Landser das beanstandete Gewehr nicht noch einmal gereinigt hatte, sondern lediglich eine Zeitlang wartete und dann das Gewehr dem Ausbilder noch einmal zur Nachschau vorzeigte. Ich habe nicht erlebt, daß ein Rekrut dreimal sein Gewehr vorzeigen mußte. Das zeigt doch, daß oft eine Beanstandung die reinste Schikane war. Der Rekrut war aufgefallen und der Ausbilder hatte Wissen, Macht und Stärke demonstriert.

Eine Größe im Schikanieren war Unteroffizier Guth aus Kassel Hasenheide. (Dort war in der Zwischenzeit mein Bruder Ernst Soldat in einer Luftnachrichtenabteilung geworden). Der Kerl war klein von Figur, im Brüllen aber eine Größe. Sonst konnte er nicht viel und wie es sich später in Rußland zeigte, war er noch ein ganz großer Hosenscheißer. Der war bestimmt nur deshalb ein Ausbilder geworden, weil er ein Schleifer war. Unteroffizier Nicklas, irgendwo aus dem Saarland, war dagegen doch etwas anders. Der zeigte wenigstens manchmal, nicht allzuoft, menschliche Züge, ebenso wie Feldwebel Faus, von dem ich ja schon schrieb.

Zum Waffenreinigen gehörte auch das MG. Das war im Grunde das gleiche wie beim Karabiner, nur hatte man entsprechend mehr Teile zu putzen und das Zusammensetzten dauerte etwas länger. Das Reinigen des MGs und das Schießen damit lernten wir aber erst in Bar le duc. Vorerst schossen wir mit Karabiner und dabei erstmal mit einem Einstecklauf auf einer 25 Meter Bahn. Das ging so vor sich. In den Lauf des Karabiners wurde ein Einstecklauf gesteckt, der einen Durchmesser von 6,5 mm hatte. Natürlich wurde auch die benötigte Abzugsvorrichtung diesem Kaliber angepaßt. Wir sollten erst einmal ein Gefühl bekommen, wie man beim Schießen mit einem schwereren Gewehr umgehen muß. Ebenso, wie man sich beim eigentlichen Schuß verhält. Zudem war es bedeutend billiger. Das gefechtsmäßige Schießen war schwer. So ein Karabiner hat einen ordentlichen Rückschlag. Wenn man nicht aufpaßt und sich nicht so verhält wie das uns die Ausbilder lernten, konnte man schon mit einer blauen Schulter rechnen. Beim Schießen mit Einstecklauf zeigte sich, daß ich ganz gut schießen konnte, daß ich zu Hause schon des öfteren mit einem Luftgewehr und einem Kleinkalibergewehr geschossen hatte. Auch im Laufe der Schießausbildung mit dem Karabiner erzielte ich gute Ergebnisse. Das hatte zur Folge, daß ich zum "Führer einer Schießkladde" ernannt wurde. Ich mußte von jedem Rekruten, der auf dem Schießstand erschien, nachdem er sich zuerst bei der "Schießaufsicht" gemeldet hatte und er drei oder fünf Schuß abgegeben hatte, das Schießergebnis in sein persönliches Schießbuch und in die Schießkladde, die in der Schreibstube verwahrt wurde, eintragen. Durch die Eintragung in beide Bücher konnte zu jeder Zeit die "Ausbildung im Schießen" kontrolliert werden. Die Schießausbildung und die erzielten Treffer beim Schießen waren Grundlage für die von sehr vielen Landsern so heiß begehrte "Schützenschnur". Wir nannten sie scherzhaft: Affenschaukel. Die Schützenschnur wurde an der rechten Uniformseite getragen. Sie war eine silberne, geflochtene Schnur mit einem kleinen Schild in der Mitte, auf dem die Waffe abgebildet war, mit der der Träger diese Auszeichnung erworben hatte. Und sie signalisierte: Achtung, da kommt ein Held.

Wer nicht gerade beim Schießen war, oder nicht in einigen Minuten an die Reihe kam, mußte mit den anderen vom Zug in der Zwischenzeit, bis alle Rekruten ihre Schüsse erledigt hatten, irgendeinen Dienst machen. Oft Entfernungsschätzen, Tarnen im Gelände oder einfach marschieren. Auf jeden Fall

mußten sie in Bewegung bleiben. Nichtstun gab es einfach nicht. Ein Soldat hat immer eine Beschäftigung. Ab und zu durften die drei besten Schützen zurück in die Kaserne gehen. Einmal war ich auch diesen Glücklichen. Ein anderer machte meinen Dienst als Schreiber am Schießtisch. Übrigens mußten alle, die direkt mit Schießen zutun hatten, einen Stahlhelm tragen. Es könnte ja sein, daß ein Anfänger einen falschen Schuß zu einer falschen Zeit abgibt, der dann als Querschläger durch die Gegend fliegen und jemand verletzen könnte. Eine Vorsichtsmaßnahme, die durchaus berechtigt war. Schießunfälle kamen immer wieder vor, selbst in einer guten Kompanie und bei der besten Aufsicht. Das Scheibenkommando, also die Soldaten die im Scheibengraben, dem unterirdischen Teil der Zielanlage Dienst machten und die Schießscheiben ein.- und ausfuhren, mußten bereits eine Stunde vor Beginn des Schießens im Schießstand sein und durften ihn erst eine Stunde nach Beendigung, verlassen. So scharf waren damals die Bestimmungen und das nicht ohne Grund.

Vereidigung in Bitburg - 8. v. l. bin ich (Punkt)

Die Vereidigung

Eine ganze Woche lang übten wir morgens das Marschieren und Antreten zu unserer Vereidigung. Die war für den 20. April,. für “Führers Geburtstag”, angesetzt. Der Tag verlief so: Schon früh morgens traten alle Rekruten aus Bitburg - wie schon einmal erwähnt - so ungefähr 1000 Mann, kompanieweise auf dem großen Antreteplatz, in Mitten der großen Kasernenanlage im offenen

Rechteck an. An der offenen Längsseite standen ein Rednerpult und die Zuschauertribünen für die geladenen Gäste. Außer der Vereidigung wurde noch eine Waffenschau und der "Tag der offenen Tür" veranstaltet. Das heißt, die Bitburger Ersatzabteilung lud die Bevölkerung und die Angehörigen der Soldaten ein um zu zeigen, wie gut die Soldaten untergebracht sind, wie gut und reichlich die Verpflegung ist, kurz und gut, wie schön es doch ist, ein Soldat zu sein und sich vielleicht totschießen zu lassen. Eine schizophrene Situation. Ich kann mich sehr gut an diesen Tag und den ganzen Kram erinnern, stand ich doch in der ersten Reihe unserer Kompanie. Reden wurden gehalten, Phrasen gedroschen und viel vom berechtigten Kampf des deutschen Volkes geredet, für ein besseres und größeres und schöneres Deutschland, das dominierend in der Welt sein müsse. Von der "deutschen, nordischen Rasse" und deren Vorrecht in Europa sprach irgendein Parteigenosse. Ich nehme an, es war der Kreisleiter des Bitburger Kreises.

Bei der Vereidigung in Bitburg - Offiziersgruppe mit 2 Pfarrern

Das "Horst Wessel Lied", das "Deutschland Lied" wurde gesungen, eine Blaskapelle spielte einen zackigen Marsch. Dazu trug eine kleine Abteilung extra ausgesuchter, großer, strammer Soldaten, mit dem Stahlhelm auf dem Kopfe und grimmigen, zu allem entschlossenen Blick in den zugekniffenen Augen, eine "Hakenkreuzfahne " und die "Reichskriegsflagge" im Stechschritt bis zum Rednerpult. Dort standen sie dann, regungslos, finster blickend, ohne die Mine zu verziehen, wie Standbilder. Alles klappte bestens. Auch zwei Pfarrer waren gekommen, die den Segen für uns und unsere Waffen erbaten und wir alle sprachen ein "Vater unser". Vielen von uns hat das alles garnichts genützt. Sie erlebten das Kriegsende nicht mehr. Bei der eigentlichen

Vereidigung auf "den Führer, das deutsche Volk und das Vaterland", die Eidesformel sprach jeder von uns einem ausgesuchten Rekruten nach, wobei wiederum vier ausgesuchte Rekruten, stellvertretend für uns alle die rechte Hand auf eine Reichskriegsflagge legten, erhoben wir die rechte Hand zum Schwur. Es war schon ein erhebender Augenblick. Daß zur gleichen Zeit, nur einige hundert Kilometer weiter westlich, in Frankreich, ebenso junge Männer einen Eid auf die Verfassung leisteten und von Pfarrern gesegnet wurden die auch Gottes Segen erbaten, hier allerdings für die französischen Waffen, daran dachte niemand und davon sprach kein Mensch auch nur ein Wort. Wer tat nun das Richtige, wer hatte das Recht auf seiner Seite? Wer, wir oder die Franzosen, kämpfte für eine “gerechte Sache”? Wir waren doch alle nur Menschen und wollten doch nur leben.

Vier Rekruten sprechen den Fahneneid

Nach dem Mittagessen, das gemeinsam mit den Besuchern im Speisesaal eingenommen worden war und das sich von dem Essen an gewöhnlichen Sonntagen himmelhoch unterschied, wurden unsere Waffen und Geräte vorgeführt. Natürlich nicht von uns, den Rekruten, sondern von unseren Ausbildern. Wir, die Rekruten, waren doch “viel zu blöd” dazu. Daß hierbei alles bestens klappte, daß es auch nicht den kleinsten Fehler, Fehlschuß oder Fehlgriff gab, ist doch selbstverständlich. Man wollte doch zeigen, wie gut ausgebildet und tüchtig die Soldaten seien, welch tolle Kerle in Bitburg ausgebildet werden. Für ein paar Groschen konnten sich interessierte Besucher einige Platzpatronen kaufen und sie dann unter Mithilfe von Ausbildern oder Unteroffizieren aus einem MG abfeuern. Der Andrang war manchmal schon recht groß. Besonders die HJ Jungen und BdM Mädels drängten sich an die Waffen. Und hier waren hauptsächlich wieder die Unteroffiziere in ihrem

Element. Denn hier konnten sie zeigen, was sie für Helden waren. Viele taten sich so gekonnt in den Vordergrund drängen, daß es schon peinlich war. Hier sah ich auch zum erstenmal einen Granatwerfer in Feuerstellung und beim Feuern auf ein Ziel, das in einer Entfernung von ca. 200 Metern stand. Selbstverständlich war jeder Schuß ein Treffer und wurde gebührend bejubelt.

Unser Schirrmeister, Feldwebel Waldmeister, oder doch so ähnlich hieß er, er stammte aus der Pfalz und hatte wegen einer schweren Verwundung im Frankreichfeldzug ein steifes Bein, hatte zur Vereidigung aus zwei Krädern einen Römischen Streitwagen, in dem aber niemand stand, konstruiert. Ohne daß man den Feldwebel sehen konnte, so gut hatte er sich in dem Wagen verborgen, fuhr das Gefährt zum Gaudi der Besucher, drei Runden durch das Kasernengelände. Einige Fotos von diesem Tag, ein Foto zeigt den Einmarsch der Fahnenträger, ein anderes zeigt mich im ersten Glied unserer Kompanie, besitze ich noch. Ich mache da ein finsteres, oder ist es ein nachdenkliches Gesicht? Sie sind im Album aus der Soldatenzeit. Wie alle Tage, so verging auch dieser Tag und endlich war gegen 18:00 Uhr Ruhe auf dem Kasernengelände. Wieviele Soldaten, die an diesem Tage den Fahneneid geleistet haben, haben den Krieg nicht überlebt, sind irgendwo gefallen, sind verwest und verfault und haben kein würdiges Grab erhalten? Wer spricht heute noch von ihnen? Sind sie nicht umsonst gefallen?

Die letzten Tage in Bitburg

Die Tage danach vergingen wie im Fluge. Abwechslung in der Ausbildung brachte einmal ein Waldbrand, der in den Wäldern an der Bahnlinie Trier - Bitburg ausgebrochen war. Wir wurden nach dem Mittagessen mit Lkw. an den Brandherd, der schon eine recht große Fläche bedeckte, tranportiert. Weil nicht genügend Löschgerät vorhanden war, mußten wir mit Schaufeln und Feuerklatschen, die für den Luftschutz bestimmt waren und ganz einfachen langen Zweigen das Feuer ausschlagen. Wasser hätte man mit Fahrzeugen sowieso nicht bis zum Brandherd in den steilen Hängen transportieren können. Obwohl es erst gegen Ende April und der Boden noch etwas feucht war, verbrannte doch eine große Menge Wald. Der Brand selbst war durch Funkenflug einer Lokomotive verursacht worden. In den Steigungen von Trier auf die Eifelhöhen mußte schon recht viel Feuer unter die Dampfkessel gemacht werden.

Vom Ausgehen in Bitburg hielt ich nicht viel. Erstens gab es, wie schon oft erwähnt, in Bitburg zu viele Soldaten und daher auch viele Ausbilder und Vorgesetzte, und die wollten alle gegrüßt werden und dazu hatte ich einfach keine Lust. Außerdem war ich abends viel zu müde. Da ging ich lieber in den Aufenthaltsraum.

Eine Begebenheit aus unserer Stube muß ich noch berichten. Sie zeigt, wie geradezu blöde doch damals oft die Dienstvorschriften waren. Und wie dumm diese Vorschriften von machtbesessenen und oft einfältigen Ausbildern ausgelegt und ausgenutzt wurden.

In Stube 34, in der ich lag, waren wir ein Trupp von 8 oder 10 Rekruten. Zwei davon waren schon etwas älter als wir jungen, so um die 35 - 40 Jahre alt. Die waren bis zu ihrer Einberufung nach Bitburg von der Leitung der Betriebe in denen sie gearbeitet hatten, als "unabkömmlich", reklamiert worden und vom "Dienst mit der Waffe", freigestellt worden. Nun aber mußten auch sie zu den Soldaten. Einer der beiden, seinen Aussagen nach ein höherer Bankangestellter, er hieß mit Familiennamen Glück, war schon um 38 Jahre alt. Er war ein gewissenhafter Mann, aber furchtbar nervös. Er war Vater von Zwillingen, einem schönen Mädchenduo. Richtig stolz war er, wenn er uns Fotos der beiden zeigen konnte. Diesem Mann, der im Zivilleben bestimmt eine wesentlich bessere Position hatte und zudem viel klüger als alle Ausbilder war, der alle Ausbilder in die Tasche stecken konnte, passierte folgende Geschichte. Er war zum Stubendienst eingeteilt worden.

Zuvor aber erst noch einmal etwas detaillierter die Aufgaben und Pflichten des Stubendienstes. Wenn alle Mann der Stubengemeinschaft im Bett lagen, hatte der Stubendienst die Stube auszufegen, den Tisch in die richtige Position zu rücken, ihn aufzuräumen und abzuwischen, den Besenschrank in Ordnung zu bringen, das Fenster zu schließen oder der Jahreszeit entsprechend zu öffnen, nachzuschauen daß kein Gegenstand auf der Fensterbank liegt, die Aschenbecher zu leeren, nachzuprüfen ob alle Schuhe richtig unter den jeweiligen Betten stehen und daß alle Spinde verschlossen sind usw.usw. Bestimmt habe ich noch eine ganze Reihe der unendlich langen Vorschriften vergessen. Wenn also dies alles getan war, mußte einer der zwei Stubendienstler die Stube abmelden, wenn der UvD sie so gegen 22:00 Uhr, abnahm. Dabei mußte er mit folgendem Satz melden: Stube 34 belegt mit 8 Mann, alle anwesend, (es könnte ja sein, daß einer auf Urlaub ist), Stube gereinigt und gefegt, Soldat - hier könnte mein Namen stehen - zum Stubendienst eingeteilt. Das der Wortlaut der vorgeschriebenen Meldung und nun die Geschichte des Soldaten Glück.

Wie schon gesagt, der Glück war furchtbar nervös und hatte eine Höllenangst, daß er einmal eine Falschmeldung machen würde. So hatte er sich ausgedacht, wenn er meldet, Stube gereinigt und der UvD findet doch irgend etwas - finden konnten und wollten die immer etwas - könnte man ihn wegen einer Falschmeldung vor ein Kriegsgericht bringen. Davor hatte er eine Heidenangst. Eigentlich eine absurde Idee, der Glück aber dachte eben so. Das Ende vom Lied, das zugleich ein dickes Ende war, kommt bei der Stubenabnahme. Der UvD betritt die Stube, Glück nimmt Haltung an, legt die Hände an die Hosennaht, grüßt mit der Hand am Kopf, obwohl er keine Kopfbedekkung auf hat, dann war diese Art zu grüßen nicht notwendig, und meldet:

Stube 34 mit 8 Mann belegt, Stube gelüftet und einigermaßen sauber. Zuerst ist der UvD sprachlos, staunt, nur die Hände auf die Hüften gestemmt und steht breitbeinig vor dem verdatterten Glück. Eine Position übrigens, die all diejenigen, die was zu sagen hatten, oder so dachten, gerne einnahmen und die auch heute noch in allen Armeen, gleich in welchen Land, eingenommen wird. Wir in unseren Betten hatten ja mit so was gerechnet und harrten gespannt auf das, was zwangsläufig kommen mußte. Glück hatte vorher von einer Falschmeldung und deren Folgen gesprochen und daß er kein Risiko eingehen wolle. Zuerst ist der UvD sprachlos, dann schreit er den Glück an: "Mann, sind Sie wahnsinnig, sind Sie verrückt geworden, Sie sind wohl blöd?". Alles Ausdrücke, die man damals überall und zu jeder Tages.- und Nachtzeit im Soldatendasein hören konnte. Glück steht also vor dem UvD, mehr tot als lebendig, macht ein ganz trauriges Gesicht - ich sehe es heute noch - dem Weinen näher als dem Lachen. Nach ein paar Sekunden Schweigen platzt dann einer von uns mit dem Lachen heraus. Gleich darauf lachte die ganze Belegschaft der Stube. Jetzt platzt auch der UvD: "alles raus aus den Betten, auf den Flur marsch - marsch, an das andere Ende des Flurs marsch - marsch, Achtung, zurück marsch - marsch, Achtung" und so weiter. Mindestens 5 bis 6 Mal ging das so, hin und her. (Wer Soldat war, weiß was damit gemeint war) Wir also raus aus unseren Betten, hinaus auf den langen Flur, rennen zu dessen Ende, bleiben auf Kommando stehen, nehmen Haltung an, rennen wieder weiter, bleiben wieder stehen und so weiter, und so weiter. Bis es dem UvD endlich reicht. Und das alles ohne Laufschuhe, auf den bloßen Füßen und in den langen, viel zu langen, weißgrauen Nachthemden der Wehrmacht. Bestimmt war das ein Bild zum Schreien. Niemand aus den angrenzenden Stuben wagt es, vor die Tür zu kommen und nachzusehen, was da wohl los ist. Hätte jemand doch nachgesehen und der UvD hätte das bemerkt, die Strafe für solch ein Vergehen wäre katastrophal gewesen. So blieb die Strafe auf unsere Stube konzentriert. Ich weiß nicht mehr genau wie lange dieser Zirkus andauerte. Der UvD hatte dann doch ein Erbarmen mit uns und befahl uns, sofort in die Betten zu gehen. Der gute Glück hatte Glück. Es gab für ihn kein Nachspiel. Ob er sich nur blöd benahm, um durch eine simulierte Blödheit aus der Dienstpflicht entlassen zu werden? Wer weiß das. Ich hab ihn in Bar le duc aus den Augen verloren. Dieser Glück war übrigens am ganzen Körper sehr stark behaart, besonders auf dem Rücken. Einmal hat ein Unteroffizier ihn dort an den Haaren angefaßt und daran gezogen und ihn angebrüllt, er solle gefälligst seinen Pullover ausziehen. Wir hatten gelacht, dem Glück aber war es mehr als peinlich. Man sah ihn seine Verlegenheit an. So dumm, unverschämt, hirnlos und menschenverachtend waren damals doch einige Vorgesetzte. Klug brauchte man nicht zu sein, nur den Vorgesetzten gegenüber willig, gehorsam und immer bereit, zu buckeln und kriechen. Geist war ja nicht gefragt, viele hatten keinen oder nur wenig davon, gehorsam mußte man sein.

Noch eine Begebenheit aus der Bitburger Zeit. Sie ist schon erwähnenswert. Das Werfen mit scharfer Handgranate. Lange genug und oft genug hatten wir

mit Übungshandgranaten für diesen Tag geübt. Es ist nicht ganz einfach mit den Dingern richtig umzugehen. Welche Modellbezeichnung sie hatten, weiß ich leider nicht mehr. Man kann ja auch mal was vergessen. Es waren Stielhandgranaten, wie sie schon im 1. Weltkrieg von den deutschen Armeen verwendet wurden. Die Vorschrift im Umgang und der Handhabung lautete ungefähr so: Der Werfer nimmt die Handgranate in die linke bzw. rechte Hand, möglichst am Stielende. Mit der anderen Hand schraubt er die Verschlußkappe am Ende des Stieles auf und läßt die Abzugsschnur, an deren Ende ein Keramikring befestigt ist, herausfallen. Nun reißt er mit einem kräftigen Ruck diese Schnur aus dem Stiel heraus, zählt 21 - 22 - 23 richtet sich kurz zum Werfen auf und wirft die Handgranate möglichst genau ins Ziel. Während des Fluges wird die Handgranate so weit scharf, daß sie, wenn sie ihr Ziel erreicht, explodiert. Man soll sie also so lange in der Hand behalten, daß sie zum richtigen Zeitpunkt ihre Wirkung tut. Auf der anderen Seite aber auch nicht zu lange, sie könnte ja schon in der Hand des Werfers detonieren. Das soll schon vorgekommen sein. Am Tag unseres ersten Wurfes nahmen wir einzeln, nur mit einen Ausbilder als Aufsicht in einem Schützenloch Stellung. Selbstverständlich hatten wir unseren Stahlhelm aufgesetzt Der Ausbilder erklärte zur Vorsicht noch einmal den Vorgang und dann hieß es: hier ist Ihre Handgranate, werfen Sie. Ich war mehr als aufgeregt, hatte ich doch ein Ding in der Hand, das, bei falscher Handhabung mich selbst und den Ausbilder hätte töten können. Aber, alles ging gut, genau wie schon des öfteren mit Übungsgranaten. Das Ziel, einen Pappkameraden, der in ca. 20 Meter Entfernung aufgestellt war, hatte ich nicht getroffen. Die Handgranate explodierte ungefähr 5 Meter neben dem Ziel. Im Ernstfall hätte sie allerdings schon ihre Wirkung gehabt. Diese erste Handgranate, die ich auf dem Standortübungsplatz in Mötsch aus einem ausgebauten Schützenloch warf, war auch zugleich die letzte in meinem Soldatenleben. In Rußland, im Kampfeinsatz, hatten wir Gewehrgranaten. Die waren kleiner und handlicher, man konnte wesentlich mehr an und in der Uniform verstauen. Außerdem waren sie in ihrer Wirkung viel effektiver.

Unsere Tage in Bitburg waren gezählt. Ganz überraschend wurden wir nach Bar le duc verlegt. Bar le duc, eine kleine Garnisonsstadt, ca. 60 Kilometer westlich von Nancy, an der Bahnlinie Saarbrücken - Paris.

Meine Ausbildungszeit in Bitburg war vom 22. März bis Ende April 1942. Ich hatte in dieser Zeit oft und viel Glück gehabt.

In Frankreich 1942

In Bar le duc

Einige Tage nach dem 1. Mai, dem "Tag der Deutschen Arbeit ," der in der Zeit des "Dritten Reiches" ganz groß mit Aufmärschen und vielen Ansprachen hoher Parteiführer, gefeiert wurde, kam ganz überraschend der Befehl zur Verlegung unseres Ersatzbataillons. Wir als kleine Rekruten hatten gar keine Ahnung, was das zu bedeuten hatte. Würde sich unsere Lage verbessern oder verschlechtern? Würden wir durch die Verlegung nun für eine längere Zeit in Frankreich bleiben, oder würden wir dadurch schneller zu den Kampfeinheiten im Osten verlegt? Wir alle hofften, daß das erste in Erfüllung gehe, war doch Frankreich sicherer als die Front in Rußland oder Finnland oder in Afrika.

Wenn ich schreibe war, so trifft dies auch nur bedingt zu. Immerhin war Frankreich "Feindesland", war von uns Deutschen besiegt und besetzt worden. Die Franzosen in ihrem Nationalstolz als "Grande Nation" zutiefst getroffen, nahmen diese für sie schmerzliche Situation garnicht so gelassen hin. Gut, einige wohl, vielleicht diejenigen, die sich durch die Anwesenheit der Deutschen einen persönlichen Vorteil versprachen. Vielleicht auch noch die, die mit ihrer Regierung nicht zufrieden waren. Die gab es ja auch, das sah man bei der Vichy-Regierung. Die große Mehrzahl der Franzosen aber sahen uns nicht gerne und wären froh gewesen, wenn wir, die Besatzer, besser heut als morgen aus Frankreich verschwunden wären. Im Laufe des Krieges wurde aus der Abneigung Haß und der Widerstand gegen die Besatzung, als solche sahen uns die Franzosen, immer stärker und endete schließlich in Sabotage.- und Racheakten. Die Überfälle auf einzelne Soldaten wurden immer mehr und immer öfter starben Landser oder verschwanden und wurden nie mehr gesehen. Trotzdem, die Zeit die ich in Frankreich bleiben konnte, war viel - viel besser als die Zeit, die da nach kam.

Nach einer relativ kurzen Bahnfahrt kamen wir in Bar le duc an. Bar le duc ist eine kleine ehemalige Garnisonsstadt, in der vor dem Krieg französische Soldaten waren und liegt an der Bahnlinie Saarbrücken - Paris. Etwa 60 Kilometer westlich von Nancy. Bar le duc hat einen großen Verschiebebahnhof, der Rhein - Marne - Kanal fließt nur einige Kilometer daran vorbei. Ein kleines Flüßchen mündet bei Bar le duc in diesen Kanal. Die Gegend entspricht ungefähr der unseren, wenn auch die Höhe über 00 niedriger ist. In der Zeit als ich dort war, also im Frühling, als alles in Blüte stand, war die Umgebung sogar sehr schön. Bar le duc ist eine typische, französische Kleinstadt mit einer Kirche und einem Marktplatz als Mittelpunkt. Die meisten Häuser waren grau und nicht verputzt. Nur wenige waren mit Farbe angestrichen. Wie die meisten französischen Kleinstädte, so präsentierte sich auch

Bar le Duc, unsere Bleibe, wer weiß für wie lange. Verschlafen und doch irgendwie gemütlich und schön. Der Marktplatz, umgeben von Platanen unter denen Bänke standen, war weder gepflastert noch geteert. Eben ein Platz auf dem auch Boule gespielt werden konnte. Ich habe so ein Spiel zwar nie gesehen, aber Spuren davon waren an den Rändern des Platzes sichtbar. Die schönsten Geschäfte des Ortes und das "Hotel du Metz", ein wirklich verschlafenes Hotel, wie sie vor vielen Jahren überall in Frankreich anzutreffen waren, so wie eine Schule waren ebenfalls an diesem Platz. Im Hotel du Metz war das Soldatenheim untergebracht, eine Stätte, in der die Landser ihre Freizeit verbringen konnten. Wir machten regen Gebrauch davon. Waren doch die Räume sehr schön und geschmackvoll eingerichtet. Die Leitung des Hauses lag in deutschen Händen, das Personal dagegen waren Franzosen. (Einmal nach dem Krieg, Joachim und Ulrike waren höchstens 7 und 10 Jahre alt, waren wir dort. Das Haus sah noch genauso aus wie im Jahre 1942).

Eine Sache, die ich dort auch zum erstenmal sah, war an einer Ecke dieses Platzes das Vogelcafè. Im Innern des Cafès standen und lagen in Vitrinen jeweils ein Paar präparierte Vögel, die in der Umgebung von Bar le duc heimisch waren. Wie in einem kleinen Museum war das alles angeordnet. Störche gab es da, Reiher, Fasanen, Rebhühner, Tauben, Greifvögel, Spatzen, Stare, Finken, Rotkehlchen, Buchfinken Lerchen usw. usw. Und das Tollste, an Samstagen und Sonntagen spielte dort eine Damenkapelle. Angezogen mit langen, weißen Hosen und weißen Jacken. Das war für uns junge Kerle die Sensation. Sowas hatten die meisten von uns noch nie gesehen. Franzosen sah man dort nur ganz wenige, es war eben ein Lokal für die Deutschen. Wir hatten relativ viel Geld, die Franzosen dagegen nur wenig. Wenn wir als Sold auch nur 30,00 RM. bekamen, von zu Hause gab es schon ein paar Groschen dazu. Den Franzosen verbot ihr Nationalstolz ein Zusammenleben mit uns. Frauen ja, die kamen schon einmal ab und zu in Begleitung von Soldaten. "Soldatenbräute" wurden sie genannt. Eine Kategorie Frauen, wie man sie nach dem verlorenen Krieg auch bei uns sah. Die in allen Ländern, die einen Krieg verloren hatten, zu allen Zeiten, in der Frühzeit der Geschichte, in der Römerzeit, im Mittelalter, im letzten Jahrhundert und in der Neuzeit zu finden waren. Wer kann den Frauen den Vorwurf machen, daß sie ihre mißliche Lage durch das "Kolportieren" mit einem Deutschen, zu verbessern suchten? Es war ja schließlich eine unbarmherzige, außergewöhnlich harte und erbarmungslose Zeit. Wie sie nur ein Krieg mit sich bringt. Eine Zeit, in der sich jeder selbst der Nächste war. Wohl gab es auch damals Menschen, die Kameradschaft, Hilfsbereitschaft und Menschlichkeit zeigten und dafür auch lebten. Die waren aber in der Minderzahl.

Es wäre noch viel über das Städtchen Bar le duc zu schreiben. Ich habe mir dort ein Foto in Uniform machen lassen. Auch das ist im Album aus der Soldatenzeit. Der Fotograf hatte sehr viel zu tun und hat bestimmt gutes Geld an uns Soldaten verdient. Jeder wollte doch ein Foto aus dieser Zeit und das war

auch, wie es sich heute zeigt, ganz in Ordnung. Wer ist nicht stolz, ein Soldatenfoto zu haben?

Die Ausbildung in Bar le duc

Unsere Unterkunft war eine Kaserne der ehemaligen französischen Armee. Infanterie war vor dem Krieg dort stationiert gewesen. Dieselbe Waffengattung, zu der auch wir gehörten. Ein zweiter Kasernenblock lag nur eine kurze Wegstrecke von unserer entfernt. Man brauchte nur über den besagten kleinen Fluß zu gehen. Die Gebäude hier waren ganz anders als die in Bitburg. Sie waren älter, nicht so groß und alle Böden, sogar die in den Stuben, waren aus grauen Sandsteinplatten. Die Waschräume waren kleiner und nicht gekachelt wie die Bitburger. Man sah, daß die Anlage schon älter als die Kasernen in Bitburg war. Die Stuben waren größer, die Flure schmäler, die Decken höher, aber einen wesentlichen Vorteil hatten sie doch, in jeder Stube standen nur 20 einzelne Feldbetten. Nicht wie in Bitburg, doppelstöckige Holzbetten. Der Außenbereich der Kasernen war auch ganz anders als der in Bitburg. Hier standen hohe, zum Teil sehr alte Bäume, in Bitburg keine. Hier war der Antreteplatz nur gesandet, in Bitburg war er asphaltiert gewesen. Die ganze Anlage war irgendwie verspielter und gemütlicher, nicht so streng und hart wie dort. In Bitburg war aber alles doch ein wenig sauberer gewesen.

Wecken war wieder um 5:30 Uhr, Waschen, Rasieren, Frühsport, den Sportanzug mit dem Drillichzeug tauschen und dann Kaffeetrinken auf der Stube. Stuben.- und Flurdienst wie gewohnt. Anschließend Raustreten zur Geländeausbildung auf dem Standortübungsplatz. Der lag ca. 3 Kilometer entfernt, die Entfernung wie in Bitburg, er war nur kleiner. Jeden Vormittag der Marsch dorthin, immer mit Stahlhelm, Gasmaske, Brotbeutel, Spaten, Karabiner und mindestens 2 Munitionskästen. Behängt, beladen, wie ein Packesel. Das Gewicht der Ausrüstung betrug mindestens 20 - 25 kg. Dazu die immer höher steigende Sonne mit immer höheren Temperaturen. Wir wurden gedrillt und geschunden, daß es eine Pracht war. Man wollte widerstandsfähige, kräftige und zu allem entschlossene und willige Soldaten aus uns machen.

Ich hatte das Glück, daß ich in Bitburg des öfteren Gewehrführer gemacht hatte. Vielleicht war ich doch ein wenig besser als die anderen aus unserem Trupp. Trotzdem passierte mir eines Tages eine ganz blöde Geschichte.

Wir waren kaum über die Brücke in Richtung Übungsplatz, keine 500 Meter von der Kaserne entfernt, die letzten Häuser der Stadt waren schon in Sicht, als der Kompanieführer, "Gasalarm" rief. Jetzt passierte folgendes: wie gelernt, die Kompanie machte sofort halt, alle Soldaten nehmen ihren Karabiner von der Schulter, knien sich hin, legen das Gerät das sie tragen,

vorsichtig, so daß nichts fallen oder gar beschädigt werden kann, auf den Boden, ziehen die Gasmaskendose vom Rücken auf den Bauch, entnehmen der Dose die Gasmaske, halten sie in der linken Hand, nehmen mit der rechten Hand den Stahlhelm vom Kopf, legen den mit der Öffnung nach unten auf die Erde und ziehen nun mit beiden Händen die Gasmaske von hinten nach vorn über den Kopf. Den Stahlhelm wieder aufsetzen und prüfen, ob alles richtig sitzt. Müßig zu sagen, daß das natürlich schon schnell, aber ohne große Eile geschehen muß und schon garnicht in Panik. Die kommt von ganz allein.

Allein schon die Aufregung und die Anspannung was jetzt kommt, dazu das hektische und schnelle Aufsetzen der Gasmasken und nicht zuletzt die Kontrolle der Ausbilder, ob wir alles richtig und nach den Dienstvorschriften entsprechend ausgeführt hatten, hatte mich ganz kurzatmig gemacht. In ein paar Minuten stand mir der Schweiß auf der Stirn. Aber, es sollte noch schlimmer kommen. Noch nie in meinem Leben hatte ich so viel Angst wie in diesen Augenblicken. Als alle ihre Stahlhelme wieder aufgesetzt hatten, mußten wir in Marschordnung antreten. Weiter ging es zum Übungsplatz. Nach nur gut 100 Meter löste sich der Verschluß an einem der beiden Munitionskästen, die ich an diesem Tag zu tragen hatte. Die waren, um sie besser und leichter tragen zu können, an einem breiten Gurt den man über der Schulter trug, mit je einem Karabinerhaken, befestigt. Die 300 Schuß, die in dem verflixten Patronengurt steckten, fielen auf den Boden. Ich mußte mich hinknien und sie wieder in den Kasten einlegen. Das sollte schon genau gemacht werden, sonst paßten sie nicht mehr hinein. Die Kompanie war natürlich in der Zwischenzeit schon gut 100 Meter, wenn nicht noch mehr, weiter marschiert. Ein Ausbilder, der selbstverständlich keine Gasmaske aufhatte, blieb bei mir und beaufsichtigte mein Bemühen, die Munition sachgerecht zu verstauen. Als ich damit fertig bin, laufe ich hinter der Kompanie her und bin noch keine 80 Meter gelaufen, als der verfluchte Munikasten wieder aufgeht. Ob ich den Bügelverschluß nicht richtig eingerastet hatte? Ich knie mich also hin, versuche den Gurt in den Kasten zu legen, was natürlich in der Aufregung nicht so richtig klappt, fange an zu fluchen und verbrauche daher noch mehr Luft als ohnehin schon. Ich schwitze, der Schweiß rinnt mir von der Stirn in die Augen, ich sehe fast nichts mehr, der Schweiß trübt die Klarsichtscheiben in der Gasmaske, die Luft wird immer knapper, ich ringe nach Luft wie ein Fisch auf dem Trocknen. Dazu kommt nun auch noch das Geschrei des Ausbilders, ich solle machen, daß ich Anschluß zur Kompanie bekäme. Und das selbstverständlich im Laufschritt, und ich kann fast nicht mehr. Umfallen könnte ich und liegen bleiben möchte ich, gerade wo ich bin. Diese Minuten waren die schrecklichsten in meinem bisherigen Leben.

Bei dem ganzen Vorfall hat mir der Ausbilder nicht geholfen, obwohl das für ihn keine große Schwierigkeit gewesen wäre. Macht man uns so zu starken, leistungsfähigen und bereitwilligen Kämpfern? Blitzartig wird mir klar, daß, sollte je im Ernstfall die gleiche Situation eintreten, ich verloren wäre. Das

wäre mein Ende. Jetzt hatte ich auf einmal richtige Angst um mein Leben. In meiner Verzweiflung ersticken zu müssen, oder zumindest umzufallen, stecke ich mir, in einem Moment als der Ausbilder mal nicht zu mir hinschaut, zumindest sieht es so aus, eine Platzpatrone zwischen Gasmaskenrand und Schläfe. Dadurch wird das Atmen gleich viel besser, ich bekomme mehr Luft, ist das eine Erleichterung. Ich hetze immer noch hinter der Kompanie her. Die ist in der Zwischenzeit auf dem Übungsplatz angekommen und macht eine Pause. Der Ausbilder meldet uns beim Kompanieführer zurück und erstattet Meldung über den Vorfall mit mir und mein Vergehen mit der Platzpatrone. Den Vorfall hätte er verschweigen können, den hatte außer ihm ja niemand bemerkt. Aber so waren halt die Kerle. Nicht auffallen, wenn aber doch, dann nur als ein guter Ausbilder. Nicht negativ auffallen, alles richtig machen, die Rekruten schinden und schikanieren, dann war man ein guter Ausbilder der in der Heimat viel mehr leisten konnte als an der Front, dann blieb man zu Hause in der Kaserne. Ich wurde aufgeschrieben und mit mir noch eine ganze Reihe anderer Rekruten, die irgendwie ebenso wie ich, irgend etwas falsch gemacht hatten. Uns wurde ein "Maskenball" nach Dienstschluß am Abend angesagt.

Der Morgen verging mit der Übung "Schießen mit SMG aus sicherer Deckung". Bei der Art zu schießen, hatte ich in der theoretischen Ausbildung gut aufgepaßt und konnte so manchen anderen Rekruten etwas vormachen. Diese Schießerei geht wie folgt: Das MG wird den Schnappverschlüssen auf der Lafette befestigt, das Zielgerät eingerastet, das komplette MG nach links und rechts, nach hinten und nach vorne so gesichert, daß es beim Schießen und den dadurch entstehenden Rückstößen, nicht verschoben werden kann. In einer Entfernung von 10 - 20 Meter werden hinter dem MG, Ziel.- oder Flurstäbe, ähnlich wie bei der Artillerie, in den Boden gesteckt. Das Zielgerät wird nivelliert, die Entfernung zum Ziel eingegeben und nun das MG an Hand des Neigungswinkels und der Zielstäbe mit einem Winkelmesser auf das Ziel gerichtet. Das Ziel selbst sieht man nicht, es liegt hinter einem Hügel oder hinter einem Wald oder in einer Senke. Ein vorgeschobener Beobachter muß die Wirkung des MG Feuers sehen können und entsprechen korrigieren. Die Wirkung eines indirekten MG Beschusses ist nur selten von Bedeutung. Die größte Wirkung des MGs. liegt zwischen 300 und 400 Meter. Ich habe übrigens, in Rußland nie mit einem SMG geschossen.

Wieder zurück in der Kaserne zum Mittagessen mußten alle Aufgefallenen, also diejenigen, die am Morgen etwas ausgefressen hatten, nach links heraustreten. Fast die Hälfte der Kompanie stand dann dort. Anschließend ging es zum Mittagessen, das ab und zu im Speisesaal eingenommen wurde. Meist aber ging man nach dem Essenempfang auf die Stube. Als Suppe gab es, außer wenn Eintopf angesagt war, meist Graupensuppe. Oft ohne Fleisch, dafür jede Menge Suppenkräuter. Die Graupensuppe war immer eine richtige Pampe, nicht wie sie Mutter gekocht hatte. Es war halt ein "Kasernenfraß". Hatten wir in Bitburg schon kein Hotelessen, aber was wir hier in Frankreich bekamen, war fast nicht zu genießen. Eintopfessen war da besser zubereitet.

Heinrich Heil

Kein Koch kocht so wie der andere. Einer versteht sein Geschäft, der nächste kann garnichts. Einer macht aus jeder Kleinigkeit ein gutes Essen, der andere rührt alles durcheinander. Viele Köche waren im Zivilleben ehemalige Metzger oder Bäcker gewesen. Bei uns war scheinbar ein Maurer oder Klempner zum Koch kommandiert worden. Das Hauptgericht bestand meist aus Pellkartoffeln, von denen wir je nach Größe, drei oder vier bekamen. Unter Garantie waren von denen noch die Hälfte faul oder sonstwie ungenießbar. Fleisch gab es, genau wie in Bitburg, meist als Gulasch. Fünf, sechs Stückchen, im Gewicht 50 bis 60 g. Dazu irgendein Gemüse. Undefinierbar. Man konnte nie feststellen, was das sein sollte. Rotkraut oder Weißkraut oder Wirsing, wenn es das gab, dann war es Trockengemüse. Salat oder was in dieser Richtung, gab es nie. Zum Abendessen bekamen wir je drei Mann ein Brot. Nicht wie in Deutschland, Kommißbrot, sondern rundes, französisches Mischbrot. Ein Brot war so 1 kg schwer. Dazu gab es einen Klecks Margarine, zwei kleine Scheiben Wurst, meistens trockene Salami oder Blutwurst. Und dann kam das Beste der Verpflegung, ein drittel franz. Briekäse. Den hatte ich auch noch nicht gegessen, obwohl wir zu Hause ein für die damalige Zeit sehr schönes Lebensmittelgeschäft mit einem recht großen Käsesortiment, besaßen. So ein Käse dürfte 250 - 300 g schwer gewesen sein und lag auf einer runden Strohunterlage. Dieser Käse war wirklich das Beste der Verpflegung in Bar le duc. Ich habe nie gesehen, daß jemand seine Käseportion gegen Wurst getauscht hat. Es ist leider eine unrühmliche Tatsache wenn ich heut noch schreibe: In Bar le duc hatten die Soldaten Hunger. Hätte ich nicht ab und zu ein Päckchen mit Lebensmittel von meinen Eltern erhalten, wäre mein Hunger viel größer gewesen. Diejenigen von uns, die aus einer Großstadt kamen in der es nur die Zuteilung gab, die somit nichts Zusätzliches bekamen, waren ganz schön dumm dran. Nicht die Bauernbuben, wohl aber die Städter. Zu trinken für dieses ärmliche Abendessen gab es, genau wie in Bitburg, Muckefuck, Malzkaffee. Recht dünn. Zucker und Milch, Fehlanzeige. Hinter vorgehaltener Hand wurde geflüstert, ob der Fourier, der Soldat, meist war es ein Feldwebel, der die Verpflegung verwaltet, etwas davon verschob. Vielleicht hatte er draußen eine französische Freundin. Möglich wäre es gewesen. Wenn die Verpflegung überall so ärmlich und schlecht war wie bei uns, dann Gute Nacht Deutschland. Dann ist es mehr als beschissen um uns und um unsere Zukunft bestellt. Dann geht es mit uns rasend schnell bergab in ein Chaos.

Arthur Tuba

Zur Verpflegung muß ich noch eine Begebenheit niederschreiben, die zeigt, daß es in dieser schlechten Zeit doch noch Kerle gab. Sie zeigt aber auch gleichzeitig, wie wir als Soldaten hungerten und wie wir versuchten, den Hunger zu stillen. Wie ich schon einmal vermerkte, gab es in Bar le duc, außer unserer Kaserne noch ein zweite, die so um die 200 Meter entfernt lag. In

dieser Kaserne, in die auch Rekruten aus Bitburg gekommen waren, gab es einen Ausbilder aus Baumholder. Feldwebel Fritz Horbach. Er war einige Jahre älter als ich, er kann Jahrgang 1918 gewesen sein. Er gehörte zum Stammpersonal der Kompanie und war, wie man zu sagen pflegte, ein Schleifer, der mit den Rekruten richtig brutal und gemein umging. Er kannte kein Erbarmen mit den jungen Kerlen. Er hatte den denkbar schlechtesten Ruf und mancher schwor ihm, sollten sie gemeinsam zum Einsatz kommen, sich zu rächen. Das war bestimmt sehr oft der Fall. Vielleicht öfter als man dachte. Ich war froh, daß ich nicht in dessen Kompanie gekommen war. Wie hätte ich mich verhalten, wenn er so mit mir verfahren hätte?

Es gab aber, zum Glück, auch noch ganz andere Vorgesetzte. Leute, die ein Herz für ihre Untergebenen hatten, die sich trotz der schlechten Zeit noch ein Stück Menschlichkeit bewahrt hatten.. So einen gab es in unserer Kompanie. Auch er war ein Baumholderer Bub, vielleicht Jahrgang 1917, also nur unwesentlich älter als Fritz Horbach. Er hieß ARTHUR TUBA, mir sehr gut bekannt und wohnte in der Lückstraße. Er war beim Stammpersonal unserer Kompanie und hier Unteroffizier bei den Fahrern. Zu seinen Aufgaben gehörte u.A. auch der Transport von Verpflegung. Vielleicht hatte er als Unteroffizier und Verpflegungsfahrer keinen Hunger, wußte aber, daß gerade die Mannschaften eine ganz schlechte Verpflegung bekamen. Woher er wußte, daß ich in seiner Kompanie war, weiß ich nicht. Ich nehme an, seine Eltern hatten von meinen Eltern erfahren, daß wir beide in Bar le duc in ein und derselben Kompanie sind. Baumholder war z.Z. des Krieges ja nur ein kleines Städtchen und jeder kannte jeden. Tatsache ist, daß er eines Tages bei uns in der Stube erschien. Als er eintrat, hat natürlich einer von uns, Meldung gemacht. Er sah mich, kam auf mich zu, gab mir die Hand und sagte "Du" zu mir, und ich "Du" zu ihm. Die anderen aus der Stube machten wohl dumme Gesichter, denn, wie konnte sich ein Rekrut erlauben zu einem Unteroffizier Du zu sagen. Draußen vor der Tür nahm er mich mit zu seinem Lkw. der vor dem Fenster des Verpflegungsraumes stand und von einigen Soldaten entladen wurde. Er ging mit mir zur Beifahrertür, schaute sich kurz um, machte die Tür auf und gab mir schnell ein Brot, das er dort unter einer Feldbluse abgelegt hatte. Die Tür zumachen und ich wieder fort; das alles dauerte nur ein paar Sekunden. Ich hatte das Brot unter meine Drillichjacke geklemmt, ich wußte im ersten Moment nicht wie mir geschah. Natürlich zerschnitt ich erst das Brot in zwei Teile und steckte die in die Hosentaschen bevor ich die Stube wieder betrat. Niemand sollte und durfte etwas von dem Brot sehen. Was da Arthur Tuba für mich tat, hätte man als Diebstahl von Wehrmachtsgut auslegen können, und hätte ihm ganz leicht ein Kriegsgerichtsverfahren und die Abschiebung in eine Strafkompanie einbringen können. Ob er dann noch einmal nach Hause gekommen wäre ist fraglich. In der Folgezeit machte er das noch ein paar mal. Einmal fuhr ich mit ihm nach Nancy zum Verpflegungsamt. Tags zuvor hatte er mir geraten, mich "fußkrank" zu melden. Von den Fußkranken, das waren Rekruten, die eine leichte Erkrankung hatten, mußten immer einige leichte Arbeiten innerhalb der Kasernen ausführen. Unter

anderem auf der Kleiderkammer oder beim "Fourier" auf der Verpflegungskammer helfen. Ich hatte mich krank gemeldet und wurde prompt von Arthur, nachdem ich vom Krankenrevier gekommen war, zu der besagten Fahrt nach Nancy zum Verpflegungslager angefordert und mitgenommen. Auf dem Heimweg von Nancy nach Bar le duc aß ich mit noch einem anderen Landser, der diese Fahrt ebenfalls mitgemacht hatte, ein ganze Jagdwurst. Das war für Arthur kein Risiko, er mußte ja fahren und nicht auf uns beide aufpassen. Was wir taten mußte er ja nicht sehen. Was wir zwei taten, hätte auch zu einem Kriegsgerichtsverfahren führen können. Und wie so ein Verfahren enden konnte, habe ich bereits mehrfach erwähnt. Jagdwurst, wie wir sie gegessen hatten, habe ich in Bar le duc nie in unserer Verpflegung gesehen. Wo wird die abgeblieben sein? War die wo möglich nur für die Offiziere gedacht? Ich bin heute noch Arthur dankbar und ich denke und erzähle so oft vom ihm, von den Broten und von der Wurst. Aber auch von Feldwebel Fritz Horbach. Welch ein Unterschied zwischen Soldaten, hier ein Schleifer, dort ein Mensch. Soweit der Abschnitt über die Verpflegung, über den Hunger in Bar le duc und die zwei so grundverschieden Soldaten aus Baumholder. Ich hatte Glück gehabt.

Wen wundert es, daß man abends, wenn man nicht zu müde war, oder an einem Marsch teilnahm, im Soldatenheim versuchte noch irgend etwas Eßbares zu bekommen. Dort aß ich, auch zum erstenmal in meinem bisherigen Leben, "Pommes frites". Damals waren sie aber anders als heute. Es waren kleine, halbe Kartoffeln, in heißem Öl gebacken. “Pommes”, so der heutige Ausdruck für diese Art der Kartoffelzubereitung, waren damals eine Delikatesse, heute sind sie kaum noch von einer Speisekarte weg zu denken.

Maskenball

Wie ich im Abschnitt, in dem ich den Vorfall mit dem Gasalarm schilderte, schon erwähnt hatte, war ich aufgefallen und aufgeschrieben worden. Uns Aufgeschriebenen, es war fast die halbe Kompanie an diesem Morgen wegen verschiedener Kleinigkeiten, einem offenstehenden Knopf, unsauberer Hände, oder weil sie nur "dumm gegrinst" hatten, aufgefallen. Man hatte uns mit einem Maskenball gedroht. Vielleicht war es auch nur ganz einfach an der Zeit, daß wir dieses soldatische Vergnügen einfach kennenlernen mußten. Zu einer "richtigen, militärischen" Ausbildung gehört unbedingt so eine Veranstaltung.

Abends, bei der Stubenabnahme ging der UvD durch die Flure unserer Unterkunft und rief: "Alle heute Aufgeschriebenen innerhalb von 5 Minuten in Drillichzeug vor der Kaserne antreten". Wir also raus aus den Betten, das Drillichzeug über das Nachthemd, die Schnürschuhe an die Füße, im Laufen

die Feldmütze auf den Kopf und raus auf den Antreteplatz. Natürlich wurde jeder aufgerufen. Wehe, einer wäre nicht angetreten, Befehlsverweigerung wäre das gewesen. Auf Befehlsverweigerung stand Arrest, zumindest "Ausgehverbot". Wer aber wollte in so einer tristen Kaserne bleiben wie die unseren nun einmal waren? Nach dem Antreten in Drillichzeug ging der Zauber erst los. Wer geglaubt hatte, nach dem üblichen "stillgestanden, richt Euch, Augen gerade aus und rührt Euch", wäre der Maskenball vorbei, war auf dem Holzweg. Weit gefehlt. "In fünf Minuten wieder antreten, diesmal in Felduniform, feldmarschmäßg, weggetreten" war das Kommando des UvD. Alles rennt nun, so schnell es möglich ist, auf den einzigen Eingang unserer Unterkunft zu, der nicht sehr breit, eher sehr schmal ist. Und dort entwickelt sich ein furchtbares Gedränge. Jeder will so schnell wie möglich in seine Stube kommen, um das Drillichzeug aus und die Uniform anzuziehen. Und das soll in nur 5 Minuten abgetan sein? Allein das Ausziehen dauert schon länger, das Anziehen erst garnicht gerechnet. Aber, klappen tut es dann doch, wenn auch nicht so schnell, nicht in der knappen Zeit. Beim Hinauslaufen zum Antreteplatz werden noch schnell die letzten Knöpfe zugemacht, der Stahlhelm aufgesetzt und der Kinnriemen unter das Kinn geschoben. Der wackelt natürlich und rutscht immer tiefer über die Augen. (Passen tut der immer noch nicht). Draußen stehen, trotz der sehr kurzen Zeit, die man uns zum Umziehen gab, schon die ersten Rekruten. Alle vorschriftsmäßig angezogen. Ob aber alle Knöpfe zu sind, die Schuhe richtig zugebunden, die Gamaschen richtig sitzen, ebenso das Koppel, der Brotbeutel zugemacht und die Kragenbinde nicht vergessen wurde? Wehe dem, der etwas übersehen oder vergessen hatte. Drei Runden um die angetretene Kompanie mußte der rennen.

Einen Lichtblick in dieser ganzen Schinderei gab es doch. Die ersten drei Rekruten, bei denen der Uvd. zudem keine Beanstandungen finden konnte, vielleicht auch nicht finden wollte, durften wegtreten und brauchten bei dem, was noch kam, nicht mehr mitmachen. Es ist doch verständlich, daß nun jeder versuchen würde, bei diesen Glücklichen zu sein. Wußte man doch nicht, wielange der Zauber noch gehen würde. Der nächste Befehl, den der UvD gab, war "in fünf Minuten wird wieder angetreten, diesmal im Sportzeug". Wie schon vorher, alles rennt in Richtung Tür. Dort gibt es nun die ersten Rangeleien. Jeder versucht wieder möglichst schnell durch die recht schmale Tür zu kommen. Rein in die Stube, raus aus der Uniform - die wird einfach auf das Bett geworfen - alles ausziehen bis auf das Unterhemd, Unterhosen und Socken. Turnhose anziehen, Trainingshose und Trainingsbluse drüber, die Laufschuhe an die Füße, zubinden und raus. Wie vorhin, so stehen auch diesmal wieder eine recht große Anzahl Rekruten angetreten. Ganz schnell ging der Klamottenwechsel von Felduniform auf Sportzeug. Wieder durften die ersten drei wegtreten. Was waren die so froh, wie haben die gelacht. Natürlich hat der UvD die Sportsachen kontrolliert und wehe, einer hatte was falsch gemacht.

Der Maskenball war aber noch nicht vorbei. Der UvD ließ uns, den noch sehr zahlreichen Rest, die "Maskenballbesucher", so redete er uns mit Ironie in der Stimme an, strammstehen und hielt uns eine Standpauke, in der er ungefähr folgendes sagte: "Meine Herren, Sie haben sicherlich festgestellt, vielleicht auch gesehen, daß ich nichts verlange, was Sie nicht erfüllen können oder was unmöglich ist. Gerade konnten wieder drei von Ihnen, aus Ihrer Kompanie, wegtreten, weil sie meinen Befehl, in fünf Minuten wieder anzutreten, erfüllt haben. Ich habe also nichts Unmögliches von Ihnen verlangt. Schnelligkeit in jeder Lage und zu jeder Zeit ist im Leben eines Soldaten unabdinglich, ist sogar lebensnotwendig. Nehmen Sie sich ein Beispiel an den letzten drei. Reißen Sie sich zusammen, oder, ich reiße Ihnen den Arsch auf bis zum Stehkragen. In fünf Minuten sehe ich Sie wieder, wieder in Felduniform, weggetreten". Wieder rennen wir zum Eingang, wiederum Schubsen, Drängeln und Schreien um ein schnelles Durchkommen. Auf der Stube die schon gewohnte Hetze. Raus aus den Sportklamotten, rein in die Felduniform und raus auf den Antreteplatz. Diesmal bin ich der Dritte, der dort ankommt. Aber die bange Frage an mich selbst, sind alle Knöpfe zu, die Gasmaskendose auch im Koppel eingehängt, der Brotbeutel geschlossen und die Gamaschen richtig zugehakt? Sitzt der Stahlhelm richtig, nicht zu schief? Findet der UvD nicht doch noch etwas was ich falsch gemacht habe, hat er ein Einsehen mit mir und entläßt mich aus dieser Schinderei? Diesmal schaut er garnicht nach. Vielleicht ist ihm das ganze auch zu dumm geworden, vielleicht hat er Mitleid mit uns, vielleicht hat er auch den Befehl des Offiziers vom Dienst, erhalten, das Theater zu verkürzen. Noch einmal heißt es: "In fünf Minuten antreten im Nachthemd". Und das klappt. Ist ja auch keine all zu große Anstrengung, die Uniform aus und das Nachthemd anzuziehen. Hoffentlich ist das der letzte Umzug bei dieser elenden Schinderei. Oder hat der blöde Kerl vor den angetretenen Soldaten immer noch nicht genug von dieser Schikane?

Welch ein Bild sieht man da auf dem Kasernenhof. Ungefähr 30 Mann stehen dort. In weißgrauen, zum Teil viel zu langen und unendlich weiten, einheitlichen Nachthemden der "Deutschen Wehrmacht". Wie Gespenster. Ein Bild zum Heulen und wäre es nicht so traurig, zum Lachen. Was wird da mit Männern, die sich für Deutschland sollen totschießen lassen, für Unfug und Schabernack getrieben? Welch ein Zirkus wird hier veranstaltet? In welcher Dienstvorschrift steht so etwas? Macht man auf diese Art und Weise leistungswillige und opferbereite Soldaten? Menschenunwürdig ist noch nicht einmal das richtige Wort. Nun schreit der UvD seinen letzten Befehl für den Abend. "In einer Viertelstunde ist Stubenabnahme, daß mir alles klappt, daß alles auf seinem Platz ist. Ich schaue mir alles an, ganz genau, weggetreten". Wieder rennen die Verbliebenen auf die Stuben. Heißt es doch aufräumen, ausfegen und ab ins Bett. Und das in nur 15 Minuten. Ob das klappt? Das Nachthemd hat ja jeder schon an. Also Uniform auf den Bügel, Stahlhelm und Gasmaske auf den Spind, Schuhe unter das Bett, Turnzeug und Laufschuhe ebenso in den Spind, im Spind alles auf seinen vorgeschriebenen Platz legen, nichts

vergessen und nur nichts falsch machen. Hoffentlich schaut der UvD nicht noch in den Spind und sieht dort dieses Chaos. Dann wehe mir. Fünfzehn Minuten sind so schnell um bei diesem Durcheinander. Fünfzehn Minuten in Rußland bei einem Rückzugsgefecht waren unendlich länger. Der UvD kommt, der Stubendienst macht Meldung, der UvD geht breitbeinig durch die Stube, sagt kein Wort, schaut in den Besenschrank, prüft mit dem Finger ob auf dem einen oder anderen Spind Staub liegt, findet heute mal nichts. Wer vergißt auch gerade dort nicht sehr peinlich sauber zu machen? Jetzt bleibt er stehen, schaut noch einmal durch die Stube, jeden sieht er an als hätte er an ihn eine Frage, wünscht dann "Gute Nacht" und verschwindet. Alle auf der Stube rufen ihm nach: "Gute Nacht, Herr Unteroffizier". Ob das ehrlich gemeint war? Viele der am Maskenball Beteiligten haben ihm wohl eher die Pest an den Arsch gewünscht als eine gute Nacht. In solch einer Nacht hat sich so mancher Vorgesetzte Feinde gemacht. Gegen 24:00 Uhr ist endlich Ruhe in der Stube. Nur fünfeinhalb Stunden Schlaf bleiben uns noch bis zum Wecken. Dann beginnt wieder ein Tag. Ein Tag, an dem wir wieder zum Töten von Menschen und zur Vernichtung von unersetzbaren Werten ausgebildet werden.

Fahrerausbildung

Ein wesentlicher Teil der Nachmittagsausbildung bestand darin, uns Rekruten vom "Fahrerzug", so nannte man diejenigen, die bereits den Zivilführerschein hatten, das Fahren mit "Militärfahrzeugen der Klassen II und III" beizubringen. In dieser Ausbildung, die sich in zwei ganz unterschiedliche Bereiche, den theoretischen und den praktischen Teil gliederte, lernte ich die genaue Funktion von Wechsel.- und Ausgleichsgetriebe, der Druckluft.- und mechanischen Bremse, der Kupplung, die genaue Arbeitsweise von Otto.- und Dieselmotor kennen. Nicht, daß ich dies noch nicht gekannt hätte, das schon, aber nicht in dieser Deutlichkeit. Bei meiner Führerscheinprüfung im Jahr 1941 waren die einzelnen Funktionen der Kraftfahrzeuge kein Thema gewesen. Damals mußte man nur einwandfrei fahren können. Den theoretischen Unterricht erteilte ein ehemaliger Meister im Kraftfahrzeugwesen. Schautafeln und Grafiken ergänzten den Unterricht. Diese Ausbildung machte wohl allen viel Spaß. Beim praktischen Teil begannen wir mit einem französischen Pkw., mit einem "Citroen". Das war ein Auto mit besonders guten Fahreigenschaften. Eine sehr gute Straßenlage erlaubte ein Tempo von 100 Kilometer je Stunde. Allerdings wurde diese Geschwindigkeit höchstens von einem Fahrlehrer gefahren. So schnell durften wir Fahrschüler niemals fahren. Das hätte der Ausbilder nicht erlaubt. Zuerst fand das Fahren im weitläufigen Kasernenhof statt, erst nach acht Tagen ging es auf die Landstraße. Die französischen Landstraßen waren damals schon viel besser als unsere. Das Fahren darauf

machte viel Spaß. Es war schon eine Freude, außerhalb der Kaserne sein zu können.

Der praktische Fahrunterricht ging in etwas so vor sich. War die Ausbildung in Klasse III angesagt, fuhren wir mit drei Landsern und dem Fahrlehrer im Citroen, fand die Ausbildung in Klasse II statt, die allerdings erst in der zweiten Woche begonnen wurde, saßen ungefähr zehn Fahrschüler auf der Ladefläche eines Lkws. Zur Sicherheit der Fahrschüler waren auf der Ladefläche des Lkws feste Sitzgelegenheiten angebracht. Das Fahrzeug war ein 3,5 Tonner mit Zweiachsanhänger. Einen Lkw. bis zu diesem Eigengewicht und ohne diesen Anhänger hätte man mit einem Führerschein der Klasse III fahren können. Der Fahrlehrer rief einen nach dem anderen zu sich ans Lenkrad. Hierbei mußte der Landser vor der Beifahrertür, wo der Fahrlehrer saß, Haltung annehmen und sich mit seinem Namen melden. Erst dann durfte er um das Auto herumlaufen und am Lenkrad Platz nehmen. Natürlich unter strengster Beachtung des Straßenverkehrs. Er mußte nun noch warten, bis der Fahrlehrer im das Kommando "anlassen und abfahren" gab. Je nach Leistung, ob gut oder schlecht gefahren wurde, war die Fahrtstrecke bemessen. Mit einem Pkw. zu fahren, war für mich keine Schwierigkeit, das hat gut geklappt. Hatte ich doch mit meinem Bruder zusammen des öfteren Fahrten unternommen, um die Kassen von Spielautomaten, die unser Vater in verschiedenen Gasthäusern der Umgebung von Baumholder hängen hatte, zu leeren.. Das Fahren mit dem Lkw. war schon schwieriger. Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt noch keinen gefahren, obwohl mein Vater zwei Lkws, einen Opel Blitz 3,5 t und einen mit 1,75 t zum Ausliefern von Kohlen, die er auch in seinem Geschäft verkaufte, laufen hatte. Ich mußte erst lernen abzuschätzen, ob ich mit dem Gefährt um die oft engen Kurven in der Stadt und der Umgebung kam. Halten, anfahren, bremsen, schalten, anhalten und wieder anfahren wurde zuerst auf ebener Fahrbahn geübt. Schwierigkeiten machte mir und vielleicht allen, damals das sogenannte “Zwischengasgeben” beim Zurückschalten. Man muß bedenken, daß die Getriebe der damaligen Zeiten, nicht “synchronisiert” waren, was bedeutet, man mußte nach dem Auskuppeln des einen Ganges und dem Einkuppeln des nächst niedrigen Ganges, soviel “Zwischengas” geben, daß beide Zahnräder im Getriebe die gleiche Umdrehungszahl hatten. War dies nicht der Fall, war das erneute Einkuppeln fast nicht möglich, zumindest “krachte es im Getriebe” und das brachte den Fahrlehrer auf die Palme. Ich strengte mich ordentlich an und nach einigen Tagen und wiederholtem Üben klappte die Sache recht gut und die weiter Ausbildung wurde an Steilstrecken verlegt. Eine Übung bestand z.B. darin, die recht steile und zudem enge Straße beim Bordell in Bar le duc hinauf zu fahren. Unmittelbar hinter diesem Haus, hier war die größte Steigung, ließ der Fahrlehrer anhalten. Der nächste Fahrschüler wurde gerufen und mußte anfahren. Dabei durfte der Lkw. mit dem Hänger, keine 10 cm zurück rollen. Unterlegkeile durften nicht verwendet werden. Oft markierte der Fahrlehrer mit einem Kreidestrich die Stelle, an welcher der Fahrschüler anfahren mußte. So konnte genau kontrolliert werden, ob und wie weit das Fahrzeug zurückgerollt war. Klappte das nicht beim ersten

Mal, wurde die Übung halt noch etliche Male wiederholt. Und das solange, bis der Fahrschüler seine Sache zur Zufriedenheit des Ausbilders fertig brachte.

Die Zeit der Fahrerausbildung, sie wird zwei - drei Wochen angedauert haben, war eine sehr schöne Zeit. War doch die Umgebung von Bar le duc gerade jetzt, beim Beginn des Sommers, besonders reizvoll. Eine Begebenheit muß ich noch anfügen. Bei einer Überlandfahrt hat der Fahrlehrer anhalten lassen, damit jeder in die Büsche gehen konnte. Unser Lkw stand derweil auf der Landstraße, und die war zu beiden Seiten von Kirschbäumen gesäumt. Beim Aufsitzen und Abfahren des Lkw hat wer von uns schnell zwei oder drei Zweige mit reifen Kirschen abgerissen. Ob der Fahrlehrer nichts bemerkt hatte, ich weiß es nicht, gesagt oder gar gerügt hat er niemand von uns. Vielleicht war das Halten gerade unter den Kirschbäumen Absicht gewesen. Uns hatten die Kirschen jedenfalls gut geschmeckt.

Gasspürerausbildung

Eine weitere spezielle Ausbildung, zu der ich abkommandiert wurde, freiwillig hätte ich da nie mit gemacht, war ein Gasspürerlehrgang. Das Oberkommando des Heeres rechnete mit dem Einsatz von Giftgas seitens der Alliierten. Giftgas wurde ja schon im Weltkrieg 1914/18 an der Westfront von beiden Kriegsparteien, eingesetzt. Mit sehr großen Verlusten auf beiden Seiten. Giftgas hieß in der Sprache der Militärs: "Chemischer Kampfstoff". Dieser Lehrgang ging folgender Maßen vor sich. Wir acht Rekruten, die für diesen Lehrgang ausgesucht worden waren, traten eines nachmittags mit unserer Gasmaske vor dem Gaskeller an. Der Gaskeller, der Platz, in dem wir diesen Kram lernen sollten, lag in unserem Kasernengelände. Es war eigentlich mehr ein Stollen, lag ca 5 Meter unter der Erdoberfläche, war ca 10 Meter lang und hatte zwei Eingänge. Im Freien, vor einem Eingang erklärte uns der Ausbilder im Schnelldurchgang, wie Gas, wenn es vom Gegner zum Einsatz gekommen und von der Front gemeldet worden war, aufgespürt, erkannt, das verseuchte Gelände eingegrenzt, entseucht oder neutralisiert wird. Da es verschiedene Arten von Giftgas gab; heute gibt es viel mehr als damals, deren Erkennen und Beseitigung naturgemäß ganz verschiedene Mittel erforderten, war es als erstes einmal notwendig, die einzelnen Gase unterscheiden zu können. Der Einfachheit halber nannte man sie, wie schon im Krieg 14/18, "Gelbkreuz", "Grünkreuz" und "Blaukreuz". In ihrer Zusammensetzung und Wirkung ganz unterschiedliche Gase. Ganz unterschiedlich war natürlich auch das Erkennen und die Beseitigung. Wir, als die angehenden Gasspürer mußten sie geruchlich von einander unterscheiden können. Hierzu wurde vom Ausbilder im Gaskeller eine geringe, genau dosierte, Menge "chemischer Kampfstoff" ausgegossen. Immer zwei und zwei Rekruten mußten nun gemeinsam durch den Keller laufen und dabei wenigstens einmal, aber höchstens zweimal ein

und wieder ausatmen. Diese eingeatmete Luft, die mit nur einer geringen Menge Gas angereichert war, war nicht ganz ungefährlich. Um aber einem Unfall und der damit verbundenen gesundheitlichen Schäden auszuschließen, mußte eben immer zwei Soldaten zusammen, den Gaskeller durchlaufen. Wäre ein Zwischenfall passiert, einer hätte dem anderen helfen können. Das war noch eine leichte Aufgabe. Eine wesentlich schwerere kam danach. Um sie aber richtig zu verstehen und ihre Dramatik begreifen zu können, muß ich zuerst noch die Ausrüstung eines Gasspürers beschreiben.

Außer der Gasmaske, die jeder Soldat und alle Angehörigen anderer Organisationen der Wehrmacht, das Rot Kreuz Personal, die Flak.- und Stabshelferinnen, die Arbeitsdienstler und Männer der Organisation Todt, bei sich tragen mußten, trugen wir bei der Ausbildung und einem eventuellen späteren Einsatz, Gummistiefel, einen langen und recht weiten, bis auf die Stiefel reichenden Gummiumhang, Gummihandschuhe die bis zu den Ellbogen reichten und über dem Stahlhelm eine Gummikaputze mit einer Kordel zum Zuziehen. In diesen Klamotten fühlte man sich wie eine Raupe in einem Kokon, steif, fast unbeweglich, zu keiner schnellen und gezielten Bewegung fähig.

Gas hinterläßt auf allen Gegenständen und der Erde einen meist unsichtbaren Belag. Um diesen Belag sichtbar und somit neutralisierbar zu machen, muß das in Frage kommende Gebiet mit einer Chemikalie bestreut werden. Je nach dem eingesetzten Gas ist die Reaktion unterschiedlich. Unser Suchgerät war ein schmaler hoher Eimer, der statt des Bodens ein Sieb, ähnlich einem Zuckerstreuer, hatte. Am oberen Ende befand sich ein starker, starrer Griff. Mit diesem Gerät in der Hand ging nun ein Landser durch das Gelände. In einem Abstand von ca 50 bis 60 cm schüttelte er ihn ganz leicht, so daß eine kleine Menge der bewußten Chemikalie auf den Boden fiel. Wurde hier Giftgas gefunden, so markierte ein zweiter Soldat diese Stelle mit einem kleinen Fähnchen. Diese Fähnchen bestanden aus einem starken Draht, der oben ähnlich wie ein Galgen abgewinkelt und an dem das eigentliche, gelbe Fähnchen auf dem ein schwarzer Totenkopf abgebildet war. Planmäßig wurde das Gelände abgesucht und das äußere, nicht mehr verseuchte, von dem verseuchten Gebiet mit einem gelben Band von Fähnchen zu Fähnchen, gekennzeichnet. Band und Fähnchen waren aus einem wetterfesten und hitzebeständigem Kunststoff hergestellt, auf denen ein schwarzer Totenkopf und das Wort "Giftgas" aufgedruckt waren. Die Neutralisierung des Gases auf dem Gelände wurde mit einer weiteren Chemikalie vorgenommen. Das war garnicht so schwer, wenn auch nicht ungefährlich. Schautafeln und Bilder belehrten uns über die recht große Problematik dieser Spezialarbeit. Vielleicht ist der Vorgang etwas dürftig beschrieben, in der Realität ist die Sache weitaus komplizierter.

Jetzt komme ich auf eine gefahrvolle und dramatische Sache zurück. Es könnte ja sein, daß bei einem eventuellen Einsatz als Gasspürer, der Filter oder die Klarsichtscheiben der Gasmaske unbrauchbar würden. Folglich

mußte deren Wechsel geübt werden, natürlich unter Einsatz von Gas. In diesem Falle war es das fast unschädliche Tränengas. Das wirkt zwar auf die Tränendrüsen und stinkt furchtbar, ist aber gesundheitlich “minder” gefährlich. Filterwechsel wurde folgender Maßen gemacht. Mit der linken Hand hält man die Gasmaske über dem Schraubgewinde des Filters fest, dreht mit der rechten Hand den Filter bis kurz vor der Herabnahme an, holt tief Luft, nimmt den Filter ganz ab, hält ihn hoch, damit der Ausbilder das auch sehen kann, dreht nun den neuen Filter mit der rechten Hand wieder in das Gewinde ein. Jetzt kann ruhig weiter geatmet werden. Alles ganz einfach. Die nächste Übung ist weit aus schwieriger. Die Brille der Gasmaske, die fest eingearbeitet ist, besteht aus einer normalen, aber unzerbrechlichen Glasscheibe und darüber, auf der Innenseite aus einer Klarsichtscheibe. Diese soll verhindern, daß die Gasmaske durch die Atemluft beschlägt. Der Wechsel dieser Klarsichtscheibe ging so vor sich. (Jetzt kommt ein ganz langer Satz). Der Gasspürer kniet sich auf das linke Knie, legt seinen Karabiner auf das rechte Knie, nimmt die Gummikaputze, ebenso den Stahlhelm vom Kopf, legt den Helm mit der Öffnung nach unten auf den Boden, schraubt nun mit einer Hand den Filter aus der Gasmaske, zieht sich die Gasmaske von hinten nach vorn über den Kopf, steckt den Filter in den Mund, atmet ruhig und ohne Hast weiter, zieht die Gasmaskendose vom Rücken auf die Brust, entnimmt der Dose die im Deckel festgemachten und in Papier gewickelten neuen Klarsicht-scheiben, entfernt die unbrauchbaren in dem er den Sprengring, der die Klarsichtscheiben in der Gasmaske fest hält, erfühlt die Einsetzmarkierung der neuen Scheiben, drückt sie auf die normalen Glasscheiben, befestigt sie mit dem Sprengring, atmet ein - zweimal kräftig durch, nimmt den Filter aus dem Mund, streift sich die Gasmaske wieder über den Kopf, prüft den richtigen Sitz, schraubt den Filter wieder ein und kann nunmehr sicher atmen. Und dies alles bei geschlossenen Augen, denn Giftgas wirkt auch auf die. Helm auf, Gummi-kaputze drüber, festziehen, der Filterwechsel ist ausgeführt. Was aber tun, wenn ein Sprengring auf den Boden fällt, oder eine Klarsichtscheibe? Alles verstanden, war doch garnicht schwer, das war doch einfach. So ungefähr erklärte uns der Ausbilder den "Klarsichtscheibenwechsel". Theoretisch ganz leicht, praktisch fast nicht möglich. Man muß sich den ganzen Vorgang einmal vor Augen führen. An der Front, es ist Sommer, denn nur dann ist ein Kampf-mitteleinsatz "sinnvoll", es ist wahnsinnig heiß, der Gummikram über der normalen Felduniform, die Artillerie schießt und überall krepieren Geschosse, Gummihandschuhe an den Händen bis zu den Ellbogen, die Gasmaske wegen dem Wechsel der Klarsichtscheiben nicht vor dem Gesicht, die Augen geschlossen und daher blind, das alles hören und doch nichts sehen. Man könnte schreien vor Angst. Die Angst ist dann so groß, so mächtig, daß man wahnsinnig werden könnte. Die Angst springt einen an wie ein reißendes Tier, ohne Vorwarnung und ohne die Möglichkeit auszuweichen oder gar weg zu laufen. Dann soll man die Nerven behalten und klar denken? Ist das noch möglich? Diese ganze Schinderei machten wir bis zu fünf mal an einem Nachmittag, und das eine Woche lang. Nur gut, daß ich an der Front keinen

Einsatz als Gasspürer mitmachen mußte. Weder wir noch die Russen setzten Giftgas ein. Beide Seiten hatten wohl doch Angst vor den unvorhersehbaren Folgen. Ich habe nicht einmal gesehen, daß bei einer Einheit im Osten überhaupt die Ausrüstung eines Gasspürtrupps vorhanden war. Vielleicht gab es die aber auch nur auf Bataillons.- oder Regimentsebene. Hätte der Gegner, egal ob im Osten oder Westen damals Giftgas eingesetzt wie im ersten Weltkrieg, ich glaube, Tausende Soldaten wären elendig gestorben. Das Ganze, Alles war ein Wahnsinn. Man durfte an diese Sachen nicht denken. Dachte man zuviel daran, wurde es einem schmerzlich bewußt, daß ein Mensch im Krieg keinen Wert darstellt. Mit Menschen wurde, fast so was wie gespielt.

Da lob ich mir die nächste Begebenheit. Wenn sie auch nur ganz kurze Zeit andauerte.

Ernst Reiter

Ernst Reiter war Leutnant und kam aus einem Lazarett. Er kam nach Bar le duc, um beim Ersatzheer eine Zeitlang als Ausbildungsoffizier eine in Finnland erhaltene Verwundung auszuheilen. Er wurde unser Kompanieführer, war ein prima Vorgesetzter und wohnte in der Kaserne. Ich weiß nicht mehr, vielleicht hat er mir es auch garnicht gesagt, wie und wann er mich gesehen hat oder durch was und wann ich ihm aufgefallen bin. Vor der Begegnung, die ich nun beschreibe, habe ich Leutnant Reiter nur einige wenige Male im

Kasernenbereich oder beim morgendlichen Appell gesehen und nur einmal auf dem Standortübungsplatz.

Leutnant Ernst Reiter aus Kriftel

Eines nachmittags bei der Gasspürerausbildung kam der UvD zu uns in den Unterrichtsraum und befahl mir, zu Leutnant Reiter zu kommen. Hast du was ausgefressen, fragte ich mich. Ich mache mich auf den Weg, suche und finde den Offiziersbau, in dem schon die französischen Offiziere gewohnt hatten, hinter der Kfz. Werkstatt ganz am Rande des Kasernengeländes. Da in diesem Bau noch mehr Offiziere ihre Wohnung hatten, mußte ich also suchen. Ich suche und finde das Zimmer im ersten Stock. Ich klopfe an und warte, bis jemand "Herein" ruft. Ich trete ein, bleibe neben der Tür stehen und sage: "Soldat Heil bittet eintreten zu dürfen". Der Leutnant steht von seinem Schreibtisch auf, kommt auf mich zu, bleibt vor mir stehen und gibt mir die Hand. Eine Sache, die sonst nicht üblich ist. Nach ein paar Sätzen, in denen mich

Leutnant Reiter fragte, wielange ich schon Soldat sei und ob mir das Soldatenleben Spaß machen würde, bot er mir einen Stuhl an. Ich war immer noch skeptisch und fragte mich zum wiederholten Male, weshalb er mich hat rufen lassen und was das ganze Theater wohl bedeuten sollte. Dann kam er fast unvermittelt mit der Frage, ob ich bei ihm "Bursche", also auf Landserdeutsch, "Putzer" werden wolle. Das wäre für mich bestimmt von Vorteil, könnte ich doch ab und zu von der Geländeausbildung befreit werden, und zwar immer dann, wenn er das wünschte. Er brauche nur dem Spieß die entsprechende Order zu geben. Mir leuchtete diese in rosarot geschilderte Vergünstigung sehr wohl ein, aber, irgendwo müßte aber doch ein Haken an der Geschichte sein. Unsere Ausbildung war alles andere als leicht, sie war in manchen Phasen hart, um nicht zu sagen, brutal. Ich hätte bei ihm einen leichten Dienst, seine Ansprüche wären nicht überzogen, er hätte keine Hintergedanken, nur, ich wäre ihm angenehm aufgefallen, obwohl er erst seit acht Tagen Kompanieführer war.

Jeder Soldat, das hatte ich im letzten halben Jahr gelernt, greift auch nach der kleinsten Gelegenheit die seine Lage und seine Situation, wenn auch nur gering verbessern kann. Warum sollte ich da eine Ausnahme machen, hatte ich nicht die Schnauze voll vom Soldatenleben, mehr als voll? Ich bat mir Bedenkzeit aus, obwohl ich mir wegen meiner Dusseligkeit hätte selbst in den Hintern treten können als ich auf dem Weg zurück zur Gasspürerausbildung war. Andere hätten mit Freuden solch ein Angebot angenommen. Vielleicht habe ich mir mit der halb ablehnenden Antwort selbst geschadet.

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, vor dem Ausrücken zum Geländedienst, als der UvD dem Spieß und der wiederum dem Kompanieführer, Leutnant Reiter, die Kompanie "fertig zum Geländedienst" gemeldet hatte, ging Leutnant Reiter an der Front vorbei, blieb bei unserem Zug stehen, sah mich, rief den Spieß und gab den Befehl, mich vom Geländedienst zu befreien. Ich solle bei ihm "Bursche" werden. Die Entscheidung, ja oder nein zu diesem Angebot, war mir somit abgenommen, denn Befehl ist nun mal Befehl, ob lieb oder leid. In diesem Augenblick haben mich wohl fast alle anderen Rekruten um diesen schönen Posten beneidet. Ich übergebe dem Schützen "Eins" des SMG.Trupps das Zielgerät und den Ersatzlauf, die ich als Gewehrführer zu tragen hatte, trete aus dem Glied und melde mich beim Spieß ab. Die Kompanie marschiert ohne mich zum Kasernentor hinaus in Richtung Standortübungsplatz Ich blieb in der fast menschenleeren Kaserne.

Zurück auf der Stube, ich bin ganz allein, weiß ich garnicht, soll ich mich freuen oder was soll das alles bedeuten? Schlechter als zur Zeit wird es wohl nicht werden. Ich nehme den Stahlhelm ab, verstaue ihn auf dem Spind, stelle meine Gasmaskendose ebenfalls dort ab und mache mich auf den Weg zur Offiziersunterkunft. Dort angekommen gehe ich in die erste Etage und finde das Zimmer von Leutnant Reiter unverschlossen. Ich trete ein und sehe ein ordentlich aufgeräumtes Zimmer. Auf dem Schreibtisch kein unnötiges Zeug,

ein paar Fotos, das Bett allerdings noch nicht gemacht. An einer Wand, dem Bett gegenüber, hängt eine "Ausgehuniform" mit dem langen Offizierssäbel. Kurz gesagt, alles ist in Ordnung. Ich mache das Bett, das hatte ich ja schon im RAD gelernt, lüfte das Zimmer und fege es aus. Soll das der ganze Dienst für viereinhalb Stunden sein? Da muß doch ein Haken sein, irgend etwas ist doch faul? Ich sollte den Haken noch finden. Allerdings erst nach 14 Tagen.

Die folgenden Tage vergingen mit dem üblichen Dienst. Nur noch einmal ging ich zum Gasspürertrupp. Dann war der Lehrgang zu ende. Entweder machte ich Burschendienst bei L.R. am Vormittag oder, das kam ganz selten vor, am Nachmittag. Vormittags war mir viel lieber, die Schinderei im Gelände war manchmal unmenschlich. Ein Nachmittag mit Fahrerausbildung oder technischem Dienst war schon besser. Die paar Stunden bei L.R. waren eine schöne Abwechslung und zudem nicht schwer. Ich konnte zufrieden sein. Eines Nachmittags, so gegen 17:00 Uhr, als die Kompanie nach einem Schießen nach Hause kam, fragte mich L.R., ob ich am Abend mit ihm zum Offizierskasino gehen wolle. Mit allem habe ich gerechnet, nicht mit so was. Was blieb mir übrig als zuzusagen? Um 20:00 Uhr ziehe ich meine Ausgehuniform an und melde mich bei L.R. Zusammen verlassen wir das Kasernengelände. Als wir zur Wache kommen, springt der wachhabende Unteroffizier aus dem Wachlokal, nimmt Haltung vor L.R. an und macht Meldung. Ich stehe dabei und freue mich riesig. Ein Vorgesetzter steht vor uns beiden und nimmt Haltung an. Nicht gerade vor mir, aber immerhin. Im umgekehrten Falle hätte der Wachhabende schon seine Stärke gezeigt. Wir gehen in Richtung Innenstadt. Etwa 300 Meter vom Marktplatz entfernt, lag in einem recht verwildertem kleinen Park eine Villa aus dem Anfang des Jahrhunderts. Dort war das Offiziersheim. Wir betreten die Villa durch ein kleines Portal, das mich an das Schloß Chamerande bei Etampes erinnert, wo ich während meiner RAD Zeit war, legen unsere Mützen und Koppel an der Garderobe ab und begeben uns in das erste Zimmer. Hier sind nur wenige Offiziere anwesend. Einige lesen Zeitungen oder Bücher oder hören nur die Musik aus dem Radio. Eigentlich nimmt niemand so richtig Notiz von uns beiden. Selbst die Ordonnanzen nicht.

Ordonnanzen sind Soldaten, ab und zu mal ein Unteroffizier oder sogar schon ein Feldwebel, die vom eigentlichen Truppendienst abkommandiert wurden um im Offiziersheim Dienst zu tun. Dieser Dienst war in Frankreich meist das Einkaufen von zusätzlicher Verpflegung, von Wein, Sekt oder Schnaps, Austern oder Schnecken, Verwaltung des Hauses, Beaufsichtigung des französischen Personals, Zubereitung des Essens und Bedienung der Offiziere bei Tisch. Es soll vorgekommen sein, daß in Offiziersheimen Orgien gefeiert wurden. Nicht so in Bar le duc. Ich habe jedenfalls nichts derartiges bemerkt. Ich war ja auch nicht oft in diesem Haus. Möglich wäre es schon gewesen, denn die meisten Offiziere waren noch junge Kerle, es war Krieg und neben jedem stand der Tod. Viele Offiziere gab es nicht in Bar le duc. Außer unserem Bataillon lag nur noch eine Einheit Luftnachrichten und eine

Pioniereinheit in der Stadt. Ordonnanzen waren Soldaten der Extraklasse. Wer als Ordonnanz eingeteilt wurde und nicht unangenehm auffiel, wer also seinen Dienst ordentlich und zur Zufriedenheit der Offiziere versah, konnte ein angenehmes Leben, besonders in Frankreich, führen. Frauen gab es im Haus nur als Reinigungspersonal. Die einzige Arbeit, die nicht von Soldaten erledigt wurde. Ruhig und still war es im Haus. Überall lagen Teppiche und hingen Bilder an den getäfelten Wänden. Hier mußten einmal recht reiche Leute gewohnt haben, hier herrschte Luxus. In einem der nächsten Zimmer, das wir betraten, spielten Offiziere Billard. Qualm hing in der Luft Fast alle der meist jungen Offiziere rauchten und nur langsam zog der Rauch durch die wegen der Verdunkelung geschlossenen Fenster. Hier wurde auch schon mal gelacht wenn ein Stoß auf dem Billardtisch mißlungen war. Da L.R. erst seit knapp zwei Wochen in Bar le duc war, war er wohl auch nicht so sehr bekannt. Er wurde zwar mit Handschlag begrüßt, das war aber auch alles. Man merkte, daß er noch ein Neuling war.

Gegen 22:00 Uhr sind wir dann wieder zur Kaserne gegangen. Um diese Zeit war normalerweise schon Zapfenstreich. Da ich aber mit einem Offizier nach Hause kam, mit dem ich mich noch zudem so frei unterhielt, zu dem ich als gemeiner Soldat scheinbar ein gutes Einvernehmen hatte, das merkte selbst der Dümmste, wagte der Wachhabende, der wieder aus dem Wachlokal kam, nicht, mich auf Landserdeutsch, "anzuscheißen". Normalerweise wäre ein Anschiß und eine Eintragung ins Wachbuch, bei zu spätem Betreten der Kaserne nach dem Zapfenstreich die Folge gewesen. Aber als Begleiter eines Offiziers wagte der Wachhabende dies doch nicht. Ein Anschiß konnte ganz fatale Folgen haben. In der Kaserne ging ich dann auf meine Stube und L.R zur Offiziersunterkunft. Was ich am darauffolgenden Morgen und Nachmittag tat, weiß ich nicht mehr. Der erste Abend mit L.R. dagegen ist mir noch gut in Erinnerung. Noch zwei, vielleicht auch dreimal, mehr nicht, waren wir gemeinsam im Offizierskasino. Dann wurde ich zu einer "Drogeeinheit" abgestellt. Aber bis es so weit war, passierte noch folgende Geschichte. Jetzt kommt der erahnte Haken.

Eines abends, bevor wir ins Offiziersheim gingen, bat mich L.R. einmal seine Leutnantsuniform anzuziehen und die dazu gehörende Mütze aufzusetzen. Als ich das getan hatte, warum auch nicht, legte er mir seinen Säbel um und führte mich zu einem Spiegel am Kleiderschrank. Der war recht groß, wenn er auch nicht bis zum Boden reichte. Bis zu den Knien konnte man schon gut sehen. Nun fragte er mich, ob ich nicht stolz wäre, als junger Kerl, ich war gerade zwei Monate älter als 19 Jahre, so auszusehen, ob ich nicht Offizier wie er, werden möchte. Er könnte das veranlassen. Die Wehrmacht bräuchte junge, tapfere Soldaten. Ich könnte KOB, "Kriegsoffiziersbewerber" werden. Das wäre eine dreimonatige Ausbildung auf der KOB Schule in Ehrenbreitstein und anschließend eine dreimonatige "Frontbewährung" in Finnland, dort, wo er hergekommen war.

Aus der Ecke kam der Wind. Das war der Haken an der Geschichte. Ich glaube, viele junge Kerle träumten von Heldentum, Tapferkeit, Orden, Mut, Ehre, Ansehen, von Frauen die nur auf sie gewartet haben, von Macht über andere. Ich nicht. Was hieß denn Frontbewährung, was bedeutete "Bewährung als Offizier" an der Front? Mußte man da nicht viele Male sein Leben, vielleicht vollkommen unsinnig und unnötig, aufs Spiel setzen? Diese Gedanken kamen mir in den Sinn. Wenn auch der Krieg nun schon im dritten Jahr war, einmal würde er zu Ende sein und dann möchte ich noch leben. Onkel Hermann, der Bruder meiner Mutter, er ist seit Januar 1945 vermißt, sagte zu mir einmal: lieber drei Minuten feige, als ein Leben lang ein toter Held. An diese Worte dachte ich und da war meine Entscheidung auch ganz leicht: Ich werde kein Offizier. Mein Ehrgeiz, Offizier zu werden, ging absolut nicht so weit. Was hab ich davon, wenn ich die KOB Schule gut hinter mich bringe und dann an der Front falle, oder, im günstigeren Falle, nur ein Krüppel werde? Nichts. War ich nun ein Feigling? Habe ich richtig gehandelt? Vorerst ja, im Nachhinein ebenso. Trotz der Absage, die ich L.R. erteilt hatte, blieb ich Putzer bei ihm. Warum auch nicht? Meinen Entschluß akzeptierte er. Er verstand ihn ohne viele Worte gemacht zu haben. An unserem Verhältnis hat sich nichts geändert.

Das war die Geschichte von Leutnant Reiter. Eine kurze, schöne Episode in meinem Soldatenleben. Es waren drei schöne Wochen die ich nie vergessen werde. L.R. war der Sohn eines Bauunternehmers aus Kriftel im Taunus. Ein Foto von ihm und ein Brief den er meinen Eltern nach meiner Gefangennahme schrieb, existiert noch. Er war ein gläubiger Katholik. Im Februar 1993, also vor meinem 70. Geburtstag, zu dem ich Alfred Kollmansperger aus Darmstadt und Hilarius Breuer aus Koblenz einlud, telefonierte ich auch mit Ernst Reiter. Er konnte sich sehr gut an mich und die Zeit in Bar le duc erinnern, wollte aber nicht nach Baumholder kommen. Dafür wäre er schon zu alt und der Weg nach hier zu beschwerlich. Er sei nicht verheiratet gewesen. Er war vielleicht vier, höchstens sechs Jahre älter als ich.

Viele, wohl die meisten, die mit mir nach Bitburg eingezogen worden waren, waren schon nach Rußland oder nach Afrika abgestellt worden. Die waren schon in Kampfeinheiten. Sogar die Oberschlesier, die sich doch so garnicht als echte Deutsche fühlten. Baraniok, von dem ich schon berichtet hatte, war bei seiner Abstellung an die Ostfront hier in Baumholder bei meinen Eltern gewesen. Ob er den Krieg überlebt hat? Ich habe nie mehr von ihm gehört.

MG-Ausbildung

Das MG 08/15 kann sowohl als lMG oder sMG, also "leichtes" oder auch als "schweres" Machinengewehr eingesetzt werden. Der Unterschied besteht

darin, daß man mit dem lMG nur kurze Feuerstöße, so 3 - 8 Schuß abgeben kann, mit dem SMG dagegen längere und genauere Feuerstöße bis zu 30 Schuß Dauerfeuer, die selbstverständlich in ihrer Wirkung weit aus größer sind.

Mit dem SMG kann man außerdem, wenn das Zielgerät dem entsprechend angewendet wird, indirekt schießen. Das heißt, man kann ein Ziel bekämpfen, das man selbst nicht sieht. Das z.B. hinter einem Wald oder in einer Senke liegt. In beiden Schießarten mußten wir auch eine Prüfung ablegen. Mit dem LMG wurde auf einen "Pappkameraden" geschossen, mit dem SMG auf eine besondere Zielscheibe.

Der Pappkamerad hatte die Umrisse eines französischen Soldaten, war ungefähr 30 bis 35 cm hoch und stand in einer Entfernung von ca 50 Meter. Die Zielscheibe für den SMG Beschuß war ca 1 Meter lang, in drei Längsfelder und zwanzig Querfelder eingeteilt. Zusammen also sechzig Felder. Mit 50 Schuß Dauerfeuer sollten möglichst viele Felder, entweder in der Höhe oder in der Länge, getroffen werden. Beim LMG und SMG Schießen konnte ich beide Prüfungen erfüllen. Ich war also auch hier ein guter Schütze.

Wie schon beim Schießen mit dem Karabiner. Schwierigkeiten machte mir aber immer die Meldung zu machen, wie man "abgekommen" ist. Hier sollte man angeben, auf welche Position auf der Zielscheibe, die gedachte Linie über Kimme und Korn im Moment des Schusses gezeigt hat. Nach dem LMG Schießen tat mir meine rechte Schulter noch einige Tage recht weh. Beim Schießen mit SMG saß man hinter dem MG und betätigte die Abzugsvorrichtung mit beiden Händen. Der Rückschlag wurde von der Lafette aufgefangen und nicht wie beim Karabiner oder dem LMG mit der Schulter.

Ein SMG ist schon eine gefährliche Waffe, wenn es von dem Trupp gut beherrscht wird und in einer sicheren Deckung steht. Ich war froh, daß ich in diesen Tagen bei Leutnant Reiter Bursche war.

Sondereinsatz

Ein Tag in Bar le duc ist mit besonders gut in Erinnerung. Eines morgens, ganz früh, so gegen 5:00 Uhr wurden wir alarmiert. Kaffeetrinken um 5:30 Uhr, Antreten um 6:00 Uhr feldmarschmäßig. Was ist los, werden wir ganz überraschend schnell nach Rußland verlegt? Nach dem Antreten marschieren wir kompanieweise zum Fahrzeughof. Jeder erhält vier Patronenstreifen mit je sechs Schuß Munition. Wir klettern auf die Lkws und fahren aus der Kaserne. Bis jetzt weiß noch niemand was eigentlich los ist. Ist das Ganze eine ernste Sache oder nur ein Probealarm? Nach einer Fahrt von fast einer Stunde und etlichen Kilometern, hält unser Lkw an einem Bahnübergang. Alles absteigen

und antreten. Erst jetzt erfahren wir, was wir hier tun sollen. Der Sonderzug eines sehr hohen Offiziers, nach der Aktion wurde hinter vorgehaltener Hand gemunkelt, Hitler selbst wäre in dem Zug gewesen, wird heute diese Strecke passieren. Diesen Zug sollten wir auf einem bestimmten Streckenabschnitt sichern. Die ganze Strecke von der Reichsgrenze bis nach Paris wurde so überwacht. Die Angst vor einem Anschlag auf den Zug war schon sehr groß. Wir gingen in Schützenreihe, d.h. einer hinter dem anderen die Gleise entlang und wurden auf einem recht langen Streckenabschnitt von unseren Zugführern eingewiesen. Je nach Sichtweite, so wie man die Gleise und das Umfeld neben der Bahnlinie übersehen konnte. In Kurven ein kürzerer Abschnitt, auf gerader Strecke einen entsprechend längeren. Nicht direkt neben den Gleisen, etwas entfernt und immer so, daß man den Bahndamm und die Gleise links und rechts kontrollieren kann. Nicht nur die unmittelbare Nähe sollen wir im Auge behalten, auch das angrenzende Gelände soll überwacht werden. Ich stehe am Beginn einer Rechtskurve, mein linker Nachbar ist gut 50 Meter entfernt, mein rechter nur 25. Hinter uns ein kleines Wäldchen, uns gegenüber in gut 500 Meter Entfernung, ein kleines Dorf. Wir müssen nicht stur auf einem Platz stehen bleiben, wir dürfen schon einige Schritte am Bahndamm entlang gehen, natürlich nur dann, wenn der nächste Soldat auf seinem Posten steht. So vergeht Stunde um Stunde. Es wird 12:00 Uhr und ganz schön warm unter dem Stahlhelm. Mit den am Koppel hängenden Brotbeutel, Feldflasche und Gasmaske wird das Gehen und Stehen langsam zur Qual, zumal die Sonne jetzt fast senkrecht über uns steht.

Wenn man auf Wache ist, wird man nach längstens zwei Stunden abgelöst. Hier stehen wir nun schon bald sechs Stunden. Es ist Mittag, dann wird es Nachmittag und der Hunger macht sich bemerkbar. Gegen den Durst hilft das mitgebrachte Wasser aus der Feldflasche. Immer schaut man gespannt durch die Gegend. Immer wieder sieht man auf die Uhr. Dann gegen 16:00 Uhr braust in hohem Tempo eine Lokomotive mit drei anhängenden Waggons vorbei. Wir bleiben noch auf Posten und weitere 15 Minuten vergehen. Dann kommt ein weiterer Zug mit vielleicht noch höherer Geschwindigkeit. Er ist etwas länger als der erste. Die Wagen sind auch ganz anders gebaut, die Fenster mit Gardinen versehen. Sehen konnte man höchstens vier, vielleicht fünf Personen, mehr nicht. Wer da wohl drin gewesen ist? Wie ein Spuk, so schnell wie er kam, so schnell ist der Zug rechts um die Kurve verschwunden. Ich sehe aber noch, daß auf dem letzten Waggon zwei Vierlingsflak aufgebaut waren. Von rechts, dort wo wir hergekommen waren, kommt der Befehl zum Sammeln. Von Posten zu Posten wird er weiter gegeben. Wir sammeln uns am Bahnübergang, dort wo wir heute morgen die Fahrzeuge verlassen hatten und fahren zurück in die Kaserne. Nach dem sehr verspäteten Essensempfang haben wir frei. Und dann frage ich mich, wieviele Soldaten die Strecke bewachen mußten, die der Zug genommen hatte. Welch eine große Anzahl Soldaten standen von Saarbrücken bis Paris an der Bahnlinie. Welch eine Angst hatte man vor den Franzosen. Allerdings, die Angst war berechtigt.

Die Droge - Einheit

In Westfrankreich - Im Hinterland des Atlantik

Zum 14. Juli 1942, dem französischen Nationalfeiertag, rechnete die Oberste Heeresleitung, mit einer Invasion der Alliierten in der Normandie. Natürlich wollte man auf diesen Tag optimal vorbereitet sein. Zu diesem Zwecke wurden im Osten von Frankreich deutsche Einheiten motorisiert und möglichst nahe an den vermuteten Landungsabschnitt an der Küste verlegt. Wir vom Fahrerzug, die wir erst vor kurzem den Wehrmachtsführerschein gemacht hatten, wurden zu einer "Droge - Einheit" zusammengestellt. Unser Einheitsführer war Hauptmann Wilhelm. Ein Lehrer aus der Eifel, nicht mehr so sehr jung. Ich hatte ihn vorher noch nie gesehen. Vielleicht kam er gerade zu diesem Zweck aus Deutschland. Ein stiller Mann, der unserem "Führer" sehr ähnlich sah. Wir waren jetzt eine Transporteinheit. Unsere militärischen Bezeichnung lautete kurz, "Transportkolonne Wilhelm". Scherzhaft sagten wir, "Wilhelmus". Der Begriff "Droge-Einheit", bedeutet ganz einfach, "Drohende Gefahr" und hat mit Drogen garnichts gemeinsam.

Eines morgens, den genauen Tag kann ich nicht mehr sagen, es kann um den 5. oder 6. Juli gewesen sein, auf jeden Fall vor dem 14., die restliche Kompanie war zum Geländedienst ausgerückt, mußten wir vom Fahrerzug, in der Kaserne bleiben. Gegen 10:00 Uhr wurden wir zur Kfz. Werkstatt kommandiert und dort standen eine Anzahl Kraftfahrzeuge die bei den französischen Besitzern requiriert worden waren. Sogar zwei Busse waren dabei. Keine neuen Fahrzeuge, alle schon mehr oder weniger alt. Dem Alter entsprechend war auch ihr technischer Zustand. Die Fahrzeuge wurden im Laufe des Tages gewaschen und anschließend mit graugrüner Tarnfarbe angestrichen. Einfach so, mit breiten Pinseln. Aus den beiden Bussen wurden alle Sitze, bis auf Rückbank und Fahrersitz entfernt und in einer Ecke der Werkstatt gestapelt. Ich erhielt den schon erwähnten Citroen auf dem ich die Fahrschule und den Führerschein gemacht hatte und wurde Fahrer des Führers vom ersten Zug. Und das war Feldwebel Guth, schon aus Bitburg als Schikanierer und Schleifer bekannt. Ausgerechnet mit dem Kerl, den ich noch nie leiden mochte, in Bitburg nicht und schon garnicht nach der Ausbildung hier in Bar le duc, muß ich nun jeden Tag zusammen sein. Das wird was werden, darauf freue ich mich.

Was uns bevorstand und was unsere Aufgabe war, davon wurde kein Wort gesagt. Das war wohl ein militärisches Geheimnis. All die Vorbereitungen, das Umrüsten der Fahrzeuge, das Betanken derselben, Verpacken von Munition und Waffen, von Brennstoff, Verpflegung, Bekleidung und einer kleinen Schreibstube, erforderten mehr als einen Tag. Auch unsere persönlichen

Sachen mußten wir sortieren und verpacken. Was kam da alles zusammen. Als alles unnötige Zeug weggeworfen oder an Kameraden, die nicht abgestellt wurden, verschenkt war, die unbedingt wichtigsten persönliche Dinge verpackt oder in einem Päckchen in die Heimat zur Post gebracht waren, bestiegen wir an einem der nächsten Tage im Kasernenhof die Fahrzeuge und fuhren in Marschkolonne auf der Landstraße in Richtung Paris. Hat nun der Krieg für mich eine andere Dimension bekommen? Wie wird die nächste Zukunft sein? Hatte ich Glück gehabt, ja, ich hatte Glück.

Jetzt war die Ausbildung vorbei, jetzt begann der Ernst des Soldatenlebens, aber vorerst blieb ich noch in Frankreich. Was jetzt kam, war im Vergleich zu dem was schon Vergangenheit war, alles andere als ein Kinderspiel. Das war bitterer Ernst. Ich kann mich entsinnen, in den ersten Wochen des Krieges, als Deutschland Polen in nur 18 Tagen besiegt und besetzt hatte, eines abends, beim Essen, zu meinen Eltern gesagt zu haben: der Krieg geht zu Ende und ich habe nichts davon gesehen oder erlebt. Jetzt sehe und erlebe ich den Krieg

Unser erstes Quartier in das wir nach unserer Abfahrt aus Bar le duc eingewiesen wurden, war eine von den französischen Besitzern aufgegebene, uralte Villa. Ob diese ehemaligen Besitzer freiwillig oder gezwungener Maßen ihr Haus verlassen hatten, konnten wir natürlich nicht wissen, war uns auch egal. Wir wurden von der Kommandantur einfach dort eingewiesen. Den Namen der kleinen Stadt oder war es nur ein Dorf, habe ich nie gewußt. Wir waren höchstens zwei Tage dort. Die erste Arbeit, die wir gleich nach unserer Ankunft bei der Villa erledigen mußten, waren Splitterschutzgräben für die Mannschaft anzulegen und die Fahrzeuge zu tarnen. Das war ziemlich leicht, denn es gab im recht großen, recht verwilderten Garten eine ganze Menge hohe und dichte Bäume und Büsche. Geschlafen haben wir in den beiden Bussen auf Strohsäcken. Wir waren nicht mehr als 30 bis 35 Mann. Hauptmann Wilhelm schlief in der Villa. Wache wurde natürlich auch geschoben. Immer als Doppelposten. Als Wachlokal diente ein kleiner Raum im Erdgeschoß. Wacheschieben war eine Pflicht, die ab jetzt viel von uns verlangte. Tagsüber arbeiten, wo möglich schwere Lasten bewegen, weite Strecken fahren und nachts, ab 18:00 Uhr auf Posten gehen. Das Leben wurde härter und gefährlicher.

Wacheschieben geht so vor sich. Sechs Landser waren die drei Doppelposten und dazu ein Unteroffizier als Wachhabender. Die neue Wache wurde eine Stunde vor der Ablösung der alten Wache, in einer Belehrung um 17:00 Uhr vom Einheitsführer über die Pflichten und Rechte einer Wache mündlich unterrichtet und anschließend "vergattert". Vergattert ist ein Begriff, der noch aus der Zeit vor dem Weltkrieg stammt und bedeutet, daß die Wachsoldaten aus dem Verband der Einheit herausgenommen werden und eine selbständige Einheit bilden. Befehlsgewalt hat nur der Einheitsführer, der Offizier vom Dienst und der Wachhabende Unteroffizier. Kein anderer Offizier kann einem Wachhabenden einen Befehl erteilen. Die Soldaten, die auf Posten sind, die

also am Kasernentor stehen, im Kasernenhof oder Kasernengelände auf Runde gehen, müssen jeden der das zu bewachende Objekt betreten will, kontrollieren. Nach Anbruch der Dunkelheit müssen sie jeden nach der "Parole" fragen. Sollte der Angesprochene die Parole nicht wissen oder nicht sagen, müssen sie nach dreimaligen Zuruf: "Halt, wer da" von der Schußwaffe Gebrauch machen. Auf Wache stehen ist also eine ganz heikle Sache. Die Wachzeit ging von jeweils 18:00 Uhr eines Tages bis 18:00 Uhr des nächsten. In dieser Zeit durfte kein Uniformteil abgelegt werden, höchstens auf Freiwache die Feldmütze, sonst nichts. Selbst die Schuhe oder Stiefel nicht. Schlafen durfte nur der Posten, der gerade abgelöst worden war, selbstverständlich nur in Uniform. Morgens, nach 6:00 Uhr, war das Schlafen für alle verboten. Gefrühstückt und gegessen wurde nur im Wachlokal. Immer zwei Landser mußten die Verpflegung in der Küche abholen. Auf dem Weg dorthin mußten sie den Stahlhelm auf dem Kopf tragen. Von 6:00 Uhr morgens bis 18:00 Uhr abends stand der Posten an der Einfahrt oder am Tor zur Kaserne, dann aber nur ein Soldat., kein Doppelposten. Wenn der Einheitsführer morgens zum erstenmal am Tag zur Wache kam, ganz gleich von außerhalb der Kaserne oder vom Innenbereich, mußten die gesamte Wache auf Befehl des Wachhabenden: "Wache raustreten" vor dem Wachlokal in Zweierreihe antreten und der Wachhabende erstattete Meldung über Vorkommnisse während der Wachzeit. Das mußte natürlich höllisch schnell gehen. Sonst gab es bestimmt einen Anpfiff. Kleine Unterkünfte, wie die kleine Villa, unsere erste Unterkunft nach der Abstellung, oder sonst kleine Objekte wurden meist von sechs Soldaten und einem Unteroffizier als Wachhabender bewacht. Größere und weit auseinander liegende erforderten naturgemäß eine stärkere Bewachung. So konnte es sein, daß zwölf oder sogar vierundzwanzig Soldaten und ein Unteroffizier eine Wachmannschaft waren. Alle Vorkommnisse, die sich während einer Wache ereigneten und die Wache selbst betrafen, wurden im sogenannten Wachbuch peinlichst genau registriert. Radierungen oder Überschreibungen waren im Wachbuch nicht erlaubt.

Im Laufe des Krieges kam es immer öfter vor, daß Landser, die auf einsamen Posten Wache standen, von Angehörigen des französischen Widerstandes, der Résistance, erstochen oder auf eine andere leise Art ermordet wurden. Wacheschieben war eine ganz heikle und gefährlich Sache. Auf Wachvergehen stand immer ein Kriegsgerichtsverfahren, das oft mit dem Tod oder zumindest mit der Versetzung in eine Strafkompanie endete. Ich weiß von keinem Wachvergehen. Die meisten Soldaten versahen gerade den Wachdienst mit peinlichster Genauigkeit. Und trotzdem konnte es vorkommen, daß irgend etwas ungewollt schief lief. Ich werde davon später berichten. Wer riskierte schon leichtfertig eine Bestrafung. Private Angelegenheiten durften nicht erledigt werden. Briefeschreiben oder Lesen war allerdings erlaubt. Jede Art von Spiel war verboten, selbst das harmlose "Mensch ärgere dich nicht" war nicht gestattet. Normalerweise gab es nach einem Tag Wache, einen freien Tag. Aber nicht während des Krieges und schon garnicht in Frankreich.

Kaum hatten wir uns im Garten und im Hof der alten Villa, von der ich auch ein Foto besitze, etwas eingerichtet, als wir schon wieder auf Achse gingen. Wir waren auf dem Weg zur Atlantikküste. Bis wir dort ankamen, machten wir allerdings noch zweimal für je zwei Tage, Halt. Einmal haben wir in dieser Zeit in einem Verpflegungslager Proviant gefaßt. Das Lager lag oberhalb einer kleinen Stadt auf einem flachen Hügel. Wie die Stadt hieß, weiß ich leider nicht mehr.

Im Hinterland des Atlantikhafens La Rochelle waren wir in einem Saal einer alten Gastwirtschaft in einem kleinen Dorf untergebracht. Diese Gastwirtschaft, die man mit einer deutschen nicht vergleichen konnte, lag an einem schmalen Marktplatz. Im Saal, zu ebener Erde war unsere Unterkunft, die Fahrzeuge standen mitten im Dorf, in einem Schulhof. Die Kinder des Dorfes hatten Ferien und die Schulräume standen leer. Fließendes Wasser gab es in keinem Haus im Dorf. Alles Wasser wurde aus Brunnen mit Eimern über eine Holzwelle nach oben gezogen. Einmal verlor ein Landser aus unserer Kolonne, der mit dem Wasserholen beauftragt war, einen Eimer im Brunnen. Den hat der Wirt, er war ja sein Eigentum, mit einem Gerät, an dem mindestens sechs starre Haken befestigt waren und das er Wolf nannte, wieder heraus geholt. Das morgendliche Waschen fand im Freien, mit kaltem Wasser in einer Holzschüssel statt. Das war trotz der üblen Lage ein Gaudi. Dienst, im allgemeinen Sinne, hatte eigentlich nur die Wache. Die anderen verrichteten immer nur kleinere Arbeiten an den Fahrzeugen. Wenn unser Leben so weiter geht, ist es garnicht mal so schlecht.

Tranportiert hatten wir, außer unserer Ausrüstung, immer noch nichts. Mit fast leeren Fahrzeugen fuhren wir von einem Ort zum anderen. Machten für einige Tage hier Station, dann wieder wo anders. Welchen Sinn das hatte, wußte kein Mensch. War das vielleicht eine Art Verschleierung der militärischen Lage? Wollte man damit die Spionage der Alliierten verwirren und in die Irre führen? Wohl eher ein törichtes Unterfangen.

Wir, die Kolonne Wilhelm, mit unseren 30 Mann, waren die einzigen Soldaten im Dorf. Natürlich waren wir nicht gerne gesehen und das merkte man jeden Tag und überall. Nicht nur, daß uns die Leute kaum beachteten, sie versuchten jeden Kontakt mit uns zu vermeiden. Sie gingen uns überall aus dem Wege. Wenn wir nach Feierabend auf ein Glas Wein in die alte, verräucherte Wirtsstube kamen, standen die anwesenden Franzosen auf, verließen das Lokal und zeigten uns somit ihre Abneigung, um nicht zu sagen, ihren Haß. Die ganze Stimmung in dem Gebiet an der Küste war ausgesprochen feindlich. Das zeigte sich auch in einem Befehl, der uns damals unverständlich war, nur mit Schußwaffe, ganz gleich ob Pistole oder Gewehr, die Unterkunft

zu verlassen. Außerdem mußten immer zwei oder mehr Soldaten zusammen sein.

Eine Unterkunft in West-Frankreich bei La Rochelle

Daß unter diesen Umständen keine rechte Freude am Ausgang entstehen konnte, war doch klar. Ich entsinne mich, daß ich mit noch einem Kameraden, beide mit dem langen Karabiner bewaffnet, über die Dorfstraße von der Schule zu unserer Unterkunft gingen. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen. Wie gerne hätte ich mir und bestimmt noch andere, die recht schöne Gegend näher angeschaut. Ich entsinne mich auch, daß ich einmal mit dem Küchenfahrzeug, ein Beutewagen von Dünkirchen, unheimlich hoch und

schwerfällig, vom Schulhof bis zur Unterkunft gefahren bin. Fast ein Kunststück in den engen, verwinkelten und steilen Gassen des Dorfes.

Eine Prozession bei la Rochelle

Das kam so: In der Zwischenzeit hatte man irgendwo festgestellt, daß in unserer Kolonne ein Unteroffizier als Zugführer in einem nur für ihn bestimmten Pkw. fuhr. Vielleicht hat auch unser Einheitsführer dafür gesorgt, daß Feldwebel Guth ab hier in einem Bus mitfahren mußte. Hauptmann Wilhelm konnte Feldwebel Guth, wegen dessen großen Maul, absolut nicht leiden. Die beiden hatten kein gutes Verhältnis zu einander und gingen sich aus dem Wege wo es möglich und ein Zusammentreffen vermeidbar war. Hauptmann Wilhelm war eben ein kluger, stiller Mann und Feldwebel Guth, ein sturer Kommißkopf. Ich mußte den Citroen abgeben und wurde als Fahrer des Küchenwagens eingesetzt. Der Lkw. war ein 7,5 Tonner, hatte drei Achsen und benötigte für eine Meile Fahrstrecke fast einen Liter Benzin. Er hatte wie alle englische Fahrzeuge Rechtslenkung. Die Handbremse war außerhalb des Führerhauses, der Schalthebel, fast 1 Meter hoch, war links angeordnet. Die Engländer hatten bei ihrem übereilten Rückzug aus Frankreich den Wagen bei Dünkirchen in den Dünen stehen lassen. Viel und oft wurde mit dem Auto wegen des enorm hohen Benzinverbrauchs nicht gefahren. Mir hatte das Fahren, gerade weil er so hoch und schwerfällig war, viel Spaß gemacht. Auch von diesem Auto und der Gastwirtschaft in dem kleinen Dorf mit der Prozession sind noch Fotos vorhanden. Das einzige schöne Erlebnis in diesem elenden, kleinen Dorf war eine Prozession. Fronleichnam kann es nicht

gewesen sein, das Fest war schon vorbei. Es war bestimmt das Fest eines Dorfheiligen. Vielleicht war es auch eine Bittprozession daß wir Besatzer verschwinden sollen. Wie auch in Deutschland wurden im Dorf Altäre aufgestellt. Unter anderem auch auf dem Marktplatz, ganz in der Nähe unserer Unterkunft.

An einer Schmalseite des Marktplatzes, dort wo einige hohe Bäume standen, stand ein besonders großer Altar. Als die Prozession, an der sehr viele Menschen und eine ganz schön laut spielende Blaskapelle teilnahmen, bei uns Soldaten die wir das Schauspiel beobachtet hatten, vorbeikam, wobei wir natürlich unsere Feldmützen abnahmen, segnete uns der Pastor. Ich konnte mir vorstellen, daß dies die erste Begegnung des Pfarrers mit deutschen Soldaten war. Ob ihm die Gemeinde wegen der Segnung von deutschen Landsern, nicht die Leviten gelesen hat?

Nach nur zwei, drei Tagen in diesem Dorf bei La Rochelle, wurden wir wieder verlegt. Bis hierher hatten wir noch nichts transportiert, wir waren immer nur durch die Gegend gefahren. Uns war das schon recht, besser mit dem LKW. durch die Gegend fahren und nichts, oder fast nichts zu tun, als in Rußland im Schützengraben zu stehen und auf Menschen zu schießen.

Diesmal fuhren wir nur eine ganz kurze Zeit. Die Strecke in Richtung Süden war so um die 30 bis 40 Kilometer lang. Wieder war unser Quartier eine Schule in einem ganz kleinen Dorf in der Nähe von Rochefort. Die Feldküche, die ich jetzt fuhr und das Proviantfahrzeug sowie der Bus in dem unsere Schreibstube untergebracht waren, standen wieder einmal, im Schulhof. Da die Einfahrt zu diesem Hof sehr schmal war, wurde sie einfach verbreitert, indem wir die Sandsteinpfeiler herausbrachen. Nun hatte der Schreibstubenbus und die Feldküche Platz genug. Die restlichen Lkws. und der zweite Bus wurden in einer Apfelbaumplantage, die der Schule gegenüber, nur durch die ziemlich holperige Landstraße getrennt, untergestellt. Die recht dicht stehenden Bäume ergaben eine gute Tarnung. Die Schule war das letzte Gebäude des Dorfes. Ich entsinne mich, daß der Lehrer heftig protestierte, als wir die Hofeinfahrt verbreiterten.

Auf diesem Foto ist unter anderen, auch mein "Soldatenvater", Karl Scherer aus Ludwigshafen zu sehen. Ich sagte zu ihm Soldatenvater, weil er damals schon über 40 Jahre alt war. Er war Chemiearbeiter bei der BASF. Sein kleiner Sohn war einmal während der großen Ferien hier in Baumholder bei meinen Eltern. Ein zweites Foto zeigt mich auf dem Radkasten des Feldküchenfahrzeuges sitzend, ein Fahrzeug der Marke "Grosley", oder so ähnlich.

Noch ist es nicht zu spät

Links steht mein Soldatenvater Karl Scherer aus Ludwigshafen

Seit unserer Zusammenstellung und Abfahrt aus Bar le duc waren nicht mehr als 15 bis 18 Tage vergangen. Wir waren nun schon im dritten Quartier und hatten immer noch keine Transporte ausgeführt, wir waren immer nur mit

leeren Fahrzeugen unterwegs. Das sollte sich auch hier nicht ändern. Unsere Hauptbeschäftigung bestand nur aus technischen Dienst, und den hatten alle Fahrzeuge mehr als nötig. Wenn so mein Leben als Soldat weiter geht, kann ich zufrieden sein.

Der Große Grosley

Der große Grosley - Ich sitze auf dem Kühler

Beim technischen Dienst, der zwar notwendig aber gleichzeitig recht langweilig war, eben weil wir kein gutes Werkzeug hatten, lernte ich zwei Kameraden etwas näher kennen. Sie waren nicht als Fahrer in unserer Einheit, sie hatten noch nicht einmal den Wehrmachtsführerschein. Sie waren Beifahrer und ich frage mich noch heute, woher und wieso gerade sie in eine Transporteinheit gekommen waren. Ihre Namen waren Alfred Kollmannsperger, er war Abiturient. Der zweite hieß mit Familiennamen Schupp und war Statist im Stadttheater von Darmstadt. Ich glaube, er hatte keinen anderen Beruf. Beide waren in Darmstadt beheimatet. Schupp, ein Kerl von fast 2 Meter Körpergröße und spindeldürr, fiel im Krieg, Alfred Kollmannsperger, seine Mutter war ein Spanierin, lebt heute wieder in Darmstadt und wir treffen uns ab und zu.

Wir drei unternahmen einmal einen kurzen Ausflug nach Rochefort. In Rochefort, einer Stadt direkt am Atlantik, gab es eine große Anzahl deutscher Soldaten. Wir drei waren im Soldatenheim und anschließend im Soldatenkino. Leider gibt es von diesem Ausflug keine Fotos. Ich entsinne mich, daß wir einmal in den paar Tagen, die wir in dieser Gegend verbracht hatten, einen Sonderzug gesehen hatten. Der Zug brachte eine komplette Besatzung eines Unterseebootes, die von “Feindfahrt” zurückgekommen war nach Saarbrücken. Die Mariner hatten den Urlaub mehr als verdient, waren sie doch vielleicht länger als zwei Monate ununterbrochen auf See. Wenn man unseren Dienst mit dem der U.Bootfahrer vergleicht, dann war unserer ein Honiglecken. Der Dienst der Mariner war ein Himmelfahrtskommando. Mein Dienst wurde später aber, in Rußland nicht wesentlich leichter. Vielleicht war er sogar noch gefährlicher, denn auf See waren die gegnerischen Schiffe doch nicht immer und überall gegenwärtig, während an der Front in Rußland die gegnerischen Soldaten immer präsent waren.

In der Zwischenzeit war unsere Verpflegung mehr als schlecht geworden. Man kann sagen, sie war äußerst schlecht. Wir litten Hunger. Ob das am schlecht organisierten Nachschub lag, oder ob andere Gründe vorlagen, ich weiß es nicht. Wer konnte das feststellen. Abends gab es z.B. als Brotbelag immer nur Kunsthonig. Der einzige Unterschied lag tatsächlich nur in der Farbe. Heute war er gelb, morgen rot, übermorgen weiß, immer aber gab es Kunsthonig. Für je zwei Mann einen Würfel von 250 g so wie ein Würfel Margarine. Alles klebte vor Honig. Fast nie gab es mal ein Stückchen Wurst und höchst selten etwas französischen Käse. Irgendwer von uns hat dann einmal festgestellt, daß in einer Entfernung von ca 3 Kilometer, an der Landstraße ein Wald Bäume mit eßbaren Kastanien stand. Dort sammelten wir in großen Mengen diese Kastanien um sie in der Unterkunft zu rösten oder zu kochen. In dem Dorf und in den Tagen lernte ich den Hunger kennen. Noch aber ahnte ich nicht, daß er für sehr lange Zeit mein täglicher Begleiter werden würde. Unser Dienst war, wie ich schon erwähnte, nicht sehr anstrengend. Wacheschieben war die härteste Arbeit. Niemand tat sie gerne. Auch ich nicht. In diesem Dorf bin ich, obwohl das strengstens verboten war, einmal auf Wache an einen Lkw gelehnt, fast eingeschlafen. Hätte mich der Wachhabende bei einer Kontrolle

erwischt, hätte ich mit einer harten Bestrafung rechnen müssen. Ich hatte aber Glück. Das war das erwähnte und nicht gewollte "Fastwachvergehen".

In Nordostfrankreich - Cassel und Hazebrouck

Unsere Irrfahrt durch Frankreich ging erst richtig los. Sie war noch lange nicht zu Ende. Von der Atlantikküste bei Rochefort fuhren wir mit unserer Kolonne, in kaum mehr als acht Tagen, quer durch Frankreich über Niort, Tours, Orléans, Paris, Amiens und Lille, ohne in diesen Städten großen Halt zu machen, bis in die Gegend von St. Omer. Nur unser Hauptmann meldete sich auf der jeweils zuständigen Kommandantur. In dieser Zeit schliefen wir wieder auf dem Boden auf Strohsäcken, oder zum Teil im unseren Bussen. Einmal hatten wir Verpflegung empfangen. Der Tag war etwas regnerisch und wir warteten auf die Rückkehr unseres Fouriers. In der Wartezeit habe ich mit noch einigen von der Kolonne, an einer Getränkebude, die ein Franzose in der Nähe des Verpflegungslagers unterhielt, einen oder zwei Grogs getrunken. Natürlich, das brauche ich eigentlich nicht zu erwähnen, war der Genuß von Alkohol während des Dienstes strengstens verboten. Die zwei Gläser Schnaps, die ich da getrunken hatte, waren bei dem wenigen Alkohol den ich vertragen konnte, fast zuviel. Trotzdem fuhr ich den mir anvertrauten Lkw. mit Sicherheit und ohne Unfall.

Unsere neue Unterkunft war ein kleines Schlößchen, eigentlich war es mehr ein schönes Landhaus. Zwischen Steenvoorde und Cassel. An einer Hauptverkehrsstraße gelegen, etwas bergab, am Ende einer Doppelkurve. Die nächst größere Stadt war Hazebrouck, etwa 3 Kilometer entfernt. Hazebrouck liegt auf einem flachen Hügel. Gepflasterte Straßen führten damals vom Bahnhof, der etwas unterhalb der Stadt lag, hinauf in das Zentrum der Stadt. Bis Calais oder Dünkirchen war es ungefähr 50 Kilometer Luftlinie. Diese zwei Städte waren, außer Brest, die wohl bekanntesten an der Kanalküste. Hier war der Atlantikwall so stark ausgebaut wie an sonst keiner Stelle. Und er wurde immer mehr befestigt. Die Befestigungen zu beschreiben ist mir nicht möglich, denn man sah so gut wie nichts davon. Alle Anlagen befanden sich unter der Erde. Die Drahtverhaue, also die ersten Hindernisse, die die befürchtete Invasion aufhalten sollten, gingen bis an das Wasser des Kanals. Bei Flut standen sie sogar darin.

Hier begann auch unser erster Einsatz als Transporteinheit. Die Feldküche, die bis jetzt auf dem englischen Beutefahrzeug, dem "Grosley" befestigt war, wurde abgebaut und stand im Hof der Unterkunft. Hier will ich die Beschreibung des Grosley etwas vertiefen und dokumentieren, warum das Fahrzeug stillgelegt wurde. Der Lkw hatte, wie alle englische Fahrzeuge Rechtslenkung. Die Schaltung lag, zwischen Fahrer und Beifahrer, der in den jeweiligen

Quartieren unser Koch war. Der Grosley hatte ein zulässiges Gesamtgewicht von 7,5 t bei einem Eigengewicht von etwa 3 t. Das Führerhaus bestand aus Zeltleinwand. Der Beifahrer konnte, wenn er auf seinen Sitz stand, ein LMG bedienen, das auf einem Drehkranz stand, der an der Rückwand der Ladefläche befestigt war. Verbraucht hat er auf 1 Meile 1 l Sprit. Eine unglaubliche Menge. Daher wurde er ja als Küchenfahrzeug eingesetzt und nur bei Standortwechsel gefahren. Er hatte, wie ich schon schrieb, drei Achsen, mit einfacher Bereifung. Die Achsen konnten einzeln oder zusammen angetrieben werden. Auf der Landstraße wurde nur die hintere benötigt. Im Gelände habe ich ihn nicht gefahren. Die Felgen hatten einen Durchmesser von 32 Zoll und waren mit einem montierten Reifen so schwer, daß zwei Landser Mühe hatten ihn aufzustellen. Schnell war der Grosley nicht. Seine Höchstgeschwindigkeit betrug aus der Landstraße 30 bis 35 Meilen, im Gelände hätte er, dank seiner Getriebesperre, jedes Hindernis genommen, zumal er sechs Vor.- und zwei Rückwärtsgänge hatte. Vor dem Kühler war eine Seilwinde angebracht, die ich aber weder ausprobiert noch benützt habe. Die Ladefläche, die aus einer recht starken, geriffelten Stahlblechplatte bestand, war mindestens 1,5 Meter hoch und kaum mehr als 2,5 X 4,5 Meter groß. Man konnte sie nur unter Zuhilfenahme einer kleinen Leiter besteigen. Und auf so einem unrentablen Gefährt stand nur die Feldküche mit ganz wenigem Proviant. Alfred Kollmannsperger, den ich schon erwähnt habe, behauptete immer, ich hätte, um den Grosley fahren zu können, hinter dem Lenkrad stehen müssen. Das war zwar stark übertrieben, aber, wollte ich eine Kurve einmal etwas schneller nehmen, mußte ich ganz kräftig ins Lenkrad greifen. Lenkhilfen, wie heute, gab es damals nicht. Das Lenkrad hatte einen Durchmesser von gut 55 bis 60 cm. Der Tankinhalt betrug, soweit ich mich erinnere, gut und gerne 50 Gallonen, war bei mir nie vollgetankt. Alles in Allem kann ich sagen: Das war ein unmögliches Fahrzeug. Trotzdem war ich irgendwie stolz, als junger Kerl so einen wuchtigen Lkw gefahren zu haben. Ich bekam, da der Grosley "Außerdienstgestellt" wurde, einen alten, heute würde man sagen, vergammelten, französischen Bus. Mit dem ich die folgenden Transporte unternehmen mußte.

Wir lagen also nun in dem schönen, ebenfalls von den Bewohnern verlassenen Landhaus, in der Nähe von Cassel, an der Landstraße nach Steenvoorde. Ich glaube aber, die Besitzer wurden einfach an die Luft gesetzt, wenn irgendwo Unterkünfte für Soldaten benötigt wurden. Freiwillg hat bestimmt niemand sein Haus oder Schloß geräumt. Hier kamen wir auch zu unseren ersten Einsätzen als Transporteinheit. Zuvor aber erst noch ein paar Zeilen über unsere Unterkunft. Nach einer Reihe von Schulen und dergleichen, hatten wir in diesem Landhaus Quartier bezogen. Ein schmiedeeisernes Tor schloß den ganzen Komplex zur Straße hin ab. Rechts vom Tor war das Pförtnerhaus, daran anschließend Küche mit Keller und Bediensteten Haus. Etwas weiter rückwärts, links am rechteckigen Hof, das Hauptgebäude mit einem kleinen runden Turm. Hier waren die Unterkünfte für Hauptmann Wilhelm, für Unteroffiziere und Mannschaften, die Schreibstube und der Speisesaal. Im Keller waren die Toiletten, ein Waschraum und sogar eine Dusche. Es war die

schönste Unterkunft seit unserer Abstellung aus Bar le duc. Unsere Fahrzeuge standen noch weiter rückwärts bei den Ställen. Wacheschieben war auch hier eine Tätigkeit, die keiner gerne machte.

Wir wurden zu je zwei Fahrzeugen zu Pionier.- Arbeitsdienst.- oder Einheiten der Organisation Todt abkommandiert, die zwischen Dünkirchen und Calais am Atlantikwall, arbeiteten. Unsere Aufgabe bestand darin, in St. Omer oder Hazebrouck Stellungsbaumaterial, so das Amtsdeutsch, aufzuladen und zum Einsatzort zu bringen. Tagelang habe ich nur Schraubpfähle in verschiedenen Längen, gefahren. Schraubpfähle waren aus fingerdickem Eisen und sahen aus wie große Korkenzieher. Es gab 1 Meter lange, aber auch welche von 1,5 bis 2,5 Meter Länge. Diese Pfähle wurden in den Sandboden an der Küste geschraubt und dann mit Stacheldraht verspannt. Und das so dicht, daß ein Durchkommen ohne Verletzung nicht möglich war. Anderes Material, das wir fuhren, war meistens Sand, Zement und Moniereisen, fertig gebogen und mit Nummern versehen. Aber auch schon mal fertige Eisentreppen und Eisentüren zum Einbau in die unterirdischen Bunker. Fertiges Schalungsmaterial, zerlegte Betonmischanlagen, Geleise und Feldbahnloren. Waffen und Munition transportierten wir dagegen ganz selten, nur zum Ende unserer Zeit. Wir haben diese Sachen meistens in St. Omer direkt am Bahnhof abgeholt oder auch schon mal in einem besonderen Lager. Dort nur die empfindlichen Dinge. Aufgeladen wurden sie von Leuten aus dem RAD und der Organisation Todt. Wir brauchten lediglich zu fahren. Aber, das bis zu sechsmal am Tag. Die letzte Fahrt war oft erst gegen 21:00 Uhr zu Ende. Da es Sommer war, konnte man die Zeit gut ausnützen, denn nachts hätte man ohne jede Beleuchtung fahren müssen und dann wäre eine Orientierung fast nicht, oder doch nur sehr schwer möglich gewesen. Licht war strengstens verboten, die Engländer überflogen jede Nacht das ganze Gebiet. und versuchten mit ihren in der Zwischenzeit entwickelten Nachtsichtgeräten den Fortschritt des Atlantikwalles festzustellen, oder in vermehrtem Maße, Spionagematerial und Spione selbst abzusetzen.

Der zweite Fahrer, mit dem ich des öfteren zu einer Einheit abkommandiert worden war, hieß Peter Krupp und stammte aus Ahrweiler oder Altenahr. Er war Automechaniker. Da das Abladen auf den Baustellen vorn an der Küste oft etwas langsam vor sich ging, hatten wir als Fahrer schon mal bis zu 30 Minuten Zeit um uns die Gegend, die an sich ja langweilig wie alle menschenleeren Strände war, anzusehen. Dabei entdeckten wir eines Tages am Spülsaum ein an Land geschwemmtes Torpedo. Natürlich haben wir zwei, Peter Krupp und ich, uns das Ding mal aus der Nähe angeschaut. Berührt, oder gar daran herum hantiert, haben wir nicht. Wir waren uns der Gefahr, die in solch einem Ding steckt, wohl bewußt. Lebensmüde waren wir beide nicht. Ein Foto, auf dem Peter und das Torpedo abgebildet sind, ist auch im Album aus meiner Soldatenzeit. Wenn schönes, klares Wetter und somit gute Fernsicht war, konnte man auch schon mal die Kreidefelsen von Dover sehen. Ein Beobachter auf einem Bunker, der nur mit einem Panzerturm über der

Erde, ca 200 Meter landeinwärts, lag, erlaubte uns einmal mit seinem Scherenfernrohr diese Felsen zu betrachten. Viel konnte ich nicht erkennen, liegt doch Dover gut 35 Kilometer entfernt. Der Kanal, eine der meistbefahrenen Seewege der Welt, war wie leer gefegt. Nur in Küstennähe sah man einige Fischerboote. Ab und zu flog schon mal ein Flieger im Tiefflug über das Land, das ging so schnell, daß man kaum sah, war das nun ein deutsches Flugzeug oder ein Engländer. Die kamen auch vorbei, die machten aber nur Aufnahmen vom Fortgang der Befestigungsanlagen. Abends, wenn für uns Feierabend war, d.h. nach dem Auftanken und Nachsehen des Fahrzeuges und wenn wir nicht zu müde waren, gingen wir schon mal in die einzige kleine Kneipe des kleinen, staubigen Dorfes, das in unmittelbarer Nähe unserer Unterkunft lag. So jedenfalls habe ich es in Erinnerung. Sechs Tage in der Woche fuhren wir Stellungsbaumaterial, sonntags war meist Ruhetag, obwohl der Bau vorne am Kanal, weiterging. An einem Samstag abend haben wir, Kollmannsperger, Schupp noch einige von unserer Einheit und ich, uns einen ganz gehörigen Rausch angesoffen. Wie Landsknechte im Mittelalter, so fühlten wir uns und so was ähnliches waren wir ja auch.

Hier muß ich nun eine Betrugsgeschichte einflicken, die ich während unseres Aufenthaltes in dem Gutshaus zwischen Cassel und Steenvoorde mit Alfred Kollmannsperger in einer Gastwirtschaft in Hazebrouck, beging. Wir zwei waren mit noch ein paar anderen Angehörigen aus unserer Einheit eines abends in Hazebrouck zum Ausgang. Wo geht dann ein Landser hin? In eine Kneipe. So auch wir. Alfred und ich hatten uns von den anderen getrennt und noch kurz vor Zapfenstreich, der um 24:00 Uhr war, eine am Heimweg gelegene Gastwirtschaft aufgesucht. Alfredo, so nannte ich ihn, der prima französisch sprach, bestellte zwei Pernod und zwei Bier. Der Pernod war gut, das Bier weniger. Ich hatte die Absicht, unsere Getränke zu bezahlen, und zwar mit einem alten 50 Markschein aus der Zeit um 1910. Alfred wußte davon und hatte keine Einwände. Ich hatte den alten Schein schon seit meiner Einberufung im Geldbeutel und nun konnte ich ihn an den Mann bringen. Das war meine feste Absicht. Ich habe ihn also der alten Dame, sie war bestimmt die Besitzerin, mit diesem nicht mehr gültigen Geldschein auf gut Deutsch, beschissen. Das war in Anbetracht des spärlichen Lichts, es mußte ja auch in Frankreich alles peinlichst genau verdunkelt werden, ganz leicht. Nicht nur, daß wir zwei das Bier und den Pernod nicht bezahlt hatten, bekamen wir bis zum Wert von 50 Mark gültiges französisches Geld heraus. Das muß den jungen Leuten, die auch in der Gastwirtschaft wohnten, aufgefallen sein. Am nächsten Morgen kamen nämlich zwei Frauen, eben die ältere mit einer jüngeren, vielleicht waren es Mutter und Tochter, zu unserer Einheit um, wie wir später erfuhren, den Übeltäter von gestern Abend zu suchen. Unsere Einheit war einzige im Umkreis von etlichen Kilometern. Also lag es doch ganz nahe, daß der Soldat einer von uns war. Beiden Frauen wurde aber der Zugang zu unserer Unterkunft verwehrt. Franzosen durften nur in ganz dringenden Fällen militärisches Gelände betreten. Dieser Fall hier war ganz unmilitärisch und von daher auch nicht dringend. Bei der abendlichen Befehlsausgabe wurde

darüber berichtet, sagte der Feldwebel, der die Funktion des Spießes inne hatte, ungefähr so: Ich hoffe, daß dieser Gauner nicht aus unserer Einheit ist. Auf der anderen Seite, warum sollte er nicht von uns sein? Kollmannsperger meinte dann am nächsten Tag: Henrici, so nannte er mich, laufe in den kommenden Wochen nur mit geschwärztem Gesicht durch Hazebrouck. Das wiederum, tat ich nicht Ich hatte doch keine Angst. Den Verlust der beiden Damen, den haben in der Folgezeit bestimmt andere Soldaten doppelt und dreifach bezahlt.

Agentenjagd

Immer, wenn etwas schön ist oder es einem irgendwo gut gefällt, wenn ein Abschnitt im Leben gut verlaufen ist, kommt bestimmt ein ganz krasser Wechsel. Es gab einen Wechsel, wenn er auch nicht besonders negativ ausfiel. Wir wurden wieder einmal verlegt. Wie lange wir in dem schönen Landhaus waren, weiß ich so genau nicht mehr. Es mögen drei Wochen gewesen sein. Bevor wir aber unsere Sachen dort packen mußten, ereigneten sich noch zwei Vorkommnisse, die ich nicht vergessen habe.

Eines abends, so gegen 23:00 Uhr, wir wollten gerade in unsere Betten gehen, wurden wir alarmiert. Wir mußten wieder einmal feldmarschmäßig bekleidet, in ganz kurzer Zeit, im Hof antreten. Diesmal war es kein Probealarm wie schon ein paar mal vorher, es war ein richtiger Alarm. Schon vor einer dreiviertel Stunde hatte man in Richtung zu Lille hin, Flugzeug gehört. In diesem Gebiet wurden seit längerer Zeit, des nachts Agenten der Engländer, Waffen und Munition, Flugblätter, Sabotagematerial oder Sabotageanweisungen von Flugzeugen, die in Südengland gestartet waren, abgeworfen. Auf diese Weise wurde die Widerstandsbewegung innerhalb der französischen Bevölkerung sehr verstärkt und den deutschen Truppen empfindliche Verluste zugefügt oder doch zumindest große Unruhe und Angst verbreitet. Heute hatten die Beobachter der deutschen Gegenspionage, die natürlich solche Aktionen stören und die Beteiligten unschädlich machen mußten, eine Aktion dieser Art verfolgen können. Es war nämlich überraschend aufgeklart, normaler weise kamen die Flugzeuge mit der brisanten Fracht nur bei bedecktem Himmel.

Alle verfügbaren Soldaten mußten in dieser Nacht auf Agentenfang gehen. Daß diese Aktion keinen Erfolg haben würde, war schon im Voraus klar. Bis Soldaten am Landeplatz erschienen, wenn der überhaupt genau lokalisiert werden konnte, waren alle Beteiligten längst verschwunden. Dann war nichts mehr zu finden. Wir wurden also mit Lkws. nach Hazebrouck gefahren und dort an Infanterieeinheiten, die in der Jagd nach Spionen und Agenten schon einige Erfahrungen hatten, verteilt. In ganz kurzer Zeit haben wir

Straßenkreuzungen und Brücken besetzt, in Dörfern und auf Landstraßen Streife gefahren, immer nach verdächtigen Bewegungen Ausschau gehalten und ein paar Personen kontrolliert. Genutzt hat die ganze Aktion überhaupt nichts, niemand hat was gesehen, gehört oder bemerkt. Es wurde kein Agent oder sonst was geschnappt oder gefunden. Die Einsatzzentrale in England und die Führer der Widerstandsbewegung in Nordfrankreich arbeiteten so eng und so gut zusammen, daß nur ganz selten ein Abwurf in deutsche Hand kam. Die Franzosen kannten schließlich das Zielgebiet weit aus besser als wir und wußten genau wo sie Helfer finden und brisantes Material verstecken oder deponieren konnten. Bei Sonnenaufgang, nach mehr als fünf Stunden, wurde die Suche ergebnislos abgebrochen. Eine Nacht ohne Erfolg war zu Ende. Wie so viele vorher und danach.

Eine zweite Sache war dagegen wesentlich einfacher und weitaus ungefährlicher. Sie zeigt aber auch, wie desolat und schwierig die Versorgungslage des Heeres war, wenn eine etwas ausgefallene Sache gebraucht wurde. Eines unserer Fahrzeuge, keines war deutschen Ursprungs, konnte nicht mehr eingesetzt werden, weil ein Hauptlager im Motor ausgelaufen war. Ersatz konnte nur beschafft werden, wenn ein anderes Lager oder zumindest Lagermaterial zum Tausch angeliefert würde. Also ging unser Schirrmeister, es war Feldwebel Waldschmidt, ein Pfälzer auf die Suche nach diesem Material. Das ja nur aus einem anderen Motor stammen konnte. Er fand es wirklich. Er fand den Motor eines abgeschossenen englischen Jagdflugzeuges. Woher er das wußte, weiß niemand. Er hatte einen Riecher für so was. Mit noch drei Landsern fuhr ich die folgenden Tage zur Absturzstelle, die am "Kemmelberg" etwa 10 Kilometer südlich von Ypern, in einem recht dichtem Wald lag. Wir suchten und fanden den Motor. Etwas weiter entfernt lag der Rumpf des Flugzeuges, das scheinbar während des Frankreichfeldzuges dort abgestürzt war. Nach zwei Tagen, in denen wir versucht hatten, den Motor erst einmal in eine für unser Vorhaben günstige Lage zu bringen, mußten wir unseren Plan ergebnislos aufgeben. Das Gestrüpp war dort so dicht, daß ohne mechanisches Werkzeug der Motor noch nicht einmal bewegt werden konnte. Außerdem war unser Werkzeug vollkommen ungeeignet. Die Engländer haben bekanntlich Zollgewinde, Zollmuttern und Zollschrauben, alles ist anders ausgelegt als bei uns. Ohne Spezialwerkzeug war da nichts zu machen. Wir hatten keinen Rotguß, bekamen folglich kein neues Lager für den kaputten Motor, der Lkw. blieb daher einfach stehen.

Der "Kemmelberg" und der "Damenweg", so die deutschen Worte für die Absturzstelle des englischen Flugzeuges, sind ganz bekannte und berüchtigte Schlachtorte bei Ypern aus dem ersten Weltkrieg. Sie waren auch im Krieg 1939/45, obwohl sie kaum höher als 150 Meter über OO sind, heiß umkämpft. Der kurze, aber sehr schöne Aufenthalt in dem Landhaus bei Cassel, ging zu Ende.

In Steenvoorde

Der Umzug von Cassel, wo unsere Unterkunft bis jetzt war, nach Steenvoorde, unserem neuen Standort, kam, wie schon so oft, ganz überraschend und ging recht schnell vonstatten. Beide Orte, Cassel und Steenvoorde lagen nur sechs Kilometer von einander entfernt. Warum nur, so fragten wir uns, die kleinen Landser, müssen wir so oft und ganz überraschend, den Standort wechseln? Warum müssen Landser immer auf Wanderschaft sein? Ein Umzug, zudem einer mit der geringen Distanz, kostet doch nur unnütze Zeit, kostet Geld, das man sonst viel besser hätte anlegen können, macht Ärger und bringt Ausfälle. Cassel war etwas größer, während Steenvoorde ein kleines, typisches französisches Dorf, nahe der belgischen Grenze, war. Die Straßen im Dorf waren damals entweder mit Kopfsteinpflaster versehen, oder einfach gesandet und wassergebunden. Asphaltstraßen gab es nicht. Das Dorf war durch eine Schmalspurbahn mit Hazebrouck verbunden. Der Bahnhof bestand aus nur einem Gebäude, in dem die Fahrkartenausgabe, der Wartesaal, die Gepäckaufgabe und der Güterverkehr untergebracht waren. Alle Funktionen eines Bahnhofs waren unter einem Dach. Ein kleines, graues, unverputztes Haus, das war alles.

Gegenüber dieses Bahnhofs stand eine etwas größere Halle. Vielleicht war es einmal eine Markthalle gewesen. Oder eine große Garage oder ein Dreschmaschinenschuppen, alles war möglich. In diesem Schuppen wurden unsere Fahrzeuge untergebracht. Das hatte den großen Vorteil, daß sie gegen Fliegersicht nicht getarnt werden mußten. Außerdem konnten wir hier bei jedem Wetter, unseren technischen Dienst erledigen. In diesem Schuppen wurden unsere Fahrzeuge nun einer gründlichen Inspektion unterzogen und wo es nötig und möglich war, repariert. Natürlich wurde dieser Schuppen, wie auch unsere Unterkunft, Tag und Nacht bewacht. Man rechnete doch immer noch mit der Invasion der Alliierten oder zumindest mit Sabotageaktionen. Technischer Dienst war die Beschäftigung für Fahrer und Beifahrer. Da war Wacheschieben viel besser, sogar geradezu schön. Wir mußten nämlich die Fahrzeuge von Dreck und Rost befreien, den Unterboden und die Felgen entrosten und anstreichen. Die Arbeiten unter den Fahrzeugen wurden auf dem Rücken liegend ausgeführt, Eine stupide, eintönige und zudem dreckige Arbeit. Die besten Fahrzeuge hatten wir bei unserer plötzlichen Zusammenstellung nicht erhalten. Das wurde uns von Tag zu Tag immer mehr bewußt. Unser Einsatz als Transporteinheit war fast gänzlich zum Erliegen gekommen und nur einige, wenige Fahrzeuge waren täglich im Einsatz. Warum das so war, wußte niemand. Daher diese Arbeiten die, wie wir meinten, vollkommen überflüssig und unnötig waren. Aus einem alten Auto kann man mit unseren Mitteln kein neues machen. Alt bleibt alt, da helfen keine Tricks.

Hier, in Steenvoorde, kam eine sehr schöne Abwechslung in das Einerlei des langweiligen Dienstes. Im Rahmen der Soldatenbetreuung wurden Fahrten nach Paris, die mit Besichtigungen und Führungen verbunden waren, den einzelnen Einheiten angeboten. So hatten auch wir das Glück, daß unserer Einheit eines Tages die Gelegenheit zu solch einer Fahrt angetragen wurde. Wer wollte, konnte sich melden und mitfahren. Natürlich wollte der größte Teil unsere Einheit mit nach Paris. Wer läßt sich so eine Gelegenheit entgehen. Schon recht früh am Morgen wurden wir abgeholt und fuhren mit Bussen nach Paris. Allzuweit war der Weg nicht, länger als zwei Stunden waren wir nicht unterwegs. In Paris kam ein Fremdenführer zu uns, um uns die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt, darunter den Invalidendom, den Louvre, den Eiffelturm, den man leider wegen einer Flakbatterie, die dort in Stellung lag nicht besteigen konnte, den Mont Matre, Notre Dames, Mont Parnass, den Place de la Concorde, die Seinebrücken und so manches andere, zeigte. Zum Ende der Tour waren wir dann noch in Versailles.

Mit Hauptmann Wilhelm im Schloßhof zu Versailles (3.v.l kniend bin ich)

Zuvor hatten wir im größten und modernsten Soldatenheim von Paris, es hieß wie das Soldatenheim in Bar le duc, ebenfalls Hotel Strasbourg, Kaffee getrunken. Dazu gab es, ohne Lebensmittelkarten, gefüllte Berliner. Ich kann mich gerade an diese so gut erinnern, waren sie doch die ersten die ich in meinem Leben aß. Zu Hause waren sie nie gefüllt worden. Nur schade, daß wegen des Krieges sehr viele Sehenswürdigkeiten nicht zu sehen waren. Und selbst dort, wo man hingehen konnte, waren viele Kunstgegenstände ausgelagert worden. Viele Denkmäler und andere Kulturobjekte, in Paris gab es bestimmt einige Tausend, waren entweder entfernt oder mit Sandsäcken und anderen

Materialien der verschiedensten Art, verkleidet worden. Der Louvre, zum Beispiel, war halb leer. Ebenso das Schloß in Versailles. Die wertvollsten Gegenstände waren schon vor langer Zeit fortgebracht worden. Viele Räume und Säle des Schloßes waren gähnend leer, alles war so triste. Das echte Leben von Paris sahen wir nicht. Auch nicht abends, als wir mit unserem Hauptmann im Folies Berger waren. Dieses Kabarett war schon lange vor dem Krieg sehr bekannt für seine Darbietungen, aber heute war alles irgendwie auf die Bedürfnisse und Ansprüche der Landser zugeschnitten. Im Folies Berger habe ich mich für ein paar Francs von einem Pseudokünstler, malen lassen. Ein Gruppenfoto aus dem Schloßhof von Versailles zeigt uns mit Hauptmann Wilhelm. Dieses Foto und die Bleistiftzeichnung aus dem Folies Berger sind noch vorhanden.

Hier einige Zeilen über Paris, so wie ich die Stadt damals sah. Diese Besichtigungsfahrt war mein dritter Besuch der französischen Hauptstadt. Bei den ersten beiden Besuchen sah ich nur einen ganz kleinen Teil dieser Millionenstadt. Das Leben und Treiben, die Geschäftigkeit, der Verkehr auf den Straßen und in der Metro, all das war, trotz des Krieges, für mich sagenhaft. Wenn er auch in Friedenszeiten bestimmt noch grandioser war, ich fand den Betrieb in dieser riesigen Stadt einfach überwältigend. Ich war sogar ein bißchen stolz, als 19 Jähriger schon dreimal in Paris gewesen zu sein. Zwar sah man sehr, sehr viele Soldaten aller Waffengattungen, man könnte sagen, so viele wie Zivilisten, aber das störte die Franzosen scheinbar wenig. In Paris waren damals fast alle Oberkommandos der in Frankreich stationierten deutschen Truppen. So zum Beispiel, das Oberkommando des Heeres, der Luftwaffe, das der Marine, der Waffen SS, des Reichsarbeitsdienstes, der Organisation Todt usw. Da waren, als erstes zu nennen, Soldatenheime und Soldatenkinos, Offizierskasinos, Lazarette, Verpflegungsläger, Munitionsläger, Brotfabriken, Werkstätten aller Art und noch vieles andere. Hier sah ich auch zum erstenmal in recht großer Zahl, Frauen in deutschen Uniformen. Das waren Stabshelferinnen und Helferinnen der Luftwaffe. Deren Aufgabe bestand darin, in den Stäben Telefon.- und Sekretärinnendienst zu tun. Soldatenheime waren kein Aufenthalt für sie, sie verkehrten in ihrer Freizeit fast nur in den zahlreichen Offizierskasinos. Viele dieser Frauen, die ausschließlich freiwillig diesen Hilfsdienst in der Deutschen Wehrmacht übernommen hatten, waren Offiziersmätressen und heirateten Offiziere. Viele haben ihren Einsatz in Frankreich mit dem Leben bezahlt, später in der Tschechoslowakei, in Rußland und in Polen noch um vieles mehr. Gerade in den zuletzt genannten Ländern wurden sie, und auch Rotkreuzschwestern, die doch unter besonderem Schutz des internationalen Roten Kreuzes standen, von den sogenannten Siegern oft brutal behandelt, gequält, gefoltert, vergewaltigt und getötet. Tausende verschwanden und wurden nie mehr gesehen. Gerade in der Tschechei, und da wieder besonders in Prag wurden viele Rotkreuzschwestern und unzählige Schwerverwundete in den vielen Lazaretten, die es dort gab, aus den oberen Etagen durch die Fenstern in den Hof geworfen. Oftmals mehr als 10 Meter tief. Wer nicht sofort tot war, wurde mit Füßen tot getreten oder mit Knüppeln

erschlagen. Unmenschlich war das Vorgehen der “Sieger” und brutal die Rache an wehrlosen Menschen. Hunderte fanden damals den Tod und büßten für die Schandtaten anderer. Ich will mich nicht zum Richter ausrufen; aber, diese Art Vergeltung zu üben, war einem Sieger nicht würdig. Das war einfach ganz gemeine Rache. Wenn man uns Deutschen, heute, mehr als 50 Jahre nach dem Krieg, die Schandtaten und Greuel einzelner Verbrecher vorhält und uns immer wieder daran erinnert, dürfen auch die damaligen Sieger, an ihre Verfehlungen, die oft ebenso hart und grausam wie unsere waren, erinnert werden. Gilt nicht gleiches Recht für alle? Sollen nur die verwerflichen Taten von einigen wenigen Deutschen immer wieder durch Presse und Fernsehen erwähnt werden? Während man die gleichen Verbrechen, die die Gegenseite begangen hat, abgewertet und verniedlicht?

Zurück zu unserem Dienst in Steenvoorde. Eines Tages, so gegen 11:00 Uhr am Vormittag stand ich auf Posten vor der Fahrzeughalle. Der Teufel weiß, wie ich auf folgende Schnapsidee kam. Der Bimmelzug fuhr in den Bahnhof ein, ein paar Franzosen, meist waren es Frauen, stiegen aus und der Zug fuhr hinter dem Bahnhofsgebäude wieder an. Das konnte ich gut hören und zudem stieg eine Dampfwolke über das Dach des Bahnhofes. Als jetzt die kleine Lok zum Vorschein kam, der Zug fuhr ja noch nicht schnell, nehme ich meine Pistole, eine norwegische Armeepistole, aus der Pistolentasche, lege an und gebe einen Schuß auf die Lok. ab. Die Lok ist über die Straße höchstens 20 Meter von mir entfernt. Ich schieße also, treffe die Lok an einem Dampfrohr, der Dampf entweicht mit Fauchen recht schnell und die Lok. bleibt nach einigen Metern stehen. Der Lokführer klettert an dem Aufbau entlang, kann scheinbar den Schaden entdecken, schaut zu uns herüber und verschwindet wieder im Lokomotivführerstand. Vielleicht hat er geahnt, woher der Schuß kam. Denn ohne Beschädigung von Außen riß auch bei einer französischen Lok kein Druckrohr. Wir, die wir den Vorgang beobachtet hatten, tun natürlich so, als hätten wir keine Beziehung zu dem Vorfall. Nach gut einer Stunde, in der sich auf dem Bahnhof nichts rührte, niemand war zu sehen oder tat etwas, wird die beschädigte Lok durch eine andere ersetzt und der kleine Zug fährt ab. Hätte ein französischer Bahnbeamter die Courage besessen und bei seiner Dienststelle den Vorfall gemeldet, die deutsche Heeresleitung hätte ihn untersucht und mich dann als Schuldigen gefunden, ich wäre bestimmt sehr hart bestraft worden. Keiner von denen, die den Vorfall beobachtet hatten, hat ein Sterbenswörtchen weiter gegeben. Ich glaube, selbst unser Einheitsführer wußte nichts davon. Wir hielten zusammen wie Pech und Schwefel. So aber hatte dieser blödsinnige Ausrutscher meinerseits keine unangenehme Folgen. Ich war eben jung, ich sagte mir, morgen schon kannst du tot sein. Ich hatte mir keine großen Gedanken über meine Dummheit gemacht. Heute sage ich mir, wie kann man nur so verrückt sein.

Unsere Unterkunft war mal wieder die Dorfschule. Ein zweistöckiges Backsteingebäude, nicht weit vom Dorfende entfernt. Ob und wo die Kinder unterrichtet wurden, weiß ich nicht, vielleicht gingen sie garnicht zum

Unterricht. Im Erdgeschoß des kleinen Gebäudes waren die Schreibstube, das Wachlokal, die Waffenkammer, die Küche und der Speiseraum, im Hof die Toilette und die Waschanlage. In der zweiten Etage waren die Unterkünfte. Die Betten in unserem Schlafsaal waren, genau wie in Bitburg und im RAD, zweistöckig über einander. Die Unteroffiziere und unser Hauptmann hatten natürlich einzeln stehende Betten. Hier besaßen wir auch neuerdings zur Fliegerabwehr ein franz. SMG. Das MG. war auf einem Lkw. aufgebaut und stand im Schulhof. Bei einem deutschen MG. bestand der Patronengurt aus Kettengliedern, beim franz. aber war es ein Stoffgurt in dem die Patronen steckten. Der Unterschied sollte sich tatsächlich einmal zeigen, als wir auf ein tief anfliegendes Flugzeug schießen wollten. Der Stoffgurt war durch die Herbstnässe schon so dick aufgequollen, daß er nicht mehr richtig durch das Gewehrschloß ging. Die Flugzeugbesatzung hatte großes Glück, mit einem deutschen MG. und mit der dazugehörigen "Tiefffliegerzieleinrichtung", hätten wir das Flugzeug bestimmt abgeschossen. Ob es ein franz. oder engl. Flugzeug war, oder gar ein deutsches, konnten wir in der kurzen Zeit die wir es sahen, nicht feststellen.

Die Freizeit von uns spielte sich, wie fast überall wo kein Soldatenheim vorhanden war, in irgendeiner französischen Kneipe ab. So auch hier in Steenvoorde. Und wie fast sonst überall, war es das schönste und größte Café im Ort, das unser Treffpunkt nach Feierabend war. Wie auch sonst wo, so endete auch hier so mancher Abend feuchtfröhlich, mit viel zu viel Alkohol. Das Bier, das wir in Steenvoorde kaufen konnten, kam aus einer belgischen Brauerei und schmeckte um vieles besser als das französische. Wein konnte man nicht trinken, zumindest wir jungen Kerle nicht. Aus zweierlei Gründen nicht. Erst einmal war Wein teurer als Bier und dann war er sehr sauer. Was ich auch noch recht gut in Erinnerung habe, ist, daß in dem Café besonders viel geraucht wurde. Und zwar fast ausschließlich belgische Zigaretten. Die Grenze zwischen Frankreich und Belgien bestand praktisch nicht mehr. Folglich war der Warenverkehr nicht kontrollierbar. Aus diesem Grund wurden im Grenzgebiet fast nur belgische Zigaretten geraucht. Die stanken ganz furchtbar, ich fragte mich, wie man so was rauchen konnte. Ich meinte oft, daß da außer schlechtem Tabak auch noch Pferde.- oder Menschenhaare verarbeitet wurden. Der Wirt hat an uns kein schlechtes Geschäft gemacht, zumal wir oft nicht die einzigen Gäste in seinem Lokal waren. Außerdem, viele Gasthäuser, oder Bistros, wie man in Frankreich sagt, gab es in Steenvoorde nicht. An dem kleinen Marktplatz, an dem unsere Stammkneipe lag, gab es vielleicht noch vier, höchstens fünf Geschäfte und Gasthäuser. Mehr nicht. Steenvoorde war ein verschlafenes, kleines und vollkommen farbloses Kaff.

Wie im ganzen franz. Norden so gab es auch hier in Steenvoorde eine kleine katholische Kirche. Sie war weiß gestrichen, hatte einen kleinen Turm mit einer kleinen Uhr. Und hier ereignete sich in der Sylvesternacht 1942/43 folgende Geschichte. Sylvester feierte man damals auch schon in Frankreich mit recht viel Alkohol. Besonders wir Soldaten. Das Jahr 1942 hatten wir gut

hinter uns gebracht und was das Jahr 1943 bringen mag, daran wollte man garnicht denken. Und wie schaltet man das Denken aus? Man trinkt einen über den Durst, einen mehr als bekömmlich ist. So ich, Alfredo und Adolf Schupp. Über Schupp später mehr. An diesem Sylvesterabend nun, nach reichlichem Alkoholkonsum, machten wir drei uns von dem schon bekannten Café auf den Weg zur Schule. Wir kamen bei der Kirche vorbei, die vom Mond schwach beschienen war. Der Teufel ritt mich. Ich mache die Pistolentasche auf, nehme die Pistole heraus, entsichere sie, lege auf die Uhr im Kirchturm an und drücke dreimal ab. Das Ergebnis war, daß nach dem dritten Schuß etwas über das Dach auf den Boden fiel. Es war ein Zeiger der Uhr. Nicht der große und auch nicht sehr stabil, aber da lag er. Wir besahen uns das Ding und machten uns ohne große Eile weiter auf den Heimweg. Die drei Schüsse fielen in dem Geknalle zur Begrüßung des neuen Jahres überhaupt nicht auf. Eine SS Ausbildungseinheit, die im Nachbarort lag, schoß so viel in den Nachthimmel, sogar Leuchtspurmunition war dabei, daß man meine drei Schuß garnicht wahrnahm. Im Schulhaus angekommen, gingen wir noch lange nicht in unsere Betten. Zuerst wurden noch ein paar Flaschen geleert. Die Folge davon war, daß zum Frühstück am Neujahrsmorgen kein Mensch aufstehen konnte. Alle hatten einem mehr oder minder großen Kater. Der drückte jedem aufs Gemüt und ins Gehirn und ließ sich nicht vertreiben. Bei der angesetzten Putz. und Flickstunde wurde nichts getan. Einen besonders großen Rausch hatte Adolf Schupp. Ich selbst hatte mir bei einem Sturz im Schulhof die linke Backe verletzt. Das war die Begrüßung des Jahres 1943. Hätte ich doch nur den abgeschossenen Zeiger als Erinnerungsstück mitgenommen.

Ich hatte im Jahr 1942 sehr viel Glück gehabt.

Alfred Kollmannsperger und Adolf Schupp

Nun will ich einmal aufschreiben und erklären, wer Alfred Kollmannsperger und Adolf Schupp, waren. Beide stammten aus Darmstadt. Alfred Kollmannsperger, der in unserer Einheit nur "Alfredo" gerufen wurde, war Abiturient, hatte also noch keinen Beruf erlernt. Seine Mutter war eine Spanierin und stammte aus Barcelona, wo sein Vater vor dem Krieg eine höhere Stellung in der Auslandsvertretung eines deutschen Autowerkes inne hatte. Das erklärt auch, warum er immer Alfredo gerufen wurde. Adolf Schupp war Statist beim Darmstädter Theater und hatte so weit ich mich erinnern kann, keinen Beruf erlernt. Vielleicht wollte er Schauspieler werden, ich weiß es nicht. Beide waren recht groß, Alfred gut 1,80 und Adolf fast 2 Meter. Beide besaßen keinen Führerschein und waren daher als Beifahrer in unserer Einheit eingesetzt. Wie die beiden in eine reine Transporteinheit kamen, war mir damals ein Rätsel. Beide waren prima Kerle. Wenn wir drei zusammen ausgingen, was doch recht oft vorkam und Adolf und ich gingen neben einander, sah das

schon recht ulkig aus. Alfredo sagte einmal, ihr kommt daher, "wie Pat und Patachon". Da Alfred sehr gut französisch sprach, hatten Adolf und ich recht viele Vorteile, besonders dann, wenn wir etwas kaufen wollten oder in einer Kneipe was bestellten. Aber auch die zwei profitierten von unserer Freundschaft. Alfred und Adolf konnten von ihren Eltern, die in einer Großstadt lebten und dort die Lebensmittelrationen der Zuteilungskarten peinlichst genau ausgegeben wurden, keine Feldpostpäckchen erhalten. Ich dagegen doch verhältnismäßig viele. Meine Eltern hatten ein Lebensmittelgeschäft und da gab es immer die Möglichkeit etwas abzuzweigen oder von dem zugeteilten Schwund, der für Einwiegeverluste, zu der Zuteilungsmenge hinzu gerechnet wurde, ein Päckchen zu machen. Da die beiden Darmstädter also keine Päckchen erhielten, gaben sie mir ihre Päckchenmarken. Jeder Soldat erhielt davon zwei Stück im Monat und konnte somit zwei Päckchen à 2 kg erhalten. Diese Zulassungsmarken waren nötig geworden, um den Versand von Päckchen in geordnete Bahnen zu lenken. Viele Angehörige in der Heimat sparten an der eigenen Verpflegung einen Teil ein, um ihn den Soldaten an der Front oder wie wir, nach Frankreich zu schicken. Man muß zudem bedenken, daß doch in den ersten vierzig Jahren dieses Jahrhunderts, der größte Teil der Bevölkerung, auf dem Lande lebte. Und von dort kamen folglich auch die meisten Feldpostpäckchen. Wie oft haben wir drei uns den Inhalt meiner Päckchen geteilt. Wie oft konnten wir uns von dem Inhalt etwas zum Essen zubereiten und somit die schmale und eintönige Kost ein wenig verbessern. Aber auch Zigaretten kamen auf diesem Wege in Frankreich an. Wir erhielten bei der täglichen Profiantausgabe auch Tabakwaren, aber die waren eben doch nicht ausreichend. Die französischen oder belgischen Zigaretten konnten wir einfach nicht rauchen. Unsere Verpflegung war zwar besser als in Bitburg oder Bar le duc geworden, aber Hunger hatten wir doch noch und eintönig war sie geblieben. Wie eintönig und langweilig sie war, dazu ein Erlebnis.

Die Küste zum Kanal, der ein Teil der Nordsee ist, war nicht sehr weit entfernt. An der Küste und im nahen Hinterland ißt man bekanntlich, da er hier immer frisch ist, viel Fisch. Wir Soldaten bekamen ihn auch in reichlicher Menge. Zumeist als Bücklinge. Hat man den drei Tage lang gegessen, was anderes gab es nicht, reichte das fast jedem, dann hat man die Nase voll und kann Bücklinge nicht mehr sehen oder riechen So erging es auch uns Soldaten. Die Folge dieser Bücklingsschwemme war die nachstehende Begebenheit.

In der, im vorigen Abschnitt beschriebenen Unterkunft in dem Landhaus zwischen Cassel und Steenvoorde, gab es einen Turm, und dort war im obersten Stockwerk ein kleines Zimmer. Es war unbewohnt. In der Etage darunter hatten die Unteroffiziere ihre Stuben. Zwei von ihnen fuhren zusammen für 14 Tage in Urlaub. Eines Tages, es war immer noch etwas warm, trotz des nahendes Herbstes, bemerkte der UvD einen penetranten Gestank, der aus eben diesem Turmzimmer zu kommen schien. Die Tür, die verschlossen war, wurde daraufhin von einem Kfz. Schlosser, geöffnet. Nun sah man den Grund des Gestanks. Auf dem Tisch häuften sich die Bücklinge der letzten 14

Tage. Hier sah man, daß auch geräucherte Fische nicht unbegrenzt haltbar sind, daß sie schnell verderben und daß auch Unteroffiziere nur ganz gewöhnliche Menschen sind. Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich oder sonst einer von unserer Stube einmal etwas Eßbares weggeworfen hätte. Wohl aber die Unteroffiziere, denn die konnten sich von ihrem Sold schon mal ein Essen in einer Kneipe leisten. Wir mußten sparsam sein um über die Runden zu kommen. Wir konnten uns höchstens alle vierzehn Tage eine zusätzliche Mahlzeit leisten.

Im vorigen Abschnitt, als ich die Sache mit dem Kirchturm und der Lokomotive beschrieb, erwähnte ich eine norwegische Armeepistole. Hier will ich berichten, wie ich zu dieser Pistole kam, die in jeder Beziehung aus dem Rahmen fiel Normalerweise bekam ein Soldat bis zu einem Stabsgefreiten als Waffe, keine Pistole, sondern ein Gewehr. Da wir eine Zeitlang aber nur mit einer Schußwaffe ausgehen durften, bat ich schon im Juni einen Onkel von mir, den Bruder Fritz meiner Mutter, der in Norwegen bei den Sanitätern Dienst tat, mir eine Pistole, falls es ihm möglich sein sollte, zu besorgen. Nach nur ganz kurzer Zeit, höchsten 4 - 5 Wochen waren seit meinem Brief an ihn vergangen, kam ein Feldpostpäckchen von ihm bei mir an. Und darin lag die besagte Pistole und dazu so um die 20 Schuß Munition. Diese Pistole war viel schwerer und unhandlicher als eine deutsche P 8 ober eine P 38. Die Pistolentasche, die ich auf der rechten Seite tragen mußte, im Gegensatz zu den deutschen, die man links trug, weil sie eben so gebaut sind, verdeckte fast meinen ganzen rechten Hintern. Das Kaliber war 11,25 d.h. 11,25 mm., eine deutsche hatte 7,65 mm. Eine Walther PPK, eine sehr weit verbreitete deutsche Pistole wog nur die Hälfte einer norwegischen. Es war aber immer noch besser mit solch einer großen Pistole auszugehen als einen Karabiner mit zu schleppen. Ich war richtig stolz auf dieses großkalibrige Ding. Unser Hauptmann, der sie sich einmal besah, war beeindruckt von ihr. Und mit ihr schoß ich, wie schon berichtet, einen Zeiger der Kirchturmuhr in Steenvoorde ab und die kleine Lokomotive brachte ich mit nur einem Schuß zum Stehen. Heute frage ich mich oft, wie ich solch blödsinnige Gedanken fassen und ausführen konnte. Ein Grund ist vielleicht der, daß ich mir sagte, wer weiß ob ich den kommenden Tag erlebe und aus diesem Scheißkrieg heil heraus kommen werde.

Unsere Auftrag als Transporteinheit beinhaltete nicht nur den Transport von Verpflegung, Benzin, Motorenöl, Pferdefutter, Bekleidung, Baumaterial, Geräte zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und nicht zuletzt, Munition. Munition in jeder Form und für jede Waffengattung. So transportierten wir über eine längere Zeit Infanteriemunition, Handgranaten, Mienen, Panzerfäuste, Granatwerfermunition und Artilleriegranaten jeden Kalibers direkt zu den Stellungen und Befestigungen am Kanal. Der Transport erfolgte meist von Hazebrouck aus, wo die Munitionszüge ankamen, direkt zum Einsatzort. Das Entladen eines Zuges mußte sehr schnell gehen, denn es war schon mal vorgekommen, daß englische Tiefflieger einen Transport angegriffen haben.

Ein erfolgreicher Angriff auf einen Munitionszug wäre nicht nur für die Stadt katastrophal gewesen. Die Züge, der Bahnhof und das umliegende Gelände wurden aber von Flakgeschützen gut gesichert. Ein erfolgversprechender Fliegerangriff auf den Bahnhof war nicht gut möglich. Ich habe dort keinen Fliegerangriff erlebt, auch nicht auf der Fahrt an die Front.

Der große Grosley, auf dem die Feldküche montiert war, stand in der Unterkunft. Ein anderer Lkw. den ich damals fuhr, stand mit Motorschaden in der Halle, und so wurde ich als Fahrer auf einem Bus eingesetzt. Der ließ sich morgens fast nicht starten. Die Dieselmotore der damaligen Zeit mußten erst "vorgeglüht" werden. Das heißt, ein im Innern des Zylinders angebrachter Glühstift mußte erst zum Glühen gebracht werden. Erst dann entzündete sich das eingespritzte Dieselöl im Zylinder und machte das Starten des Motors möglich. Das klappte bei meinem Bus selbst bei einer Glühzeit von 2 - 3 Minuten nicht, und dann war die Batterie oft zu schwach oder gar leer. Auf alle Fälle reichte die Kraft nicht mehr um den Motor zu starten. Mit allen uns bekannten Mitteln und Tricks, mit Feuer - also warmer Luft - vor dem Filter, mit Einträufeln von Benzin in den Filter und noch mehr, versuchten wir den Bus zu starten. Nur wenn wir einen Wattebausch mit Äther getränkt vor den Filter hielten, lief der Motor an. Den Äther hatten wir aus der Sanistube, bekamen ihn aber nur ganz selten. Schließlich war er für uns Soldaten bestimmt und nicht für einen kaputten Motor. Wenn der Motor nach diesen Versuchen dann doch lief, wobei er zunächst dicke Qualmwolken ausstieß, wurde er erst bei Dienstende, oft gegen 22:00 abgestellt.

Stellungsbaumaterial wurde wenig gefahren. Warum, wußte keiner. Vorrangig war der Transport von Munition und der war recht schwer, zumal mit einem Bus. Zwar war die Bestuhlung entfernt worden, also der Boden schon eben, aber der Einstieg vorne war ziemlich eng. Einen hinteren Ausgang wie heute, gab es damals noch nicht. Und durch so einen schmale Tür mußten alle Kisten und Kasten, Fässer und Säcke, Stangen und Bretter, alles was anfiel, getragen werden. Die waren oft so schwer, schwerer als alles andere was ich bis jetzt in der Hand hatte und bewegen mußte. Was im einzelnen eine Kiste mit Handgranaten oder Gewehrmunition wog, weiß ich nicht mehr. Bestimmt waren es mehr als 50 kg. Oder Granatwerfermunition, die war noch schwerer, zudem waren die Kisten recht klein. Nur gut, daß an allen Kisten an den Längsseiten Stricke als Griffe angebracht waren. Am einfachsten waren Granaten für Kanonen bis zum Kaliber von 100 mm zu tragen. Die waren zu je zwei Stück in einer Kiste, die größeren Granaten waren einzeln verpackt. Dieses Zeug transportierten wir entweder direkt in die Stellungen oder in ein rückwärtiges Munilager. Verpflegung fahren machte am meisten Spaß. Nur etwas beiseite schaffen war gefährlich. Ein Brot konnte man schon mal einstecken, eine Dose Wurst oder Butter oder Fleisch verschwinden zu lassen, war schwer. Erstens waren diese Sachen immer in geschlossenen Kisten oder Kartons. Man hätte sie also aufbrechen müssen um an den Inhalt zu kommen. Diese Beschädigung hätte man im Verpflegungslager unweigerlich entdeckt.

Dann wäre eine Anzeige beim Feldgericht die Folge gewesen und man hätte mit einer harten Bestrafung wegen Diebstahls von Wehrmachtsgut rechnen müssen. Eine Versetzung in eine Strafkompanie wäre bestimmt erfolgt. Die bekannteste Strafkompanie war damals die 999er. Von unserer Kolonne hat wohl keiner einen großen Diebstahl begangen, vielleicht ein Brot geklaut, mehr aber nicht. Mir ist kein Fall bekannt. Man hatte ja immerhin noch die Gelegenheit, draußen im Land, in einer französischen Gastwirtschaft, einen Kaninchenbraten zu essen. Alfredo, Adolf und ich hatten von dieser Gelegenheit ab und zu Gebrauch gemacht, wobei uns Alfredo gute Dienste als Dolmetscher leistete.

Wieder muß ich eine Begebenheit einflechten, die mir in dieser Einheit passierte. Diesmal ist es weder ein Streich, ein Unfug. noch eine Eselei. Diese Begebenheit ist eine ganz seriöse Sache. In den Tagen vor Weihnachten 1942 mußte ich einmal als Kurier zu unserem Hauptmann, bei dem ich übrigens - warum weiß ich nicht - eine gute Nummer hatte, ins Lazarett nach Lille fahren. Mit der normalen französischen Eisenbahn. Die franz. Staatsbahnen hatten für die Wehrmachtsangehörigen Extraabteile eingerichtet, die auch nur von solchen benutzt wurden. Außer meinem Kurierdienst sollte ich in einer Keksfabrik 2 Pakete Zwieback oder Kekse für unsere Einheit abholen. Sie waren uns zu Weihnachten als Sonderration zugeteilt worden. Als ich in Lille aus dem Zug stieg, machte ich sofort auf den Weg zum Lazarett. Den Weg dorthin fand ich sehr schnell. Die Richtungen zu den einzelnen Einrichtungen der Wehrmacht wie Kommandantur, Verpflegungslager, Frontleitstelle, Soldatenheim, Munitionlager, egal was auch immer, waren mit großen, weißen Pfeilen an jeder Straßenkreuzung gut sichtbar angegeben. Recht groß und unübersehbar. Ich suche und finde das Lazarett und auch unseren Hauptmann Wilhelm. Ich übergebe ihm die für ihn bei unserer Einheit eingetroffenen Briefe seiner Angehörigen und die Unterlagen, die nur er unterschreiben durfte. Nachdem wir noch ein paar Minuten uns über private Dinge unterhalten hatten, machte ich mich auf den Weg zur Keksfabrik. Sie lag in einer kleinen Seitenstraße, nicht weit vom Lazarett entfernt. Die beiden Pakete waren nicht sehr groß, sie machten mir keinerlei Mühe und belasteten mich überhaupt nicht. Hier im Lazarett hörte ich zum erstenmal von einer "Ritterburg". Die Ritterburg war die Station für Geschlechtskrankheiten, die hier in Frankreich ein ganz großes Problem für die Gesundheit der Soldaten darstellte. Geschlechtskrankheiten waren in Frankreich sehr verbreitet und mancher Landser hat dort seine Gesundheit aufs Spiel gesetzt oder gar sein Leben eingebüßt. Ein ehemaliger Kamerad aus der RAD Zeit, Hans Luger hieß er, er war aus Wadern oder Wahlen, der auch in Bar le duc in der selben Kompanie wie ich war, starb in Frankreich an der Syphilis.

Chaosfahrt nach Bar le Duc

Ich habe schon einmal geschildert, daß wir sehr schlechte und vollkommen ungeeignete Fahrzeuge hatten. Viele waren schon recht alt und vergammelt. Trotzdem hatten einige ehemaligen Besitzer Anträge auf Rückgabe ihrer Fahrzeuge gestellt. Wer verzichtet schon gerne auf sein Eigentum. Vielleicht war deren Existenz durch das Fehlen ihrer Fahrzeuge sogar gefährdet. Ob die Besitzer für die Zeit der Requirierung eine Pacht oder Miete erhalten hatten? Ich glaube nicht. Die deutsche Heeresleitung war zudem auch daran interessiert, daß die französische Bevölkerung möglichst gut mit Lebensmittel versorgt wurde. Und dazu benötigte man eben auch Lkws oder Busse. Eine schlechte Versorgung hätte die antideutsche Stimmung im Lande nur verstärkt und zu erhöhten Sabotageakten geführt. Die Folge der Rückgabeaktion war, daß auch aus unserer Einheit zwei Fahrzeuge, mein Bus und ein Lkw, dazu noch das Motorrad, das Anton Stier als Kradmelder fuhr, an ihre ehemaligen Eigentümer zurück gegeben wurden. Eines Tages wurden die Fahrzeuge in Hazebrouck auf einen langen Rungenwaggon verladen und mit starkem Draht, verspannt. Das Krad wurde im leeren Bus verladen, in dem auch wir, die drei Fahrer für den Bahntransport untergebracht waren. Verpflegung für drei Tage wurde empfangen und Anton Stier, er war Gefreiter, war für diesen Transport verantwortlich. In der ersten Nacht fuhr der Zug nur bis Lille. Unser Waggon wurde abgehängt und stand dann fürs erste einmal einige Stunden auf einem Platz, ohne daß er bewegt worden wäre. Am frühen Nachmittag wurde ein neuer Zug zusammengestellt, d.h., unser Waggon wurde xmal abgeholt, fortgefahren, auf einen Abrollberg geschoben, erst einmal in dieses Gleis, dann wieder in ein anderes Gleis gefahren oder laufen gelassen. Daß dies nicht besonders vorsichtig geschah, kann man sich denken. Immer wenn unser Waggon auf ein stehendes Zugende aufprallte, gab es einen fürchterlichen Ruck. Die Folge war, daß sich die Verstrebungen und Verspannungen unserer Autos immer mehr lösten und immer wackeliger auf den Waggon standen. Wir mußten daher einigemal die Drähte nachspannen und die hölzernen Unterlegkeile mit großen Nägeln auf den Waggonboden, aufnageln. Im Innern des Busses flog unsere provisorische Einrichtung durcheinander, nichts war mehr auf seinem Platz. Allein immer wieder das Krad, das wir schon seit dem ersten Aufprall unseres Waggons auf den Boden gelegt hatten, neu zu befestigen, war eine heillose Arbeit. Zum Schluß haben wir es mit Draht einfach an eine Verstrebung der Rückbank, angebunden. Ich war der Ansicht, und damit habe ich auch recht, die französischen Rangierer machten dies alles extra. Die wollten uns nur ärgern oder den Transport gar sabotieren. Die hatten doch längst festgestellt, daß nur wir drei Landser in dem französischen Zug waren. Unser Waggon war ja nicht an einen deutschen Transportzug angekoppelt. Als endlich der Transport auf dem riesigen Verschiebebahnhof fertig zusammen

gestellt war, wurden wir, wie gerade erwähnt, einem ganz normalen Güterzug angekoppelt. Wir standen wieder bis zum Einbruch der Dunkelheit auf irgendeinem Abstellgleis. Warmes Essen gab es an diesem Tag nicht, auch keinen warmen Kaffee. Für uns drei Mann konnte man keine Feldküche mitgeben. Eine andere Möglichkeit an eine vernünftige Mahlzeit zu kommen, gab es nicht. Im Bahnhofsgebäude gab es zwar eine Frontleitstelle, in der sich die durchreisenden Soldaten melden mußten und die dort auch verpflegt wurden. Aber keiner von uns drei wagte sich dort hinzugehen um warmen Kaffee oder sonst was zu holen. Keiner wußte ja, ob und wann der Zug mit unserem Waggon ab.- oder weiterfahren würde. Außerdem bestand die Gefahr, den Waggon in dem Gewirr von Gleisen und Weichen nicht mehr rechtzeitig zu finden. Auf dem Bahngelände hätte man sich mit Sicherheit verirren können. Der Liller Verschiebebahnhof war etliche Kilometer lang und so an die 35 Gleise breit. Er war der größte in ganz Nordfrankreich.

Irgendwann in der Nacht wurden wir wach; der Zug rollte. Aber nicht lange, dann stand er wieder. In dieser Nacht hat Anton Stier, er war aus Offenbach am Main, aus einem großen hölzernen Weintank, von denen zwei Stück auf einem Waggon befestigt waren, der nur ein ganz kurzes Stück weiter hinter unserem stand, eine große Kaffeekanne voll Rotwein abgezapft. Er brauchte dazu nur den Ablaßhahn am Bodenventil etwas aufzudrehen. Den Kasten, in dem das Bodenventil war, hat er mit einem starken Schraubenzieher einfach aufgehebelt. Die Rangierer waren halt so dumm und hatten den Waggon mit den Weintanks nur zwei Waggon hinter unserem angekuppelt. Das reizte natürlich den Anton Stier, der uns gegenüber schon ein alter Fuchs war und sich überall bestens auskannte. Solche Weintransporte sah man auf den Eisenbahnen in Frankreich sehr oft. Ein Tank kann so an die 8 - 10 000 Liter Wein gefaßt haben. Der Wein war übrigens alles andere als gut, er war derart sauer, daß man ihn gut zu Essig hätte verarbeiten können. Ausgetrunken wurde die Kanne nicht. Jeder von uns hätte mehr als drei Liter von dem sauren Zeug trinken müssen und das war unmöglich. Gegen Mittag des dritten Tages hat Anton Stier ihn einfach zwischen die Gleise geschüttet.

Als wir drei nach einigen Tagen Chaosfahrt, bei der unser Waggon mehr als vier, fünfmal fast aus den Schienen gesprungen wäre, so stark war jedesmal der Aufprall auf das Zugende bei einer neuerlichen Zusammenstellung irgendwo auf der Bahnstrecke zwischen Lille - Bar le duc, in Bar le duc angekommen, die Fahrzeuge entladen und bei der Kommandantur abgegeben hatten, blieben wir über Nacht in unserer alten Kaserne. Erst einmal richtig waschen, dann an einem Tisch essen, nicht in Uniform schlafen, welch ein Genuß nach nur drei Tagen. War das schön. Wohl hatten wir im Laufe der letzen Monate ab und zu auch nur in unseren Fahrzeugen oder auf der Erde geschlafen, aber es doch ein großer Unterschied zwischen einer Kaserne und dem Leben im Einsatz. Hier bekamen wir einen ersten Vorgeschmack auf das Leben und die Strapazen die uns erwarten, wenn wir vielleicht einmal zum Einsatz nach Rußland kommen sollten. In Frankreich Soldat sein, war ein ganz

schönes Leben, auch das wußten wir genau. Daß die Strapazen und das ganze Drumrum, die Gefahr für Leib und Leben, das Durchhaltenmüssen, die manchmal unbändige Angst zwischen Frankreich und Rußland, nicht mit einander zu vergleichen war, hier wurde es uns auf einmal ganz bewußt. Daß wir in Frankreich blieben würden, war mehr als fraglich.

Die letzten Wochen in Frankreich

Die Zeit zwischen der geschilderten Rückgabe der Fahrzeuge an ihre ehemaligen Besitzer, die um den 10. Februar erfolgte und unserer Abstellung an die Ostfront, von der wir allerdings garnichts wußten, verging mit den üblichen Arbeiten einer Transporteinheit. Jetzt, wo ich keinen Lkw. und den Bus nicht mehr fuhr, machte ich des öfteren Innendienst oder war Beifahrer. Wir waren im ersten Vierteljahr 1943. An der Ostfront, ja auf allen Kriegsschauplätzen wurde heftig gekämpft. Überall mußten die deutschen Truppen zurückgehen, überall wurden sie von den viel stärkeren Gegnern gehetzt und vertrieben. Merkte denn das niemand? Sind alle führenden Männer und das gesamte Volk blind oder so verblendet, daß niemand einsieht, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist, daß er schon lange verloren ist? Daß es nur noch kurze Zeit dauern kann bis das Ende kommt? Und wie wird das Ende aussehen?

Vielleicht haben wir wirklich die Wunderwaffe, von der seit geraumer Zeit gesprochen wird. Die wirklich eine Wende bringt, die uns den Krieg gewinnen läßt. Eine Wunderwaffe, die schon Erfolge brachte, wenn sie auch noch nicht besonders effektiv waren, war die “V2”. Diese V2 war von Werner von Braun[1] entwickelt und konstruiert worden, wurde in Peenemünde, einem kleinen Städtchen auf der Insel Usedom im Stettiner Haff, entwickelt und gebaut. Die V2 war eine Rakete mit einem für die damalige Zeit recht großen Sprengkopf, wurde auf einer Abschußvorrichtung fast senkrecht gestartet, dann mit Funksignalen gelenkt und konnte von den Abschußbasen, die meist in der Lüneburger Heide lagen, bis nach Südengland und London fliegen. Da diese V2 noch recht langsam, zudem sehr tief flogen und vom gegnerischen Radar, das im Jahr 1943 schon recht gut die anfliegenden Raketen, oder unsere Flugzeuge, die fast jeden Tag Ziele in England angriffen, orten konnte, wurden viele schon beim Anflug auf England, von Jagdflugzeugen abgeschossen oder, so wurde uns von den “Feindsendern”, die natürlich niemand abhören durfte und

[1] Werner von Braun, ich habe ihn oben erwähnt, wurde übrigens bei der Einnahme der Raketenversuchsanstalt gegen Ende des Krieges, als die Alliierten Peenemünde und die Produktionsstätten im Harz und Thüringen, besetzten, sofort nach Amerika in Internierung gebracht. Dort hat er in der Folgezeit seine Arbeit, sein Wissen und Können, in den Dienst der Amerikaner gestellt und große Erfolge in der Weiterentwicklung und Vervollkommnung der Raketen, ganz gleich ob in der militärischen oder zivilen Nutzung, erzielt. Er war maßgeblich in der Entwicklung der Raketen beteiligt, die heute in die Umlaufbahn der Erde gestartet werden. Ohne Werner von Braun und dessen Wissen und Können und ohne das Geld der Amerikaner, wären die Erkenntnisse, die wir heute über das Weltall und den Aufbau des Universums haben, über die Erforschung von fast allen Himmelskörpern, nicht möglich

trotzdem eingeschaltet wurden, einfach mit den Tragflächen vorsichtig und langsam angetippt und dadurch zum Absturz gebracht. Ob diese Version der Wahrheit entspricht, ich kann es nicht sagen. Die Produktion der V2 wurde von Peenemünde, nachdem dort die Produktionshallen zum größten Teil bei einem Fliegerangriff der Engländer zerstört worden waren, in unterirdischen Stollen im Harz und im Thüringer Wald verlegt. Dort arbeiteten nicht nur deutsche Spezialisten, sondern viele Arbeiter aus den besetzten Ostgebieten und dienstverpflichtete Sympathisanten aus Westeuropa. Je länger der Krieg andauerte, um so mehr Sabotage und Anschläge, die auch von den Arbeitern und Angestellten innerhalb der Belegschaft verursacht wurden, brachten große Verluste an Raketen und viele Rückschläge in der weiteren Entwicklung der V2. In der Entwicklung und Herstellung von ferngelenkten Raketen war Deutschland damals führend in der Welt. Selbst die Amerikaner, sonst wegweisend und immer etwas weiter voran als wir, waren gerade in dieser Waffengattung, hinter uns zurück. Viele glaubten immer noch an einen Sieg, ich vielleicht auch. Wie aber wird das Ende sein, wenn wir ihn verlieren? In den täglichen “Wehrmachtsberichten” wurden die kleinen Erfolge hochgespielt und über den grünen Klee gelobt, von den immer größeren Verlusten und dem immer schnelleren Rückzug, wurde uns so gut wie nichts berichtet.

O. U. d. 25. 3. 43.

Liebe Eltern und Liebe Schwester!

Mit morgen ein guter Kamerad in Urlaub fährt und ich einen vollen Film habe gebe ich ihm diesen mit. Laßt von jedem Negativ mindestens 3-4 Kopien machen und davon schickt mir von jedem Bild 3 Stück. Wenn Ihr an Ernst auch welche schicken will, könnt Ihr es ruhig tun. Die Bilder sind zum Teil am Kanal gemacht. Das eine Bild wo ich an einem großen Loch arbeite ist an einer abgeschossenen englischen Maschine gemacht worden. Wenn ich in Kürze in Urlaub kommen sollte, - es kann leicht möglich sein - werde ich Euch alles ganz genau erklären.

Gestern bekam ich über große Umwege das Paket von den Offizieren war noch alles in bester Ordnung. Hattet Ihr denn kein Geld für mich mitgegeben? Mit dem letzten Postholen kamen auch noch einige Briefe und sind so hingegangen. Ein Brief war für Euch und einer von Kl. Kleider waren getroffen worden. Ein Leutnant war aber nicht darin.

Ich hätte Euch so gerne gesehen noch einen Brief geschrieben. Es war nämlich genau ein Jahr her, daß ich Soldat geworden bin. Leider ging es nicht, denn ich mußte Tag und Nacht und kam sehr spät nach Hause. Zudem war ich schließlich müde. Wie schön wäre es, wenn Friede wäre und man wüßte genau, daß man schon die Hälfte von Dezember hinter sich wäre. Immerhin ist es aber doch soweit - wenn man jetzt auch noch kein Ende vom Kriege sieht.

Mit meinem Wagen habe ich immer mehr Pech. Es hat ja wenig Sinn, wenn ich Euch schreibe wann das sein wird, es versteht es ja doch niemand. Trotzdem der Karren fürchterlich schlecht ist, habe ich heute 110 km gefahren. Was das heißt mit solch einem Gefährt kann man erst dann verstehen, wenn man das hier und dann die Wege sieht. Hinter anderen war ich heute auch in Calais. Weil es schönes Wetter war und daher die Sicht gut war, konnte man England sehen.

Leider muß ich enden. Meine Augen fallen mir schon schrecklich zu. Ich wünsche Euch nun alles Gute und hoffe auf den nächsten Urlaub.

Heinrich

Mein letzter Brief aus Frankreich - 25. 3. 1943

Der Transport nach Rußland

Hauptmann WIlhelm meldet die Einheit zur Verladung auf dem Bahnhof Hazebrouck

Wie so oft, so auch diesmal, nahm die Entwicklung einen ganz anderen Verlauf als gehofft. Wir hofften, doch noch recht lange in Frankreich bleiben zu können. Weit gefehlt, falsch und vergebens gehofft. Ganz überraschend kam der Marschbefehl für die ganze Einheit. Wir werden nach dem Osten verlegt. Nun beginnt der häßliche Krieg auch für uns. Bis jetzt war er noch human gewesen. Die schöne, fast geruhsame Zeit in Frankreich ist leider vorbei.

Es begannen die ersten Vorbereitungen für unsere Verlegung. Die Fahrzeuge wurden inspiziert, der Werkstattwagen neu ausgerüstet, die Waffen und die Bekleidung, wo nötig, ergänzt oder ausgewechselt. Unser taktisches Zeichen, das bis jetzt ein Halbkreis auf einem Dreieck stehend, also wie ein stilisierter Pilz aussah, wurde mit grüner Tarnfarbe überstrichen. Dafür wurde das Mainzer Wappen, das Doppelrad, aufgemalt. Es war ab jetzt das Zeichen der 282 Infanteriedivision. Ihr gehörten wir als eine Nachschubeinheit an. Die Division wurde aus Teilen des Ersatzheeres, aus Einheiten, die eigentlich, so wie unsere, keiner Division direkt unterstanden und einigen Bataillonen schon erfahrener Soldaten neu aufgestellt. Zum Einsatz sollten wir im Südabschnitt der Ostfront kommen. Aber alles der Reihe nach, nichts vorweg.

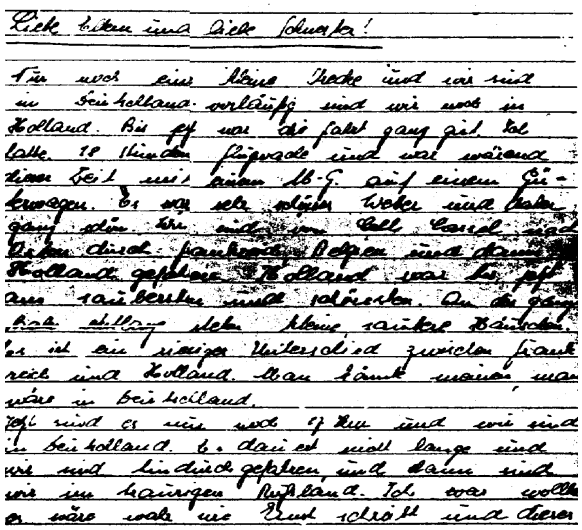
So um den 10. bis 15. April kam ganz überraschend der schon besagte Marschbefehl. Wir schickten alles was nicht unbedingt gebraucht wurde, zurück in die Heimat zu unseren Eltern. Vieles kam da zusammen. Man glaubt nicht, was so ein Landser alles ansammelt. So mancher Brief wurde verbrannt oder zerrissen. Was sollte man in Rußland damit beginnen? Tage vergingen, bis alles geregelt und geordnet war. Unsere Unterkunft in Steenvoorde wurde geräumt, alles was beweglich war und mitgenommen werden mußte, kam auf die Lkws. und dann fuhren wir nach Hazebrouck. Ob die Schule, in der bis jetzt unsere Einheit gelegen hatte, neu belegt wurde oder leer blieb, kann ich nicht sagen. Ich habe auch niemand gesehen, der eine Übergabe vorgenommen hätte. In Steenvoorde gab es nur den kleinen Bahnhof und der hatte keine Verladerampe. Der war für die Verladung unserer Fahrzeuge vollkommen ungeeignet. Wir fuhren nach Hazebrouck und dort über eine Kopframpe auf die Waggons. Es war gegen Abend. Werden wir am einen größeren Transport angekoppelt, oder nicht? Das war die Frage. Niemand wußte Bescheid. Alles ging so geheimnisvoll vor sich. Den Bahnhof und die Ausladerampen kannten wir. Wie oft hatten wir hier die verschiedensten Dinge abgeholt und unter den hohen Bäumen, die dort standen, unsere Fahrzeuge bis zum Beladen geparkt? Das ist nun vorbei. Heute werden wir zum letztenmal hier stehen. Was bringt die Zukunft, was erwartet uns in Rußland?

Lange hat die Verladerei unserer Einheit nicht gedauert. Wir hatten nicht viele Fahrzeuge. Ich glaube mich entsinnen zu können, daß es keine 30 Stück waren. Über eine Kopframpe fuhren wir, unter der präzisen Anleitung des Schirrmeisters, einzeln und in kleinen Abständen auf die bereitstehenden Waggons. Mittels großer Holzkeile und jeder Menge Draht, wurden sie nach

allen vier Seiten festgenagelt und fest angezurrt. Die Verspannung wurde geprüft, wo nötig noch einmal nachgezogen und dann konnte der Transport in eine im Dunkeln liegende Zukunft beginnen. Die Einheit hieß nun nicht mehr “Kolonne Wilhelm”, sondern “Transportkompanie 282” Vier Züge mit je vier bis fünf Lkws. und dazu ein Pkw. als Zugführerwagen war die Gesamtstärke. In der Mitte unseres Zuges, der nicht sehr groß war, befand sich ein offener Güterwaggon. Auf halber Höhe der Bordwand war in der Mitte dieses Waggons eine aus starken Bohlen und Brettern errichtete Plattform. In der Mitte der Plattform wiederum war auf einem hochgestellten, festgeschraubten Dreibein ein LMG mit einem Fliegerabwehrvisier zur eventuellen Abwehr von Tiefflliegerangriffen montiert. Ich glaube nicht, daß die Abwehr eines Angriffes Erfolg gehabt hätte. Bei einem Flugzeug vielleicht ja. Bei zwei oder gar dreien, wären die Chancen der MG Mannschaft auf Überleben gleich Null gewesen. Gut, daß diese Situation nicht eintraf. Nicht während des gesamten Transportes. Unter der Plattform standen einige Kästen mit Munition, teils mit Leuchtspurgeschossen. In den vier Ecken des Waggons lagen Strohsäcke zum Ausruhen der Freiwache. Das MG mußte während der gesamten Fahrt immer besetzt sein. Jetzt wird es Ernst, jetzt geht es los. Das waren die bedrückenden Gedanken die wohl jeder von uns hatte.

Verpflegungsempfang nach der Verladung

Noch in der Nacht, nachdem wir unser Abendessen eingenommen hatten, kam die Lokomotive und die Fahrt ins Ungewisse begann.



Liebe Eltern und Liebe Schwester!

Für mich ein kleine Pause und wir sind in Südholland. vorläufig sind wir noch in Holland. Bis jetzt war die Fahrt ganz gut. Bei Halle 10 Minuten Aufenthalt und wir wurden dann Tee mit einem M.G. auf einem Güterwagen. Es war sehr schön Wetter und heute ganz schön. Wir sind im Fall Canal und dann durch Holland gefahren. Holland war so hoch aus Backsteine meist Villen. An der ganzen Strecke stehen Bäume. Es ist ein riesiger Unterschied zwischen Frankreich und Holland. Man könnte meinen, man wäre in Deutschland.
Jetzt sind es noch 4 Std und wir sind in Südholland. Es dauert noch lange und wir sind hindurch gefahren und dann sind wir im traurigen Rußland. Ich was wollte es wäre noch nie Krieg und dieser

Jetzt geht der Krieg in Rußland meistens, Heute wenn in Rußland der Krieg zu ist ist es überall aus.
Hier ist Land ja schon ganz anders wie in Deutschland. Hier sind Obstbäume und Felder wie Obst-Garten. Ich bin im 2. Zug und habe Offz. Gepäck da wir heute das Pferd mitgenommen hat. Es wäre mir natürlich lieber wenn ich einen Platz hätte. So muß ich auch noch die Pferde warten und das ist sehr schwer will gern. Jetzt soll ich meinen Koffer selbst nehmen. Verpflegung in Rußland. Na einmal geht auch dieser Krieg zu Ende dann wollen wir aber schnell Urlaub haben. Heute erhalten wir unseren Offizier Urlaub. Ich gehe bis Urlaub ist es noch sehr lang. Es dauert noch 6-8 Monaten wird dauern und viele werden keinen sehen wir uns aber ganz bestimmt und grüße Euch alle recht herzlich.

Dein H.

Brief vom 19. 4. 1943 - Auf dem Transport nach Rußland

Die gesamte Reise zu beschreiben ist nicht nötig. Sie verlief im Großen und Ganzen ohne große Probleme. Ich hatte ja gehofft, daß sie über Metz - Saarbrücken - Mainz verlaufen würde. Aber das kam nicht so. Wären wir diese Strecke gefahren, wären wir durch Heimbach/Nahe gekommen und dann hätten meine Eltern mich dort vielleicht sehen können. Heute bin ich froh, daß dies nicht der Fall gewesen ist. Ein vielleicht nur ganz kurzes Wiedersehen in den paar Minuten die der Zug durch die Station Heimbach fuhr, womöglich in schneller Fahrt, wäre bestimmt weder für mich noch für meine Eltern, erbaulich oder gar von Vorteil gewesen. Das wären Augenblicke voller Angst und Tränen geworden. Tränen wurden in dieser unglücklichen, katastrophalen Zeit mehr als genug in fast jedem Haus in Deutschland täglich geweint. Die Schrecken des Krieges machten vor keiner Haustür “Halt”. Schwarz, die Farbe der Trauer, war in der damaligen Zeit die Kleidung der meisten Frauen, egal, ob jung oder alt. In den meisten Familien waren zu der Zeit schon sehr viele Tote und vermißte zu beklagen. Nur wenige blieben von diesen Schrecken verschont.

Zurück zum Fahrtverlauf. Von Hazebrouck aus ging es über Lille, durch Belgien über Brüssel, ein kleines Stück durch Holland, dann über die deutschen Grenze bei Aachen, Köln, Dortmund, Hannover nach Berlin. Nur selten wurde die Fahrt wegen Wassertanken oder zur Kohlenübernahme unterbrochen. Ebensowenig hielt der Zug wegen anderer Züge, die keine militärische Bedeutung hatten. Oft mußten die einzelnen Mahlzeiten verspätet eingenommen werden. Immer so, wie es die Situation erlaubte. Und dann immer schnell. In Berlin, das ich übrigens zum ersten Mal sah, entsinne ich mich ganz klar und meine das Bild heute noch vor mir zu sehen, war auf einer gut 15 Meter hohen Backsteinmauer eine Reklame für Persil aufgemalt. Und dieses Bild rief mir unverhofft unser Geschäft in Baumholder ins Gedächtnis. Ich sah im Geiste die Regale, die Theken, die Schränke, Waagen, Flaschen mit Wein und Spirituosen, die vielen Kunden und Kinder die täglich kamen und nicht zuletzt meine Angehörigen. Meine Stimmung, die ohnehin sehr, sehr mies war, war für den Rest der Fahrt auf dem Nullpunkt angekommen.

Berlin war damals noch nicht zerstört, das kam erst später. Von Berlin aus ging die Fahrt weiter durch Polen, durch den "Warthegau" nach Warschau. Ich will hier, sollte Euch der Begriff Warthegau nicht bekannt sein, dieses Wort erklären. Gleich zu Beginn des Krieges, im September 1939 hatte die deutsche Wehrmacht in nur 18 Tagen ganz Polen erobert und den ehemaligen Korridor zwischen West.- und Ostpreußen dem Deutschen Reich wieder einverleibt. Diesen Teil nannte man nun den "Warthegau". Daß diese Eroberung nur der Anfang eines furchtbaren Eroberungskrieges, eines grausamen Leidens für die Völker Europas, und einer unsagbaren Zerstörung von unersetzbaren Werten, des Todes von Millionen Menschen, werden sollte, das ahnte im Herbst 1939 niemand. Lest die Bücher über die Ursachen, den Beginn, den Verlauf und das Ende des Krieges. Führt Euch vor Augen was damals geschah, denkt an die Toten, die Werte, das Leiden der Menschen damals und lernt daraus.

Unternehmt alles was nötig ist und vermeidet eine Wiederholung dieser mörderischen, unmenschlichen Zeit.

Auf dem Transport nach Rußland - Fliegerwache

Von Warschau aus ging die Fahrt weiter nach Brest - Litowsk. Brest - Litowsk war damals die Station, in der fast alle Züge nach dem Mittel.- und Südabschnitt der Ostfront Halt machten.

Essensempfang auf dem Transport nach Rußland (2.v.l. der Soldat Meyer)

Von Brest ging es durch die Pripàtsümpfe über Rovno nach Kiev. Von Kiev über Poltawa, Merefa nach Charkow in der Ukraine. Hier kamen wir an einem Dienstag, morgens früh auf dem Bahnhof an. Bei dieser Fahrt nach Rußland war ich fast immer auf dem Waggon mit dem Maschinengewehr zur Fliegerabwehr. Das hatte zwei Gründe. Sah ich doch etwas von Frankreich, Belgien, Deutschland, Polen und von Rußland. Der zweite Grund, warum ich lieber auf dem offenen Waggon Wache schob, war der, daß wir alle, Mannschaften und Unteroffiziere, in zwei Viehwaggons, also nicht in Personenwagen, transportiert wurden. Und das war kein Vergnügen. Es war alles so furchtbar eng. Jeder stand oder lag jedem im Wege. Außerdem wurde dort immer Karten gespielt. Von Skat oder einem anderen Kartenspiel verstand ich so gut wie garnichts. Was aber auch sollte ich in einem Viehwaggon tun? Am Rande will ich erwähnen, daß wir bei der gesamten Fahrt, keinen Schuß aus dem MG abgaben. Wir hatten Glück, kein Flugzeug griff unseren Transport an. Scheinbar waren die paar Waggons kein lohnendes Ziel. Gegen Ende des Kriegs wäre allerdings auch so ein kleiner Transportzug von Fliegern angegriffen worden.

Flüchtlinge aufgenommen während des Transports nach Rußland

Während dieser Fahrt durch den Westen der Sowjetunion begegneten uns die ersten Flüchtlinge. Sie gingen neben den Bahngleisen her und hatten nur ganz wenig Habseligkeiten. Wie arm sahen die Leute aus, wie arm war die ganze Gegend. Es war schon ein Schock wenn man das sah. Den Unterschied zwischen West uns Ost, zwischen Frankreich und Deutschland und dann diesem Land. Dort war alles sauber, ordentlich und gepflegt, die Dörfer schön anzusehen und aufgeräumt, hier der Schmutz, die Unordnung, der Dreck und

Unrat überall. Wenn auch in Frankreich nicht alle Dörfer und Städte so aussahen wie in Deutschland, wenn auch nicht alle Häuser so angestrichen waren wie bei uns und oftmals die Ordnung und Aufgeräumtheit zu wünschen übrig ließ, hier war alles nur grau in grau, vollkommen ohne Farbe. Wenn ich an Paris, an Lille oder an La Rochelle denke, die Städte in Belgien, in Deutschland, Hannover, Berlin, das Land, das wir gerade durchfahren hatten, die Leute mit ihren Kindern, hier sah ich das genaue Gegenteil von dem. Schon in Polen war ein großer Unterschied festzustellen, der immer größer wurde je weiter man nach Osten kam. Warschau war noch etwas westlich angehaucht, da herrschte noch einigermaßen Ordnung. Aber hier? Keine Straßen, geschweige denn Bürgersteige, keine Straßenbeleuchtung, kleine, mit Stroh oder Blech gedeckte, hinter Hecken und unter manchmal sehr hohen Bäumen stehende Bauernkaten. Morast, Dreck, Unordnung. Keine Wasserleitungen, das sah man an den vielen Ziehbrunnen. Kleine Pferdchen, kleine magere Kühe, kleine dreckige Schweine, kleine Ackerwägelchen, oft nur mit einem mageren Gaul davor. Die Menschen ohne frohe Gesichter, verhärmt, mit Angst und Haß oder bettelndem Ausdruck in den Augen, verschmutzt, keine Schuhe an den Füßen, Kopftuch oder Schal umgebunden. So sah die Welt hier aus. Und dann die Kinder erst. Oft liefen sie neben dem langsam fahrenden Zug her und bettelten wenn wir durch ein langgezogenes Dorf fuhren. Ich kann und werde diese Augen, voller Angst und Fragen, die schon das Grauen des Krieges gesehen und kennen gelernt hatten, nicht vergessen. Was hätten wir den Kindern auch schenken können? Vielleicht ein Stückchen Brot? Wir hatten ja garnichts für sie in unserem Gepäck. Bonbon, Süßigkeiten und Schokolade gab es in Deutschland auch schon seit mehr als drei Jahre nicht mehr. Von diesem riesigen Elend im Agrarstaat Rußland wußten wir nichts. Heute, im Jahre 1995 sieht man im Fernsehen und den Zeitungen wieder die gleichen bettelnden, traurigen, ängstlichen und fragenden Kinderaugen. Auf dem Balkan, in Afrika, in Asien und wieder in Rußland. Die Welt hat sich nicht viel verändert. Und das wird so noch lange Zeit bleiben. Vielleicht für immer.

Auf dieser Strecke durch den nördlichen Teil der Südfront, mußte sehr oft ganz langsam gefahren werden. Die Gleise und der Bahnkörper waren in einem schlechten Zustand. Dieser schlechte Zustand kam daher, daß die Partisanen, die hinter den deutschen Linien Sabotageakte unternahmen, hier an dieser Bahnlinie besonders aktiv waren. Die Partisanen kamen meist in der Nacht aus ihren Verstecken, sprengten Bahndämme, Gleise oder Brücken in die Luft und waren beim Morgengrauen wieder im undurchdringlichen Wald verschwunden. Oft waren die Sprengladungen an den Gleisen mit Überrollzündern versehen, die erst aktiv wurden, wenn eine vorher von den Partisanen bestimmte Anzahl Räder darüber gerollt waren. Das konnte schon das erste Räderpaar sein, dann ging die Lok in die Luft. Jede Seite, die deutsche wie die der Partisanen, waren ganz schön erfinderisch was die Anwendung und die Vermeidung solcher Sprengladungen anbetraf. Einmal fuhr die Lok in der Mitte des Zuges, dann am Ende, erst kamen ein, zwei oder drei leere Waggons oder waren einfach mit Sand und Steinen beladen, dann kamen mehrere Züge

zusammen mit starker Bewachung, immer wurde variiert. Aber ebenso verstanden es auch die Partisanen. Ein oder zwei Züge wurden nicht zerstört, dann wieder jeder und der auch noch gründlichst. Es war schon richtig und hatte seine Berechtigung, wenn es hieß, nicht ohne Grund und nicht allein, in den Wald zu gehen und immer wachsam sein, das Gelände um den Bahndamm genau beobachten. Sah man auch nur die kleinsten Bewegung neben den Gleisen, schon wurde geschossen. Beide Seiten waren unbarmherzig in ihren Methoden. Besonders gefährdet waren Munitions.- und Urlauberzüge. Auf der viele hundert Kilometer langen Fahrt sahen wir schon einige total zerstörte Eisenbahnzüge neben den Gleisen liegen. Zerrissen, ausgebrannt und ausgeraubt.

Unser Transportzug - Aufgenommen von der Flugzeugabwehrplattform

Hier war es einmal Kriegsgut das vernichtet wurde, dort eine große Anzahl Soldaten. Unser kleiner Transport war kein lohnendes Ziel für einen Anschlag. Der Zug, der vor uns die Strecke befahren hatte, war angegriffen und gesprengt worden. Die Auswirkung sahen wir, als wir den Ort der Vernichtung passierten. Stundenlang mußten wir warten bis Pioniere, die von einer halben Kompanie Infanterie bewacht wurden, die Gleise repariert und die Strecke wieder passierbar gemacht hatten. Diese Zeit nutzte unser Koch aus, um mit einigen Leuten eine Birke zu fällen und somit neues Brennmaterial für die Feldküche zu bekommen. Birken standen bis dicht neben den Gleisen. Ganze Wälder davon bedeckten den größten Teil Westrußlands. Die Partisanen aufzuspüren und unschädlich zu machen, war in Anbetracht der Umstände in Rußland fast unmöglich. Das Land war so groß, die Wälder so undurchdringlich und unübersehbar und die Bevölkerung half natürlich nicht uns, den

Okkupanten, sondern ihren Soldaten. Wie vom Erdboden verschwunden waren die Partisanen wenn Jagd auf sie gemacht wurde. Verschwinden war in diesem weiten, unendlich großen Land ganz leicht. Von der Größe dieses Landes kann sich nur der einen Begriff machen, der selbst einmal die Weite, Unendlichkeit und Trostlosigkeit erlebt, gesehen und durchmessen hat. Die undurchdringlichen Wälder beiderseits der Bahnlinien boten den Partisanen den besten Unterschlupf. Ohne Wege zog sich der Birkenwald tagelang an dem Bahndamm dahin. Zu all dem kam noch sehr oft Moor und Sumpf und Morast. In diesen Wirrwarr aus Bäumen, Büschen und Gestrüpp einzudringen, sich zurecht finden und dann Partisanen verfolgen und fangen, war ein Himmelfahrtskommando und war gleichbedeutend mit der berühmten Stecknadel, die man in einem Heuhaufen suchen soll. Ich habe eine zwar notwendige, aber doch vergebliche und somit unsinnige Partisanenjagd später noch einmal erlebt.

Mein Einsatz in Rußland

Die Fahrt zur Front

Nach einer mehr als 14 tägigen, nur durch einige wenige, ungewollte Unterbrechungen gestörte Bahnfahrt, kamen wir in Charkow an. Dort wurde unser Zug sofort entladen. Ich war wieder Fahrer geworden und fuhr den Zugführer des ersten Zuges, Feldwebel Guth. Von ihm war schon einmal die Rede und ich werde ihn noch einmal erwähnen. Wir sollten noch am gleichen Tag in unsere Quartiere östlich von Charkow, wenige Kilometer hinter der Front einziehen. Kaum daß wir den Bahnhof verlassen hatten und durch die Hauptstraße etwas ansteigend hinauf fuhren, die Straße hieß übrigens RIMERISKAJA, sahen wir auch schon die ersten Spuren des Krieges. Außer den zerstörten Häusern, den Schäden in den Straßen und auf den Plätzen, die Innenstadt war fast gänzlich zerbombt oder ausgebrannt, stand in einer Kurve ein ausgebrannter russischer Panzer, ein T 34. Überall waren Landser zu sehen, überall waren Hinweisschilder auf Truppenteile und auf Einrichtungen der Wehrmacht angebracht. Wir kamen an einem Soldatenheim vorbei, an der Oper, am "Roten Platz" mit den Wohnblocks und den großen, mächtigen Verwaltungsgebäuden der Stadt und des Sowjets. Und überall sah man die Feldgendarmerie (In der Soldatensprache hießen sie "Kettenhunde"). Die regelten den Verkehr zur und von der Front. So viele Landser sah ich seit meiner Vereidigung vor 12 Monaten nicht mehr. Selbst in Paris nicht, wo auch sehr viele Wehrmachtsdienststellen und somit deren Angehörige, waren. So einen Wirrwarr gab es nur hier. Überall ein Rennen, Schubsen, ein heillosen Gedränge und Durcheinander. Lkws., Pkws.,

Pferdegespanne, Motorräder und zum erstenmal eine recht große Zahl Rotkreuzwagen. Die Front war nahe. Zivilisten sah ich nur ganz wenige, und die beeilten sich in ihrem Tun. Die hatten es scheinbar sehr eilig wieder in ihre Wohnungen zu kommen. Es sah so auch, als fürchteten sie sich vor uns, den Deutschen. Mein Erstaunen war groß und echt.

Wir fuhren also die leicht ansteigende, breite Straße in Richtung Belgorod nach Norden zur Stadt hinaus. Irgendwer muß uns wohl falsch eingewiesen haben, oder jemand hatte eine Karte oder einen Plan falsch gelesen und falsch verstanden. In einem späteren Einsatz darf das nicht noch einmal passieren. Da kann eine falsch gelesene Karte fatale Folgen haben. Als wir die Stadt verlassen hatten, stellten wir fest, daß wir in die falsche Richtung fuhren. Die gesamte Kolonne fuhr nach rechts von der Rollbahn ab und hielt im freien Gelände an. In ungefähr 300 bis 400 Meter fiel das Gelände leicht ab, um nach ca 500 Meter wieder leicht ansteigend, in einem Wald auszulaufen. Die Rollbahn, die immer noch anstieg, verlief fast genau nach Norden. Hier hörte ich zum erstenmal Artilleriefeuer. Es war zwar noch weit entfernt, man merkte aber doch die Nähe der Front. Nun war ich richtig im Krieg. War der Krieg bis jetzt gar ein Kinderspiel gewesen?

Wir wurden von der Feldgendarmerie, die gekommen war, umgeleitet und mußten durch die ganze Stadt zurückfahren. Beim Anlassen meines Autos, streikte der Motor, er sprang nicht an. Ich hatte einen Opel "Olympia" und der war so heiß geworden, daß der Motor kein Benzin mehr bekam. Die Sonne stand fast senkrecht am Himmel und schien so heiß, die Luft war so brennend geworden, daß die Benzinpumpe nur noch ein Benzinluftgemisch förderte. Das war schon die zweite Panne für den heutigen Tag. Wenn das so weiter geht, wird es schön werden. Unser Schirrmeister, Feldwebel Waldschmidt, oder hieß er Waldmann, ein alter Fuchs, fand aber recht schnell den Fehler. Mit einem Stück Blech, das er von irgend woher zauberte, machte er eine Art Hitzeschild zwischen Motor und Benzinpumpe. Nach einer Pause von ungefähr 30 Minuten, in der der Motor und die Benzinpumpe abgekühlt waren, konnten wir unsere Fahrt fortsetzen. Wir fuhren also wieder in Richtung Stadtmitte, wieder am Roten Platz, an der Oper und am Soldatenheim vorbei und sahen dann an einer großen Straßenkreuzung ein Hinweisschild mit dem taktischen Zeichen unserer Division. Bei der Weiterfahrt kamen am Feldpostamt vorbei das links vom Wege lag, an einem Feldlazarett und waren nach einer Fahrzeit von höchstens 30 / 40 Minuten am Stadtrand, in Richtung LOSEWO. Die Stadt verlor sich ganz einfach im Gelände. Langsam wurden die Häuser immer kleiner, dann kamen Holzhäuser die hinter Holzzäunen standen, zum Teil wieder mit Stroh oder Blech gedeckt, dann nur noch kleine verhutzelte Häuschen, ein paar kleine Gärten, ab und zu ein Ziehbrunnen und dann nur noch unbebautes Land. Die Rollbahn war genau wie die Wege, die von ihr nach links und rechts ins Land und zu den Häuschen führte, nicht asphaltiert. Sie bestand nur aus glatt gefahrenem Sand oder Erde. Die Rollbahn ist nicht so gebaut wie eine Straße in Deutschland, schon garnicht mit einer Autobahn

zu vergleichen. Da gab es keine Fahrbahnbegrenzung oder Wassergräben oder Wegweiser oder Kilometersteine oder Verkehrszeichen. Nichts davon. Mal war sie breit, mal schmal, mal zweispurig, dann wieder so breit, daß man von einer Straße im eigentlichen Sinne nicht mehr reden konnte. Und immer war sie nur aus Sand oder Erde. Der Sand war so lose, wie er nur in der Wüste anzutreffen ist. Heute verlief die Rollbahn hier, morgen vielleicht schon aus unergründlichen Umständen viel weiter links oder rechts. Solch ein Straßensystem hatte ich noch nie erlebt oder gesehen. Ich konnte mir auch bis zu diesem Tag nach Ostern 1943 keine Vorstellung davon machen, obwohl ich in den Wochenschauen, die im Vorspann eines Filmes liefen, schon einmal so etwas ähnliches gesehen hatte. Das Fahren auf solchen Straßen mußte ich erst lernen und das war eine mühevolle Sache. Der Opel Olympia war für diese Art von Straßen fast untauglich, für die hier war er nicht gebaut. Trotzdem ging alles, den Umstände entsprechend gut. Wir fuhren jetzt, am Nachmittag des Osterdienstages, in östlicher Richtung der Front entgegen.

Wie weit es bis zur eigentlichen Front, zur HKL, d.h. "Hauptkampflinie" war, wußten wir natürlich nicht. Die jeweilige Lage war genau so schwankend wie eine Rollbahn, heute hier, morgen dort. Aber so weit brauchten wir als Nachschubeinheit ja nicht. Kurz vor 18:00 Uhr, diese Zeit werde ich nie vergessen, kamen wir in dem uns zugewiesenen Dorf, in TERNAWAJA an. Wir parkten die Fahrzeuge unter Bäumen oder im Schutz von Hecken und Gartenzäunen und luden zuerst unsere Ausrüstung ab. Vorerst waren wir am Ziel.

In Ternawaja.

Die erste Inspektion des Dorfes ging ganz gut und brachten für uns Neulinge in Rußland, große Überraschungen. Wie alle russischen Dörfer war Ternawaja recht lang gestreckt und lag so um die 500 Meter von der Rollbahn abseits auf einem kleinen, flachen Hügel. Unterhalb des Hügels war ein kleiner Fluß, der sich, da er ziemlich seicht war, zu kleinen Weihern erweiterte. Die Wiesen dort waren recht morastig, man konnte sie nicht betreten. Nur die Enten und die Gänse, die es dort in unwahrscheinlich großer Zahl gab. Ich glaube, es waren Tausende, überall war es weiß vor Federvieh. Wollte man an den Fluß, so mußte man über hölzerne Stege gehen. Am Mittelpunkt des Dorfes, wo vier Straßen abgingen, war ein Ziehbrunnen und standen einige hohe Bäume. Ganz in der Nähe des Brunnens, neben einem etwas größeren Holzhaus, wurde unsere Feldküche und das Proviantfahrzeug abgestellt. In den Hohlweg, der vom Mittelpunkt des Dorfes in Richtung Fluß ging, wurden wir vom ersten Zug, eingewiesen. Es waren da nur 4 oder 5 Häuser und in deren Höfen oder dicht daneben standen unsere Fahrzeuge.

Die Bewohner unseres Hauses waren noch da. Ein junges Ehepaar, so um die 30 Jahre alt, mit einem Buben, vielleicht 6 Jahre alt. In der ersten Nacht schliefen wir noch auf der Erde neben unseren Autos. Aber schon am Tag danach baten uns die Leute, doch in ihrem Haus zu schlafen. Das mußten wir aber ablehnen und das taten wir auch gern, vielleicht hätten wir uns irgend welches Ungeziefer eingefangen.

Das erste Foto aus Ternawaja - Im Hof vor der Unterkunft

Ich habe mir aber doch schon am zweiten Tag nach unserer Ankunft, das Innere des Hauses angeschaut. Groß war das Haus nicht, vielleicht 8 Meter lang und 6 Meter breit. Die Küche war der größte Raum, etwas kleiner der Schlafraum. Ein Vorratsraum und zwei ganz kleine Kämmerchen, das war alles. Überall war es sehr sauber. Die Wände waren weiß getüncht. Die Fenster, in dem größten Raum drei und in den andern je eins, waren sehr klein und davor waren Tüllgardinen gespannt. Auf den Fensterbänken standen ein paar Blumen, es war erst kurz nach Ostern und überall draußen blühte die Natur. In einer Ecke, auf einem Podest, stand ein Heiligenbild, eine IKONE, mit Osterzweigen und zwei Kerzen geschmückt. (Eine Ikone zu besitzen und aufzustellen, war in der atheistischen Sowjetunion ein riesengroßes Wagnis. Leute, bei denen so etwas gefunden wurde, mußten mit Bestrafung oder Verlust des Arbeitsplatzes rechnen) Vor diesem Podest stand ein Tisch, auf dem allerdings keine Tischdecke lag. Auf dem Fußboden, der wie alle Räume im Haus nicht aus Brettern, sondern aus gestampftem Lehm, bestand, war ein Kraut verstreut, das in allen Räumen einen guten Geruch verbreitete. Nicht zu übersehen war der in der Ecke, gleich neben der Tür, der große "BETSCHKA". Der Betschka ist ein großer, gemauerter Ofen, wie er heute wieder in ländlichen Gegenden aus nostalgischen Gründen anzutreffen ist. In solch einem

Ofen wurde gekocht, gebacken und gebraten. Da die Landbevölkerung in Rußland meistens Eintopf aß, war das Kochen eine einfache Sache. Alle Zutaten wurden in einem eisernen Topf, je nach Bedarf 20 bis 25 cm hoch, der Boden etwas kleiner als die Öffnung, gegeben, der dann mit einer bis zu 2 Meter langen hölzernen Gabel in die Holzglut oder direkt daneben, geschoben wurde. Das war eine schonende Art der Zubereitung. Im Winter konnte man die Filzstiefel oder Filzpantienen, die ja meist ganz durchnäßt waren, in diese Ofenöffnung, die mit einer Eisenklappe zu verschließen war, stellen oder legen. Feuer war dann allerdings nicht mehr im Ofen, aber die dicken Wände des Ofens bewahrten die Wärme bis zum Morgen des nächsten Tages. Eine weitere Nutzung des Betschkas war, daß man die obere Abdeckung im Winter als Schlafstätte für die ganze Familie nutzte. Ich war mehr als erstaunt über die Sauberkeit in diesem Haus. Sowas hatte ich nicht erwartet. Der kleine Junge unserer Quartiersleute hat in der Folgezeit oft ein Stückchen Zucker oder ein Bonbon bekommen, wenn ich sowas von meinen Eltern geschickt bekam. Gebettelt hat er nie. Mir selbst schenkte die Frau noch nachträglich zu Ostern, ein buntes Osterei. Es sollte nicht das letzte gewesen sein. Diese kleine menschlich rührende Szene zeigte mir, daß es auf der Erde keinen Krieg geben muß, daß man sich verstehen kann, daß man friedlich mit einander leben kann, wenn man will.

Auf unserem Erdbunker - 4 Mann Besatzung

Da wir, wie gesagt, nicht in Häusern, deren Besitzer noch im Dorf waren, wohnen durften, begannen wir zu viert, Feldwebel Guth, ich und noch zwei andere Fahrer des ersten Zuges, für uns im Garten des Hauses einen Erdbunker zu bauen. Das war garnicht so schwer, denn der Boden in der ganzen Gegend bestand aus reinem Sand. Ein unseren Vorstellungen entsprechendes

Loch war nach gut einer Stunde schon ausgehoben. Die Wände und die Decke herzustellen war aber doch schwerer. Wo sollten wir das dafür notwendige Material hernehmen. In dem armen Land war schlecht was Geeignetes zu organisieren. Aus zerbrochenen Munitionskisten, einem aufgemeißeltem Benzinfaß, aus Weiden und einer Zeltplane als Eingangstür, zimmerten wir die Unterkunft. Mitten in einem kleinen Maisfeld, zwischen Gurken, Tomaten, Paprika und Kartoffeln. Der Bunker war in der zweiten Woche unseres Aufenthaltes im Dorf fertig geworden. Groß war er nicht, er reichte gerade als Notunterkunft für vier Leute. Wir, die Erbauer, waren ja auch nie alle zusammen im Bunker anzutreffen. Einer oder zwei waren meist unterwegs. Entweder auf Wache oder bei sonst einem Dienst. Einer, der mit an dem Bunkerbau beteiligt war, hieß Josef Zumsteg. Er war ebenfalls Fahrer in unserem Zug und stammte aus Rheinfelden am Rheinfall von Schaffhausen. Lange Zeit nach dem Krieg habe ich ihn einmal angeschrieben. Seine Frau antwortete mir damals, daß er sich an die Zeit nur sehr ungern und sehr ungenau erinnern kann. Außerdem wolle er nicht an die Zeit als Soldat, besonders an die Zeit in Rußland, erinnert werden. Ein Foto vom “Bunker” ist im Album aus der Soldatenzeit.

Bei unserem Erdbunker

V.l.n.r. Ich selbst, OFW Guth aus Kassel , Gefr. Josef Zumsteg aus Rheinfelden

In der Weiterführung unserer Straße, die eigentlich mehr ein Feldweg war, über den Dorfplatz hinaus, waren die anderen Fahrzeuge unserer Kolonne

abgestellt worden. Fast am Ende des Dorfes, bei einem etwas größeren Haus, links vom Weg, stand im Hof, unser Schreibstubenbus. Im hinteren Teil des Busses hatte sich unser Einheitsführer, ein Leutnant mit Namen Schminke, sein Quartier eingerichtet. (Hauptmann Wilhelm war in Frankreich geblieben. Er war scheinbar doch schon zu alt um in Rußland eine Einheit zu befehligen). Leutnant Schminke war ein ganz großer Feigling und Angsthase. Wenn der des nachts einmal austreten mußte, verrichtete er seine Notdurft einfach durch ein Fenster in der Tür des Busses. Am nächsten Morgen mußte dann ein Landser die Reste wegfegen. In der ehemaligen Schule, nicht weit von der Feldküche entfernt, war das Krankenrevier mit dem Sani und seinen Sachen untergebracht worden. Ganz in der Nähe der Schreibstube, gerade schräg gegenüber, wurde in einem leerstehenden Haus die Wache eingerichtet. Soweit mit einigen Sätzen die Beschreibung unseres Dorfes. Von seinen Bewohnern sahen wir nur sehr wenige und das waren entweder ältere Menschen oder kleine Kinder. Viele Kinder waren total verwahrlost, hatten kahlgeschorene Köpfe, sogar die Mädels bis zu ungefähr 6 Jahren. Schuhe oder so was in der Richtung, trugen die Kinder nicht, sie liefen immer nur barfuß und das recht schnell. Die Kleider, die sie anhatten, waren eigentlich nur braune öde graue Fetzen. Ich nehme an, die jüngeren Einwohner, die zwischen 20 und 30 Jahren waren in die dichten, undurchdringlichen Wälder geflüchtet, oder waren Soldaten in der sowjwtischen Armee. Wir hofften, in diesem Dorf für eine längere Zeit bleiben zu können. Leider war dem nicht so, es kam ganz anders. Zuvor aber schildere ich noch, was am ersten Morgen nach unserem Eintreffen hier in Ternawaja, ganz früh, so gegen 5:00 Uhr, geschah.

Wir lagen noch im Schlaf, als eine wilde Schießerei und lautes Geschrei in russisch, ein Gerenne, vermischt mit Pferdegetrappel, uns aufweckte. Wachwerden, aufspringen, die Schuhe anziehen, das Gewehr ergreifen, die Uniform hatten wir über Nacht nicht ausgezogen und nachsehen, was da los ist. Ist der Russe durch die HKL durchgebrochen und steht schon im Dorf? Hat er in nur einer Nacht soviel Gelände gewonnen, fast 20 Kilometer tief? Das war meine erste Befürchtung. Sollten wir heute schon in Kämpfe verwickelt werden, in denen wir fallen könnten, ist mein Leben hier schon vorbei? Von einer Gefangennahme, die auch möglich gewesen wäre, hatte ich noch nie was gehört. Zum Glück war nichts dergleichen geschehen. Keine meiner Befürchtungen traf zu. Irgendwie waren wir alle froh und erleichtert, als wir feststellten, daß der ganze Aufruhr garnicht uns galt, daß der einen ganz anderen Grund hatte. Aber, was war wirklich passiert? Warum die ganze Aufregung? Erst langsam sickerte das Geschehen durch.

Ein russischer Jagdbomber, der im Verband mit noch zwei anderen Flugzeugen von Norden her Ziele in Charkow angegriffen hatte, war von unserer Flak getroffen worden. Er konnte aber doch noch über der Stadt abdrehen und mußte dann in der Nähe unseres Dorfes, jenseits des kleinen Flüßchens an einem ansteigenden Hang, kurz vor einem Wald, notlanden. Das Geschrei,

das uns geweckt hatte, kam von Russen, die auch in unserem Dorf lagen. Das erfuhren wir aber auch erst später. Es waren Kosaken, die in deutschen Uniformen, unter Führung eines eigenen Offiziers, man nannte sie Atamanen, gegen die Rote Armee, kämpften. Das war also eine Kosakenschwadron. Kosaken haben meist Pferde, kleine, struppige Dinger, ritten, wenigstens heute früh, ohne Sattel und Zaumzeug und fuchtelten ganz wild mit ihren Säbeln in der Luft herum. Es war schon ein beeindruckendes Bild. Diese Kerle, deutsche Uniformen an, mit einem besonders schönen und großen Abzeichen auf der rechten Brust, Pistolen oder Säbel in der Hand, einen Patronengurt über der Schulter vor der Brust gekreuzt, in wildem Galopp und laut schreiend auf dem Weg zu dem abgeschossenen Flugzeug. Aber, als sie dort ankamen, lange Zeit vor uns, waren die zwei Mann Besatzung schon im nahen Wald verschwunden. Die Kosaken und auch wir mußten leider einzeln, also einer hinter dem andern, über die Stege und die morastigen Wiesen am Fluß, reiten oder laufen. So vergingen kostbare Minuten, die der russischen Flugzeugbesatzung genügten um im nahen Wald unterzutauchen. In den Wald hat sich weder ein Kosake noch einer von uns gewagt. Die Geflohenen aus dem Flugzeug wurden bestimmt von den überall anwesenden Partisanen aufgenommen und versorgt. Ein Mann der Besatzung, der Beobachter, der hinter dem Piloten mit dem Gesicht zum Rumpfende des Flugzeuges saß und somit das Geschehen hinter dem Flugzeug beobachten konnte, war verwundet worden. Das sah man deutlich an dem Blut, das an seinem Sitz klebte und noch ganz frisch war. Jetzt lag das Flugzeug da, wie ein abgeschossener Vogel und war nicht ausgebrannt. Der Pilot hatte eine saubere Bauchlandung hingelegt. Das Fahrgestell war nicht ausgefahren worden, nur die rechte Tragfläche war abgeknickt. Bomben hatte es bestimmt nicht mehr an Bord. Das erste, was eine Flugzeugbesatzung bei einem Treffer tat, war, Bomben im Notwurf abwerfen. Ganz gleich wohin sie fallen. Bomben würden bei einer Notlandung unweigerlich explodieren und dann wäre es mit der Besatzung zu ende. So aber lag das Flugzeug wie ein riesiger Vogel auf einem Feld auf dem Bauch und war nicht zerstört. Auch hiervon besitze ich ein Foto.

In recht kurzer Zeit versammelten sich bei dem Flugzeug eine ganze Menge Leute, nicht nur deutsche Soldaten sondern auch Kosaken und Zivilisten. Fast alle Angehörigen unserer Einheit waren dort um sich das erste, abgeschossene russische Kampfflugzeug, anzuschauen. Unseren Leutnant habe ich nicht gesehen, auch nicht meinen Feldwebel. Wir diskutierten das Wenn und Aber des Abschusses und bestaunten ausgiebig das nur wenig zerstörte Flugzeug. Unser Schirrmeister kam nun auf eine schrullige Idee. Er meinte, wir könnten ein Tragflächen-MG ausbauen und daraus für unsere Einheit ein Fliegerabwehr-MG bauen. Gedacht, gesagt und getan. Mit ein paar Mann machten wir uns an die Arbeit. Das MG ausbauen war ganz einfach. Die Tragflächenverkleidung wurde aufgemeißelt, das MG freigelegt und die Munitionszufuhr gekappt. Die Patronengurte waren den unseren ähnlich. Sie bestanden aus einzelnen Metallgliedern, in denen die Patronen steckten. Kopfzerbrechen machte uns nur die aus Bowdenzügen bestehende Abzugsvorrichtung. Ein Zug

für "Feuer", ein Zug für "einstellen". Wir mußten die aus einem widerstandsfähigem Stahlseil gefertigten Bowdenzügen mit einem Bolzenschneider durchtrennen. Mit dem ausgebauten MG versuchten wir dann am Nachmittag, auf der Ladefläche eines Lkws und mit nur wenigem Werkzeug, was Brauchbares anzufangen. Der Versuch endete kläglich in einem Desaster. Und das kam so. Bei meiner Ausbildung in einem MG-Bataillon habe ich gelernt, daß der erste Schuß aus einem MG mit einem Abzug, ungefähr wie bei einem Karabiner erfolgt, während die folgenden Schüsse durch den Rückschlag des Laufes ausgelöst werden. Also suchte ich den Abzug, der wie schon gesagt, durch einen Bowdenzug betätigt wurde. Ich fand ihn, zog an dem kurzen, noch verbliebenen Stück, ein Schuß ging los und noch drei. Dann war die Munition alle. Welch ein Glück. Der erste Schuß durchschlug die Ladefläche des Lkw., das Differential und ging in den Erdboden. Wie gut, daß nur vier Schuß im MG-Schloß waren. Der Differentialdeckel war durchschossen, ein Glück, daß kein Zahnrad beschädigt war. Ich blutete an der linken Hand. Irgendein Teil des MGs hatte mir die Innenfläche meiner Hand aufgerissen. Welch ein Glück ich hatte, sah ich erst später. Keine Sehne war gerissen, kein Nerv verletzt, ich kam mit einer tiefen Fleischwunde davon.

Durch die Schüsse aufgeschreckt kam Schirrmeister Waldschmidt, der mit seinem Werkstattwagen nur ein paar Häuser weiter weg stand angehumpelt und besah sich den Schaden. Er hieß mich den Differentialdeckel abschrauben und hat dann eigenhändig die zwei glatten Löcher zugeschweißt. Wir beide waren froh, daß im Werkstatt-Lkw ein Schweißgerät vorhanden war. Bemerkt hat außer Waldschmidt, meinem Gehilfen und mir, von dem ganzen Geschehen niemand etwas. Waldschmidt war ein aktiver Soldat, ca 38 Jahre alt, von Beruf Autoschlosser und stammte aus der Pfalz. (Aber das habe ich schon einmal berichtet) Er war, wie schon gesagt, ein wirklich feiner Kerl. Ein Fachmann für Motoren und alles was mit einem Fahrzeug zusammenhing.

Unsere Arbeit in den nun folgenden Wochen war immer der Transport. Alles was die Soldaten brauchten, egal ob an der Front oder sonstwo, holten wir in den einzelnen Lager ab. Oft waren wir von morgens früh bis spät in der Nacht auf Achse. Mir als Fahrer der Zugführers, kam die noch leichteste Arbeit zu. Aber die Fahrer der Lkws mußten schon ganz schön schuften. Nicht nur, daß sie beim Auf.- und Abladen der oft sehr schweren Kisten, Kasten, Fässer und anderen Gegenständen helfen mußten, hinzu kam das Fahren auf der Rollbahn. Die, wie ich schon berichtete, aus losem Sand bestand, heute hier und morgen dort verlief, voller Löcher war und bei Nacht, wenn wir ohne jegliche Beleuchtung fuhren, kaum von dem umliegenden Gelände zu unterscheiden war. Wir beförderten Lebensmittel, Pferdefutter, Benzin, Motorenöl, Ersatzteile für alle möglichen Fahrzeuge wie Lkws., Pkws., Panzer, Munition für die Infanterie, für Kanonen, Granatwerfer, Nebelwerfer, Pionierbedarf wie Holz, Balken, Bretter, Sand, Zement, Stacheldraht, Schrauben, Nägel, Schanzmaterial usw. usw. Nicht zu vergessen, Verbandsmaterial. Alles aufzuzählen ist fast unmöglich. Verpflegung war das meiste was wir transportierten.

Lagen doch im Südabschnitt der Ostfront, zu der auch wir gehörten, einige Hunderttausend Angehörige der Wehrmacht. In Charkow waren folgende Lager: Munitionslager, Verpflegungslager, Feldbäckerei, Kraftstofflager, Pionierlager, ein Feldpostamt, ein Feldlazarett. Bestimmt waren es noch mehr, alle habe ich bestimmt nicht aufgezählt. Nicht zu vergessen war das Hauptquartier der 6. Armee. Das größte aller Lager war das Verpflegungslager. Es umfaßte mehrere große Gebäude in der Innenstadt und dazu noch zwei Außenlager außerhalb der Stadt. Bei der Fahrt zum Lager für Kfz. Ersatzteile, das an einer leicht ansteigenden Straße gleich außerhalb von Charkow lag, kamen wir immer an einem zerschossenen 72 Tonnenpanzer der Roten Armee vorbei. Der stand dort schon seit den Tagen des deutschen Vormarsches. Der muß ganz schön langsam und unbeholfen im Einsatz gewesen sein. Den Einschuß eines größeren Geschosses konnte man nicht feststellen, wohl aber die Treffer von Panzerbüchsen. Von ihnen sah ich mehr als 20 Einschläge. Eine Panzerbüchse ist ein Gewehr, das Projektile, im Kaliber wie die der Karabiner, nur aus einem besonders gehärteten Stahl und mit einer wesentlichen höheren Pulverladung verschoß. Ein oder zwei Treffer konnten schon einen Panzer dieser Art, der scheinbar nicht besonders gut gepanzert war, außer Gefecht setzen. Man mußte ihn nur an der richtigen Stelle treffen. Dieser Panzer hier, hatte drei bewegliche Türme und war bestimmt höher als drei Meter. Solch ein unbeholfener, schwerfälliger Panzer muß für die Pak ein schönes Ziel gewesen sein.

Einmal in diesen Tagen wurde ich mit meinem Pkw. und dazu noch ein anderer Fahrer mit seinem kleinen Lkw. zu einer Frontbühne abkommandiert. Das war ein ganz besonders schöner Auftrag. Unsere ganze Arbeit bestand nur darin, das bißchen Bühnenmaterial und die Angehörigen des Fronttheaters von einem Vorstellungsort zum anderen zu transportieren. Ich fuhr zwei junge Schauspielerinnen und einen schon etwas älteren Herrn. Der fungierte bei den Darstellungen als Zauberer. Das Programm des Theaters umfaßte einen kleinen, lustiges Sketch, ein bißchen Gesang, etwas Tanz, brav, bieder und ganz, ganz züchtig und ein wenig Magie. Ein Karikaturenzeichner und ein Bauchredner gaben ihr Bestes und das war es dann auch. Grundgedanke der Darbietung und des ganzen Abends war schlicht und einfach, die Landser sollten ihr eintöniges Leben für drei Stunden vergessen. Sie sollten wieder einmal lachen können bevor sie wieder in den Dreck an der Front gehen mußten und dort vielleicht totgeschossen wurden. Ob mit dieser Absicht das Richtige getan wurde? Wurde man nicht gerade dadurch an ein anderes, an ein besseres und normales Leben erinnert? Nach dem Auftritt der "Künstler" wurde oft noch bis spät in der Nacht, meist mit jungen Offizieren, getrunken, oder besser gesagt, gesoffen und gefeiert. Heute leben wir, morgen sind wir vielleicht schon tot. Das war die Einstellung der meisten Soldaten an der Front. Eine makabre Einstellung. Aber, sie traf des Pudels Kern. Wir, die kleinen Landser, hatten zu diesen Gelagen keinen Zutritt. Das war auch gut so. Hätte mich jemand eingeladen, es wäre ja möglich gewesen daß irgend einer

auf solch einen dummen Gedanken gekommen wäre, ob ich da mit gemacht hätte? Ich glaube, ja.

Eines morgens, an einem warmen Sonntag, wurde beim Morgenappell angesagt, daß, wer schwimmen gehen wolle, nach dem Mittagessen auf dem Dorfplatz antreten solle. Ich habe mich auch gemeldet. Wir fuhren mit einem Lkw. in Richtung Charkow. Nicht sehr weit, ungefähr 10 Kilometer, links die Rollbahn herunter und dann ein paar Minuten einen kaum erkennbaren Sandweg entlang. Hinter einer Baumgruppe sahen wir schon das Schwimmbad. Ein Damm staute das Wasser eines Baches. Die Ufer waren höchstens 50 Meter auseinander. Aber sehr lang staute sich das Wasser zwischen den beiden Ufern. Mindestens 3 Kilometer lang war dieser Stausee. Das Wasser war schon sehr sauber, aber auch sehr kalt, trotz des Sommers. In Ermangelung einer Badehose gingen wir einfach mit den grünen Wehrmachtsunterhosen oder auch nackt ins Wasser. Ich nur einmal, dann war es genug. Ein Badetuch hatte natürlich niemand. Mit dem grauweiß karierten Handtuch der Wehrmacht trocknet sich ein Landser ab. So einfach und unkompliziert war das. Gegen 18:00 Uhr fuhren wir wieder in die Unterkunft nach Ternawaja. Der Tag hatte schon etwas gebracht. Am gleichen Abend gab es dann noch ein erwähnenswertes Ereignis.

In der deutschen Wehrmacht waren bei harten Strafen Kartenspiele und Geschicklichkeitsspiele, unter Einsatz von Geld, strengstens verboten. Skat, Doppelkopf oder Schafskopf, dagegen war nichts einzuwenden, natürlich ohne Einsatz von Geld. Setzte man aber doch irgendeinen Wert ein, dann durften selbst diese, doch recht harmlosen Spiele, nicht gespielt werden. Besonders streng verboten waren Poker und 17 und 4. Weil Verbote nur den Anreiz sie zu übertreten anspornen, waren gerade die beiden letzgenannten Spiele sehr beliebt unter den Landsern. Wir hatten einen schon etwas älteren Soldaten aus der Eifel in unserer Einheit, der, ganz gleich was gespielt wurde, fast jedes Spiel gewann. Besonders 17 und 4 war seine Leidenschaft. Der spielte so variabel, ganz ohne System, der war nicht zu durchschauen. In seinem Gesicht war, ganz egal was und wo und gegen wen gespielt wurde, keine Regung zu erkennen. Zudem schielte er ein bißchen und das erschwerte die Aussicht ihn zu durchschauen ganz erheblich. Meyer hieß er, von Beruf war er Landarbeiter und war bestimmt wegen seines Sehfehlers erst jetzt Soldat geworden. Einen Führerschein hatte er nicht, er war Beifahrer auf einem großen Lkw. Im Haus, unserem gegenüber, die Bewohner lebten in einem leeren Stall, wurde an diesem Abend um sehr viel Geld gespielt. Ich spielte nicht mit. Ich war nur als Zuschauer dort, ich hätte gegen den Meyer oder die anderen Spieler nicht gewinnen können, ich hätte mein ganzes erspartes Geld verloren. Auf dem Tisch lag schon eine große Menge Geld. Deutsches Geld und Franc aus Frankreich. Meyer hatte schon einiges gewonnen und war nun Bankhalter beim 17 und 4. In diesem Moment kam ein Landser zur Tür hereingestürzt und rief: "Der U.v.D. kommt". Wie von Teufel besessen grabschte jeder der um den Tisch sitzenden Spieler in den Haufen Geld um möglichst

viel davon in die eigenen Taschen verschwinden zu lassen. Ob der U.v.D. auf seiner Runde durch das Dorf wirklich hier an diesem Haus vorbei kam, ich weiß es nicht. Vielleicht war der Ruf: der U.v.D. kommt, nur die Finte eines Verlierers, der damit rechnete, daß er in dem entstehenden Gedränge um den Tisch einen Teil seines verlorenen Geldes zurück holen konnte. Das Haus betreten hat der U.v.D. nicht.

Bei der Rangelei um das Geld war zudem das auf dem Tisch stehende Hindenburglicht umgefallen, das darin befindliche Benzin ausgelaufen und brannte. Zum Glück war nicht viel Benzin in der Flasche und das Feuer auf dem Tisch konnte von einem Landser mit seiner Uniformjacke gelöscht werden. Die Jacke war zwar hin, aber wie leicht hätte das Haus, das ganz aus Holz gebaut war, abbrennen können. Meyer und seinen Spielerfreunde spielten trotz dieses Zwischenfalles weiter. Fast jeden Abend.

Im Zusammenhang mit diesem Ereignis will ich einmal berichten, welchen Sold wir als Landser, die noch keinen Dienstrang hatten, im Monat erhielten. Ein Soldat in der Heimat oder in einem Gebiet, in dem keine Kampfhandlungen stattfanden, erhielt monatlich 30,00 RM. Ein Gefreiter etwas mehr, ein Obergefreiter wieder und so weiter. An der Front, oder in den der Front ähnlichen Gebieten, kam eine Frontzulage von noch einmal 30,00 RM. monatlich hinzu. Alles zusammen also 60,00 RM. Für nur 60,00 RM. trug man damals “seine Haut zu Markte”; dafür setzte man sein Leben und seine Gesundheit ein. Fürwahr, ein toller Lohn. Trotz diesem kärglichen Sold konnte ich etwas davon hier und da in die Heimat schicken. Es war uns auch ab und zu möglich, Marketenderwaren zu kaufen. Es war nie sehr viel was man da kaufen konnte. Ein paar Zigaretten oder Zigarren aus der ehemaligen Tschechoslowakei, jetzt hieß sie ja "Böhmen und Mähren", eine Tafel Schokolade, Seife, Streichholz, Kautabak, einen Riegel Studentenfutter, das war schon alles. Die bekanntesten Zigarettenmarken hießen "Memphis" und “Austria”. Beide Sorten kosteten 60 Pfennige pro 12 Stück. Die Marke Austria kam aus Österreich, das jetzt “Gau Ostmark” hieß. Man konnte wirklich von seinem Sold etwas sparen. Und den verspielen? Das kam für mich nicht in Frage. Dann doch noch lieber Kautabak kaufen. Einmal kaufte ich mir wirklich eine Schachtel. Ich habe gleich ein kleines Stückchen in den Mund genommen, das taten doch so viel von uns. Warum nicht auch ich. Kaum im Mund, brannte mir die Zunge und der Gaumen, beides schwoll furchtbar an und ich spuckte das Stückchen Tabak wieder aus. Niewieder habe ich Kautabak in den Mund genommen. Selbst nicht in ganz aussichtslosen, beschissenen Situationen, wenn man für jede Abwechslung und Ablenkung, froh war. Gespuckt, und wie, habe ich noch tagelang nach diesen zweifelhaften Genuß.

Ich habe berichtet, daß die Familie, in deren Haus 17 und 4 gespielt worden war, in einem leeren Stall wohnte. Das Haus an sich war recht klein, es bestand nur aus einem Vorraum, einer großen Küche in der sich das gesamte Leben abspielte, einem kleinen Schlafraum für die Eltern und aus noch zwei

oder drei ganz kleinen Stübchen für die Kinder. Die alte Frau, sie sah wenigstens ganz alt aus, hat einmal, folgendes gemacht: In ein etwa 30 cm tiefes und 1 Meter breites Erdloch schüttete sie klein geschnittenes Stroh. Darauf kamen eine größere Menge Kuhfladen, die sie bestimmt über Wochen, draußen, hinter ihrem Haus, wo ein oder zwei kleine Kühe weideten, gesammelt hatte. Das Ganze wurde mit den bloßen Füßen zu einem steifen Brei gestampft und dann mit den Händen zu ca. 5 cm dicken und 15 cm im Durchmesser betragenden Fladen, geformt. Diese Dinger wurden an den Heckenzaun, der das Anwesen umgab, geklebt und diente, getrocknet im Winter als Heizmaterial. Wie wird dieses Heizmaterial im Winter wohl gestunken haben? Als ich das alles sah, hat es mich wirklich geekelt. Sowas war mir von den Eingeborenen in Afrika oder aus dem tiefsten Dschungel Südamerikas, bekannt. Hier hätte ich so etwas nicht erwartet. So arm, so anspruchslos und rückständig war ein Volk in Europa. War es da nicht gut, daß wir als Befreier, Wohltäter und Kulturbringer kamen und ihnen ein besseres, schöneres Leben bringen?

Noch eine Begebenheit aus dieser Zeit. Eines nachts, es kam immer öfters vor, daß wir noch sehr spät einen dringenden Transport durchführen mußten, waren wir mit einigen Fahrzeugen unseres Zuges unterwegs. Wir hatten in Charkow Benzin geladen, das wir in eine Panzerbereitstellung bringen sollten. Das Benzin war in 200 Liter Fässer abgefüllt und die standen auf den Ladeflächen der Lkws. Natürlich waren keine Scheinwerfer eingeschaltet, die ganze Kolonne fuhr in der dunklen Nacht ohne Licht über die Rollbahn. Die Augen gewöhnten sich nach einer gewissen Zeit an die Finsternis. Die Silhouetten der voran fahrenden Fahrzeuge konnte man gerade noch so gegen den Horizont erkennen. Wegen der Gefährlichkeit der Ladung, bei Munition war das ebenso, wurde ein Abstand von einen Fahrzeug zum nächsten Fahrzeug, von mindestens 30 Meter befohlen. Diesen Abstand nannte man "Fliegertiefe". Bei Tag mußte ein noch größerer Abstand eingehalten werden. Sollte tatsächlich einmal ein Fliegerangriff erfolgen, waren durch deren Beschuß mit Bordwaffen nur wenige Lkws. gefährdet. In der Nacht war meistens eine geringere Fliegertiefe nötig, nur wegen der Ladung heute war er größer. Daß dieser Abstand oft nicht eingehalten werden konnte, lag zum einen an der unterschiedlichen Stärke der Motoren, zum andern auch am Gelände. Heute spielte die Finsternis eine wesentliche Rolle.

Ich fuhr mit meinem Opel Olympia an der Spitze der Kolonne. Obfw Guth war der Zugführer und gleichzeitig mein Beifahrer. Er hatte, wie immer, seinen Stahlhelm aufgesetzt. Es war zwar Befehl, im Einsatz Stahlhelm zu tragen, aber viele von uns taten das einfach nicht. Ich auch nicht. Wäre man von der Feldgendarmerie erwischt worden, hätte es Arrest gegeben. Aber die Feldgendarmerie habe ich außerhalb Charkows nicht oft gesehen. Die hatten dort viel mehr Arbeit mit Einweisung von Verbänden, die zur Front gingen oder von dort kamen. Zudem war es in der Nähe der Front weitaus gefährlicher als in

Charkow selbst. Helmtragen oder Nichttragen war somit immer ein Spiel mit dem Feuer.

Obfw Guth saß also neben mir, den Helm auf dem Kopf und das Seitenfenster herunter gedreht. Nicht nur wegen der immer noch warmen Sommernacht, er wollte hören, was auf der Rollbahn los war. Aus Richtung Front sah man hin und wieder Aufleuchten von Abschüssen oder den Lichtschein beim Detonieren von Granaten. Das sah aus, als wäre da vorne Wetterleuchten oder ein heraufziehendes Gewitter. Hören konnte man das nichts. Meine Gedanken wurden plötzlich auf das Geschehen an der Front gerichtet. Greifen die Russen wieder an? Man muß ja bedenken, daß die gesamte Ostfront im Rückmarsch war, daß der Russe viel stärker war als wir, daß er Gelände, Wälder und Städte und Dörfer besser kannte als wir, und, daß er sein Heimatland von uns befreien wollte. Das gab ihm Kraft und Stärke. Hinzu kam die List in der Kriegsführung der Sowjetarmee. Eine List bestand darin, immer im Übergang vom Tag zur Nacht, bei Nacht, oder in der Morgendämmerung anzugreifen. War das nun ein Angriff? Ein Blitz, ganz in der Nähe, kaum 50 Meter links voraus, ließ uns auffahren. Das konnte kein Granateinschlag von der Front her sein. Bis dort hin waren es gut und gerne noch 20 Kilometer Luftlinie, und soweit tragende Geschütze hatten die Russen noch nicht in unserem Abschnitt eingesetzt. Das hätte man schon einmal gehört. Also konnte es nur eine Mine oder eine Bombe gewesen sein. Eine Mine kam auch nicht in Frage, denn dort links verlief nicht die Rollbahn und die Partisanen verlegten bestimmt keine Minen einfach in freies Gelände. Dort hätten sie keinen Schaden an einem Lkw. oder einem Panzer der Wehrmacht angerichtet. Also blieb nur eine Bombe übrig. Es war eine Bombe, die von einer "Rollbahnente" abgeworfen worden war. Mein “Beifahrer” Guth hatte sie allerdings, trotz des offenen Seitenfensters, nicht gehört

Eine Rollbahnente war ein ganz langsam fliegender Doppeldecker, der wegen seiner Langsamkeit meistens in der Nacht eingesetzt wurde. Bei einem Einsatz während des Tages wäre er ein leichtes Ziel für ein MG oder die Flak gewesen, er wäre bestimmt abgeschossen worden. Die Besatzung bestand aus zwei Mann. Einem Piloten und einem Beobachter. Es war unter uns Landsern eine weit verbreitete Annahme, daß sehr viele Beobachter Frauen wären. So eine Rollbahnente konnte schon einmal den Verkehr auf der Rollbahn unterbinden. Hatten wir es mit so einem Flugzeug zu tun? War diese eine Bombe schon alles? Wir wurden gleich eines Besseren belehrt. Obfw Guth brüllte auch schon: "halt, raus aus dem Auto", reißt die Tür auf, springt noch 4 - 5 Meter und liegt dann flach auf dem Bauch, neben der Rollbahn. Die folgenden Fahrzeuge merken noch rechtzeitig unseren Halt und stoppen ebenfalls. In dieser Situation machten sich die Beifahrer bezahlt. Der Fahrer allein wäre in dieser stockdunklen Nacht überfordert gewesen. Kaum halten die Fahrzeuge, als eine weitere Bombe explodiert. Die lag schon etwas näher. Als wir alle draußen im Staub der Rollbahn liegen und die Motoren abgestellt sind, hören wir das Motorengeräusch des Flugzeuges. Es entfernt sich und

verstummt ruckartig. Was ist das nun? Wir sind ja das erste Mal mit einer Rollbahnente konfrontiert und wissen daher nicht, daß sie eine Strecke weit segeln können wenn sie genügend Höhe erreicht haben. Normalerweise flogen sie zwischen 50 und 100 Meter Höhe. Man konnte sie dann, wenn alles schön still war ganz gut hören. Der Wind erzeugte in der Verspannung der Tragflächen ein lautes Summen. Hätte man das Flugzeug sehen können, es wäre mit einigen gut gezielten Schüssen schon zu treffen gewesen. Aber, das wußten wir ja nicht. Was wir von Landsern wußten, die schon einmal eine Begegnung mit der Ente hatten, war, daß die Beobachter die kleinen Bomben einfach per Hand aus dem offenen Beobachtersitz fallen ließen. Den Schaden, den sie normalerweise anrichteten, war auch meist nur ganz gering. Den Aufschlagtrichter einer Bombe sah man im Sand neben der Rollbahn so gut wie nicht. Der war keine 30 cm tief und höchstens 1 Meter im Durchmesser. Die Verheerung aber, die ein Treffer auf einem unserer Fahrzeuge angerichtet hätte, wäre katastrophal gewesen. Einige Tausend Liter Benzin wären explosionsartig verbrannt, hätte alle Fahrzeuge vernichtet und vielleicht alle Fahrer und Beifahrer getötet. Mir wurde bewußt, daß unser Einsatz in der Nachschubeinheit auch recht gefährlich war. War es nicht auch ebenso gefährlich bei Munitionstransporten?. Die Ente hat dann noch einige Bömbchen abgeworfen, die aber immer weiter entfernt nieder gingen. Für uns war es ein großer Vorteil, daß der Aktionsradius einer Ente, wegen der geringen Menge Benzin die sie mitführen konnte, nur sehr klein war. Und, daß unsere Fahrzeuge wegen des Tarnanstriches nur sehr schwer gegen den dunklen Erdboden auszumachen waren. In der Folgezeit achteten wir gerade bei Nachtfahrten besonders auf das Auftauchen der Rollbahnenten.

Der abgeschossene Jagdbomber

Noch ist es nicht zu spät

Einen Fliegerangriff habe ich einmal bei Tag erlebt. Diesmal waren es aber zwei Jagdbomber. Wir waren wieder einmal auf dem Weg zur Front, als der Angriff erfolgte. Die beiden Flugzeuge, die dicht nebeneinander flogen, kamen von links, wo das Gelände leicht abfiel. Wir waren auf halber Höhe eines Hügels mit einer langen Reihe von Fahrzeugen unterwegs. Was wir geladen hatten, weiß ich leider nicht mehr, unsere Transporte waren halt sehr unterschiedlich. Die Flugzeuge kommen in geringer Höhe, vielleicht so 100 Meter hoch angeflogen und eröffnen mit MGs das Feuer auf uns. Wie schon einmal bei Nacht, alles stoppt, alle Fahrer und Beifahrer springen aus den Autos auf den Boden und rennen so schnell wie möglich ins Gelände. Es war dies der erste Angriff bei Tag und so rannte alles wild durch einander. Jeder wollte weit weg von der Rollbahn, heraus aus dem Gefahrenbereich. Was hätten wir auch sonst tun können? Ein Maschinengewehr zur Fliegerabwehr hatten wir nicht, ebenso keinen Flakschutz. Dafür war unsere Kolonne doch zu klein. Der Einsatz solcher Waffen wäre zudem viel zu spät erfolgt. Die Flugzeuge kamen so schnell und so niedrig angeflogen, daß an eine Abwehr nicht zu denken war. Die Flugzeuge geben zwei, drei Feuerstöße auf uns ab, überfliegen uns, drehen ab und sind wie ein Spuk verschwunden. Die Gefahr war vorbei. So schnell wie die Flugzeuge auftauchten, so schnell waren sie wieder verschwunden.

Auf dem Roten Platz in Charkov während eines Sonntags

Hier sah ich zum erstenmal den Sowjetstern auf noch kriegstauglichem Gerät. In oder bei Charkow konnte man ihn schon recht oft sehen, aber dort waren es entweder abgeschossene Panzer, Lkws. oder zerschossene Geschütze. Einmal sah ich ihn an dem abgeschossenen Jagdbomber am Osterdienstag. An Häusern, an öffentlichen Gebäuden, am Roten Platz, an Denkmälern, an

Fabriken, an Bahnhof, an Schulen, die ja meist halb zerstört waren, überall war er zu sehen oder er war überstrichen worden. Die Heeresleitung hatte bestimmt andere und wichtigere Aufgaben zu erledigen als diese Zeichen zu entfernen.

Bei diesem geschilderten Angriff habe ich zum erstenmal gesehen, welch ein Hosenscheißer das Großmaul, Obfw Guth, war. Kaum war der Fliegerangriff vorbei, als er die Weiterfahrt befahl, nicht ohne vorher ausdrücklich befohlen zu haben, daß in Zukunft drei oder vier Mann Fliegerwache halten mußten. Den Stahlhelm hat er während der Fahrten zur Front nie abgesetzt. Sogar in der Nacht, wenn wir in unserem Erdbunker schliefen, lag der Stahlhelm immer in Reichweite neben ihm. Böse Zungen behaupteten, selbst beim Schlaf hätte Obfw Guth den Stahlhelm auf dem Kopf, selbst noch auf der Latrine. Und das war der herrschsüchtige, brutale und oft auch gemeine Schleifer aus der Ausbildungszeit in Bitburg und Bar le duc. Der uns Tapferkeit predigte und uns zu mutigen Soldaten erziehen wollte. Hier in Rußland war er bedeutend ruhiger und kleinlauter geworden und brüllte viel weniger, riskierte viel seltener eine kesse Lippe. Er hatte sich sehr verändert. Was aus ihm geworden ist weiß ich nicht. Ich habe ihn nach meiner Abstellung zum Feldersatzbatallion nicht mehr gesehen und nichts mehr von ihm gehört.

Ich hatte schon zweimal großes Glück gehabt.

1. Mai 1943

Wir waren jetzt ungefähr eine Woche in Ternawaja. Zum 1. Mai, dem "Tag der Deutschen Arbeit", war für den Morgen ein Appell angesetzt. Die ganze Einheit mußte in Felduniform im Hof bei der Schreibstube antreten. Außer der Wache natürlich. Die mußte auf Posten bleiben. Unser Spieß meldete die angetretene Einheit unserem Leutnant und der hielt im Anschluß an diese Meldung eine markige Rede. In der lobte er besonders oft unseren "Führer, Adolf Hitler" über den grünen Klee, daß seine Siegeszuversicht und sein Wille aus Deutschland die führende Nation in der Welt zu machen das Ziel des Krieges sei, daß wir die Helden der Nation wären und ihm, dem Führer, nacheifern sollten, daß die ganze Welt vor uns Respekt und Angst hätte. Und so weiter. Ich konnte mir vorstellen, daß mancher Soldat wirklich an diesen Kram und das Gerede glaubte und wirklich so dachte wie ihm hier vorgekaut wurde. Ich sah das alles etwas anders. Ich hatte doch schon eine ganze Menge Soldatengräber gesehen und konnte mir denken, daß die nicht gerne gefallen sind, daß die Angehörigen ihren Tod nicht vergessen könnten. Und wie schnell man tot sein kann, hatte ich bei den vergangenen zwei Fliegerangriffen selbst hautnah am eigenen Leib erlebt.

Als Leutnant Schminke mit seiner Ansprache zu Ende war, übernahm der Spieß, Feldwebel Faus (oder war er schon Oberfeldwebel) wieder das Kommando. Er verlas eine lange Liste mit Namen von Angehörigen unserer Einheit. Mein Name war auch dabei. Ich war der Meinung, daß wir an die Front abgestellt würden. Zu meinem Glück war das nicht der Fall. Wir, die Aufgerufenen, wurden alle um einen Dienstgrad höher befördert. Da ich bis zu diesem Zeitpunkt noch "Obersoldat" gewesen war, wurde ich "Gefreiter". Ich hatte nun den Dienstgrad, den "Unser Führer, Adolf Hitler", während des Krieges 1914/18 auch inne hatte. Welch eine Beförderung. Ab jetzt erhielt ich einen Sold von 30,00 RM. im Monat zuzüglich 30,00 RM. Frontzulage. Fürwahr ein phantastischer Lohn sein Leben einzusetzen. Und doch war ich mehr als froh, ich konnte vorerst wenigstens, im Nachschub bleiben. Hier war ich relativ sicher, abgesehen von gelegentlichen Fliegerangriffen wie die geschilderten oder einem Partisanenüberfall. Davon später etwas ausführlicher.

Am Tag der Beförderung, er war ja zugleich ein hoher Nationalfeiertag, gab es zu Mittag ein etwas besseres Essen als sonst. Nachmittags war frei, kein Dienstbetrieb. Wer wollte, konnte mit nach Charkow fahren, und wer wollte das nicht. Dort konnte man wenigstens in ein Soldatenheim gehen, etwas essen, etwas trinken, etwas was man an der Front, oder, wie wir im unmittelbaren Hinterland der Front, nicht tun oder haben konnten. Vor Allem gab es dort deutsches Bier. Nicht daß ich ein Biertrinker gewesen wäre, aber, wenn man Gelegenheit hatte eine Flasche davon zu bekommen, dann griff ich schon zu. Nach 14:00 Uhr besuchten wir die Charkower Oper, die natürlich unter deutscher Leitung stand. Sie war auch nur Wehrmachtsangehörigen zugänglich. Sinnigerweise führten sie eine tragische Oper auf. Ein Lustspiel oder eine Operette wären bestimmt in Anbetracht der Umstände wesentlich besser gewesen. Warum so eine Oper? Die Zeit war doch trist genug.

Die Oper lag an der “Rimeriskaja”, eine der Hauptstraßen von Charkow. Sie führte, vom Bahnhof kommend, eben an der Oper leicht ansteigend am "Roten Platz" vorbei in Richtung Norden aus der Stadt hinaus nach Belgorod. Diese Straße hatten wir bereits am ersten Tage unseres Eintreffens in Rußland, befahren. Ich habe davon berichtet. Wir waren vielleicht 4 oder 5 Landser, hatten uns den Roten Platz mit seinem "Schwarzmarkt" der dort blühte, angesehen und waren nun auf dem Weg zurück zur Oper. Dort wartete unser Lkw. Auf der anderen Straßenseite kam uns eine Gruppe Soldaten entgegen und da sehe ich doch tatsächlich einen Nachbarn aus Baumholder. Es war Erich Bartholmeß. Mitten in Rußland, Tausend und mehr Kilometer von der Heimat entfernt, treffen sich zwei Männer aus einer Gemeinde, die zusammen zur Schule gingen, die zu Hause nur 200 Meter auseinander wohnten. Wie klein ist doch die Welt. Wir sehen uns, gehen aufeinander zu, klopfen uns auf die Schultern wie man das in solchen Situationen überall auf der Welt tut, versprechen uns in den nächsten Briefen unseren Eltern von diesem Zufall zu berichten und uns wenn möglich, noch einmal zu treffen. Daß unser nächstes Treffen erst nach mehr als fünf Jahren sein wird, hat keiner von uns beiden

geahnt. Wir sprechen noch eine Weile miteinander, gehen ein paar Schritte zusammen, schütteln uns die Hände und dann ist die Begegnung schon Vergangenheit. Es bleibt ein beklemmendes Gefühl zurück. Immer wieder kommt der Gedanke auf, sieht man sich wieder, wird man den Krieg überleben, kommt man wieder nach Hause? Zurück in Ternawaja, so gegen 20:00 Uhr, beginnt der Alltag, beginnt wieder dieser verdammte Krieg. Das war der 1. Mai 1943.

Nun kommt eine Sache, von der ich, wenn es nach meiner Frau ginge, nichts schreiben sollte. Ich habe aber das feste Vorhaben, alles was geschah, alles was ich erlebte, und sei es auch noch so peinlich oder unseriös, makaber oder fast nicht glaubhaft, mit meinen Worten, die vielleicht nicht immer die richtigen sind, zu berichten. Also gehört auch diese Begebenheit in dieses Buch. Außerdem, was ich tat, was ich nach den Dienstvorschriften verbrochen habe, das taten sehr, sehr viele Landser. In der Heimat, in den besetzten Ländern, an und hinter der Front. Nur, die meisten hatten wohl etwas mehr Glück dabei als ich, oder auch noch mehr Pech. Hatten sie Glück, dann kamen sie ungeschoren davon, hatten sie Pech, so wie ich, dann sah die Geschichte böse aus, vielleicht noch böser als meine.

Einige Tage nach dem 1. Mai waren wir schon den ganzen Tag mit unseren Fahrzeugen zwischen der Front und Charkow unterwegs. Vielleicht war es die dritte Fahrt für heute als wir gegen 18:00 Uhr von der Front wieder in unsere Unterkunft kamen. Bei der Rückmeldung auf der Schreibstube, die Obfw Guth machte, kam ein Schreiber zu mir und teilte mir mit, daß ich für die kommende Nacht zur Wache abkommandiert sei. Da an diesem Tage fast alle Fahrzeuge im Einsatz waren und daher nicht alle zur Wache bestimmten Soldaten schon zu Hause waren, fand die Vergatterung erst gegen 18:30 Uhr statt. Also hieß es sich beeilen, denn auf Wache gehen, erforderte eine ganze Menge Vorbereitungen. Es mußte alles so hergerichtet sein, daß der "Offizier vom Dienst", der die Vergatterung vornahm, keine Beanstandung an der Uniform, am Gewehr, an den Schuhen oder sonstwo finden konnte. Vor allem aber mußte man rasiert sein. Warum gerade das so wichtig war, weiß ich nicht und wahrscheinlich auch kein einziger Landser. Aber es war so. Welche Pflichten man hatte und was sonst noch zur Wache gehörte, habe ich ja schon im Kapitel "Drogeeinheit" beschrieben. Ich wurde mit noch einem anderen Fahrer als dritter Posten, also von 22:00 Uhr bis 24:00 Uhr, eingeteilt. Hatte man irgend etwas vergessen, was ja immer wieder vorkam, so konnte man das während der Freiwache erledigen. Nur mußte man sich beim Wachhabenden abmelden. Eine beliebte Beschäftigung war z.B. das Briefeschreiben.

Ich ging kurz vor 22:00 Uhr mit dem anderen Landser aus dem Wachlokal um Posten zwei abzulösen. In den Kasernen wurde die Ablösung mit folgenden Worten vollzogen. Posten zwei meldet dem Posten drei: "Gefreiter ---- auf Wache. Auf Wache keine besonderen Vorkommnisse." (Oder, was eben vorgekommen war). Posten drei meldet dann, (in meinem Fall), "Gefreiter

Heil, Posten drei, zur Übergabe bereit." Nun ging Posten drei mit drei Schritten auf Posten zwei zu, der machte drei Schritte auf Posten drei zu und beide machten einige Schritte im Halbkreis zu einander und meldeten: "Wache richtig übergeben, und Wache richtig übernommen". Der Wortlaut hört sich vielleicht etwas blöd und langatmig an, die Marschiererei sieht ulkig und possenhaft aus, ist aber garnicht so schlimm. Es sieht schon etwas theatermäßig aus, nur, wenn man das einmal tatsächlich sieht, ist es schon beeindruckend. In allen Ländern der Erde wird beim Militär halt auf eine tadellos funktionierende Wache Wert gelegt. In Garnisonen ist das was anderes, da ist eine Wache ein Aushängeschild des Militärs. Da muß sowas klappen. Aber hier, in Rußland, an der Front? War hier das ulkige Getue nötig?

Die beiden Soldaten, die wir abgelöst hatten, verschwanden im Wachlokal, in dem kleinen Bauernhaus. Wo dessen Bewohner waren, wußte niemand. Ich hatte mir darüber auch keine Gedanken gemacht. Wir zwei von Posten drei machten uns auf den Weg durch das stille, kleine Dorf. Nur ab und zu bellte einmal ein Hund. Niemand war zu sehen und nichts zu hören. Die Bewohner, die in dem langgezogenen Dorf verblieben waren, waren in ihren Häusern und schliefen bestimmt. Stockdunkel war alles, kein Licht durfte angezündet werden. Alles war total verdunkelt. Die Nacht war schwarz und unheimlich still. Die kleinen Häuser sind nur als dunkle, gedrungene Schatten auszumachen. Die Landser in ihren Unterkünften haben sich den Schlaf redlich verdient. Morgen kommt bestimmt wieder ein anstrengender, heißer Tag mit schwerer Arbeit, mit viel Schweiß und großen Strapazen.

So ein russisches Dorf ist mit keinem Dorf in unserer Gegend zu vergleichen. Die Dörfer hier in der Ukraine sind sehr lang, oft bis zu 2 Kilometer. Die Häuser stehen weit auseinander. Alle sind aus Holz gebaut. Alle sind mit einem Zaun umgeben. Wer etwas besser gestellt ist, hat einen aus Bretter oder Latten, die ärmeren Leute nehmen Stangen oder Hecken aus dem Wald. Von der Hauptstraße, die weder geteert noch gepflastert ist, gehen in unregelmäßigen Abständen Stichstraßen nach links und nach rechts in die an das Dorf grenzenden Felder. Mehr als zwei oder drei Häuser stehen aber selten an diesen Wegen, die sich nach kurzer Strecke einfach im freien Feld verlieren. Bürgersteige oder eine Kanalisation gab es nicht. Ebenso sah ich im ganzen Südabschnitt der Ostfront keine Radioantennen oder eine Straßenbeleuchtung. Das Regenwasser blieb einfach in den Wegen stehen, bildete große Pfützen und versickerte nach ein paar Tagen in der Erde. Wo die Straße etwas breiter war, stand das Schulgebäude und das "Kulturgebäude", was gleichzeitig die Parteizentrale war. Oft war dort die Verwaltung der Kolchose und fast immer gab es dort einen Ziehbrunnen. Der hatte nicht wie in Frankreich eine Rolle mit Kette an deren Ende ein Eimer befestigt ist, sondern einfach einen langen, dünnen Baumstamm mit daran befindlichem Eimer. Wenn dort noch ein paar Bäume, meist Pappeln standen, fand das Dorfleben auf diesem Platz statt. In den Dörfern waren wenig junge Leute zu sehen, junge Männer fast garnicht. Die waren wohl bei der "Roten

Armee", oder in den Untergrund zu den Partisanen gegangen. Alte Männer und alte Frauen sah man auch nur ab und zu. Auf den Feldern und Wiesen wurde nicht viel gearbeitet, nur in den kleinen Gärten dicht bei den Häusern. Die Haustiere, vielleicht eine Kuh, ein Kalb, ein Schwein, einige Hühner, Gänse oder Enten waren meist in einem kleinen Stall untergebracht, der direkt am Haus angebaut war. Den mußte man durch einen kleinen Vorratsraum betreten. Einen Keller in unserem Sinn gab es nicht. Nur ein kleiner Raum in der Erde, der mit einer Luke aus Holz abgedeckt war, diente zur Aufnahme eines kleinen Vorrates verderblicher Lebensmittel. Die Leute hatten kaum etwas was sich aufzuheben lohnte.

In Ternawaja, einem soeben beschriebenem Dorf, gingen wir auf Posten. Wir schauten bei allen Fahrzeugen nach dem Rechten, immer im Schatten von Häusern, Zäunen, Hecken und Bäumen und achteten auf jedes Geräusch. Wir paßten höllisch auf, immer auf dem Sprung in eine Deckung und immer bereit, im Falle einer Gefahr sofort zu schießen. Es gab hier überall viele Partisanen. Und die kamen ganz überraschend, wenn sie ein Objekt der Wehrmacht überfielen. Die überfielen die Posten immer von hinten und töteten lautlos, mit Messern oder mit Stricken. Wir gingen auch nicht nebeneinander, immer mit einigen Schritten Abstand zu einander. Gesprochen wurde nur ganz leise, mehr geflüstert. Von der Front her hörte man ab und zu Kanonendonner und sah das Aufleuchten von Leuchtkugeln. Alles war so gespenstisch ruhig und still. Ich glaube, wir beide hatten sehr viel Angst um nicht zu sagen Schiß und wären heilfroh, wenn die Wache erst wieder zu Ende ist. Im Innern habe ich wohl immer an zu Hause gedacht.

Gegen 24:00 Uhr, wir waren auf dem Rückweg zum Wachlokal, das in unmittelbarer Nähe zur Schreibstube lag, hörten wir ein Motorrad näher kommen. Wir stellten uns in den Schatten eines Hauses, hörten wie der Kradfahrer den Motor abstellte und sich bei unserem Einheitsführer, bei Leutnant Schminke, abmeldete. Für uns Landser war das eine Überraschung, denn Leutnant Schminke war ein richtiger Hosenscheißer und verließ sonst nie den Bus nach Einbruch der Dunkelheit. An seiner lallenden Antwort dem Fahrer Anton Stier gegenüber, merkten wir, daß er stinkbesoffen war. Die Offiziere beim Stab hatten wohl wieder einmal ein Gelage veranstaltet. Sonst wäre er bestimmt nicht aus seiner Höhle gegangen. Dann aber rief er ganz plötzlich: "kommt denn keiner von der Wache" ? Wer von uns beiden sollte nun hinlaufen und Meldung machen? Der andere Landser oder ich? Wir hatten doch beide eine Zigarette geraucht, obwohl das auf Wache strengstens verboten war. Annen, so hieß der andere, drückte seine Zigarette mit der linken Hand in der Hosentasche aus, wobei er sich die Finger arg verbrannte. Das hat unser Leutnant nicht gesehen. Obwohl er stark besoffen war, sah er doch, daß ich rauchte. Ein Funken Glut war vielleicht durch den leichten Wind hinter meinem Rücken zur Seite geblasen worden. Er brüllte mich an, was er ganz gut beherrschte, sofort vor ihm Haltung anzunehmen, beide Hände zu zeigen, damit er sehen könne ob ich tatsächlich rauche. Was blieb mir über als seinem Befehl

nachzukommen? Natürlich tat ich wie mir befohlen wurde. Leugnen hätte keinen Erfolg gehabt. Was hätte ich tun können? Nachdem ich nun ertappt worden war? Leutnant Schminke wußte wer ich bin, wie ich hieß. Ich versuchte mich zu rechtfertigen und der Sache etwas die Schärfe zu nehmen. Ich hoffte, daß meine Erklärung, daß ich seit dem frühen Morgen mit meinem Fahrzeug unterwegs gewesen wäre und erst nach der dritten Fahrt zwischen Charkow und der Front kurz vor 18:00 Uhr ins Quartier gekommen sei, ihn etwas beruhigen und bewegen könne, nicht mehr zu brüllen und sein Verhalten zu überdenken. Meine Hoffnung schwand aber als er dem Gefreiten Annen befahl, sofort den Wachhabenden zu rufen. Der kam und wurde ebenfalls von Leutnant Schminke angebrüllt. Er solle mich sofort ablösen, mich im Wachlokal inhaftieren, mir Koppel, Gewehr und das Seitengewehr abnehmen, mir aus den Schnürschuhen die Schnürsenkel herausnehmen und mich die Hosenträger ablegen lassen. Mit diesen Maßnahmen sollte verhindert werden, daß ein Delinquent einen Fluchtversuch oder gar Selbstmord unternehmen würde. Beides wäre mir nicht in den Sinn gekommen. Der Wachhabende solle mich am nächsten Morgen, Punkt 9:00 Uhr, in der Schreibstube zum Rapport melden.

Ich wurde abgelöst und im Wachlokal wie geschildert behandelt. Jetzt wurde mir mit einem Schlag klar, was da auf mich zukam. Ich glaube, ich hatte sogar Angst vor dem was kommt. Ich hatte richtigen Bammel. Hatte doch Leutnant Schminke von “Wachvergehen vor dem Feind geschrien”, und das war keine leichte Sache. In allen Armeen der Welt wird gerade dieses Vergehen sehr hart bestraft. Oft mit dem Tod, oder doch mit ganz empfindlichen, oft monatelangen Haftstrafen. Sollte mir ein Kriegsgerichtsverfahren anstehen und ich in einer Strafkompanie landen? Trotzdem, ich hätte keinen Selbstmord gemacht, wie das schon vorgekommen war. Ein solcher Fall war mir aus Baumholder bekannt. Da war ein mir sehr gut bekannter junger Leutnant, ein Jahr jünger als ich, in ein Wachvergehen verwickelt. Welcher Art es war, ob es ein schwerer Fall, oder nur ein kleines Vergehen war, ob er selbst der Täter war oder nur der Wachhabende, wurde nicht bekannt. Bevor er vor einem Kriegsgericht angeklagt wurde, hat er sich selbst erschossen.

Am nächsten Morgen, gegen 9:00 Uhr, bringt mich der Wachhabende zur Schreibstube und meldet uns beide zum Rapport. In der Zwischenzeit hat das Gerücht, daß ich auf Wache beim Rauchen ertappt worden war, die Runde durch die Einheit gemacht. Ich betrete den Bus und melde mich mit den Worten: "Gefreiter Heil wie befohlen zur Stelle". Nun merke ich, daß Leutnant Schminke erst überlegt, warum ich mich bei ihm melden muß. Scheinbar konnte er sich nicht mehr entsinnen, was da läuft, was vorgefallen war. Der Wachhabende macht darüber Meldung und nun kommt Leutnant Schminke wieder mit Wachvergehen vor dem Feind, Pflichtverletzung, von guten und schlechten Soldaten, daß jeder seine Pflicht tun müsse, egal ob an der Front oder dahinter. Auch er müsse Befehle ausführen. Meine Rechtfertigung, die ich schon in der Nacht vorgebracht hatte, fruchtete auch jetzt garnichts. Etwas

ruhiger geworden sagte er dann, etwa so, "Gefreiter Heil, ich bestrafe Sie mit 3 Tagen Arrest". Und jetzt reitet mich der Teufel, ich kann einfach nicht den Mund halten. Obwohl ich mir hätte denken können, daß ein Widerspruch ihn nur noch einmal fuchsteufelswild machen wird, antworte ich: "Herr Leutnant, wenn es Ihnen Spaß macht, dann geben Sie mir doch 5 Tage". Jetzt explodiert er und brüllt genau wie in der Nacht, nur diesmal sieht man sein rotes Gesicht: "Seien Sie still, ich bestrafe Sie mit 8 Tagen geschärften Arrest". Nun bin ich still, ich halte den Mund, mir ist klar geworden, daß es besser für mich ist, wenn ich den Mund nicht mehr aufmachte. Möglicherweise hätte er seine Drohung, mich dem Kriegsgericht zu melden, wahr gemacht. Die Folgen eines Kriegsgerichtsverfahrens habe ich ja schon beschrieben, und davor hatte ich doch Angst. Wäre ich still geblieben oder hätte nur “Jawoll” gesagt, meine Lage wäre gleich viel besser gewesen und mit drei Tagen Arrest wäre ich bestimmt davon gekommen.

Noch am selben Vormittag mußte ich meine Strafe antreten. Die Arrestzelle, oder besser gesagt das Arrestzimmer wurde bei der Sanitätsstube eingerichtet. Das heißt, in einem spärlich eingerichtetem kleinen Raum wurde alles bis auf einen Tisch, ein Bett und einen Stuhl entfernt. Vielmehr war sowieso nicht darin gewesen. Als Aufseher wurde der Sani bestimmt. Der freute sich, mich bei sich zu haben denn er hatte wenig Arbeit und langweilte sich des öfteren. Seine Arbeit bestand hauptsächlich nur aus der Ausgabe der täglichen Ration Tabletten gegen Malaria oder Prontosiltabletten gegen Nieren.- und Blasen Erkrankungen. Diese beiden Erkrankungen kamen, wahrscheinlich wegen dem bestimmt nicht ganz einwandfreiem Wasser, doch schon mal. Was bei ihm auch noch behandelt werden mußte, waren Quetschungen, Hand.- oder Fingerverletzungen oder Sonnenbrände.

Wenn morgens die Fahrzeuge eingeteilt und im Einsatz waren, kam in den folgenden Tagen unser Koch und holte mich zur Küchenarbeit ab. Zu diesen Arbeiten war eine junge Russin angestellt worden, aber ein Landser war dem Koch doch lieber. Mein "verschärfter Arrest" war also weiter nicht schlimm, er war sogar recht erholsam. Die anderen Fahrer mußten schwer schuften und lange Fahrten zur Front unternehmen, ich wurde weder müde noch dreckig. Nur die Eintragung in meinen Wehrpaß oder die eventuelle Abstellung in ein Ersatzbataillon machten mir noch Kummer. Als nach 8 Tagen keine Überstellung zum Kriegsgericht oder die Abstellung zu einem Ersatzbataillon kam, war ich erleichtert und rechnete auch nicht mehr damit. Ich war heilfroh und gelobte mir, ein besserer Soldat zu werden. Daß die ganze Angelegenheit unserem Leutnant nicht wert war eine Anzeige zu machen, daß er scheinbar garnicht mehr wußte, warum ich einsaß, sah ich darin, daß er, als er einmal in die Sanistube kam, mich dort sah und mich nach meiner Meldung fragte, was ich eigentlich in der Sanistube zutun habe. Das war für mich ein gutes Zeichen. Hatte vielleicht Feldwebel Faus, den ich nun schon über 1 Jahr kenne und bei dem ich einen Stein im Brett hatte, Schicksal gespielt und bei Leutnant Schminke ein gutes Wort für mich eingelegt? Ich habe es nicht

erfahren, vermute es aber sehr. Ich hatte bei der ganzen Sache viel, viel Glück gehabt.

Im Laufe des Monats Mai, wurde ein Teil unserer Einheit ganz überraschend an einem Abend zur Partisanenjagd eingesetzt. So ähnlich wie damals in Nordfrankreich auch. Nur, hier waren die Verhältnisse doch anders als dort. In Frankreich, zwischen Hazebrouck, St. Omer und Steenvoorde kontrollierten wir Straßen, Dörfer und Plätze, hier war das nicht so einfach. Hier war unser Suchgebiet ein riesengroßer, zusammenhängender, dichter Wald. Es war dies das erste mal, daß ich direkt mit russischen Soldaten konfrontiert wurde. Ob jemand Partisanen gesehen hatte oder nicht, ob irgend einer der Spitzel, die ganz bestimmt für die deutsche Wehrmacht arbeiteten einen Überfall gemeldet hatte, oder ob man nur einmal testen wollte, wie einsatzbereit unsere Einheit war, war selbst damals für uns nicht feststellbar. Im Nachhinein spielt das auch keine Rolle. Wir mußten halt mal auf Partisanenjagd gehen. Ganz gleich, ob mit oder ohne Erfolg.

Wir waren noch nicht lange mit einem Lkw. unterwegs, als wir ganz in der Nähe, wo das russische Flugzeug am Osterdienstag notgelandet war, zum Einsatz kamen. Zuerst ging es in den Wald, der aus hohen Kiefern, starken Birken und sehr dichtem Unterholz bestand. Einen Weg, wie man sie in den Wäldern bei uns sieht und der für die Holzabfuhr bestimmt ist, gab es in diesem Gewirr von umgestürzten Bäumen und Dornenhecken, nicht. Wohl konnte man sehen, daß in diesem Wald Menschen hausten, Partisanen fanden und sahen wir nicht. Die ganze Sache war unheimlich gefährlich. Einen Unterstand konnten wir ausmachen, bewohnt war er aber scheinbar schon seit längerer Zeit nicht mehr. Das sah man an ein paar untrüglichen Zeichen. Eßwaren oder sonst brauchbare Gegenstände fehlten ganz. Nur einige Zigarettenstummel, ein Fetzen russische Zeitung, eine zerrissene Mütze, eine leere Konservendose, das was so ziemlich alles was wir fanden. Auf dem Boden und auf den Holzverschlägen, die scheinbar als Schlafstätten gedient hatten, lag Laub und Stroh und verdorrtes Gras. Bis wir aber diesen Unterstand, der sehr gut getarnt und nur schwer auszumachen war, betraten, verging bestimmt eine halbe Stunde. Wir lagen hinter Bäumen und Sträuchern, beobachteten den Bunker und warteten, ob nicht doch noch jemand kommen würde. Wer hatte den Mut gleich nach Entdeckung ihn zu stürmen? Wir schlichen ganz vorsichtig von hinten an ihn heran, nur zwei oder drei Mann. Die anderen gaben Feuerschutz. Wie froh und erleichtert waren wir, als wir feststellten, daß keine Russen da waren. Die ganze Aktion hatte übrigens keinen Erfolg. Der einzige Erfolg war der, und nur der zählte, daß wir alle unbeschadet und vollzählig die Aktion gut überstanden hatten. So gegen 21:00 Uhr, als die Dämmerung schon in die Nacht überging und man nur noch schemenhaft Bäume und Sträucher sehen konnte, wurde die Partisanenjagd abgeblasen. Genau wie wir in diesen wahnsinnig großen undurchdringlichen Wald gegangen sind, nach beiden Seiten, nach vorne und nach hinten sichernd, in drei kleinen Gruppen, von denen zwei der dritten Gruppe

Feuerschutz gaben, verließen wir ihn. War bei Tage der Abstand von Gruppe zu Gruppe 50 bis 60 Meter, betrug er beim Verlassen des Waldes gerade mal 10 bis 15 Meter. Wie erleichtert und froh waren wir als wir den Waldrand erreicht hatten und daß alles gut verlaufen war. Niemand hatte ein lautes Wort gesprochen, flüsternd und nur mit Handzeichen hatten wir uns während der ganzen Zeit verständigt.

Die Fahrzeuge, die uns an den Einsatzort gebracht hatten, waren in der Zwischenzeit in der Nähe einer kleinen Baumgruppe, die ungefähr 1 Kilometer weit vom Waldrand entfernt war. abgestellt worden. Es war dies mein erster Spähtrupp an dem ich teilnahm. Sehr viele sollten noch folgen.

Die Zeit, die ich hier schildere, ist die Zeit in der die Kämpfe und die Verluste an der Südfront wieder sehr heftig wurden. Der Kampf um Belgorod, Charkow, und später um Saparosche, Krementschug, Tscherkassy und Kiew. Alles Orte, die in meinem Soldatenleben eine große Rolle gespielt haben. Es ist die Zeit April, Mai, Juni, Juli und August 1943. Auf breiter Front wurde der Vormarsch der Russen, der im zeitigen Frühjahr begonnen hatte, mit einer nie geahnten Härte und Schnelligkeit fort gesetzt.

Noch hatte ich das Glück beim Nachschub zu sein. Was die kämpfenden Truppen leisten mußten, kann nur der beschreiben und verstehen, der vorne im Schützenloch war. Niemand anderes kann das verstehen und begreifen. Die Entbehrungen, den Dreck, den Hunger, die Angst, die Verzweiflung und die Hoffnungslosigkeit waren übermenschlich groß. Und das über Wochen und Monate. Die Aussicht aus dem ganzen Schlamassel gesund, mit heilen Knochen und ganzen Gliedern herauszukommen, war ja so gering. Die Russen waren uns in allem haushoch überlegen, die waren weitaus stärker und viel besser ausgerüstet. Sie waren es dank der Hilfe aus Amerika. Die Hilfe bezog sich auf das ganz Leben der Russen, militärisch und im zivilen Bereich. Alles was man an der Front und im Land benötigte, wurde aus Amerika geliefert. Die Rüstungsindustrie, die zum größten Teil westlich des Urals lag, und da auch nur in den größten Städten, war weitgehend zerstört und der Transport von Lebensmittel aus Sibirien, klappte so gut wie nicht. Rußland war, wenn es überleben wollte, das wollten auch die Amis, auf die Hilfe der Amerikaner unumgänglich angewiesen.

Ein erstes Zeichen dieser militärischen und humanitären Hilfe sah ich fast täglich, näher angeschaut habe ich es mir aber erst im Laufe des Monats Mai. Wenn wir von der Rollbahn abbogen, um in unser Dorf zu fahren, stand dort an einem kleinen zerschossenen Häuschen, ein Militärfahrzeug, zerschossen und ohne Räder. Keines von der deutschen Wehrmacht. Es sah schon anders aus. Eines Tages hielten wir dort an und dabei sahen wir, daß es ein amerikanischer Jeep war. Die Bezeichnung der einzelnen Bedienungsknöpfen und Schalter war nicht in russisch, sondern in englisch geschrieben. Wir alle, die wir uns das angeschaut hatten, waren sehr erstaunt. Von einer militärischen

und humanen Hilfe der Amerikaner an die Russen hatte noch keiner was vernommen. Was und in welchem Umfang die Amerikaner alles lieferten, davon konnte ich mir später, in Gefangenschaft, ein Bild machen. Hätten die Amerikaner nicht so viele Lebensmittel nach Rußland geliefert, viele Russen und noch viel mehr deutsche Gefangene wären verhungert und erfroren und hätten ihre Heimat nie mehr gesehen. Wer von uns kleinen Landsern wußte etwas von der Hilfe der Amerikaner? Niemand. Darüber wurde in Deutschland kein Wort gesagt oder in den Zeitungen berichtet. Das brauchte und sollte der Durchschnittsdeutsche weder sehen noch hören. Wir wurden schön verdummt.

Einige Tage nach unserer erfolglosen Partisanenjagd, geschah die nun folgende, unmenschliche Geschichte. In der deutschen Landwirtschaft und Rüstungsindustrie fehlten mit der Zeit immer mehr Arbeitskräfte. Obwohl jeder, der im privaten Bereich abkömmlich war und dienstverpflichtet wurde, außerdem schon viele Ausländer in Deutschland tätig waren, wurde der Bedarf an Arbeitskräften immer größer. Deswegen wurden in den besetzten Ostgebieten, vorwiegend in Rußland und Polen, junge Menschen zuerst angeworben, mit Versprechungen nach Deutschland gebracht und später einfach dienstverpflichtet. Als sich aber immer weniger junge Leute meldeten und verpflichten ließen, wurden sie einfach, wie im Mittelalter die Landsknechte, ausgehoben und nach Deutschland verschickt. So eine Aushebung erlebte ich in Ternawaja.

Es war in der Morgendämmerung, so gegen 5:00 Uhr. Ich wurde durch lautes Geschrei aus dem Schlaf geweckt. Obfw Guth und ich, wir schliefen gemeinsam in unserem Erdbunker im Garten unseres Quartiers, sprangen auf, zogen Schuhe und Uniformjacken an und liefen in Richtung Dorfplatz von wo der Lärm zu kommen schien. Der war so um die 100 / 200 Meter entfernt. Dort bot sich uns ein trauriges Bild. Eine Einheit Feldgendarmerie war mit einigen Lkws. ins Dorf gekommen und hat jedes Haus durchsucht. Alle jungen Leute, egal ob männlich oder weiblich, von 18 bis zu 30 Jahren, die sie antrafen, wurden, so wie sie angetroffen wurden, in Richtung Dorfmitte, geführt. Egal ob mit Nachtbekleidung oder schon angezogen. Wer sich auch nur ein wenig wehrte und etwas Widerstand leistete, wurde ganz brutal geschlagen, geschubst und gestoßen. Die zwei halbwüchsigen Kinder aus dem Haus uns gegenüber, das damals beim Kartenspiel fast abgebrannt wäre, die man selten zu sehen bekam und sich offenbar versteckt gehalten hatten, waren auch dabei. So wie die Feldgendarmerie die jungen Leute auf dem Dorfplatz erschienen, wurden sie von den Soldaten auf die Lkws. geschoben. Wenn dann ein Fahrzeug voll beladen war, wurde die Heckklappe geschlossen und das Fahrzeug verschwand in Richtung Rollbahn. Die Eltern der mir flüchtig bekannten Kinder, liefen noch eine Weile neben einem Lkw her und versuchten, ihnen ein paar Geldscheine oder einige andere Kleinigkeiten, vielleicht war es auch nur ein Foto, hinaufzureichen . Als die Autos aber dann immer schneller fahren konnten, blieben sie weinend nebeneinander, an den Händen haltend, stehen. Wie verlassen waren die zwei armen, alten Leute, ganz

hilflos und verzweifelt. Ein Anblick, der einem schon zu Herzen gehen sollte und nachdenklich stimmen müßte..

Behandelt man so freie Menschen? War das nicht wie Sklavenmarkt vor zweihundert Jahren in Amerika, oder im letzten Jahrhundert im tiefsten Busch in Afrika? Macht man sich auf diese Weise Freunde oder Feinde? Wie kann man Menschen so behandeln, fast wie Tiere? Damals dachte ich mir nicht sehr viel bei dieser brutalen Aktion. Aber heute. Heute, wo man täglich wieder solche Bilder sehen kann. War das damals vielleicht ein Abschied ohne Wiederkehr? Waren die zwei Kinder wieder nach Hause gekommen? Wenn ich heute an die Feldgendarmerie mit ihrem brutalen Vorgehen, an die zwei weinenden alten Leute und an die vielen Jugendlichen auf den Autos denke, an die vergeblichen Versuche der Deportation zu entgehen, an die verschwindenden Lkws. auf der Rollbahn, an den Schmerz, das Leid, die unmenschliche Zeit, aber auch an die heutige Zeit, die nicht besser ist als die damalige, dann muß ich heulen. War das damals nötig, ist das heute nötig? Haben die Kinder ihre Eltern wieder gesehen?

Ich habe schon einmal berichtet, daß unsere Verpflegung alles andere als gut war. Hunger hatten wir oft. Aber unser Hunger war klein gegenüber dem der Russen. Wie arm und bedürftig die Leute waren, sah man z.B. daran, daß sie sich Kartoffelschalen an der Feldküche erbettelten. Die Kartoffeln mußten, da sie schon fast ein Jahr alt und mithin schrumpelig waren, recht dick geschält werden. Die Schalen aßen die Russen aber nicht, die wurden als Pflanzkartoffeln verwendet. Ob die neue Kartoffeln hervorgebracht haben, glaube ich nicht. Wenn ja, dann waren es nur kleine. Die kleinen Kinder aus dem Dorf waren, als sie etwas zutraulicher geworden waren, sehr oft in den Nähe der Feldküche zu sehen und waren immer froh, wenn sie vom Koch, der ein guter Kerl war, oder einem anderen Landser, ein Stückchen Brot oder ein Kochgeschirr voll Suppe, bekamen. Kinder können so unendlich traurig blicken, Kinder können aber auch so wunderbar dankbar sein. Und das waren die Kinder in Ternawaja, dem kleinen Dorf in Rußland. Das vorübergehend meine Heimat war.

Daß die Front immer näher kam, merkten wir unter anderem auch daran, daß die Abladestellen unserer Transporte, immer näher nach Charkow hin lagen. Es ist vorgekommen, allerdings nicht sehr oft, daß wir einfach im freien Gelände, unsere Fracht abgeladen haben. Meist stand dort nur ein Doppelposten der dieses provisorische Lager bewachen mußte. Hier lag nun kriegswichtiges Gut und konnte ganz leicht von Partisanen vernichtet oder entwendet werden. Die konnten nämlich alles gut gebrauchen. Von Leichtsinn im Umgang mit Partisanen konnte hier keine Rede sein. Die Umstände ließen keine andere Möglichkeit zu.

Eines nachts, wir hörten wieder Flugzeuge, die entweder nach Charkow flogen oder die von dort kamen, beobachteten wir, wie der Himmel in Richtung Front

mit einem Schlag taghell erleuchtet wurde. Was war da passiert? Mittags hatten wir in einer Bodensenke Benzin in Fässern abgeladen, keine 10 Kilometer hinter der Front. In dieser Richtung warfen russische Flugzeuge, vielleicht waren es die schon bekannten Rollbahnenten, Phosphorbomben oder Phosphorkanister, ab. Phosphor entzündet sich schon bei recht geringen Temperaturen von selbst. Ob die Russen das Benzinlager getroffen haben? Ganz leicht möglich, denn es brannte noch recht lange in dieser Richtung. Wir konnten es leider nicht feststellen, denn wir kamen nicht mehr in diese Gegend.

Hier muß ich nun eine ganz wichtige Begebenheit einflechten. Im nächsten Dorf in Richtung Front, Lipzi oder Morum hieß es, lag eine weitere Transporteinheit unserer Division. Als ich dort eines Tages Ersatzteile für einen unserer Lkws. abholen sollte, traf ich doch tatsächlich Arthur Tuba, den Unteroffizier aus Baumholder, der schon in Bar le duc in der selben Kompanie wie ich gewesen war, und der mir damals so oft ein Brot geschenkt hatte. (Ich hab ja davon berichtet). Kaum 4 Kilometer von einander entfernt, keiner weiß etwas vom anderen, treffen sich zwei Baumholderer. Mitten in Rußland, Tausende Kilometer von zu Hause. Was war das ein Zusammentreffen. Wir versprachen uns, daß wir uns noch öfters treffen wollten. Es kam leider nicht mehr dazu. Wir verloren uns sehr bald aus den Augen.

Und noch zwei Sachen aus Ternawaja. Es kam schon mal vor, daß ein Lkw. auf der Rollbahn wegen einer Panne, liegen blieb. Der mußte dann abgeschleppt werden, was wegen dem losen Sand oft nicht ganz einfach war. Es wurde uns also ein Bergungsfahrzeug, ein Raupenschlepper, mit der militärischen Bezeichnung "R S O" zugeteilt. RSO hieß "Raupenschlepper Ost". Das war ein Kettenfahrzeug, ähnlich einem Panzer, ziemlich hoch gebaut, stumpfschnauzig, mit kleiner Ladefläche, Plane und Spriegel und hatte kein Lenkrad sondern wurde mit Bremshebeln gelenkt. Die Höchstgeschwindigkeit betrug etwas mehr als 6 Kilometer je Stunde, fuhr also sehr, sehr langsam. Kein Hindernis war zu groß für diesen Schlepper. Angetrieben wurde er mit einen Ottomotor, nicht durch einen Dieselmotor. Das hatte den Vorteil, daß der RSO morgens immer recht gut und schnell gestartet werden konnte. Dieseltreibstoff wird in der kalten Jahreszeit so steif, daß ein Motor oft nicht anlief. Als Schlepper war der RSO nicht schlecht, als Transportfahrzeug taugte er wegen der geringen Nutzlast garnicht, außerdem war er viel zu langsam. Wie lange der RSO in unserer Einheit war und wer ihn fuhr, weiß ich leider nicht mehr. Sehr lange war er nicht hier, ich hab ihn nur einmal bei der Probefahrt und nur ein einziges Mal im Einsatz gesehen.

In Ternawaja machte ich übrigens auch meinen ersten Versuch, ein Krad zu fahren. Unser Kradmelder, es war immer noch Anton Stier, überredete mich eines Tages, einmal einen Versuch zu unternehmen. Ich habe zugesagt und mit viel Mühe das Krad gestartet. Ich bin die Dorfstraße hinaus bis zu dem zerschossenen Jeep an der Rollbahn gefahren, habe dort mit noch viel mehr

Dusel eine Kurve gedreht, dann zurück ins Dorf gefahren und mit Mühe halt gemacht. Ich war halt kein Motorradfahrer, ich bin es auch heute noch nicht.

Auf dem Rückzug

Ein gut funktionierendes Nachschubwesen ist für eine Armee unabdinglich. Bedingt durch den immer schnelleren Rückzug unserer Truppen, wobei sehr große Geländeverluste eintraten die dann in die Hand der Russen fielen, ergab es sich, daß wir im Monat Juni Ternawaja verlassen mußten und im Hinterland einen neuen Standort erhielten. Wir wurden in Richtung Merefa - Poltawa verlegt. Jetzt ging es so schnell mit dem Rückmarsch, daß wir kein festes Haus als Quartier beziehen konnten. Wir schliefen des Nachts einfach auf dem Boden neben unseren Fahrzeugen. Es war Hochsommer und der Boden speicherte die Hitze des Tages bis weit in die Nacht. Waschen, Zähneputzen, Rasieren, das war nicht mehr möglich. Klamottenwechsel war schon vorher nur ab und zu gemacht worden, nun überhaupt nicht mehr. Austreten und seine Notdurft verrichten, das konnte man nur irgendwo hinter einem Baum oder Strauch, nie mehr so wie das ein Mensch unter normalen Umständen gewöhnt ist. Und immer in Eile und in Angst. Nicht, daß diese Zeit in jeder Hinsicht erbärmlich primitiv und unmenschlich war, sie war geradezu katastrophal. Was hatten wir Hunger zu erleiden. Die Verpflegung kam nur schleppend voran. Vorrang im Transport hatten Munition und Betriebstoffe. Die kämpfenden Truppen wurden vielleicht etwas besser als wir verpflegt. Ein recht großer Anteil der Lebensmittel, die damals die Landser erhielten, waren unter Verwendung von "Bratlingspulver" hergestellt worden. Bratlingspulver war ein Erzeugnis aus Mais oder aus Hirse. Die Wurst, hauptsächlich die Blutwurst, die wir erhielten, bestand zu fast 50 % aus diesem Pulver. Ebenso wurde sehr viel unter das Brot und unter Hackfleischprodukte gemengt. Kenner der Lage behaupteten damals, hätte es kein Bratlingspulver gegeben, die Versorgungslage wäre derart schlecht geworden, daß die Verpflegung der Truppen zusammen gebrochen wäre. Für uns vom Nachschub galt damals die Parole "Versorgung aus dem Land". Das hieß, seht zu wo was zu organisieren, also zu stehlen war. Holt euch bei der Zivilbevölkerung alles Eßbare was zu holen ist. Und das taten wir auch. Hier galt der alte Spruch, jeder ist sich selbst der Nächste.

Auf der Straße vor Poltawa kamen wir an einer Wodkabrennerei vorbei. Neben der Zufahrt zur Fabrik war ein Stapel Kisten mit leeren Flaschen. Gut 1 1/2 Meter hoch, 25 Meter lang und so an die 3 Meter breit. Das waren Hunderttausende. Wir machten uns den Spaß und schossen mit unseren Gewehren in diesen Haufen. Das hat ganz schön geklirrt, nicht sehr viele Flaschen blieben heil. Die Fabrik war übrigens schon geräumt, die Gebäude ausgebrannt, die Kessel zerstört und unbrauchbar. Alles, was auch nur irgendwie nach Schnaps

aussah und roch, war verschwunden. Die Landser, die dort vorbei kamen als die Fabrik noch nicht total zertrümmert war, hatten sich bestimmt vor der Sprengung erst einmal richtig eingedeckt. Wir kamen leider viel zu spät. Ich glaube, auch ich hätte mich mit Wodka eingedeckt.

Während der Zeit des Rückzuges wurde der Ausdruck "Verbrannte Erde", geprägt. Nicht von uns Landsern, sondern von der Obersten Heeresleitung. Damit war nicht nur gemeint, alles zu verbrennen was brennbar war, es wurde auch durchgeführt. Die Russen, wenn sie über kurz oder lang ihr Land nach dem Zurückweichen der deutschen Truppen wieder in Besitz nehmen, lange konnte das nicht mehr dauern, sollen nichts von Wert mehr vorfinden. Er sollte nur verbrannte Erde, verbrannte Dörfer und Städte, keine Vorräte an Getreide und Vieh, keine brauchbaren Gegenstände gleich welcher Art auch immer, vorfinden und nutzen können. Dieser Plan war ein Verbrechen an der Menschlichkeit und wurde gerade von der Feldgendarmerie sehr genau befolgt. Ich war der Ansicht, daß es vielen sogar Spaß machte zu sehen, wie Felder, Häuser, Ställe, ganze Dörfer, einfach verbrannten.

Wir kamen auf unserer Fahrt westwärts an einem Mustergut der SS vorbei. Auf diesem Gut, das einmal aufgebaut worden war um in der Ukraine, in der wir uns befanden, als ein Musterbeispiel deutscher Gründlichkeit und Ordnung eine große Rolle zu spielen, war nun total zerstört und schon seit Tagen von der Verwaltung verlassen worden. Hier sollten einmal “Wehrbauern” lernen und auf allen Gebieten, die die fortschrittliche Landwirtschaft betrafen, ausgebildet werden. Güter dieser Art sollten Kernpunkte einer Agrarpolitik sein, die ganz Rußland mit einem dichten Netz hervorragender und gut funktionierender Großbetriebe überziehen sollten. Selbstverständlich sollten die zukünftigen Besitzer “reinrassige, starke, große, blonde Herrenmenschen der germanischen, nordischen Rasse” sein. Gemeint waren damit in erster Linie Angehörige der Waffen SS und besonders ausgesuchte Führer der HJ. Mein Bruder war in der HJ Gefolgschaftsführer gewesen. Es waren schon Bestrebungen im Gange, dies möglichst bald zu verwirklichen. Freiwillige für diese Betriebe gab es zur Genüge. Die Führung der Partei hätte ihnen zudem den Dienst als Soldat in der vordersten Front erspart. Ich glaube, mein Bruder hätte an dieser Sache seine Berufung gesehen und mein Vater hätte sein Bestreben in dieser Hinsicht voll und ganz unterstützt. Ich kann mich entsinnen, daß über diese Sache, die schon im Jahre 1941 ein Teil der Ostpolitik war, in unserer Familie gesprochen worden war.

Alles, was man in der Eile und der Hektik des Rückzuges nicht mitnehmen konnte, das zu groß oder zu schwer oder sonstwie von keinem großen Nutzen mehr war, war kaputt. Im großen Hof lagen eine Unmenge toter Schweine, schon aufgebläht von der Sonne und am Verwesen. Ein Gestank nach Brand und toten Tieren lag in der Luft. Vor dem Außentor lag in der Zufahrt zu dem Gut in einem Graben, ein erschossener Bulle. Die Beine seitlich von sich gestreckt. In der Hinterkeule fehlte ein großes Stück Fleisch. Das war mit dem

Fell einfach herausgeschnitten worden. Irgendeine Einheit hatte das bestimmt gemacht um ihre Verpflegung für einen Tag zu verbessern. Den ganzen Bullen mitnehmen konnten auch wir nicht, er war zu schwer und wie hätten wir ihn verbrauchen sollen? Das Fleisch war bestimmt auch nicht mehr ganz einwandfrei. Die Hitze, die Sonne, der Staub, die vielen Fliegen hatten das Fleisch verdorben. Über allem lag ein fürchterlicher Gestank.

Die gesamte Ukraine wurde von der Verbrannten Erde heimgesucht. Überall nur Ruinen, schwarze Felder, leere Ställe, totes Vieh und viele verstörte Menschen, Kinder und Greise. Nicht weit entfernt von dem Gut der SS, machten wir für eine Nacht Halt.

Alle Dörfer, durch die wir fuhren, waren von ihren Bewohnern in der Zwischenzeit verlassen worden. Selbst die alten Leute, nur ganz selten sah man einige, waren fort. Wenn man in so ein verlassenes Dorf kam, war das bedrückend, ja sogar unheimlich still. Höchstens ein magerer Hund lief weg. Die Leute waren in die vereinzelten Wälder geflohen oder hatten sich im Gelände in einem selbstgemachten Erdbunker versteckt. Die Ukraine ist ein Gebiet, in dem Ackerland und Wiesen sich mit oft recht großen Wäldern abwechseln. Sie ist sehr groß und nur wenig besiedelt. Große Felder, hektargroß mit Tomaten, Mais, Sonnenblumen, Hirse, Gerste, Buchweizen, Melonen, Paprika, Kartoffeln, Zuckerrüben und was noch. Bepflanzte Felder so groß wie die ganzen Gemarkungen von Baumholder. Zwanzig, dreißig, vierzig Hektar groß sind keine Seltenheit. Und auf diesen Feldern stand die Ernte so gut wie seit einigen Jahren nicht mehr, Und dies alles wurde sinnlos zerstört.

Wir machten Halt um uns für die Nacht vorzubereiten. Irgendwo auf der Rollbahn, auf einer kleinen Anhöhe. Leicht fiel sie ab bis zum nächsten Dorf, das so um die 500 Meter entfernt, lag. Links und rechts von der Rollbahn waren, vielleicht wegen der Schneeverwehungen im Winter, je ein ungefähr 20 Meter tiefer Streifen Hecken und kleine Bäume angepflanzt worden. Hinter diesem natürlichen Schutz der Rollbahn, begann sofort das bebaute Ackerland. Getreide stand rechts davon, links stand Buchweizen. Buchweizen ist kein Getreide im eigentlichen Sinn, Buchweizen ist ein Knöterichgewächs, mit kleinen, rötlichgrauen, den Bucheckern ähnlichen Früchten. Der Halm ist nicht hohl wie bei Hafer oder Roggen mit langen schmalen Halmen, sondern hat runde kleine Blätter und einen mit Mark gefüllten Stengel. Er brennt auch nicht wie Stroh, zumal er im Juni/Juli noch nicht ganz ausgereift ist.

Unsere Verpflegung war wie schon erwähnt, sehr schlecht. Also machten wir uns zu zweit auf um in dem Dorf, das da vor uns lag, etwas zum Essen zu organisieren. Der zweite Organisierer war Wilhelm Laub. Auch ein Baumholderer Bub, von dem ich eingangs dieses Buches, der überhaupt der Anlaß dieses Buches war, geschrieben habe. Wilhelm war gerade ein Jahr älter als ich, so alt wie mein Bruder Ernst. Mein Bruder Ernst wurde im Juli 1944 an der

oberen Memel verwundet und starb im August in einem Lazarett in Bömisch - Laipa.

Woher und wann Wilhelm Laub in unsere Einheit kam, weiß ich leider nicht mehr. Er war da, mit einem großen, französischen, stumpfschnauzigen Lkw. der Marke "Berliet". Wilhelm und ich machten uns also auf den Weg. Im Dorf angekommen, schauten wir im ersten Stall nach, was wir dort hätten mitnehmen können. Einen russischen Stall habe ich ja schon einmal beschreiben. Dort ist Platz für höchstens eine Kuh mit Kalb, ein Schwein und einigen Hühnern. Ein kleines Fenster gibt nur spärlich Licht. Viel größer als 3 X 4 Meter war dieser Stall hier nicht. Tatsächlich saßen auf einer Stange im Stall, so um die 30 junge Hühnchen. Wilhelm hat den mitgebrachten Sack aufgehalten und ich nahm alle Hühner von der Sitzstange. Das war eine ganz einfache Sache. Die Hühner saßen da, eins neben dem anderen in noch nicht einmal 2 Meter Höhe und warteten scheinbar nur darauf, von uns mitgenommen zu werden. Hühner sind bekanntlich in der Dämmerung wie blind, das machte mir das Einsammeln so leicht. Als ich alle eingesammelt hatte, meinte Wilhelm, daß das für heute wohl genug sein dürfte und morgen könnten wir was anderes organisieren. Vielleicht hatte er aber nur Angst daß uns doch noch ein Russe überraschen könnte. Wir machten uns auf den Weg zurück zur Einheit. Wilhelm und ich trugen zusammen den Sack mit den Hühnern, der schon recht schwer war und aus dem man ein leichtes, jämmerliches Piepsen hörte. Als wir oben auf dem Hügel nach gut einer halben Stunde Fußmarsch ankamen und unsere Beute beim Koch an der Feldküche abgeben wollten, stellte der fest, daß alle Hühner unterwegs erstickt waren. Das war das Piepsen in dem Sack. Wilhelm meinte, daß er von den erstickten Hühnern nichts essen werde. Im Dorf gebe es bestimmt noch etwas anderes zu finden. Wir beide warfen daraufhin alle Hühner, wie gesagt, so um die 30 Stück, einfach in die Büsche neben unseren Autos und gingen zum zweitenmal hinunter ins Dorf.

Im ersten Stall brauchten wir nicht mehr nachzusehen, der war leer, aus dem hatten wir beide vor gerade mal einer Stunde die 30 Hühnchen mitgenommen. Aber im nächsten würden wir bestimmt was finden. Einer von uns beiden hat die Tür aufgemacht und heraus kommt ein großer Hund, wild bellend gesprungen und versucht uns zu beißen. Wilhelm springt hinter mich und ruft verzweifelt: "schieß doch den Köder tot". Ich hatte meine Pistole, eine Walther PPK, wie immer, bei mir. Ich reiße die Pistole aus der Tasche und feuere auf den Hund. Treffe ihn aber nicht, er blieb ja nicht ruhig stehen, sondern versuchte uns immer wieder zu beißen. Ich schieße noch zwei.- dreimal, dann ist er getroffen und bleibt tot liegen. Wilhelm geht in den Stall und kommt sogleich mit einem Kalb, das er an einem Strick führt, wieder heraus. Sonst sei nichts mehr zu sehen. Wir machen uns wieder auf den Rückweg zu unseren Fahrzeugen und liefern das Kalb dort ab. In der Zwischenzeit ist es aber schon recht dunkel geworden. Unser Koch, er stammte aus Trier, war von Beruf Kopfschlächter und hieß mit Familiennamen Föhr, schlachtet noch das Kalb,

zerlegte es und wir legen uns neben unseren Fahrzeugen auf den Boden zum Schlafen. Wache hatte ich in dieser Nacht keine. Ohne Bewachung irgendwo in freiem Feld übernachten, war einem Himmelfahrtskommando gleich. Die Partisanen waren in der letzten Zeit sehr aktiv geworden. Man mußte täglich mit einem Überfall rechnen. Was dabei heraus kommen konnte, war uns allen klar. Partisanen schrecken vor nichts zurück. Partisanen kommen meist aus dem Hinterhalt, töten leise, hinterlistig, brutal und schnell, mit Messern und Stricken.

Gegen 5:00 Uhr werden wir durch Gewehrfeuer geweckt. Eine Einheit der Feldgendarmerie hat in einem der großen Getreidefelder neben der Rollbahn Russen entdeckt, die sich dort versteckt hielten und die nun abgeführt werden. Warum weiß niemand. Diese älteren Menschen sind Zivilisten und haben mit der Wehrmacht bestimmt nichts zu tun. Oder sollten es am Ende doch Partisanen gewesen sein? Kaum sind die fort, als die Gendarmen die Felder anzünden. In der Frühe des Tages, durch den Tau ist das Stroh noch klamm und feucht. Das Getreide brennt daher nicht richtig, es qualmt fürchterlich. Gelblichweiße Rauchschwaden ziehen haushoch über das riesengroße Feld und über die Rollbahn. In dem Feuer verbrennen etliche Tonnen wertvolles Getreide. Wieviel Hunger hätte man damit im kommenden Winter stillen können? Überall, in Deutschland, bei uns Soldaten, in fast allen Ländern Europas, wuchs der Hunger mit jedem Tag. Erst recht hier, in diesem armen, geschundenen Land. Und hier wird die verbrannte Erde angewandt. Der Feind soll eben nichts Brauchbares mehr vorfinden wenn er in Kürze dieses Land, das wir aufgeben müssen und das sein Land ist, wieder besetzen wird. Das Getreidefeld brennt nun doch. Die Hitze ist so groß geworden, daß das bißchen Feuchtigkeit im Stroh keine Wirkung hat. Das Feld mit Buchweizen brennt aber trotzdem nicht. Nur am Feldrand, dort wo die Pflanzen schon etwas trockner sind, kommt ein kleines Feuer auf.

Unsere Einheit ist durch das menschenleere Dorf hindurch gefahren und ist nun auf dem Weg in ein weiter hinten gelegenes Dorf. Als irgendeiner einmal zurück zu dem Dorf schaut, sieht er, daß alle Häuser brennen. Von der Feldgendarmerie angezündet, brennen sie lichterloh. Ein Bild des Grauens. Wenn sich in den Häusern noch Menschen versteckt hielten, verbrennen sie mit ihrem Hab und Gut. Das Dorf war nicht sehr groß. Höchstens 20 Häuser standen dort. Aber sie waren doch die Heimat und die Elternhäuser von mindestens 100 Menschen. Und deren mühsam aufgebauten Häuser, die sie vielleicht schon seit Generationen bewohnten, werden in kurzer Zeit vernichtet. So grausam und sinnlos ist der Krieg.

Im weiteren Verlauf des Tages passieren wir einen Bahnübergang. Nun muß man sich nicht vorstellen, daß der so angelegt ist wie einer in Deutschland. Weit gefehlt. Die Geleise lagen manchmal fast 10 cm höher als die Straße. Um darüber zu kommen, muß man etwas schräg anfahren. Und bei so einem Versuch bricht bei meinem Auto der Achsschenkelbolzen des rechten

Vorderrades. Jetzt stehe ich da und sehe zu, daß mein Auto wenigstens nicht stehen bleiben muß. Da aber jedes Fahrzeug für den Rücktransport von allem möglichen, für den Munitionstransport, für die Bereitstellung von Verpflegung und sogar für den Verwundetentransport, benötigt wurde, wurde ein Versuch unternommen, den Schaden zu beheben. Schirrmeister Waldschmidt, er stellte sein Improvisationsgeschick hier wieder einmal unter Beweis, mein Beifahrer und ich ziehen das Rad unter schwierigen Umständen ab und entfernen den gebrochenen Achsschenkelbolzen. Als Ersatz nehmen wir einen Schwellennagel, den wir aus einer Eisenbahnschwelle, ziehen. Die russischen Geleise sind nämlich nicht wie bei uns auf die Schwellen festgeschraubt, sondern nur mit ca. 20 cm langen Nägeln aufgenagelt.

Die Reparatur ist gelungen, wenn auch das Rad etwas schräge steht und sich das Auto daher nur schwer lenken läßt. Mein Beifahrer und ich erhalten, nachdem die Reparatur ausgeführt und einigermaßen gut gelungen ist, einen Fahrbefehl zur Instandsetzungskompanie beim Troß. Irgendwo da hinten. Für 2 Tage gibt es Verpflegung und dann ziehen wir unseren Weg während der Rest der Einheit wieder zu einem Einsatz fährt. Die erste Nacht während unserer Fahrt zur Werkstattkompanie verbringen wir zwei, mein Beifahrer, Erich oder Ewald Reibert hieß er und stammte aus Ostpreußen aus der Gegend von Memel, und ich neben der Rollbahn an einem kleinen Wäldchen.

Gleich daneben war ein riesengroßes Melonenfeld. Zum Teil waren sie schon reif geworden.

Mit dem beschädigten LKW unterwegs zur Werkstattkompanie - E. Reibert mit Melonen im Korb

In der Nacht war ein Flugzeug über uns geflogen und hatte einen Leuchtfallschirm gesetzt. Was die wohl suchten? Wir beachteten das Flugzeug nicht. Es war schon richtig, daß wir unsere Fahrzeug unter Bäumen am Waldrand abgestellt und gut getarnt hatten. Das Flugzeug, bestimmt war es eine legendäre Rollbahnente, hätte uns ohne Mühe leicht mit ein oder zwei kleinen Bomben treffen können. Zumal keine Luftabwehr möglich gewesen wäre. Den besagten Fallschirm fanden wir am nächsten Tag in einem Baum hängend.

Wir haben ihn geborgen und mitgenommen. Da er aus weißer Kunstseide war, die überall sehr begehrt war, gedachten wir, ihn bei einer günstigen Gelegenheit, zu verkaufen. Wie naiv von uns, wo sollte so eine Gelegenheit sein? Mitten in Rußland? Weit und breit ist kein zivilisierter Mensch zu sehen. Höchstens im Urlaub, da wäre schon ein Möglichkeit. In der Heimat hätte man damit vielen eine Freude bereiten können. Aber an Urlaub war bei den schweren Kämpfen, die nun schon einige Wochen andauerten, vorerst nicht zu denken. Zudem, wie sollte man so ein doch recht großes Gepäckstück nach Deutschland bringen? Ich kann mir vorstellen, die Feldgendarmerie, die auch die Urlauberzüge kontrollierte, hätte jedem Landser so ein Ding abgenommen.

Recht früh am Morgen machten wir uns wieder auf den Weg. Zuerst aber suchten wir uns von den reifen Melonen eine ziemlich große Menge aus und verstauten sie auf der Ladefläche in einer leeren Granatenkiste. Bei dem Wendemanöver in dem Feld mit Melonen sind dann eine stattliche Anzahl überfahren worden. Wir aßen an dem Morgen soviel Melonen, daß das ganze Führerhaus überall nur so klebte. Im nächsten Dorf, das, wie alle Dörfer die wir durch fuhren, keinerlei Leben zeigte, machten wir gegen Mittag an dem Schulgebäude, halt. Im Garten der Schule, der bestimmt in normalen Zeiten vom Lehrer bewirtschaftet wurde, standen eine Menge Bienenkörbe. So wie früher bei unseren Bauern auch, waren sie aus Stroh gefertigt und ungefähr 50 bis 60 cm hoch. Erich Reibert, er war ein alter Fuchs, hat sogleich für Honig gesorgt. Das machte er ganz einfach. Aus einer Entfernung von ungefähr 5 Meter schoß er mit seinem Gewehr einen Schuß Leuchtspurmunition durch drei in einer Reihe hintereinander stehende Bienenkörbe. Durch den plötzlichen hohen Druck im Innern der Körbe waren fast alle Bienen tot. So jedenfalls sagte Erich Reibert. Tatsache war, daß wir ungefährdet die besten Honigwaben entnehmen konnten. Nur ganz wenige Bienen krabbelten noch auf den Waben herum. Im Laufe der nächsten Stunde haben wir dann ganz notdürftig die Waben ausgepreßt und den Honig in Bakelitdosen abgefüllt. Diese Dosen hatten wir einmal aus einem Munilager mitgenommen. In diesen Dosen waren ursprünglich Zusatzladungen für die Artillerie. Hier wurden sie zu einem ganz anderen Zweck verwendet als sie gedacht waren. Mit Pulver aus den Zusatzladungen, das in kleinen Leinensäckchen abgepackt war, konnte man ganz gut Feuer anzünden. Das Pulver war in Sternchenform, wie Suppeneinlage oder in Stangen, wie Maccaroni nur länger und dicker, gepreßt und von grauer Farbe. Unter Lufteinwirkung verbrennt solches Pulver nicht explosionsartig, sondern ganz langsam. Man kann sich praktisch kaum die Finger verbrennen. Bevor wir weiterfuhren um noch eine möglichst große Strecke in Richtung Hinterland zu kommen, nahmen wir aus einem Bauernhaus eine Ziege und einige Hühner mit. Wir waren ja fast allein auf der Welt, nur wir zwei waren zu sehen und mußten zusehen, wo wir was zum Essen bekamen. Verpflegung hatten wir zwar noch etwas, aber was war schon ein kleines Stück trockenes Kommißbrot und einem Stück Wurst, das diesen Namen zu Unrecht führte. Der Name Wurst war für dieses Produkt doch lächerlich. Ob da überhaupt noch Fleisch drin war? Wann überhaupt hatten wir zum letztenmal bei der Verpflegung

Fleisch gegessen? Es gab doch fast nur dann Fleisch, wen wir, wie die Gelegenheit mit dem Kalb, es selbst etwas organisiert hatten. Die Russen aber, die aus ihren Dörfern in die Wälder geflüchtet waren, hatten meistens alles mitgenommen. Darum hat Reibert im nächsten Dorf, das auch das letzte vor der Werkstattkompanie war, aus einem Erdloch, das den geflüchteten Russen als Keller diente, das neben einem Bauernhaus lag, eine gehörige Portion gesalzener, gekochter Schweinespeck, mitgenommen. Im Organisieren und Auffinden von versteckten Lebensmittel war Reibert ein Genie. Er hatte auch für brenzlige Situationen und plötzlich auftauchende Gefahren, einen unfehlbaren Riecher. Während dieser Fahrt hat er mir erzählt und die Erzählung glaube ich ihm, daß er vor seiner Verwundung, als er bei der Infanterie vorne im Dreck lag, bei einem Angriff der Russen zuerst einmal aus dem Schützenloch heraus sprang um dann eine andere Deckung zu suchen. Ich habe dies beherzigt und mich später, als ich selbst im Dreck lag, als niemand mehr vor mir, nur die Russen noch lagen danach gerichtet.

Als wir am nächsten Tag bei der Werkstattkompanie ankamen und uns beim Kompanieführer gemeldet hatten, wurde uns ein anderes, intaktes Fahrzeug, zugeteilt. So ganz ohne Formalitäten. Es war eben im Rückzug alles möglich. Ein Fahrzeug mehr oder weniger machte da überhaupt nichts mehr aus. Müßig zu berichten, daß der Kompanieführer uns einen Fahrbefehl ausstellte und befahl, auf schnellstem Wege zurück zu unserer Einheit zu fahren. Ob mein altes Fahrzeug noch einmal repariert und zum Einsatz kam, ich weiß es nicht. Wir packten unsere Siebensachen um, natürlich auch unsere Ziege und die Hühner, den verbliebenen Honig und die Melonen. Die Soldaten aus der Werkstatt haben nicht schlecht gestaunt ob unseres Vorrates.

Das neue Fahrzeug hatte im Gegensatz zu dem alten, Plane und Spriegel, es war um vieles besser. Wenn wir auf dem Rückweg zur Einheit halt machten, wurde der Ziege eine Portion Gras gebracht und Wasser gegeben. Die Milch, die sie gab, Reibert konnte auch melken, der konnte überhaupt fast alles, schmeckte garnicht schlecht, die konnte man ganz gut trinken. Die Eier der Hühner haben wir auf einmal in einem Kochgeschirrdeckel gebacken. Am letzten Tag vor unserem Eintreffen bei der Einheit, hat Reibert zwei Hühner geschlachtet. Sie aber nicht wie das sonst gemacht wird, gerupft, sondern sie abgezogen, wie man ein Kaninchen abzieht, einfach die Haut samt Federn über den Kopf. Das habe er schon bei einem früheren Einsatz als Infanterist in Rußland, vor seiner ersten Verwundung, so gemacht. Die Methode hatte den Vorteil, daß man kein heißes Wasser benötigte, daß sie schnell von statten ging und man somit viel Zeit sparte. In einem Blecheimer, den wir schon allein wegen der Ziege benötigten, hat er die beiden in Stücke geschnittenen Hühner, hinter einer Russenkate, über einem offenen Feuer, gekocht. Fingerdick stand das heiße Hühnerfett auf der Brühe. Reibert hat das so wie es war, ohne Salz, das hatten wir bei unseren Streifzügen in keinem Haus gefunden, getrunken. Auswirkungen, ich dachte an einem gewaltigen Durchfall, hatte das bei ihm keine. Er war halt ein richtiger Naturbursche, ein Bauernsohn aus dem

Memelland. In der Not schmeckt auch ein gekochtes Huhn, ganz ohne Salz und sonst einer Zutat, garnicht mal so schlecht. Hunger ist eben doch der beste Koch. Hätte ich eine Tasse Hühnerfett getrunken wie das der Reibert tat, ich hätte mein Auto am nächsten Baum oder am nächsten Waldrand stehen lassen müssen. Von Reibert habe ich, wie bei so vielen anderen auch, nie mehr was gehört.

In einem, für mich namenlosen Dorf, in der unendlich großen Ukraine, nahe der Rollbahn zwischen Poltawa und Charkow, - unser Leben spielte sich an der Rollbahn oder unmittelbar daneben ab - trafen wir wieder unsere Einheit. Waren wir froh, wieder dabei zu sein? Ich glaube ja, denn es wäre leicht möglich gewesen, daß ein einzeln fahrendes Auto in diesem weiten Land, die Landser allein auf sich gestellt, von den überall anwesenden Partisanen. überfallen, die Landser getötet und das Auto verschleppt hätten. Nur in der Masse war man stark. Ich hatte wieder einmal, Glück gehabt.

Wieder bei der Transporteinheit

Wieder bei der Einheit, die noch ganz in der Nähe von Charkow lag, ging der Transport verstärkt weiter. Eines Tages, wir waren zum zweitenmal an diesem Tage in einem Verpflegungslager, sah ich wieder in einer Entfernung von ca. 50 Meter, an der Abzweigung eines schmalen Weges, der in das freie Gelände zu führen schien, den schon einmal beschriebenen 72 Tonnen Panzer der sowjetischen Streitkräfte stehen. Er war nicht entfernt worden, er war scheinbar viel zu schwer und konnte nicht oder nur unter sehr großen Anstrengungen zerlegt und weg transportiert werden. Ich habe in meiner Zeit als Soldat, nur dieses eine Exemplar gesehen. Er war wohl selbst für Rußland vollkommen ungeeignet. Dafür war der Typ T 34 um so besser und für uns viel gefährlicher. Der T 34 war der beste Panzer der damaligen Zeit. Auf fester Fahrbahn konnte er eine Geschwindigkeit von fast 60 Kilometer erreichen und das mit einem Dieselmotor. Später im Jahr, bei meinem Einsatz in vorderster Front, hat der T 34 auch mir Angst gemacht.

Bei einer unserer Fahrten durch Charkow kamen wir am ehemaligen Feldpostamt vorbei. Das lag an der Straße, die wir so oft befahren hatten, als wir noch östlich von Charkow, in Ternawaja lagen. Ich schreibe, ehemaligen Feldpostamt, denn jetzt war es schon vor ein paar Tagen geräumt worden. Als scheinbar alles, was wert war, mitgenommen zu werden aus dem Haus entfernt war, wurde das Gebäude einfach angezündet. Jetzt war es nur noch ein Trümmerhaufen. Weil, wie so vieles in diesem unsinnigen Krieg, auch hier der Brand nicht alles vernichtete und ein Teil des Hauses ganz geblieben war, hielten wir unsere Fahrzeuge an und untersuchten das Teil das noch stand. In einem Keller fanden wir einige angekohlte, nur unvollständig verbrannte

Holzkisten. Beim näheren Hinsehen stellten wir fest, daß der Inhalt aus Geldscheinen bestand. Die äußeren Päckchen waren zwar angesengt, aber innen waren sie noch einwandfrei. Es waren "Karbowanez". Geld, das im Falle, daß Deutschland den Krieg gewann und die Ukraine ein selbständiger Staat werden würde, schon vorsorglich von der deutschen Militärverwaltung gedruckt worden war. Jetzt lag das Zeug in Charkow, im ehemaligen Feldpostamt, war verbrannt und war zu nichts mehr nutze. Sogar nicht für die Russen, die sich in diesen Tagen noch auf die Straße wagten.

Von der Zivilbevölkerung war so gut wie nichts zu sehen. Ob sich die Menschen in ihren Häusern versteckt hielten oder ob sie in die Wälder geflüchtet waren? Mit den deutschen Truppen in Richtung Westen waren viele Russen geflohen. Es waren dies diejenigen, die mit den Deutschen gemeinsame Sache gemacht hatten, die mit Stalin und seinen Genossen, mit dem ganzen Staat und den Machenschaften der Bolschewisten nicht einverstanden waren, die sich eine neue Ordnung herbeisehnten und mithelfen wollten, aus der Ukraine einen neuen Staat zu machen. Und da waren garnicht mal so wenige.

Ich, und die anderen, die mit in dem zerstörten Gebäude waren, haben uns einige Päckchen Banknoten in die Taschen gestopft. Nur so aus Spaß, wir wußten ja, daß sie uns keinen Nutzen bringen konnten, daß sie wertlos, nur ein unnötiger Ballast waren. Und trotzdem taten wir es. Schönes Geld war es, die Karbowanez. Nicht wie bei uns im Querformat gedruckt, sondern im Hochformat. Sie sahen wie schöne, bunte Kalenderblätter aus. Heute heißt die Währung in der Ukraine wieder Karbowanez und die damals nicht zur Ausgabe gekommenen Scheine hätten bei Sammlern vielleicht auch ihren Wert. Wer weiß das schon.

In den letzten Tagen der deutschen Besetzung von Charkow, als man schon absehen konnte, wann die Stadt wieder von den Russen zurück erobert werden wird, wurden natürlich Vorkehrungen zur totalen Räumung aller Lager getroffen. So kam auch der 12. August 1943 heran. Ein denkwürdiger Tag in der Geschichte des 2. Weltkrieges. Die Kämpfe um Charkow, der wohl wichtigsten Stadt in der Ukraine, werden immer heftiger. Von daher wußten wohl alle Stäbe und die Heeresleitung, daß es nur noch einige Tage bis zur Aufgabe der Stadt, sind.

Wir sind mal wieder in der Stadt und versuchen im größten Verpflegungslager, ohne schriftlichen Befehl, Lebensmittel oder andere Verpflegung, zu erhalten. Der Intendant, der verantwortliche Leiter, ein hoher Parteigenosse der NSDAP, steht mit entsicherter Pistole bei den Wachen am Eingangstor und verweigert uns das Betreten des großen Lagers. Er droht jeden zu erschießen, der näher als 5 Schritte auf ihn zu komme. Die Wachen mußten natürlich seinen Befehlen Folge leisten und entsicherten ebenfalls ihre Karabiner. Es ist eine recht bedrohliche Situation für uns. Dann taucht auch noch von irgendwo her die

Feldgendarmerie auf. Die Lage wird immer gespannter. Jetzt, wo der Sonderführer, die man im Landserdeutsch auch "Goldfasanen" wegen ihrer braunen Parteiuniform nannte, Verstärkung hat, sehen wir ein, daß wir keine Aussichten haben auch nur eine Kleinigkeit der dort lagernden Vorräte zu erhalten. Zumal uns der Intendant, der etwas ruhiger geworden ist, ein Schreiben zeigt, in dem der "Führer Adolf Hitler" in einem sogenannten "Führerbefehl" unter Androhung von hohen Strafen, befiehlt: "Charkow ist unter allen Umständen zu halten".

Resigniert besteigen wir unsere Fahrzeuge und fahren in die Straße im Außenbezirk der Stadt, die uns als vorübergehenden Standort zugewiesen worden war. Bis zu dem Dorf, in dem ich mit meinem neuen Lkw. die Kompanie wieder traf können es gut 10 Kilometer sein. Eine kleine Entfernung in diesem Riesenreich. Mittlerweile ist es so gegen 15:00 Uhr geworden. Wir halten auf der Straße unter recht großen dichten Bäumen, die uns gute Tarnung gegen Flieger geben. Kaum sind wir aus den Lkws. ausgestiegen, stehen zusammen und diskutieren die Lage, als es Fliegeralarm gibt. Die Fliegertätigkeit der Russen war in den letzten Tagen erheblich verstärkt geworden. Lohnende Ziele gab es genug in der Stadt. Vielleicht war unsere Kolonne, die aus höchstens 20 Fahrzeugen bestand, von einem Spion oder einem Agenten den Sowjets mittels Funk verraten worden. Wie sonst greifen drei Flugzeuge in ganz geringer Höhe gerade die Straße, in der wir standen, mit Bordkanonen und Brandbomben an? Es gab doch weitaus bessere und wichtigere Ziele in Charkow als gerade eine kleine Nachschubeinheit. An unseren Fahrzeugen entstand kein Schaden. Die meisten Brandbomben fielen in freies Gelände zwischen den Häusern, wo sie in Gärten und wildem Gestrüpp keinen Schaden anrichteten. Drei, vielleicht auch vier Bomben trafen aber doch die großen Wohnblocks und brennen dort auf den Dachböden. Einige von uns laufen die Treppen hoch und können die Bomben durch die Dachfenster runter auf die Straße werfen. Durch einen größeren Brand wäre unser Aufenthalt in der Straße unmöglich geworden. Daß wir da versuchten, einen Brand zu verhindern, war somit reiner Selbstschutz. Eine, oder waren es gar zwei sind nicht mehr zu löschen, sie richteten aber keinen Schaden an. Die Dachböden, das sahen wir erst jetzt, waren ebenso wie die ganzen Gebäude, aus Beton. Die Bömbchen lagen da, fauchten wie Wunderkerzen zu Neujahr und waren in ihrer Wirkung nicht effektiv. Nach höchstens 3 Minuten war ihr Feuer, das kaum mehr als 1 Meter weit reichte, erloschen. Auf dem Dachboden, der wie geschildert, aus Beton gefertigt war, lag einfach nichts Brennbares herum. Die armen Russen besaßen halt nichts, was man dort hätte ablegen können. Auf einem normalen Dachboden mit einem Fußboden und Gebälk aus Holz, hätte eine Brandbombe allerdings einen Brand auslösen können

Wenn ich hier von Wohnblocks berichte, dann meine ich Häuser, 30 bis 40 Meter lang, 5 bis 6 Stockwerke hoch, Wohnungen für 40 bis 50 Familien. Ähnliche Wohnblocks wurden nach dem Krieg, als der Wohnraumbedarf wegen der Zerstörungen ungeheuer groß war, in fast allen sozialistischen

Ländern gebaut. Auch in der DDR. Häuser dieses Typs, gab es damals schon in Charkow.

Unsere Bereitstellung im brennenden Charkow

Charkow brennt, alles was irgendwie von Bedeutung war, wurde gesprengt oder angezündet. Überall, aus allen Straßen und von allen Plätzen, steigt Qualm auf und ist die Luft voller Gestank. Mittlerweile ist es gegen 18:00 Uhr geworden und wir empfangen unsere Verpflegung für den nächsten Tag. Nach dem Essenfassen und der Einteilung zur verstärkten Bewachung der Fahrzeuge, erhalten wir den Befehl, uns für den Abmarsch aus der Stadt bereit zu halten. Mit einer Nacht in der Straße ist es aus. Verstärkt hört man die Granateinschläge von der Front, die immer näher kommt. Wie weit sie noch von Charkow entfernt ist, weiß keiner zu sagen. Kurz vor 20:00 Uhr kommt auch dann der Räumungsbefehl. Wieder in die Fahrzeuge, Abfahrt, Fliegertiefe einhalten, die Luft über Charkow beobachten und die Häuser, die Felder und Wege im Auge behalten. Es ist Hochsommer und es ist noch lange nicht dunkel. Jetzt, wo die Stadt in absehbarer Zeit wieder russisch ist, ist verstärkt mit Anschlägen auf deutschen Truppen oder noch bestehenden Einrichtungen der Wehrmacht zu rechnen. Auf der Fahrt durch die Stadt passieren wir die letzten Häuser und sind dann wieder auf der Rollbahn in Richtung Poltawa. Neben der Rollbahn halten wir an und versuchen, die Nacht so gut wie möglich und unbeschadet zu überstehen. Funkverbindung zum Bataillon konnten wir nicht herstellen, wir hatten weder einen Funker noch ein Funkgerät und eine Telefonleitung dort hin bestand auch nicht. Wo überhaupt, lag denn unser Bataillon? Alle Meldungen dorthin und alle Befehle von dort wurden durch Kradmelder erledigt. Der arme Kerl hatte ein anstrengendes und gefahrvolles Leben. Die Lage ist so verworren und unübersichtlich wie seit dem 1. Mai

nicht mehr. Ich glaube, unser Einheitsführer wußte selbst nicht mehr was los ist und wer ihm noch Befehle erteilen konnte.

Es ist jetzt gegen 23:00 Uhr. Ein fürchterliches Krachen und Bersten reißt uns alle aus dem Halbschlaf in den wir nach diesem anstrengenden Tag gefallen waren. Raus aus den Fahrzeugen und nachsehen was los ist. Haben die Russen mit Flugzeugen angegriffen und unsere Fahrzeuge getroffen? Das nicht. Aber, jetzt sehen wir was los ist. In Richtung Charkow wird der Nachthimmel immer heller. Und dann ahnen wir den Grund der Detonationen. In Charkow waren fast alle Lager und sonst irgendwie wichtig erschienen Einrichtungen gesprengt worden. Was nicht gesprengt werden konnte, wurde angezündet. Darunter auch das Verpflegungslager, vor dem wir vor kaum 10 Stunden standen, aus dem wir noch Lebensmittel und Getränke fortschaffen wollten, vor dem uns der Sonderführer mit gezogener Waffe den Zutritt verwehrte. Im Laufe der nächsten Tage wurde das Gerücht verbreitet - Gerüchte und Parolen trafen meistens zu - eine SS Einheit der Division "Das Reich" habe sich nach uns gewaltsam Zugang ins Verpflegungslager verschafft und noch sehr viel Vorräte mitgenommen. Unter den noch nicht entladenen Waggons seien schon Tage vor der Räumung Tellerminen zur Sprengung angebracht worden. Mehl, Zucker, Reis, Nudeln und noch andere Lebensmittel würden Zentimeter hoch im Hof des Verpflegungslagers liegen. Fleisch, halbe Schweine und Rinder hingen in den hohen Bäumen, die das Lager umgeben hatten. Russen hätten das gesprengte Lager im Anschluß an die Sprengung, geplündert. Wie viele Tonnen Lebensmittel vernichtet wurden, weiß natürlich niemand. Wir hungerten, die Russen hungerten auch und dort wurde eine nicht vorstellbare Menge sinnlos vernichtet. Mit gesprengt wurden u.a. die Feldbäckerei, die Metzgerei, das Feldlazarett, das Munilager, das Soldatenheim, die Kommandantur, die Frontleitstelle, sogar die Gebäude der örtlichen Verwaltung am "Roten Platz". Nach dem Rückzug der deutschen Truppen aus der Stadt, war Charkow so verwüstet wie Frankfurt, Köln, Hamburg, Berlin, Leipzig, Dresden, Bremen, Düsseldorf, Mannheim, Ludwigshafen und weiteren Städten nach den Luftangriffen der Engländer und Amerikaner gegen Ende des Krieges.

Der Rückzug ging weiter, durch das zerstörte, verbrannte Land. So rasend und mit der selben Schnelligkeit wie 1941 der Vormarsch verlief, eroberten die Russen wieder ihr Land. Die Russen eroberten eine Stadt und ein Dorf nach dem anderen. Heute war die Front hier, morgen oder übermorgen war sie schon wieder weiter nach Westen verlegt. Alles und jeder war auf der Flucht. Jeder wollte sein Leben retten, jeder dachte verstärkt nur an sich. Wohl versuchte die Oberste Heeresleitung Widerstand zu leisten, der wurde aber immer schwächer. Die Russen mit ihrer Überzahl an Soldaten und mit sehr guten Waffen und Material aus den USA ausgerüstet, waren uns in allen Lagen haushoch überlegen. Eine Division nach der anderen wurde aufgerieben. Der Nachschub an Menschen und Material auf unserer Seite kam nur stockend voran. Hunderte Quadratkilometer Land wurden in ganz kurzer Zeit

von den deutschen Truppen aufgegeben. Die Verluste unserer Truppen stiegen rapide.

Auf den Rollbahnen war der Teufel los. Alles staute sich dort vor auch dem kleinsten Hindernis. Ersatztruppen gingen zur Front, von dort kamen lange Transporte mit Verwundeten. Alle wollten über die einzige noch intakte Brücke über den Dnepr bei Kiew. Unsere Fahrt dorthin wurde immer wieder durch den Transport aller möglichen Dinge unterbrochen. Es kam vor, daß wir an einem Bahngleis, irgendwo auf freier Strecke, Benzin, Granaten oder andere Munition, Verpflegung und immer öfters Verbandsmaterial aufladen mußten. Die Transportzüge wurden einfach auf freier Strecke gestoppt. Das Gerät, die Munition, Verpflegung oder was gerade geladen war, entladen, neben die Gleise gestapelt und von ein paar Soldaten bewacht. Nur ganz selten kam etwas in ein geordnetes Lager. Alles stand mehr oder weniger unter freiem Himmel. Tagsüber in glühender Sonne, bei Nacht in relativer Kühle.

Große Teile der im Süden eingesetzten Truppenteile bewegten sich auf diese eine Brücke zu. Zur Front wurden aber trotz allem noch viele Panzer der Typen P III und P IV gebracht. Diese beiden Panzertypen und die Tiger. - und Königstigerpanzer waren eigentlich das Rückgrad der Verteidigung. Gerade die beiden zuletzt genannten Typen waren noch den russischen T 34 ebenbürtig, wenn nicht sogar überlegen. Sie verfügten über eine außerordentliche Feuerkraft und Wendigkeit und einen recht großen Aktionsradius, benötigten aber auch sehr viel Benzin. Sie waren bei den Russen eigentlich gefürchtet. Eine weitere, sehr gute Waffe waren die sogenannten Nebelwerfer, eine Raketenartillerie mit sehr großer Reichweite. Die allerdings sah ich nur ganz vereinzelt. Mit einem grauenhaften Heulen flogen deren Raketen zielgenau in die russischen Linien. Man sagte damals, sie könnten sogar Vakuumgranaten verschießen. Was Vakuumgranaten immer auch waren, ich habe keine gesehen. Auch nicht die legendären "Stukas zu Fuß" im Einsatz. Nur die Raketen an sich. Die konnten ohne eine Lafette, einfach so von einer harten Unterlage aus, einem Tisch z.B., abgefeuert werden. Trotz dieser "Wunderwaffen", aller Anstrengungen und großen Widerständen der kämpfenden Truppen, war der Krieg schon lange verloren. Sehr viele, der gerade beschriebenen Tiger und Königstigerpanzer mußten aus Mangel an Benzin einfach im Gelände stehen bleiben, ohne daß eine Beschädigung schuld gewesen wäre.

Unsere Tätigkeit in diesen Tagen des Rückzuges war geprägt durch den verstärkten Transport von enorm gestiegenen Bedarf in allen Bereichen. Fast Tag und Nacht waren wir unterwegs zwischen Nachschubbasis und provisorischen Lagern hinter der Front. Ein Wunder, daß wir diese Strapazen ohne nennenswerte Ausfälle an Material und Fahrern überstanden. Wohl gab es Verletzungen und Prellungen an Händen, Armen oder Füßen. Aber was war das im Vergleich zu den Entbehrungen und Gefahren und oft genug auch Heldentaten der kämpfenden Soldaten an der Front?

An einem der letzten Tage im August gingen auch wir mit unseren Fahrzeugen über die Pontonbrücke des Dnepr. Die war schon an zwei Stellen überschwemmt. Was lag am östlichen Brückenkopf alles im Gelände. Alles, was man meinte, nicht mehr zu brauchen oder was hinderlich war, wurde einfach ins Gelände geworfen. Gespanne, allerdings ohne Pferde, Geschütze die einen kleinen Schaden hatten, Autos für die es keine Ersatzteile mehr gab, Tiere, verhungert oder am Verdursten, liefen herrenlos herum. Viele Fahrzeuge aber, die über die Brücke fahren konnten, waren viel zu schwer und oft mit Beutegut beladen. Die Feldgendarmerie, die auch hier anzutreffen war, versuchte zwar, Ordnung in dieses Chaos zu bringen. Oft genug unter Androhung von Gewalt. Jeder drängte dorthin, jeder wußte, der Russe ist in wenigen Tagen hier. Dann hieß es entweder, in Gefangenschaft gehen oder sterben. Die Feldgendarmerie überprüfte fast alles und ließ immer nur eine ganz bestimmte Anzahl von Fahrzeugen die Brücke passieren. Trotzdem kam es zu den Überflutungen der Brücke. Hätten die Russen in verstärktem Maße Flugzeuge einsetzen können, unsere Flak, die aus nur ein paar wenigen Geschützen bestand, hätte keine große Wirkung gehabt. Die Russen hätten hier eine immens große Menge Soldaten und Gerät vernichten können. Die an den Brückenköpfen stationierten Vierlingsflak brauchten nur ganz selten Fliegerangriffe abwehren. Bomber, die in großer Höhe hätten mit Bomben angreifen können, sah ich bei meinen Einsetzen als Soldat des Nachschubes niemals. Höchstens einmal einige Schlachtflieger. Von den nach dem Krieg so hoch gelobten Fliegern der "Roten Armee", sah ich damals nichts. Ich sah die ganze Geschichte kritisch, unvoreingenommen und so wie sie tatsächlich war.

Westlich des Dnepr

In den Auffangräumen westlich des Dnepr angekommen, wurden unsere Fahrzeuge nachgesehen und inspiziert. Wie auch alles andere was über den Fluß gerettet worden war. Die Heeresleitung versprach sich von dieser neuen Stellung eine bessere Verteidigung und manche hofften immer noch auf die mit großem Phatos angekündigten und immer wieder hoch und heilig versprochenen Wunderwaffen. Viele glaubten immer noch an ein gutes, siegreiches Ende des Krieges.

Bei dieser Inspektion wurde uns ein Befehl übermittelt, der besagte, daß alles Beutegut, das wir - aber auch alle anderen Soldaten - von den aufgegebenen Stellungen östlich des Flusses trotz Verbotes mitgenommen hatten, unverzüglich abzuliefern hätten. Gleich am ersten Tag nach diesem Befehl kam Wilhelm Laub zu mir und sagte, daß er noch ein Huhn auf seinem Berliet habe und daß das eine zusätzliche Mahlzeit für uns zwei wäre. Daraufhin haben wir beide die Ladefläche seines Lkw nach diesem Huhn, das er in einer Munitionskiste versteckt hielt, abgesucht und auch gefunden. Nach dem Öffnen der

Kiste war das Huhn so schwach, daß es nicht wegfliegen oder weglaufen konnte. Das Tier hatte bestimmt schon seit Tagen weder Wasser noch Futter bekommen. Woher hätte Wilhelm auch Futter haben können. Höchstens etwas Brot, aber das war auch bei uns ein seltener Artikel. Auf meine vermeintliche Feststellung hin, daß das Huhn den Pieps, also eine Geflügelkrankheit haben könne, wolle ich nichts mehr davon essen. Wilhelm war derselben Meinung und gab daher dem Huhn seine Freiheit. Er ließ das Tier einfach auf den Boden fallen und dort blieb es sitzen bis zum Einbruch der Nacht. Wilhelm kam noch einmal zu mir und sagte, daß er auch noch einen Stallhasen mitgenommen habe. Jetzt begann wieder ein Suchen nach dem Hasen auf der inzwischen dunkel gewordenen und mit allerhand Kram vollgestopften Ladefläche des Lkws. Wir suchten und fanden, wieder in einer Munitionskiste, einen kleinen, mickrigen Hasen. Bestimmt nicht schwerer als zwei Pfund. Wer wird nun den kleinen Burschen schlachten? Wilhelm oder ich? Wilhelm war ein großer, kräftiger Kerl, wesentlich kräftiger als ich. Aber, den Hasen töten, abziehen und ausnehmen, das könne er nicht. Also mußte ich diese Arbeit, die mir auch keine Freude machte, übernehmen. Einen Schlag mit der flachen Hand hinter die Löffel, des an den Hinterläufen fest gehaltenen Hasen, und er war tot. Die Halsschlagader aufschneiden und den Hasen ausbluten lassen, dann ausnehmen, das Fell über die Ohren ziehen, das habe ich von Erich Reiber gelernt. Wilhelm war während dieser Arbeiten nicht zu sehen. Er konnte dabei weder mithelfen noch zusehen. Dafür hat er in der Zwischenzeit im Führerhaus seines Lkws., einen Benzinkocher, den er aus einem RSO organisiert hatte, aufgestellt und ein Kochgeschirr bereit gelegt. Als er den recht kleinen Hasen sah, meinte er, es wäre doch besser gewesen, wir hätten auch ihm die Freiheit geschenkt. Mit einen bißchen Speck, das ich noch hatte, haben wir den Hasen dann versucht zu braten. Daß unser Vorhaben nicht gelang, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Auf der einen Seite war der Hase verbrannt, auf der anderen Seite war das Fleisch noch roh. Wir hatten halt nicht genug Fett zum Braten, das falsche Geschirr, keine Erfahrung mit Hasen, keine Zeit und zum Schluß auch keinen Appetit mehr. So wurde der Hase umsonst geschlachtet. Er verlor sein Leben wie schon so viele vor ihm und noch viel mehr nach ihm, ganz umsonst. Ich glaube, Wilhelm, viele andere und ich, hatten in der folgenden Nacht wieder einmal Kohldampf. Genauso erging es uns in einer anderen Nacht. Noch jenseits, also ostwärts vom Dnepr. Hier die Geschichte dazu.

Eines Nachmittags, kurz nach 13:00 Uhr, gab es ein Geschrei und Gebrüll von der Rollbahn her. Wir standen mit meinem Lkw. zwischen zwei Holzhäuser und den dazu gehörenden Ställen nahe beim Dorfrand, etwas abseits von der Rollbahn. Zwischen dem Dorfrand und der Rollbahn befand sich ein ziemlich dichter mit Hecken und kleinen Bäumen bestandener Streifen Land. Durch eine Lücke in dieser Hecke, durch welche die Zufahrtsstraße zum Dorf ging, kam eine von der Feldgendarmerie geführte große Herde Schafe. Diese versuchte immer wieder auszubrechen, von daher das Geschrei. Vielleicht hatten die Tiere seit Tagen in der gebotenen Eile nichts mehr genug zu

fressen bekommen, vielleicht rochen sie auch das Wasser im Dorfbrunnen. Sie drängten immer mehr auseinander. Einige "Hiwis", das waren die schon einige Male erwähnten Hilfswillige aus Rußland, die mit bei der Herde waren, hatten alle Hände voll zu tun, das Ausbrechen der Herde zu verhindern. Unser Koch wollte sich ein Schaf greifen um es zu schlachten und unsere Verpflegung etwas verbessern. Ein Angehöriger der Feldgendarmerie, der dies beobachtete, kam mit raschen Schritten auf ihn zu und fuchtelte mit seiner Pistole in der Luft herum und schrie, daß er für die Herde, die genau gezählt worden sei, und für ihre Rückführung in ein Auffanglager, verantwortlich sei. Sollten wir eins stehen, würde er die Einheit melden und das gäbe unweigerlich ein Kriegsgerichtsverfahren wegen Diebstahl von Wehrmachtsgut und Sabotage. In der Zwischenzeit hat aber dann doch einer von uns ein Schaf an den Hinterbeinen ergriffen und es blitzschnell zur Seite in einen leeren Stall gebracht. Die ganze Sache ging so schnell vonstatten, daß niemand aus der Begleitmannschaft etwas sah. Wer sollte denn das Fehlen eines Schafes bemerken? Wie schnell ging doch eins von der großen Herde verloren. Als die Herde, mindestens 400 / 500 Stück an der Zahl, nach einigen Minuten in Richtung Dorfmitte weiter gezogen war, hat der Föhr das Tier sogleich geschlachtet und versorgt. Wer etwas davon haben wollte, konnte sich nach gut einer Stunde bei ihm ein Stück Fleisch abholen. Den Rest sollte es dann zum nächsten Morgen, gebraten oder gekocht, geben. Ich habe mir auch ein kleines Stück abgeholt und versucht, es zu braten. Und zwar so, wie man bei uns zu Hause Spießbraten macht. Salz dazu gab es in der Küche, ein anderes Gewürz aber nicht, war auch nicht nötig. Ich habe mir in der Hecke am Rand des Dorfes, einen glatten Stab geschnitten, ihn an einem Ende zugespitzt, das Fleisch darauf gesteckt und das ganze über offenem Feuer gebraten. Oder doch versucht. Gerochen hat das wunderbar. Solch einen guten pikanten Geruch habe ich seit langer Zeit nicht mehr gerochen. Wie gut wird dann das Fleisch erst schmecken? Mir lief das sagenhafte Wasser im Munde zusammen. Föhr, der Schlächter war und von daher gut mit Fleisch umgehen und auch zubereiten konnte, war erstaunt so was zu sehen. Als dann das Stück Fleisch, mein "Spießbraten" nach meiner Meinung gar und lange genug gebraten war, nahm ich den Stock vom Feuer. Wie freute ich mich, nach Monaten ein richtiges Stück Fleisch essen zu können. Aber, wie kam es? Was war ich enttäuscht. Zäh war das Fleisch, außen halb verbrannt, innen noch halb roh und schmecken tat es, furchtbar. Es war nicht zu genießen. Samt Stock habe ich es in Richtung Rollbahn in die Hecken geworfen. Auch am nächsten Tag gab es kein Fleisch. Das Schaf war viel zu alt und das Fleisch viel zu zäh. Es war eben nicht abgehangen. Das war die Geschichte mit dem Schaf, der Feldgendarmerie und meinem Spießbraten. Leider auch eine etwas unrühmlich Geschichte des Krieges in Rußland. Wer aber von uns Soldaten hat nicht etwas ähnliches erlebt?

Jetzt, auf dem linken Ufer des Dnepr, in der neuen Auffangstellung, sollte meine Zeit in der Nachschubeinheit ganz schnell und völlig überraschend zu

Ende gehen. Schade drum. Es war eine, den damaligen Verhältnissen angemessene, gute Zeit gewesen.

Ich hatte bis jetzt sehr viel Glück gehabt.

Die Zeit bei den kämpfenden Truppen

Im Feldersatzbataillon

Es war September 1943 geworden. Wir lagen jetzt seit einigen Tagen westlich des Dnepr in relativer Ruhe. Wie weit es bis zum Fluß war, kann ich nicht sagen, mehr als 40 Kilometer aber bestimmt nicht. Die Front war nach den heftigen Kämpfen der vergangenen Tagen und Monaten etwas zur Ruhe gekommen und der Ansturm der russischen Truppen war abgeflaut. Die deutschen Truppen hatten schwere Verluste an Menschen und Material erlitten. Es war an der Zeit, diese Verluste auszugleichen. Aus der Heimat kamen neue Soldaten, neues Material und neue Waffen. Für den bevorstehenden Winter sollte die Front verstärkt und ausgebaut werden. Man sprach immer mehr und immer wieder von Wunderwaffen, die eine Wende im Krieg herbei führen sollten. Es war aber auch höchste Zeit dazu.

So kam es, daß eines Tages beim Morgenappell eine ganze Reihe von uns aufgerufen wurden und sofort nach dem Appell zur Schreibstube kommen sollten. Dort wurde uns mitgeteilt, daß wir zu einem Feldersatzbataillon versetzt worden wären und uns die notwendigen Marschbefehle übergeben. Wir, die versetzten, wir war so um die 10 Mann, packten im Laufe des Vormittags unsere Sachen zusammen und harrten der Dinge, die nun kommen sollten. Ich schrieb einen Brief an meine Eltern, in dem ich ihnen diese für sie bestimmt nicht schöne Neuigkeit mitteilte und verpackte in einem kleinen Päckchen die paar Dinge, die ich in Zukunft nicht mehr benötigte, die mir vielleicht sogar hinderlich sein könnten. Noch vor dem Mittagessen wurden wir mit einem Lkw. so um die 80 Kilometer Entfernung südlich von Kiew, in ein Dorf gebracht. Den Namen weiß ich allerdings nicht mehr. Die russischen Dörfer hatten ja meist keine Ortsschilder. Das Dorf war, genau wie die meisten anderen, durch die wir in den letzten Wochen gekommen waren, auch menschenleer. Es wirkte in seiner Stille richtig gespenstisch. Alle Einwohner waren fort. Zumindest habe ich keine gesehen.

Am Ortseingang stand auf einem Schild das Wort “Feldersatzbataillon” und war das taktischen Zeichen unserer Division aufgemalt. Vorerst waren wir am Ziel. Wir meldeten uns auf der Schreibstube und wurden dann in zwei Züge

eingeteilt. Als Quartier bekamen wir zwei etwas größere Häuser zugewiesen. Wir von der Nachschubeinheit der 282 Infanteriedivision waren nicht die einzigen, die in diesen Tagen zum Ersatzbataillon versetzt worden waren. Im gesamten Ostheer wurden in den rückwärtigen Diensten alle junge, kräftige Soldaten aus Positionen, die von älteren und auch schon einmal verwundeten Soldaten übernommen werden konnten, aussortiert und zu Feldersatzeinheiten überstellt. Hauptsächlich wurden die Ordonnanzen bei der Luftwaffe und das Schreibstubenpersonal abgelöst und zu diesen Einheiten versetzt. Noch am gleichen Nachmittag erfolgte eine erste Unterweisung im Frontverlauf. Da wir schon seit fast einem Jahr keine Ausbildung im Gelände mehr hatten, sollten wir am nächsten Tag mit den neuesten Waffen, wie Panzerfaust, MG 42, Eierhandgranaten, Schießbecher usw. erhalten. Im Schnelldurchgang mußten wir unsere Kenntnisse als Infanteristen vervollkommnen. Den ganzen Tag über waren wir im Gelände und mußten wieder die altbekannten Tugenden der Soldaten, Tarnen, Robben, Entfernungsschätzen, Zielansprache und so weiter üben.

Alles deutete daraufhin, daß wir über kurz oder lang bei den kämpfenden Soldaten in vorderster Front zum Einsatz kämen. Die relativ ruhigen und ungefährlichen Tage bei der Nachschubeinheit, die selbstverständlich auch kein Honiglecken waren, waren endgültig vorbei. Der ganz gefährliche Alltag der Kampfeinheiten mit all dem Schlamassel in Dreck, bei Regen und Wind, bei Schnee und Nebel, bei Tag und während der Nacht im Graben zu stehen, sollte bald kommen. Vorerst aber machten wir militärische Ausbildung, und die war, wie sich nur wenige Tage danach feststellen sollte, dringend notwendig. Wir wurden zugweise so ausgerüstet, daß wir zu jeder Zeit, dort wo es erforderlich und dringend war, eingesetzt werden konnten. Wir waren also eine Eingreifreserve oder, man könnte auch "Feuerwehr" sagen.

Erstes Spähtruppunternehmen

Mein allererster Einsatz bei den kämpfenden Truppen, war ein Spähtruppunternehmen. Ich war vom Feldersatzbataillon zu einer Radfahrerschwadron versetzt worden. Nicht, daß wir mit Fahrrädern zum Einsatz fuhren, wie man ja leicht annehmen könnte, die Einheit hieß nur so. Wir mußten, wie die meisten Soldaten, marschieren und oft genug, zu oft sogar, laufen - laufen - laufen. Wir waren vielleicht 35 Mann, kaum mehr.

Unsere Ersatzabteilung in Deutschland waren die "7ten Reiter" in Stuttgart-Feuerbach. Von daher die Bezeichnung "Schwadron" für uns. Der Hauptteil der Schwadron lag in der HKL. Unser Zug war etwas weiter zurück in einem Dorf untergebracht und bildete eine Eingreifreserve. Von der HKL aus, die in diesem Abschnitt fast nur aus Schützenlöchern bestand, bis zu den russischen

Truppen, waren es nur so um die 200 Meter. So jedenfalls hat das ein vorgeschobener Beobachter festgestellt. Von unserem Dorf aus konnte man die HKL aber nicht einsehen. Über ein etwas leicht getrocknetes Stoppelfeld, das ganz sachte erst durch eine kleine Senke abfiel, dann etwas ansteigend bis zu einem Waldrand verlief, sollten wir ausspähen, in die russischen Linien eindringen und mindestens einen Gefangenen machen. (Eine ganz leichte Sache wenn man davon nur spricht, wenn man aber bei den Akteuren ist, die die Sache durchführen sollen, ist das was ganz anderes) Dem Bataillon war weder bekannt, welche Waffen der Gegner uns gegenüber einsetzen konnte, noch wie stark er war. Den ganzen Tag über und auch in der vergangenen Nacht war kaum ein Schuß gefallen, alles war still.

Nachdem alles noch einmal durchgesprochen, die letzen Einweisungen und Fragen geklärt und wiederholt worden waren, machte sich unsere Gruppe bereit, die letzten Schützenlöcher zu verlassen. Mit den Zugführern war alles ganz genau besprochen worden, wer und wann uns, wenn nötig, Feuerschutz geben wird. Zu diesem Zweck waren einige MGs in Stellung gebracht worden. Wir verließen also einzeln, einer hinter dem anderen, in einem Abstand von 5 - 6 Meter, die Stellung. Das Gewehr im Anschlag, den Mündungsschoner von der Laufmündung abgenommen und durchgeladen, bin ich der letzte Mann der Gruppe. Natürlich hatte jeder von uns, die wir zum erstenmal bei so einem Unternehmen dabei waren, furchtbare Angst. Viele Landser, die zum erstenmal “Feindberührung” hatten, haben vor Angst in die Hosen geschissen. Unser Unteroffizier ist an der Spitze. Wir sind kaum 60 Meter in größter Anspannung, geduckt, immer angestrengt nach dem Waldrand spähend, unterwegs, als ein ganz fürchterliches MG.- und Gewehrfeuer uns entgegen schlägt. So schnell wie noch nie während meiner Ausbildung liege ich auf dem Boden. Von wegen, linke Hand, rechte Hand, linkes Knie, rechtes Knie und dann nach vorne abrollen und hinlegen. In Sekundenbruchteilen liege ich flach auf dem Bauch und bin heilfroh, daß keine Geschosse in meiner Nähe einschlagen. Im gleichen Augenblick beginnen auch die seitlich hinter uns aufgebauten MGs. uns Feuerschutz zu geben. Zwei MGs., eins links und eins rechts von uns schießen in Richtung Waldrand. Man sieht das Aufblitzen der russischen MGs. unter den Bäumen am Waldrand. Von vorne schießen die Russen, von hinten die deutschen MGs, und wir liegen dazwischen und wissen nicht, was zu tun ist. Aufstehen und nach hinten laufen, oder doch noch gewaltsam einen Gefangenen machen? Alles ist so aussichslos in Anbetracht des massiven Feuers das uns entgegen schlägt. In die russischen Linien zu kommen ist einfach unmöglich, es käme einem Selbstmord gleich. Uns bleibt halt nur eine Möglichkeit. Selbst wehren, den MG Schützen helfen, auch schießen und dann zurück in unsere Stellungen.

Unser Gruppenführer ruft uns auch schon zu, wer ein Ziel erkannt habe, solle schießen. Im letzten Moment, als ich gerade den ersten Schuß abgeben will, sehe ich, daß sich in meiner Gewehrmündung ein Pfropfen Erde befindet. Beim Hinlegen bin ich scheinbar so unglücklich mit dem Karabiner hingefallen,

daß sich der Lauf mit Erde verstopft hat. Hätte ich auch nur einen Schuß abgegeben, wäre der Lauf in Stücke gerissen worden und die dabei entstehenden Splitter hätten mich und den vor mir liegenden Kameraden verletzen wenn nicht sogar töten können. Der Gruppenführer, der scheinbar schon Fronterfahrung hatte, befiehlt uns, einzeln nach hinten in Richtung HKL. zu springen. Ich robbe erst einmal noch so an die 10 Meter rückwärts, springe auf und laufe die letzten verbleibenden Meter im Zick - Zack bis zum ersten Schützenloch. Wie erleichtert ich war, kann sich niemand vorstellen.

Innerhalb der nächsten paar Minuten kommen dann auch noch die restlichen Kameraden unseres Stoßtrupps. Zum Glück waren alle unverletzt. Das Gewehr,- und Maschinengewehrfeuer verstummt so plötzlich wie es eingesetzt hatte. Obwohl die ganze Schießerei, bei deren Ende auch noch einige Granatwerfereinschläge lagen, nur ganz kurze Zeit andauerte, kam sie mir wie eine Ewigkeit vor. Unsere Gruppe geht wieder zurück in die Bereitstellung und der Gruppenführer erstattet beim Stab Bericht. Dabei wird er darauf angesprochen, warum der letzte Soldat im Spähtrupp nicht geschossen habe. Hier sieht man, daß unser Unternehmen aus der Stellung heraus genau beobachtet wurde und das zeigt auch gleichzeitig, daß wir gut durch den Feuerschutz unterstützt worden waren. In der Unterkunft angekommen, werde ich ganz fürchterlich wegen meinem verstopften Gewehr angeschnauzt. In Zukunft müsse ich viel besser aufpassen, sowas dürfe einfach nicht mehr vorkommen. Was sollte ich dazu sagen? Wem passiert beim ersten Einsatz nicht ein Fehler?

Das war meine erste richtige Berührung mit russischen Soldaten. Sie hatte alles in allem eine gute Stunde gedauert, aber sie war ein Vorgeschmack auf das was noch kommen sollte. Daß es sich bei den Russen, die da in dem Wald vor uns lagen, um einen kleinen Brückenkopf handelte, erfuhren wir erst später. Für diesmal konnte ich sagen: ich hatte großes Glück gehabt.

In der Radfahrerschwadron

Wir waren, wie ich im vorherigen Abschnitt schon geschrieben habe, eine Art Eingreifreserve. Unsere Aufgabe bestand hauptsächlich in der Bereinigung von Frontabschnitten oder halt dort einzugreifen, wo es irgendwie brenzlig wurde. Der Russe hatte in den letzten Tagen seine Aktivitäten verstärkt und große Teile Land auf dem linken Dneprufer zurück gewonnen. Die zuerst kleinen Brückenköpfe wurden immer mehr ausgebaut und es war nur noch eine Frage der Zeit, wann er wieder verstärkt zum Angriff gegen uns antreten wird. Vorerst aber blieben wir in Bereitstellung liegen. Nicht weit hinter der Front, in einem, wie sollte es anders sein, schmutzigen Dorf. Schlafen taten

wir grundsätzlich nur in Uniform, nur die Schuhe durften wir ausziehen, aber sie mußten griffbereit neben uns stehen.

Wo viele Menschen beisammen leben, die sich nur ab und zu richtig waschen und schon garnicht baden können, bleiben Flöhe und Läuse nicht aus. Uns erging es nicht anders. Mit diesem Ungeziefer machten wir jetzt Bekanntschaft.

Eines morgens, beim Appell, wurde uns mitgeteilt, daß wir, das wußten wir schon nach unserem Eintreffen an der Front, eine Radfahrerschwadron innerhalb der Aufklärungsabteilung der 282ten Infanteriedivision, seien. Ich habe ja schon davon geschrieben. Bei den Landsknechten im Mittelalter gab es schon einmal Füsiliere. Die hatten damals auch schon besondere Aufgaben zu übernehmen. So ähnliche wie wir heute. Aufgaben, die immer mit einem hohen Risiko verbunden waren. Sollte das ein Hinweis darauf sein, daß wir in Zukunft ganz bestimmte Aufgaben, nicht nur die schon geschilderten, übernehmen mußten. Es sollte tatsächlich so kommen wie wir befürchtet hatten. Wenn es irgendwo brenzlig wurde, kam unsere Aufgabe. So hatten wir die Zeit bis zum 15. - 16. Oktober relativ ruhig verbracht. Nur ab und zu kamen wir zum einem Einsatz, die aber keine Vorkommnisse von nennenswerter Bedeutung brachten. Entweder war es ein Fehlalarm, oder die Sache war durch eine andere Einheit schon bereinigt. Es herrschte damals, so schien es mir, eine Lage, die von der deutschen Seite aus, nicht mehr so richtig eingeschätzt werden konnte. Schlagartig änderte sich das, von einem Tag zum andern.

Die deutschen Linien lagen auf dem westlichen Ufer des Dnepr, die russischen auf dem Ostufer. Der Dnepr ist dort, wo wir in Reserve lagen, ziemlich breit. Ihn zu überwinden, war eine schwere Aufgabe. Nur zwei oder drei kleine Brückenköpfe konnte der Russe auf dem westlichen Ufer, also bei den deutschen Linien, bilden. Die sollten natürlich von den Russen mit aller Macht vermehrt, ausgebaut und vergrößert werden. Der im Vorkapitel geschilderte Spähtrupp fand bei so einem Brückenkopf, statt. Mit aller Kraft und mit jedem nur erdenklichen Einsatz an Waffen und Gerät wurden diese Stellungen immer mehr ausgebaut.

Meine Verwundung

So kam der 26. Oktober 1943. morgens, ganz früh, so gegen 5:00 Uhr wurde Alarm gegeben. Alles rennt in voller Uniform und mit allen Waffen zum Antreteplatz. Dort angekommen werden wir in aller Eile auf drei Lkws verteilt, Munition wird aufgeladen und in recht schneller Fahrt geht es in Richtung Dnepr. Dort war im Laufe der vergangenen Nacht der Russe mit Schlauchbooten über den Fluß gekommen und hatte sich in einem Dorf verschanzt. Es sah

so aus, als wolle er einen neuen Brückenkopf hier an dieser Stelle errichten und ihn mit den anderen vereinen. In dem besagten Dorf stellten wir fest, daß schon eine andere Einheit vor uns angekommen war, die aber scheinbar sehr schwach und nur ungenügend ausgerüstet schien. Unsere Aufgabe was es nun, den Gegner mit allen Mitteln und unter allen Umständen zu vernichten oder über den Fluß zu treiben. Vor den letzten Häusern des Dorfes stiegen wir von den Lkws., setzten unsere Stahlhelme auf und gingen in Schützenlinie, vor. Eine Gruppe von unseren dreien, die wir ein Zug waren, sprang von Haus zu Haus, während die anderen nach allen Seiten hin sicherten. Im Schutz von Häusern, Ställen, Hecken und dergleichen, allem was irgendwie Deckung gab, drangen wir in alle Häuser ein, durchsuchten sie, fanden aber nichts, schon gar keinen russischen Soldaten. Waren einige Landser in den Häusern, gaben die anderen Deckung und hätten jeden Augenblick auf alles was sich bewegte, geschossen. So kamen wir, ohne daß wir auch nur einen russischen Soldaten gesehen, geschweige denn gefangen hatten, bis auf 100 Meter an das Dneprufer heran. Das Ufergelände war dort sehr flach und morastig, man konnte dort nicht weiter. Die Gefahr, zu versinken, war enorm groß. Trotzdem war es möglich, daß sich dort die Russen versteckt hielten. Die ganze Gegend war für Kenner vorzüglich zum Unterschlupf geeignet. Und die Russen waren Kenner. Erlen.- und Weidenstümpfe standen dort mit dichtem Unterholz, hier wagte sich niemand hinein. Unser Truppführer rief uns zusammen, um mit uns die Lage zu erörtern. Ein Melder kam und überbrachte uns den Befehl, daß wir hinter dem Dorf, wo das Gelände leicht anstieg und wo Mais.- und Getreidefelder standen, die noch nicht abgeerntet waren, ein kleines Wäldchen durchkämmen sollten.

Bis jetzt hatten wir noch keine “Feindberührung”, aber das änderte sich von einer Sekunde zur anderen. Noch beim Sammeln neben einem Haus, hinter dem Haus wäre es viel besser gewesen, aber dort hätten wir kein Blickfeld zum Flußufer gehabt, kommt der erste Artilleriebeschuß der Russen vom östlichen Flußufer herüber. Konnte der uns wirklich hier sehen, waren wir zu unvorsichtig? Sollte da vorn in dem Gestrüpp am Fluß, in dem undurchdringlichen Sumpf und Morast ein Artilleriebeobachter liegen und unsere Lage nach hinten zur Gefechtsleitung melden? Die zweite Lage, wieviele Granaten es insgesamt waren, vermag ich nicht zu schildern, kommt und schlägt unmittelbar seitlich, links vor mir auf. Keine 20 Meter entfernt. Dabei wird ein Feldwebel, seinen Namen kenne ich nicht, denn er ist nicht von unserer Einheit, von einigen Splittern getroffen. Ich bleibe unverletzt. Der Feldwebel wird von der Druckwelle der Detonation und den Splittern umgeworfen und bleibt liegen. Ein anderer Landser und ich, wir springen ungeachtet der weiteren Granateinschläge die noch kommen können, zu ihm hin und drehen ihn auf den Rücken. Dabei sehen wir mit Entsetzen, daß er sehr schwer getroffen wurde. Der linke Unterarm hängt nur noch im Ärmel der Uniform, die linke Hälfte des Gesichtes ist von einem Splitter zerfetzt, ein Splitter hat das "EK erster Klasse", das er auf der linken Rocktasche trug, in die linke Seite der Brust hinein gedrückt und vollkommen verbogen. Seine Augen sind geschlossen und er röchelt nur noch

ganz leise. Blut kommt aus Mund und Nase. Mein erster Eindruck ist: der stirbt. Einen kühlen Kopf und klare Gedanken behält wohl niemand, der zum erstenmal in solch eine Situation kommt. Panik ergreift uns bei diesem fürchterlichen Anblick. Wer zum erstenmal so was sieht, reagiert bestimmt falsch. Ich bin wie erstarrt und höre kaum noch das Feuer der russischen Artillerie.

Zu dritt legen wir den Feldwebel auf eine Zeltplane, dabei verkrampfen sich seine Finger, die Hose wird ganz naß von seinem Urin und Stuhlgang und sein Röcheln wird stärker. Wir drei tragen ihn im Schutze von Häusern so schnell es uns möglich ist, nach hinten. Am Rande des Dorfes, gut 1 Kilometer vom Einschlag der Granate entfernt, kommen wir auf einen Verwundetensammelplatz. Gut, daß wir bei unserem Eintreffen hier, das entsprechende Hinweisschild gesehen hatten. Wir liefern ihn bei den Sanis ab und werden sogleich von einem Stabsarzt wieder nach vorne zum Einsatz befohlen.

Ich hatte schon vorher einige Verwundete gesehen, wenn wir mit unserer Nachschubeinheit an der Front waren, aber dieser arme Landser war so schwer verwundet, daß er, als wir ihn ablieferten, schon gestorben war. Ob er wohl ein würdiges Grab bekommen hat, oder ist er namenlos beerdigt worden? Wieviele starben an jenem Tag?

Wir drei machten uns also auf den Weg zurück zu unserem Trupp und fanden ihn fast an der gleichen Stelle wieder an dem wir ihn verlassen hatten. Jetzt sollten wir unseren Auftrag, die Mais.- und Getreidefelder zu durchkämmen, ausführen. Wir machen uns in Schützenreihe auf den Weg. Als erster unser Unteroffizier, dann der MG.Schütze eins, dann Schütze zwei und so weiter. Ich gehe so ziemlich am Ende unserer Gruppe. Wir verlassen den Schutz der letzten Häuser, als die Russen vom anderen Flußufer herüber, das Feuer mit Panzern auf uns eröffnen. Es kann aber auch Artilleriefeuer gewesen sein. Den Unterschied zwischen Panzer.- und Artilleriebeschuß kennen wir, die wir heute zum erstenmal in einem heftigen Beschuß liegen, noch nicht. Das müssen wir noch lernen. Im Schutz der Bäume und Sträucher, die an unserem Flußufer standen, konnten sie uns nicht sehen. Nun aber, auf der kleinen Anhöhe, ist ihre Sicht um so vieles besser. Aber dann, ein Granateinschlag nach dem anderen überdeckt uns mit Dreck und Fetzen von Bäumen und Stroh. Das Unheimliche aber an diesem Feuer ist, daß man die Geschosse nicht kommen hört. Die kommen so schnell heran gerauscht, daß man, sollte man das Mündungsfeuer tatsächlich einmal sehen, bis zum Einschlag des Geschosses, nicht mehr in Deckung gehen könnte. Die "V0", so nennt man die Anfangsgeschwindigkeit eines Geschosses beim Verlassen des Rohres, beträgt bei Panzer und Flakgeschützen, ca 880 Meter pro Sekunde. Auf unsere Situation hier übertragen würde das bedeuten, daß das abgefeuerte Geschoß die Strecke vom Panzer bis zum Einschlag hier bei uns, die höchstens 600 Meter betrug, noch nicht einmal 1 Sekunde unterwegs war. Da gibt es kein Entrinnen oder Fortlaufen oder Hinwerfen, da hilft nur noch Glück.

Glück hatte ich bei dem ersten Feuerüberfall, als der Feldwebel verwundet wurde, und auch noch die nächsten 40 Minuten.

Nach diesem Feuerüberfall springen wir auf und rennen so schnell es nur möglich ist, über eine freie Fläche zwischen Häusern in ein schon beschriebenes Getreidefeld. Wir sind für eine Weile in Sicherheit, denn die Panzer von der anderen Seite des Flusses können uns nicht mehr sehen. Indirekt schießen können sie nicht, höchstens die Artillerie. Und die schweigt jetzt. Auch Granatwerfer, selbst die schwersten, können uns über den Fluß nicht erreichen.

Bis jetzt haben wir noch keinen russischen Soldaten gesehen, noch etwas anderes bemerkt, was auf ihre Anwesenheit hätte hinweisen können. Sollte der Alarm auf den Irrtum einer Wache hin während der letzten Nacht unten am Dnepr ausgelöst worden sein? War unser Einsatz somit garnicht nötig gewesen? Das sind die Gedanken, die mir blitzartig durch den Kopf schießen. Aber warum schießt der Russe so massiert mit Panzern wenn keine Soldaten von ihm gefährdet sind?. Doch nur, um einen Geländegewinn, der für ihn immens wichtig ist, zu verteidigen und auszubauen. Nun schießen die Russen doch wieder. Diesmal mit "Ratsch - Bumm" und auch anderen schweren Geschützen. Also sind doch die Russen hier, irgendwo versteckt. Ratsch - Bumm sind 10,5 cm Geschütze, die recht flach schießen, deren Geschosse sehr schnell fliegen und fast nicht zu hören sind. Meist ist der Einschlag schon da und dann hört man erst den Abschuß. Indeckunggehen ist fast so unmöglich wie auch beim Beschuß durch Panzer. Wir springen also einzeln unter Feuerschutz der anderen Angehörigen unserer Gruppe, weiter in ein Maisfeld. Immer noch darauf gefaßt, daß uns auch Infanteriefeuer entgegen schlägt. Der Mais ist schon recht niedergetreten und die Stengel liegen zum Teil auf der Erde. Aber, das merken wir erst nicht. Als wir alle in dem Maisfeld beisammen sind, gehen wir gebückt, das Gewehr im Anschlag durch dieses gut 200 Meter breite Feld. Jetzt fällt uns auch auf, daß richtige Pfade, die sich ab und zu kreuzen, durch das ganze Feld verlaufen. Scheinbar waren das Zuwege der Wachposten drunten am Dnepr. Wir gehen weiter durch das große Maisfeld und erreichen den Feldrand. Zu unserem größten Erstaunen sehen wir dort ein langes, gelbes Band, wie ich es vom Gasspürerlehrgang her kenne. Dieses Band ist im Abstand von ca. 10 Meter an noch stehenden Maisstengel, festgemacht. Und schon kommt ein deutscher Soldat aus dem gegenüber liegenden Feld mit weit aufgerissenen Augen auf uns zu und sagt uns, daß das ganze Feld, durch das wir gerade gekommen waren, vermint sei. Sollten wirklich einmal Panzer in diesem Dorf von den Russen eingesetzt werden, rechne man mit deren Durchfahrt durch dieses Feld. Die Tellerminen die hier im Feld in der Erde vergraben waren, hätten jeden Panzer der Russen in die Luft gesprengt. Mit dem gelben Band war also ein vermintes Gelände gekennzeichnet. Ob man es beim Rückzug entfernt hat?

Hier will ich jetzt einmal in kurzen Sätzen beschreiben, weshalb und wie Minen eingesetzt und beseitigt wurden. Landminen kann man mit einer flachen Schüssel vergleichen. Sie sind ca 12 - 15 cm hoch, haben einen Durchmesser von ca 30 cm und sind auf einem besonders gehärtetem Stahl gegossen. In der Mitte der Oberseite ist ein Berührungszünder eingebaut, der bei einem gewissen Druck von oben die Mine zur Explosion bringt. Beim Transport der Minen ist dieser Zünder durch einen Splint gesichert Zum Transportieren der Minen durch Soldaten haben sie an der Seite einen Bügelgriff. Das Gewicht dürfte so um die 15 kg. betragen haben. Minen werden meistens dort eingesetzt, wo das Umfahren eines minenverseuchtes Gelände nicht möglich ist. So z.B. auf und vor Brücken, in Hohlwegen, in engen Straßen oder Ortsdurchfahrten, an Uferwegen und vor steilen Böschungen. Die Einbautiefe lag bis zu einem halben Meter Tiefe. Eine gute Tarnung der Minen mit Sand, kleinen Steinen, Stroh oder dergleichen war unumgänglich. Manche Pioniereinheiten waren darin wahre Meister. Wenn ein entsprechend schwerer Gegenstand die Mine von oben berührte, das kann ein Soldat, ein Pferd, ein Pkw., Lkw. oder ein Panzer sein, detonierte die Mine nach 3 Sekunden. Die Wirkung einer deutschen Landmine war enorm hoch. Minen wurden vor dem Krieg und in den ersten Monaten noch mit einem Gerät gesucht, das einem langen Besenstiel ähnlich sah. An einem Stiel war an dem unteren Ende ein starker Stahldraht in einem Winkel von etwa 45 Grad angebracht. Mit diesem Suchgerät wurde der verminte Boden in einem Abstand von 10 - 15 cm von Einstichloch zu Einstichloch bis zu einer Tiefe von 50 cm abgetastet. Traf man bei dieser Suche einen harten Gegenstand, mußte ein Pionier auf dem Bauch liegend diesen Gegenstand ausgraben und wenn es eine Mine war, vorsichtig zur Seite tragen und entschärfen. Im Laufe des Krieges wurde ein Gerät entwickelt, das einer Bratpfanne, die an einem Stiel befestigt ist, nicht unähnlich sah. In diesem Gerät waren Magnete, die bei dem Aufspüren von Minen, die ja aus Metall waren, ein elektrisches Feld aufbauten das in einen mit Sensoren ausgerüstete Kasten, den ein Soldat auf dem Rücken trug, akustische Signale und Lichtsignale gab. Minen waren ein hinterhältiges, in der Wirkung furchtbares Kampfmittel.

Wir sammeln uns auf dem Feldweg zwischen den beiden Feldern und gehen wieder zurück in Richtung Dorf. Kaum sind wir an den ersten Häusern angekommen, als ein Feldwebel, der auch nicht aus unserer Einheit ist, uns zusammen mit seinen Soldaten zu einem Wäldchen, das eigentlich mehr ein Gestrüpp ist, in dem die Bäume kaum dicker als 10 cm sind, führen soll. Wieder gehen wir einen Hügel hoch, schon sieht man den Rand des Wäldchens, belegen uns die Russen vom Ostufer des Dnepr her erneut mit Granatfeuer. Dieses Pfeifen der ankommenden Granaten vergesse ich nie mehr. Es ist so laut und so hell und je weiter oder näher der Einschlag liegt, desto lauter und infernalischer wird es. Erfahrene Frontsoldaten wußten genau, wie weit entfernt ein Einschlag lag. Ich habe diese Erfahrung noch nicht, sie hätte mir auch nur ganz wenig Nutzen gebracht.

Die ersten 2 - 3 Einschläge liegen relativ weit weg, so um die 50 bis 80 Meter entfernt. Das Krachen beim Bersten der Granaten ist unheimlich. Unsere Ohren dröhnen von diesem unheimlichen Lärm. Aber, das hören wir nun schon fast 2 Stunden. Die Einschläge haben bis jetzt noch keine Ausfälle in unseren Gruppen verursacht, es sollte aber gleich anders werden. Eine neue Lage rauscht heran, die Einschläge liegen ganz nahe. Es müssen mindestens drei Geschütze sein mit denen die Russen auf das Dorf und uns schießen. Immer drei Einschläge zusammen, kurze Pause, und wieder eine Lage. Die letzte liegt schon gut 100 Meter weiter links, dort wo wir vor garnicht langer Zeit aus dem Dorf gekommen sind. Wo wir die kleine Anhöhe erklommen und das verminte Maisfeld am Feldweg verließen. Wären wir jetzt dort, vielleicht noch auf dem Feldweg, dort wo uns der fremde Landser ganz entgeistert anstarrte, dann wären wir vielleicht schon tot. Nun kommt eine kurze Pause. Dann rauscht eine neue Lage Granaten heran, das Pfeifen wird rasend schnell lauter und dann übertönt ein furchtbares Krachen alles andere. So laut habe ich noch nie was gehört. Hier hilft nur instinktmäßiges Handeln, sonst nichts. Nur den Bruchteil einer Sekunde vor der Explosion der Granate habe ich mich auf die Erde geworfen, mitten in das Gestrüpp aus kleinen Bäumchen, Hecken und Dornen. Ein Schlag trifft mich, reißt mich hoch und wirft mich gegen den abgebrochenen Stumpf eines kleinen Bäumchens. Zu meiner linken Seite, vielleicht 10 Meter entfernt, klafft ein Loch im Waldboden, die Bäume im Umkreis von 20 Meter sind zerfetzt oder umgeknickt und Rauch steigt aus dem Granattrichter. Von den sieben Mann unserer Gruppe sind fünf tot. Zwei leben noch, davon ich. Über meine linke Backe fließt Blut, meine linke Hand blutet, der Handschuh ist zerrissen und hören tue ich garnichts mehr. Der Knall und die Druckwelle haben mir beide Trommelfelle zerrissen. Ich versuche aufzustehen. Dabei fällt meine Gasmaskendose, die ich wie jeder Soldat, auf dem Rücken getragen habe, in zwei Teilen zu Boden. Wäre ich auch nur eine Hundertstel Sekunde später auf dem Boden gelegen, der Granatsplitter hätte mich genau in der Nierengegend erwischt. Welch ein Glück ich hatte, sehe ich erst jetzt. Unsere ganze Gruppe ist ausgelöscht. Fünf Tote und zwei Verwundete sind die Opfer einer Granate. Ich rappele mich auf, taumele mehr als ich gehe den Weg zurück, den wir gerade gekommen waren. Ich falle in einen Granattrichter, stolpere über Wurzeln und abgerissene Äste der Bäume, rutsche zum Schluß noch einen kleinen Abhang hinab und bin nach Minuten, die mir wie eine Ewigkeit erscheinen, wieder auf der Dorfstraße. Jetzt zum dritten mal am heutigen Tag. Ich sehe das Haus noch einmal, in dessen Nähe heute morgen der mir unbekannte Feldwebel so schwer verwundet wurde. Überall sind die Einschläge der russischen Artillerie zu sehen, überall liegt Schutt, überall ist eine grenzenlose Zerstörung. So hat sich das Bild geändert. Heute morgen, bei unserer Ankunft, war das Dorf noch einigermaßen heil, jetzt ist alles zerstört, zerschossen und zerfetzt. Die Zerstörer waren die Russen.

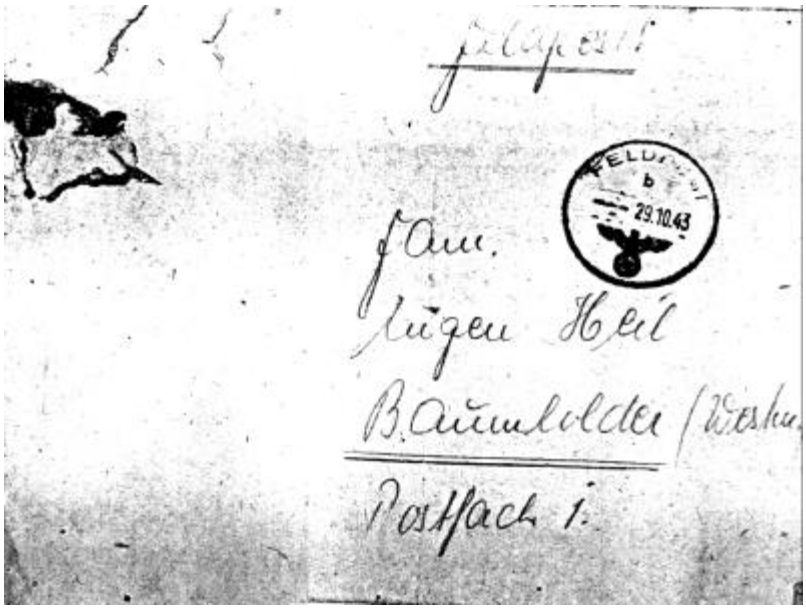
Ich suche und finde wieder den Weg zur Verwundetensammelstelle und gehe dorthin, wo der Feldwebel von uns hingebracht worden war. Auf dem Weg taumele ich, da ich außer nichts hören, so gut wie nichts sehe und rutsche in

eine kleine Mulde, ganz in der Nähe der ersten Häuser. Hierbei verliere ich auch noch meinen Karabiner. Soll er doch liegen bleiben, er kann ja bei dem Granateinschlag zerstört worden sein. Ich mache mir keine Sorgen darum. Es werden wohl viele verwundete Landser ohne ihre Waffe zum Sammelplatz kommen. Mehr tot als lebend, mehr taumelnd als gehend mache ich mich weiter auf dem Weg zur Sammelstelle. Meine Uniform ist voller Dreck, mein Mantel an der linken Seite total zerrissen.

Auf dem Sammelplatz angekommen, wird mir die linke Hand und die linke Hälfte des Gesichtes samt Ohr verbunden. Nun sehe ich nur noch aus dem rechten Auge. Was ich dort sehe, sind viele Verwundete und viele Tote. Die Toten, es sind schon eine ganze Reihe, werden etwas abseits getragen und dort mit Zeltplanen zugedeckt. Die Verwundeten werden, je nach Schwere der Verwundung in "Sankas" oder auf "Panjewagen" zurück in ein Feldlazarett verbracht. Sankas sind Sanitätskraftfahrzeuge und Panjewagen sind kleine, von Pferden gezogene russische Ackerwagen. Die Toten wurden gleich an Ort und Stelle beerdigt.

Nachdem ich einen Verwundetenlaufzettel ausgestellt bekam, der an einem Bindfaden an der Uniform befestigt worden war, wurde ich zum nächsten Panjewagen geschickt. Zum Teil hatten sie Luftbereifung, zum Teil aber auch nur einfache Holzräder. Bespannt waren sie meist mit zwei kleinen Pferdchen. Vorne, wo der Kutscher saß, war an einer senkrechten Holzstange eine Rotkreuzfahne angebracht. Auf dem Panjewagen saßen schon etliche Leichtverwundete, die wie ich, auf den Rücktransport warteten. Beim Verlassen des Verbandszeltes muß mir ein Sanitäter einen Brief an meine Eltern, den ich nicht mehr zur Schreibstube bringen konnten, und der mit meinem Blut etwas verschmiert war, aus dem Ärmelaufschlag meines Mantels genommen haben. Ich fand ihn einfach nicht mehr. Er ist aber zu Hause angekommen und hat

meine Angehörige in große Sorge versetzt. Wie das Dorf hieß, in dem ich verwundet wurde, ich weiß es nicht. Ich war ja keine 3 Stunden dort gewesen.



Brief vom Hauptverbandsplatz - Links oben ein Fleck eingetrocknetes Blut

Alles ging so furchtbar schnell, alles was geschah, war so grauenhaft, man kann die Eindrücke und die Geschehnisse nur unvollkommen beschreiben. Die Worte, das Erleben zu schildern, fehlen mir. Nur, vergessen werde ich sie nie in meinem Leben. Ich sehe immer noch das starre Gesicht, die geschlossenen Augen, die zerfetzte Brust mit dem verbogene EK I des mir nicht bekannten Feldwebels. Ich sehe, wie sein Blut stoßweise, so wie sein Herz noch schlagen kann, aus seiner Brust quillt, wie sein Kopf kraftlos und dann leblos von einer Seite zur anderen fällt, als wir mit ihm zur Sammelstelle kamen. Damals sah ich zum ersten mal ganz nahe das große Grauen. Die Brutalität dieses Krieges erlebte ich hautnah und sie wird mir unauslöschlich im Gedächtnis bleiben. Wo sind die anderen Fünf von unserer Gruppe? Findet man überhaupt noch irgend etwas von ihnen wenn man sie jemals sucht, oder werden sie zu der großen Schar Vermißter kommen? Hat dies alles noch einen Sinn? Werden wir jemals wieder nach Hause kommen? Gleichzeitig mit diesen aus der Angst geborenen Gedanken an die ungewisse Zukunft, kommt aber doch eine vage Hoffnung in mir auf, daß ich mit dieser Verwundung auch eine kleine Chance habe, vielleicht mit etwas Glück. in einem Lazarettzug in die Heimat zu kommen. Am 23.10.1943. erlebte ich den Krieg mit einer Grausamkeit, die ich mir so nicht vorgestellt hatte. Irgendwie war er vor diesem Tag doch weit weg

gewesen, trotzdem ich so oft schon, nur wenige Kilometer hinter der Front Material abgeladen hatte und von daher schon in etwa wußte, wie es dort aussieht. So schrecklich hatte ich mir den ersten Gegenangriff nicht vorgestellt. Und trotz aller Widerwärtigkeiten und Gefahren hatte ich Glück gehabt.

Am Abend des gleichen Tages, es ist schon nach 18:00 Uhr, kommen wir beim Hauptverbandsplatz an. Gehört habe ich schon viel von so einem, gesehen aber noch nicht. Geschützdonner hört man nur ganz weit weg. Bis zur Front, oder besser gesagt, bis zu dem Dorf in das der Russe in den vergangenen Nacht eingesickert wäre, das wir morgens durchkämmten aber niemanden sahen, mögen es 30 Kilometer Luftlinie sein. Man sieht auch keine Leuchtkugeln. Ist die Front zum Stehen gekommen? Vielleicht war unser Gegenstoß erfolgreich. Diese Fragen konnte mir natürlich niemand beantworten. Wer wußte denn hier auf dem Verbandsplatz etwas von der Front? Kein Mensch.

Auf dem Hauptverbandsplatz

Wir sind nun auf dem HVP. und werden nach unserem Eintreffen zuerst wieder registriert und anschließend gewissermaßen, sortiert. Die Leichtverwundeten, zu denen man mich eingeordnet hatte, sollen in ein Feldlazarett, die Schwerverwundeten mit dem nächsten Lazarettzug nach Deutschland in ein Heimatlazarett verlegt werden. Der HVP. ist mit Rotkreuzfahnen und Rotkreuzzeichen auf den Zelten und an allen Ecken gut gekennzeichnet. Ob diese Kennzeichnung von Nutzen ist wenn der Russe in der Nacht mit Flugzeugen angreift oder mit Kampftruppen durchbricht? Man hat ja schon gehört, daß selbst Lazarette und auch Verbandsplätze bei Angriffen nicht verschont bleiben würden.

Die ersten Nacht verbringe ich in einem langen Zelt. Auf dem Boden ist Stroh ausgebreitet, zwei Reihen Decken darüber gelegt, in der Mitte ein Gang für Ärzte und Schwestern. Obwohl keine Geräusche von Flugzeugen zu hören sind, wird das Licht bis zu einem Minimum herunter gedreht. Man weiß ja nie, ob doch eine Rollbahnente kommen könnte. Wir werden verpflegt, wo es nötig ist neu verbunden, bekommen noch eine Ration Zigaretten und dann sollen wir schlafen. Wer von uns kann nach so einem Tag wie der heutige, schlafen? Nur die Abgehärtetsten oder die Schwerverwundeten, die anderen wohl kaum. Ich finde auch so schnell keinen Schlaf, während ich unter anderen Umständen recht schnell und gut schlafen kann. Ich überdenke meine Lage ganz kritisch und nehme mir fest vor, alles daran zu setzen, mit dem nächsten Lazarettzug in die Heimat zu kommen. Wie, das weiß ich noch nicht, es wird auf die momentane Lage, so wie sich mir bietet, ankommen. Ich werde die Augen aufhalten und aufmerksam die Lage peilen. Selbstverständlich werde

ich kein Sterbenswörtchen von meinem Plan verraten, selbst nicht an meinen besten Freund, wenn hier ein Freund wäre.

Gegen Mittag des nächsten Tages entsteht urplötzlich eine furchtbare Unruhe zwischen den Zelten. Auf dem Platz dazwischen laufen Ärzte, Schwestern, Sanitäter und Soldaten der Wache herum und versuchen Ordnung in das entstehende Chaos zu bringen. Niemand weiß wie diese plötzliche Unruhe entstand. Und dann erfahren wir den Grund der Aufregung und der Hektik. Der HVP. muß in ganz kurzer Zeit von allen Verwundeten und dem gesamten Personal geräumt werden. Der Russe sei durchgebrochen und wäre auf breiter Front im Vormarsch.

In aller Eile wurden wir, die Leichtverwundeten wieder auf die wenigen Panjewagen verfrachtet, die Schwerverwundeten kamen in Sankas. Wir trugen unsere Verpflegung vom Morgen und ein paar Brote auf die Pferdewagen, ein Soldat der Bewachung sitzt vorn mit der Zügel in der Hand und los geht die Fahrt. Es wird eine Fahrt ins Ungewisse. Wir wissen nicht, wohin es geht, ob der Kutscher das weiß? Eine lange Reihe Panjewagen und Sankas verlassen den HVP nach rückwärts. Irgendwo weiter hinten stehe ein Lazarettzug auf freier Strecke. Dort sollten wir hin. Das heißt, nur die Schwerverletzten würden aufgenommen, wir, die Leichtverwundeten müßten noch weiter rückwärts in ein Feldlazarett.

Wir fahren in die Nacht hinein. Halt wird nur für ganz kurze Zeit gemacht, alles muß schnell gehen, es ist furchtbar eilig. Dann geht es wieder weiter. Die Augen haben sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt, man sieht schemenhaft das vorausfahrende Fahrzeug und hört leise Zurufe von Soldaten. Wir fahren über Wege, die gar keine sind oder einfach so durch das freie Gelände. Es ist viel zu dunkel um etwas deutlich erkennen zu können. Alles ist recht unheimlich und gespenstisch. Sprechen tut niemand, auch nicht ein Wort. Jeder hängt seinen Gedanken nach und ist froh, wenn sein Nachbar auch still bleibt. Was man hört, ist nur das Schnauben der Pferde und hin und wieder ein leiser Ruf der Fahrer. So vergeht die lange Nacht und es wird wieder Morgen. Verpflegung gibt es nicht. Keinen heißen Kaffee, den wir nach der kalten Nacht so nötig gehabt hätten. Wir essen nur das bißchen Brot das wir vom HVP mitgenommen hatten, sonst haben wir nichts. Und das war wenig. Ganz stumpfsinnig, apathisch und durchgefroren sitzen wir auf den kleinen Wagen.

Langsam wird es heller und plötzlich sehen wir in einer kleinen Senke den Lazarettzug stehen. Das war also mal keine Parole. Wir kommen an den Zug heran und werden mit warmem Essen verpflegt. Hier sehe ich eine Chance in den Zug zu kommen. Nur wie, da muß ich abwarten. Um den Lazarettzug ist ein Gewimmel von Leuten. Unbeschreiblich. Schwerverwundete werden auf Tragen in die Abteile getragen. Tote, die während der Fahrt hierher in den Sankas gestorben waren, werden gesondert, etwas abseits des Bahndammes,

abgelegt. Werden sie noch ein Grab erhalten oder bleiben sie einfach dort liegen? Und wer wird sie begraben? Was ein Mensch wert ist, wenn er tot ist, hier sieht man es mit erschreckender Deutlichkeit Wir, die Leichtverwundeten sollen, so das umgehende Gerücht, auf den Panjewagen, die uns hierher brachten, der Bahnlinie entlang, nach Kirowograd in ein Feldlazarett fahren.

Im Lazarettzug

Jetzt, oder nie, das waren meine Gedanken. Hier muß sich einfach eine Gelegenheit ergeben meinen Plan in die Tat umzusetzen. Wenn ich mich jetzt nicht absetze und in den Zug komme, dann wird es nichts mit dem Heimatlazarett. In dem Gewimmel fällt es vielleicht gar nicht auf wenn ich mich absondere und nicht mehr auf dem Panjewagen mitfahre. Die Listen, die auf dem HVP aufgestellt worden waren als wir auf die Fahrt nach hier gingen, stimmen bestimmt schon lange nicht mehr. Zu allen Überfluß, wie es sich später aber zeigte, zu meinem Glück, fängt es jetzt auch noch an zu regnen. Dadurch wird die Hektik nur noch größer. Die Zeit vergeht wie im Fluge. Es wird Mittag, dann Nachmittag und immer kommen noch Verwundete, werden registriert, untersucht, verbunden und sortiert. Die Zeit drängt, zumal es schnell dunkel wird. Alles rennt durcheinander. Sieht so ein ordentlicher Lazarettzug aus? Ist das die deutsche Gründlichkeit? Will das Begleitpersonal nur schnell wieder fort aus dem Schlamassel? Langsam vergeht die Zeit. Viel zu langsam für meinen Plan. Ich entferne mich von unserer Gruppe, gehe an dem Zug entlang und schaue durch die bis auf ganz kleine Schlitze verdunkelten Fenster. Ich sehe nach ob alle Abteile bereits voll belegt sind. Ich tue so, als suche ich einen bekannten Landser. Das wäre meine Ausrede gewesen, wenn mich irgendwer angesprochen hätte. In den Waggons ist die Aufsicht geringer als draußen. Ich finde einen bereits voll belegten Waggon, schlüpfe unter den Anhängekupplungen hindurch auf die andere Seite, vergewissere mich, daß mich niemand sieht, betrete schnell den Waggon und suche mir einen freien Platz. Nicht weit weg von einer Toilette. Im Gang liegen Brotbeutel, Kochgeschirre, Sturmgepäck, Uniformteile, liegen Gasmasken und Proviant. Ein heilloses Durcheinander. In den Abteilen, in denen früher Sitze waren, stehen heute drei Tragen über einander. Und in allen liegen Landser. Zum Teil bewußtlos, zum Teil laut stöhnend. Ich tue immer noch so, als würde ich jemanden suchen. Obwohl ich nur Schwestern sehe, die zudem sehr beschäftigt sind, bin ich vorsichtig und immer auf überraschende Frage nach meinem Tun, vorbereitet.

Mittlerweile ist es ganz dunkel geworden. Die Lokomotive steht seit einiger Zeit unter Dampf. Draußen wird es langsam stiller, wenn auch nicht alle Geräusche verstummen. Der Zug scheint voll beladen zu sein. Jetzt heißt es für mich, aufpassen, besonders vorsichtig sein und sofort bei einer Anrede mit

einer glaubhaften Ausrede zur Hand zu sein. Es passiert aber nichts dergleichen. Der Zug ruckte an und die Fahrt begann. Ich war froh, daß mir diese Sache so gut und einfach gelungen war. So einfach hatte ich mir das nicht vorgestellt. Ich glaubte mich schon in Sicherheit und bald in Deutschland, vielleicht in der Nähe meiner Eltern, in einem Lazarett zu liegen. Aber, es kam ganz, ganz anders.

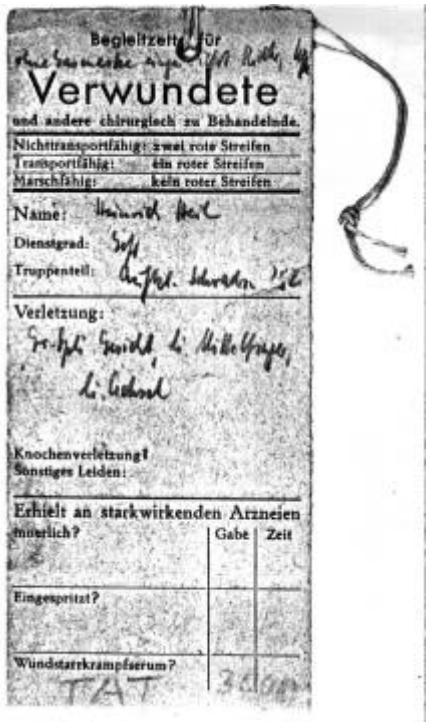
Mit kurzen Unterbrechungen fuhr der Zug durch die Nacht. Jetzt ist er vollkommen abgedunkelt, denn überall konnten ja Partisanen lauern und die würden selbst bei Verwundeten keine Gnade kennen. Zuerst ist alles ziemlich ruhig. Ab und zu ging eine Schwester durch den Gang von Abteil zu Abteil. Auch Ärzte kommen und gehen, sehen nach Verwundeten, geben Trost und sprechen Mut zu. Verbände werden gewechselt, Spritzen gesetzt und Medikamente verteilt. Der Dienst des Personals ist noch lange nicht zu Ende. Hier wird nicht nach Stunden und Dienstplan gearbeitet, hier sind alle 24 Stunden lang im Einsatz. Von mir, ich hatte mich am Ende des Waggons, vor der Toilette, auf eine Holzkiste gesetzt, nahm niemand Notiz. Sollte ich trotzdem von irgend jemand angesprochen und gefragt werden, was ich als Leichtverwundeter in dem Lazarettzug zu tun hätte, würde ich zuerst einmal mit Gesten darauf hin weisen, daß mir beide Trommelfelle durch Granateinschlag zerstört worden wären und daß ich von daher nichts hören könnte. Diese Sache stimmte sogar. Mein Gehör war vollkommen weg, ich hörte immer noch ein unheimliches Pfeifen. Außerdem hatte ich mir folgende Ausrede einfallen lassen. Ich hätte nur einen schwer verwundeten Kameraden aus meiner Einheit gesucht, um ihm die Adresse meiner Eltern zu geben, damit er ihnen mitteilen könne, daß ich es mir noch gut ginge. Bei der Suche nach ihm, ich hätte ihn leider nicht finden können, sei der Zug plötzlich abgefahren ohne daß ich vorher von der Abfahrt etwas bemerkt hätte. Schließlich seien ja meine Trommelfelle durch Granateinschlag geplatzt. Wie soll ich da etwas hören. Antworten könne ich nur geben, wenn ich die Frage lesen könne und hier vor der Toilette würde ich sitzen, weil ich Durchfall hätte und den Waggon nicht beschmutze wolle. Es war mir klar, daß dies alles so glaubhaft wie nur möglich, vorgebracht werden mußte. Im Falle eines Falles hätte ich schon gut schauspielern müssen. In nur wenigen Minuten kam mir der Gedanke, ich bekam sogar Angst, daß man mir, falls man mich erwischt hätte, ein Kriegsgerichtsverfahren wegen "Feigheit vor dem Feind" hätte anhängen können. Mein Leben hing vielleicht von einer Lüge ab. War ich nun feige? Ich sage nein, ich war nur vorsichtig. Mein Selbsterhaltungstrieb war stärker als mein Glauben. Viele haben wohl in der gleichen Situation genauso wie ich gehandelt. Feige war ich nicht. Nicht in dieser Nacht und auch nie an der Front. Nur das zählt.

Trotz der vielen Läuse, die alle Landser, die nicht regelmäßig ihre Kleider und Unterwäsche wechseln konnten, so plagten auch mich diese Parasiten, war ich eingeschlafen. Gerade wegen der Wärme, die im Zug herrschte, wurden sie sonders aktiv. Da half kein Kratzen und Scheuern.

Der Zug hält ganz plötzlich. Die Begleitmannschaft springt aus dem Zug und sieht nach, was los ist. Ich verhielt mich ganz ruhig, denn schließlich bin ich ja schwerer verwundet als es den Anschein hat. Außerdem höre ich ja nicht warum und weshalb der Zug so plötzlich hält. Nach einer Weile, wielange der Aufenthalt dauerte kann ich nur schätzen, so an die zwanzig Minuten, fährt der Zug wieder an. Was war ich froh als er wieder fuhr. Weiter ging die Fahrt durch die Nacht. Mal schneller, mal langsamer. Wo wir waren, konnte ich mir nicht mehr vorstellen, irgendwo westlich des Dnepr. Wieviele Stunden, oder waren es nur Minuten vergangen waren, weiß ich nicht mehr, hält der Zug wieder. Auch diesmal springt die Wachmannschaft aus dem Begleitwaggon und bezieht neben den Geleisen Posten. Ganz verschwommen kann ich Stimmen wahrnehmen, verstehe aber nicht, was da draußen los ist. Ich habe immer noch dieses unheimliche Pfeifen und Krachen der detonierenden Granaten in den Ohren. Das sollte noch etliche Tage so bleiben.

Es vergehen Minuten und dann ist mein Glück ganz plötzlich zu Ende. Die Verbindungstür zum nächsten Waggon, allerdings die am anderen Ende, ging auf und eine Streife der Feldgendarmerie kam herein. Sollte ich nun noch schnell auf die Toilette verschwinden oder stelle ich mich schlafend? Diese Überlegung ging mir blitzschnell durch den Kopf. Man kann sich kaum vorstellen, wie schnell und präzise das Gehirn in heiklen Situationen reagiert. Hat ein Angehöriger der Streife vielleicht gesehen, daß ich auf der Toilette verschwand? Auch das hätte ja möglich sein können. Dann wäre meine Lage bestimmt viel schlimmer ausgefallen. Also stellte ich mich schlafend, das war unverfänglicher. Aus den Augenwinkeln heraus beobachtete ich, wie die Streife von Abteil zu Abteil ging, wie sie immer näher kam. Das ging verhältnismäßig schnell, die ganze Aktion dauerte höchstens sechs bis sieben Minuten. Dann standen sie vor mir. Ein Unteroffizier und zwei Gefreite. Schon älter als ich, so um die 30 Jahre alt. Da sie im Dienst waren, hatten sie natürlich ihre Stahlhelme auf, was ihnen einen recht martialischen Eindruck verlieh. Um den Hals trugen sie die berüchtigten, an kleinen Ketten hängende Abzeichen der Feldgendarmerie. Die ihnen übrigens auch den berüchtigten Namen "Kettenhunde" eingebracht hatte. Einer rüttelte mich an der rechten, nicht verbundenen Schulter. Ich machte langsam die Augen auf und stöhnte ein bißchen, so als hätte ich große Schmerzen. Natürlich hatte ich Schmerzen, wenn auch nicht so arg, wie ich hier vorgab. Der Unteroffizier wollte meinen Laufzettel sehen, den ich vorsorglich in die linke Brusttasche meiner Uniform gesteckt hatte. Ich war tatsächlich der Meinung, daß er dort besser aufbewahrt

wäre als außen an der Tasche, an einem Knopf hängend. Schließlich war die Befestigungsschnur recht dünn und hätte schnell zerreißen können.



Begleitzettel für

Verwundete

und andere chirurgisch zu Behandelnde.

Nichttransportfähig:	zwei rote Streifen
Transportfähig:	ein roter Streifen
Marschfähig:	kein roter Streifen

Name:

Dienstgrad:

Truppenteil:

Verletzung:

Knochenverletzung?
Sonstiges Leiden:

Erhielt an starkwirkenden Arzneien

innerlich?	Gabe	Zeit
Eingespritzt?		
Wundstarrkrampfserum?		

Verwundetenlaufzettel

Jetzt hieß es, gut schauspielern. Also tat ich so, als würde ich kein Wort verstehen. Was fast der Wahrheit entsprach. Ich zeigte auf meine beiden Ohren und zuckte mit den Schultern. Ein einfühlsamer Mensch hätte verstehen können, daß ich kein Wort verstand. In der Zwischenzeit hat ein Gefreiter das eine Ende der Schnur des Laufzettels aus meiner Brusttasche hängen gesehen. Er machte die Tasche auf und gab den Laufzettel dem Unteroffizier. Der las den Grad meiner Verwundung, wobei er natürlich feststellte, daß ich nur ein Leichtverwundeter war, also in diesem Lazarettzug nicht hätte sein dürfen. Mit Gesten und Gebärden gaben sie mir zu verstehen, daß ich beim nächsten Halt des Zuges aussteigen müsse. Ich wurde aufgeschrieben und mußte mich in Begleitung eines Gefreiten in das Dienstabteil der Feldgendarmerie begeben. Dort angekommen, stellte ich fest, daß noch zwei Soldaten von der Streife im Zug aufgegriffen worden waren. Auch sie hatten wohl die gleiche Idee wie ich. Auch sie wollten wohl versuchen, in die Heimat zu kommen.

Gesprochen habe ich nicht mit ihnen, ich hätte sie, wenn überhaupt, nur sehr schwer verstanden. Wer kann da meine Angst vor den Russen und vor dem Tod nicht verstehen? Soll denn mein Leben mit noch nicht einmal 20 Jahren schon zu Ende sein? Wie bei so vielen vor mir und noch vielen anderen nach mir? Wie oft hatte ich schon diese Gedanken. Soll es mir auch so ergehen wie schon Tausenden vor mir? Mein Onkel Hermann, er ist seit Januar 1945 vermißt und wird wohl nie mehr nach Hause kommen, sagte einmal zu mir, da war ich allerdings noch kein Soldat, lieber 5 Minuten feige als ein Leben lang ein toter Held. Diese Worte begleiteten mich die ganze Zeit, ich mußte immer daran denken. Und daraus zog ich die Berechtigung für mein Tun. Bis zum Tagesanbruch wurden noch zwei weitere Landser in unser Abteil gebracht. Somit waren wir fünf Soldaten, die in Kirowograd, beim nächsten Halt des Zuges, aussteigen mußten. Kirowograd erreichte der Zug im Laufe des Tages.

Im Feldlazarett von Kirowograd

Der Zug wurde auf einem Nebengleis abgestellt. Scheinbar wollte man Urlaubern, die aus der Heimat wieder zur Front fuhren, den Anblick eines langen Lazarettzuges ersparen. Proviantfahrzeuge kamen, luden Verpflegung aus und nahmen unbrauchbare Sachen mit. Einige Sankas fuhren vor und brachten Verwundete die nach Deutschland verlegt wurden. Tote, die über Nacht im Zug gestorben waren, wurden ebenfalls zum Lazarett gebracht. Auch wir fünf Landser kamen dort hin. Es erfolgte die übliche Schreiberei woher, wieso und warum wir im falschen Zug gewesen wären. Was die anderen sagten kann ich nicht sagen, ich blieb bei meiner ausgedachten Geschichte, die ich so glaubwürdig vortrug, daß man sie am Ende sogar für echt hielt und sie glaubte. Damit hatte sich die Sache. Es kam scheinbar des öfteren vor, daß sich Landser auf diese Art und Weise für eine Zeit einen Vorteil verschafften. Einen Nachteil oder ein Nachspiel hatte meine Geschichte nicht. Ich wäre ja ohnehin in dieses Lazarett gekommen, ich war ja auf dem Wege hierher. Vielleicht kam ich nur ein paar Tage früher. Und das war vielleicht sogar noch gut.

Ich wurde von einen noch sehr jungen Arzt untersucht. Der stellte nach kurzer Zeit fest, daß meine Verwundung recht leicht war und daß ich mit schweren Folgen nicht zu rechnen bräuchte. Für mich war das auf der einen Seite eine Beruhigung, auf der anderen Seite wiederum aber nicht. Eine schwerere Verwundung hätte eine Verlegung in ein Heimatlazarett bedeutet, diese leichte Verwundung bedeutete eine baldige Rückkehr zu meiner Einheit an der Front.

Meine Verbände an der linken Hand und am Kopf, die ich nun schon seit drei Tagen trug, wurden abgenommen und erneuert. Dabei stellte der behandelnde Arzt fest, daß ich mindestens 20 kleine Splitter im linken Ohr, der linken Hand, der linken Backe, im Kiefergelenk, ober und unterhalb des Mundes und in der

linken Schulter hatte. Außerdem eine Perforation der beiden Trommelfelle. Links ein Loch in der Größe einer kleinen Linse, rechts ungefähr so groß wie ein Stecknadelkopf. Daß ich diese Verwundung hatte, wußte ich ja bereits, daß ich aber 20 oder sogar noch mehr Splitter abbekommen hatte, war mir neu. Wenn sie auch klein waren, so schmerzten gerade diejenigen, die im Kiefergelenk staken, besonders heftig. Es war mir in den ersten Tagen fast unmöglich, den Mund mehr als 2 cm weit zu öffnen. Feste Nahrung zu kauen, tat unheimlich weh, ich vermied es, Brot, das besonders hart war, zu mir zu nehmen. Im Laufe der ersten Woche meines Aufenthaltes im Lazarett sind die meisten Splitter, die nicht tief in das Gewebe eingedrungen waren, so nahe an die Hautoberfläche gekommen, daß sie ohne Mühe entfernt werden konnten. Kummer machten mir da schon mehr die beiden Löcher in den Ohren. Waschen konnte ich beide Ohren nicht. Bekam ich beim Waschen Wasser in die Ohren, lief es durch die beiden Löcher in den Rachen und noch weiter, bis in den Magen. Das war schon ein merkwürdiges Gefühl.

Mir wurde in einem großen Saal ein Feldbett zugeteilt, das für die nächsten 14 Tage meine Schlafstätte war. Ich hatte, wie alle Verwundeten, die von der Front kamen, natürlich keine Kleider zum Wechseln. Ich bekam frische Unterwäsche, konnte einmal baden und mich rasieren, was an der Front unmöglich war und konnte, was ganz wichtig war, an einem Tisch sitzend essen und Briefe schreiben. Das tat ich dann auch redlich. Meine rechte Hand war ja intakt, die hatte keinen Splitter abbekommen. Eine Sorge hatte ich aber dennoch. Das war die Sache mit dem Brief, den ich am Vorabend meines Einsatzes an meine Eltern geschrieben hatte und der scheinbar auf dem HVP verschwunden war. War der nun auf dem Wege zu meinen Angehörigen oder hatte ich ihn beim Einsatz womöglich verloren? Ich konnte mich einfach nicht mehr daran erinnern. Was würden meine Eltern sagen, wenn sie einen mit Blut verschmierten Brief bekämen? Ich mußte also schnellstens einen erklärenden Brief hinterher schicken. In einem Brief aus dem Lazarett könnte ich ihnen meine Verwundung erläutern. Ein Brief ohne Erklärung zu bekommen, mußte ihnen schon einen Schrecken bereiten. Der Schock, den sie bestimmt bekamen, war ohnehin schon groß genug. Was alles konnte so ein verschmierter Brief beinhalten.

Jetzt einmal einige Zeilen zu dem Lazarett. Es befand sich mitten in Kirowograd. Kirowograd ist eine Stadt, ebenfalls in der Ukraine und bestimmt auch so groß wie Charkow. Genau wie in Charkow, so gab es in Kirowograd auch sehr viel Industrie. Vor dem Krieg gab es dort eine Bezirksregierung und nun befand sich in Kirowograd der Sitz eines Armeekorps. Zumindest jetzt während des Rückzuges. Das Lazarett war ein ehemaliges Lazarett der Sowjetarmee, jetzt war es ein deutsches. Wie alle großen Gebäude im ganzen Südabschnitt der Ostfront, war es aus Ziegelsteinen gebaut. Es war ein solider, dreistöckiger Bau und gut 50 Meter lang. Im Erdgeschoß lagen die Untersuchungszimmer, die Labors, die Ärztezimmer, die Verwaltung und die Räume des Personals. In den beiden darüber liegenden Etagen waren die Krankenzimmer, oder besser

gesagt, die Krankensäle. Die Einrichtung der einzelnen Räume war natürlich viel einfacher, wenn nicht sogar primitiver als Krankenräume in deutschen Lazaretten. Klagen konnte ich trotzdem nicht. Alle Ärzte und auch die Schwestern taten ihr Bestes. Ihr Dienst war unheimlich schwer und nervenaufreibend. Die Verpflegung war wesentlich besser als an der Front, wo es meist nur Eintopf oder sonst ein ganz einfaches Essen gab. Kaffee schmeckte hier nach Kaffee, wenn es auch kein Bohnenkaffee war. An der Front schmeckte er meist nach Suppe oder Soße. Hier konnte man an Tischen sitzen, zwar waren sie ohne Tischdecke, aber man aß von Tellern und nicht wie an der Front aus einem meist ungespültem Kochgeschirr. Das man zudem noch auf den Knien hielt. Hier hatte man saubere Hände und Finger, an der Front konnte man sich tagelang weder waschen noch kämmen. Hier gab es Toiletten, an der Front verrichteten die Soldaten ihre Notdurft hinter einem Baum oder Strauch, in einem Graben oder in einem Schützenloch, und wenn das nicht vorhanden war, einfach in freiem Gelände. Bei jedem Wetter und zu jeder Zeit. Toilettenpapier? Hier ja, draußen, Fehlanzeige.

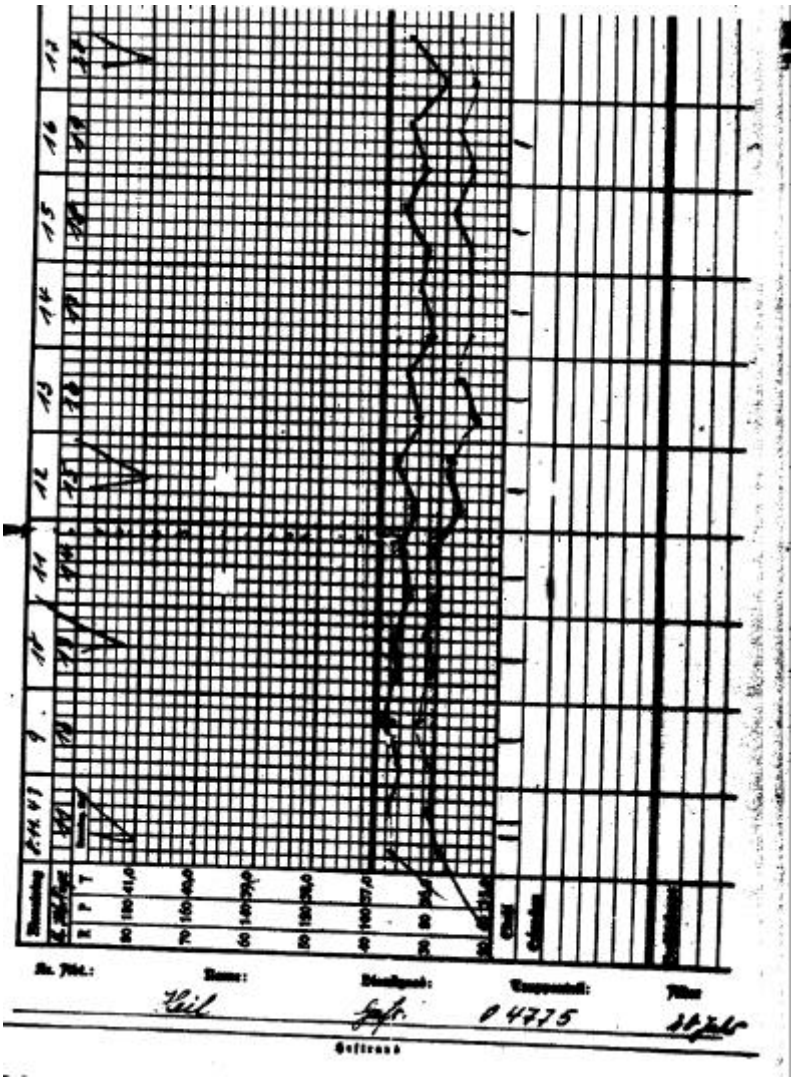
Wenn ich aus dem Fenster meines Schlafsaales sah, sah ich gegenüber in den Hof eines Ausbildungslagers der "Hiwis". Hiwis waren ehemalige Angehörige der Roten Armee, die nun in deutschen Uniformen als Hilfswillige Dienst machten. Diese Hiwis sollten, wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte, das Stammpersonal für ein Ukrainisches Heer in deutschen Diensten, werden. Sie wurden von deutschen Ausbildern nach deutschen Richtlinien und Vorschriften ausgebildet. Dazu gehörte selbstverständlich auch das richtige Marschieren und Singen. Ein deutscher Soldat mußte erst einmal richtig singen können, bevor er mit einer Waffe umgehen kann. Folglich mußten die Hiwis das ebenso lernen und das klappte schon ganz gut. Beim Marschieren sangen die Kerle doch tatsächlich immer ein und dasselbe Lied. Natürlich in Russisch. Immer in Marschordnung über den Kasernenhof und immer das gleiche Lied. Stundenlang. Die ersten Tage im Lazarett fand ich das ganz schön. Aber dann, wie können diese Soldaten immer wieder nur dies eine Lied singen? Bis eines Tages ein Sani uns sagte, daß dieses Lied doch tatsächlich 99 Strophen hätte. Daher dieses monotone langweilige Gesinge. Werden die Kerle das Gesinge nicht bald leid? Vielleicht kannten die nur dieses eine Lied.

Hier, zwischendurch, eine Erläuterung des Wortes “Hiwi”. Hiwis waren meist ehemalige Angehörige der Roten Armee, die entweder in den ersten Kämpfen des Rußlandfeldzuges in Gefangenschaft gekommen oder übergelaufen waren. Außerdem waren Hiwis oft Russen deutscher Abstammung aus der Donauregion, deren Vorfahren vor mehr als 200 Jahren, vornehmlich aus Baden, Schwaben und der Pfalz, ausgewandert waren. Hier sahen sie die Gelegenheit, ihr Deutschtum unter Beweis zu stellen und ihre Unzufriedenheit mit dem Sowjetsystem zu dokumentieren. Befehligt wurden die einzelnen Kompanien von ehemaligen russischen Offizieren. Der ranghöchste Offizier war General WLASSOW. Auch ein ehemaliger Angehöriger der russischen Streitkräfte. Dieser General war ebenfalls zu Beginn des Krieges

übergelaufen. Er hatte sich von den Idealen und Vorstellungen, der Politik des Kommunismusses und der Weltanschauung Rußlands so weit entfernt, daß es ihm ratsam erschien, sich von der Führung der Bolschewisten, den Machenschaften der Führer der Kommunistischen Partei, deren Machtkämpfen innerhalb der Regierung, der Verfolgung, Verbannung und Hinrichtung Andersgläubiger, loszusagen und in Umkehrung der Verhältnisse, im deutschen Heer als Kommandant einer russischen Division, gegen seine früheren Vorgesetzte und Kameraden für eine andere, vielleicht bessere Zukunft des russischen Volkes, zu kämpfen. Zum Einsatz in vorderster Front kamen nur vereinzelte Einheiten. Sie sollen furchtlose und zu allem entschlossene Soldaten gewesen sein. Kein Wunder, denn, hatte ein Hiwi Pech und kam in Gefangenschaft, so wurde er vor ein Militärgericht gestellt, ihm ein Prozeß wegen Fahnenflucht gemacht und dabei zum Tode verurteilt. Alle Urteile wurden ohne Gnade vollstreckt. Auch General Wlassow kam bei den Kämpfen zu Ende des Krieges in Gefangenschaft. Warum und wieso war das so? Nach dem Kriege wurde auch er der Fahnenflucht und des Verrates angeklagt, abgeurteilt zum Tode durch den Strang und anschließend hingerichtet. Wo sein Leichnam verscharrt wurde, weiß niemand. Viele der ehemaligen Hiwis, die den Krieg überlebten, suchten und fanden in Deutschland Asyl und lebten unter oft anderem Namen. Sie konnten, ohne sich der Gefahr, in Rußland Repressalien zu erleiden, nicht in ihre Heimat zurück kehren.

Meine Tage im Lazarett gingen dem Ende entgegen. Bei der täglichen Visite stellten die Ärzte eine Besserung meiner Verwundung fest und somit war abzusehen, wann ich wieder zur Front mußte. Die kleinen Splitter waren zum größten Teil entfernt worden, zum Teil würden sie mir keine Beschwerden machen. So jedenfalls die Meinung der Ärzte. Da kam mir eine Sache zu passe, die mir eine weitere Woche Lazarettaufenthalt einbrachte. Mein Bettnachbar offenbarte mir eines Tages, daß man sich als Blutspender eintragen lassen kann. Blutkonserven im heutigen Sinne gab es damals noch nicht. Blut wurde meist nur direkt übertragen. Vom Spender zum Empfänger. Die Blutgruppen waren auch nicht wie heute in so viele Untergruppen eingeteilt. Es gab nur Gruppe 0, die am meisten benötigte und die Gruppen A B C. Ich habe mich auf der Schreibstube als Spender gemeldet. Nach nur ein oder zwei Tagen wurde ich auch schon gerufen. Es war schon Nacht, als ein Sani kam um mich in einen Raum im Erdgeschoß zu bringen. Dort lag auf einem Untersuchungstisch ein verwundeter Landser, der eine Bluttransfusion benötigte. Ich mußte mich auf einen Tisch an seiner linken Seite legen. Der Sani, der mit mir in den Raum gekommen war, wickelte den rechten Ärmel meines Nachthemdes hoch, desinfizierte die Armbeuge und ein Arzt stach mit einer recht dicken Nadel in eine Ader. Das gleiche tat er dann mit dem Landser auf dem Nebentisch. Zwischen uns beiden, in dem Schlauch der uns verband, war eine Apparatur angebracht, die mein Blut zu dem Verwundeten pumpte oder den Rückstrom verhindern sollte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich so was noch nicht gesehen, wohl aber davon gehört. Ich kann nicht sagen, wieviel Blut ich

gespendet hatte. Es können 500 ml gewesen sein. Die Menge wurde aber im Soldbuch eingetragen.



Fieberkurve aus dem Feldlazarett von Kirowograd

Nach einer geraumen Zeit, es mag eine halbe Stunde vergangen sein, war der gesamte Vorgang beendet. Vielleicht hatte ich mit meiner Blutspende dem mir fremden Landser das Leben gerettet. Der Lohn für diese Blutspende war eine

weitere Woche Lazarettaufenthalt sowie eine Sonderzuteilung von Schokolade, Zigaretten, Bier, aber auch von Verpflegung. So entsinne ich mich, daß ich eine große Dauerwurst erhielt. Außerdem konnte ich als Blutspender, die es in recht großer Zahl gab, es wurde ja täglich Blut benötigt, nach den offiziellen Mahlzeiten in der Küche einen Nachschlag abholen. Aber, was noch viel wichtiger war: hier lag ich in einem Bett, es war warm und trocken und ich wurde satt, hier war ich sicher.

Mein letzter Tag im Lazarett kam ganz plötzlich, fast von einer Stunde auf die andere. Gegen Mittag des 21. November wurde ich entlassen und wieder an die Front geschickt. Mein Aufenthalt im Lazarett war vom 28. Oktober bis zum 21. November 1943. Meinen Verwundetenlaufzettel, die Fieberkurve aus dem Lazarett sowie den mit Blut verschmierten Brief habe ich bis heute gut verwahrt. Schließlich sind sie Zeugen aus einer unbarmherzigen Zeit. Ich sollte Kirowograd recht bald wiedersehen. Davon aber später. Bis dato hatte ich sehr viel Glück gehabt.

Zu dieser Verwundung muß ich noch nachtragen, daß ein nicht unerheblicher Teil der Granatsplitter immer noch in meiner Hand, der linken Hälfte des Gesichtes und in meiner linken Schulter stecken. Eine Entfernung gerade aus der Hand ist mit einem recht großen Risiko verbunden. So trage ich jeden Tag eine Erinnerung an diese Tage mit mir herum. Ein Arzt in der Uniklinik Mainz, der vor einigen Jahren eine Röntgenaufnahme meines Oberkörpers begutachtete, war erstaunt, unter meinem linken Schulterblatt einen deutlichen, scharf gezeichneten, weißen Fleck zu sehen. Meine Erklärung, daß dies ein Andenken an einen Granateinschlag vom 23. Oktober 1943 sei, erstaunte ihn und er sagte, dies sei das erstemal, daß er einen Granatsplitter in einem menschlichen Körper sehe.

Der Weg zur Front

Nachdem ich noch einmal im Lazarett zu Mittag gegessen hatte, bekam ich meinen Entlassungsschein, einen Marschbefehl zu meiner Einheit und meldete mich nach einigem Suchen in der Stadt, mit noch etlichen anderen Landsern auf der Frontleitstelle. Wir waren sechs oder sieben Mann. Eine Frontleitstelle leitet die Soldaten, die aus Urlaub kommen, oder so wie wir, aus einem Lazarett entlassen worden waren, zu ihren Einheiten an die Front. In der Zeit meines Lazarettaufenthaltes wurde unsere Einheit bestimmt mehrfach verlegt. Den alten Standort hatte sie wohl nicht mehr. Folglich mußte es eine Stelle geben, die ihre Einheit suchenden Soldaten, an den gesuchten Einsatzort leitet. Wie das Dorf hieß, in das ich geschickt wurde, weiß ich nicht mehr. Auch hier ging es so, wie schon so oft vorher. Ein, höchstens zwei Tage an einem Ort und dann ging es weiter. Sehr weit war es jedenfalls nicht bis zur

Bataillonsfechtsstand. Aber, in der Entfernung verschätzt man sich leicht, wenn alle Anhaltspunkte fehlen. Am zweiten Tag nach meiner Entlassung war ich dort. Bis ich allerdings dort angekommen war, ereignete sich folgender Vorfall.

Wir, außer mir noch etliche andere Soldaten einer bespannten SMG .Abteilung, die gab es immer noch, waren auf dem Weg zur Front. Sie war, so schätzte ich, noch gut 10 Kilometer Luftlinie entfernt. Ob die Entfernung stimmte, konnte man ja nur ahnen. Anhaltspunkte, die eine genauere Schätzung ermöglicht hätten, fehlten vollkommen Die Rollbahn führte, nach einer Länge von gut 2 Kilometer in Schlangenlinien über eine Höhe, leicht abfallend zu einer kleinen Brücke über einen Bach. Jenseits der Brücke stieg die Rollbahn wieder an. Auf der Anhöhe am jenseitigen Ufer standen zwei Vierlingsflak. Wir gehen, nicht in Marschordnung, sondern jeder für sich, die Steigung hinunter. In der Luft hört man das Näherkommen von Flugzeugen. Am eigenartigen Geräusch der Motoren erkennen wir, daß es keine deutsche, sondern russische Kampfflugzeuge sind. Wir sehen sie dann auch schon von links im Tiefflug herankommen. Auf den Befehl in Deckung zu gehen, brauchen wir nicht zu warten. Jeder rennt nach links oder rechts, nur weg von der Rollbahn in freies Gelände. Deckung ist keine da. Kein Baum, kein Strauch, kein Loch und kein Straßengraben. Nur eine weite, freie Fläche. Hier hilft nur eins, weg von den andern und wenn möglich, sich allein irgendwo hinwerfen. Auf einen einzelnen Soldaten werden die Flieger wohl nicht so schnell schießen.

Mit in unserer Kolonne sind zwei oder drei bespannte SMGs. Sie sollen, wie wir irgendwo die Verstärkung einer Einheit an der Front werden. Die Fahrer auf den MG. Protzen schlagen auf die Pferde ein, die MG. Mannschaft springt von den fahrenden Fahrzeugen ab und laufen wie wir, einfach ins Gelände. Die Pferde sind von dem Lärm der Flugzeuge kopflos und scheu geworden, steigen hinten und vorne hoch und können von den Fahrern nicht mehr im Zaum gehalten werden. Wie vom Teufel besessen galoppieren sie los. Alle Protzen schlingern über die Rollbahn nach vorne. Eine hat gewendet und fährt jetzt wieder in die Richtung, aus der wir gerade gekommen sind. Zwei sind schon durch die rasende Fahrt umgekippt, die Pferde ziehen sie auf der Seite liegend, hinter sich her. Die Flak schießt auf die Flugzeuge was die Rohre hergeben. Drei Flugzeuge sind es, die angreifen und zuerst die Flak ausschalten wollen. Ein Flugzeug wird beim ersten Feuerstoß getroffen und explodiert sofort in der Luft. Die Reste stürzen brennend nicht weit von uns entfernt, ab. Von der Besatzung sieht man nichts mehr. Nur einen Feuerball in der Luft, ein Regen brennendes Benzin und dann Rauch, pechschwarz. Die zerrissene Maschine geht in Tausenden von Fetzen zwischen uns nieder. Die restlichen zwei Flugzeuge, der gleiche Typ wie das Flugzeug, das am zweiten Tag meines Rußlandaufenthaltes bei Charkow abgeschossen worden war, drehen ab, fliegen eine große Schleife und verschwinden. Die Gefahr ist wohl vorüber. Das dachte ich, aber es kam anders. Nach längstens einer Minuten sind die

Flugzeuge, wie ein Blitz wieder da. Diesmal kommen sie, ganz niedrig fliegend von rechts und greifen wieder zuerst die Flakstellung an. Im Tiefflug schießen sie aus allen Rohren. Ich sehe die Erde wie an einer Schnur gezogen, so gerade ist die Spur der einschlagenden Geschosse die auf die Flakstellung zuläuft, aufspritzen. Das erste Geschütz wird von Geschoren getroffen und fliegt auseinander. Die Flugzeuge sind natürlich längst über die Stellung hinweg geflogen. Sie drehen ab, fliegen einen weiten Bogen, den wir mit den Augen verfolgen können und kommen wieder angeflogen. Diesmal von links, schießen aus einer Entfernung von gut 500 Meter wie die besessenen Teufel auf die Flakstellung und treffen auch noch das zweite Geschütz. Von den Soldaten dort lebt bestimmt keiner mehr. Außer dem Motorengeräusch der Flugzeuge, das rasch leiser wird, dem Wiehern der Pferde hört man nur das Schreien der verwundeten Soldaten, von denen es eine Anzahl durch die umherfliegenden Flugzeugteile gegeben hatte. Die Flugzeuge sind nach rechts, dem Bachlauf folgend, verschwunden. Aber nur für einige Augenblicke. Sie kommen und schießen wieder. Diesmal treffen sie zwei Pferde, die noch im verheddertem Geschirr bei einer umgekippten Protze stehen geblieben sind. Die Pferde schlagen, wie von einer Riesenfaust getroffen mit einem dumpfen Überschlag, um. Dann sind die Flugzeuge weg, ihr Motorengeräusch verstummt. Gerade der letzte Angriff zeigte mir, daß die Russen sogar auf kleine, vereinzelte Ziele schossen. Daß sie nicht auch uns beschossen, war ein kleines Wunder.

Das Gelände ist übersät mit Trümmern des abgeschorenen Flugzeuges und der zerstörten MG. Kolonne. Wir sammeln uns an der Rollbahn, stehen in kleinen Gruppen zusammen und können nur ganz wenig reden. Unsere Gespräche sind ganz leise, so als könne man mit lautem Reden, die unheimliche Stille, die wir jetzt besonders stark empfinden, nur stören. Zwei Flakgeschütze und deren Mannschaft sind ausgelöscht und zerstört, ein Pferdegespann ist tot, die MGs und Protzen unbrauchbar und einige Landser verwundet. Der Rest unserer Gruppe sammelt sich, ein Unteroffizier übernimmt das Kommando und dann geht es wieder weiter in Richtung Front. Mit hängenden Köpfen kommen wir an den beiden zerstörten Geschützen, den toten und verwundeten Soldaten vorbei. Um deren Bergung werden sich wohl ihre nicht getroffenen Kameraden in der Bereitstellung kümmern. Oder vielleicht die Angehörigen einer Sanitätseinheit. Wir können nicht helfen, wir müssen zu einer ganz bestimmten Zeit bei unserer Einheit eingetroffen sein. Der ganze Angriff, der uns wie ein böser Spuk vorkam, hatte nicht länger als 10 bis 15 Minuten gedauert. Ich glaube aber, daß wir alle meinten, Stunden wären seit dem ersten Erscheinen der Flugzeuge vergangen, wir wären in der Hölle gewesen. Dieser Flugzeugangriff war der schwerste, den ich erlebt hatte.

Wenn die Flak nur zur Bewachung und eventuellen Verteidigung dieser kleinen Brücke eingesetzt war, dann war der Tod der Soldaten und der Verlust von Geschützen und Pferden, vollkommen unsinnig. Ob die Brücke zerstört worden war, oder ob sie intakt blieb, war ganz einerlei. Einen militärischen

Nutzen hatte sie nicht. Ein Hindernis für den Vormarsch der Sowjettruppen bildete sie nicht, dafür war sie viel zu klein und unbedeutend. Militärisch war sie ganz unwichtig.

Ich hatte wieder einmal viel Glück gehabt.

Ich vergaß zu berichten, daß in den letzten Tagen Regen und sogar schon etwas Schnee gefallen war. Jetzt kommt also der verdammte Winter. Wie wird der werden, was kommt da auf mich zu? Werde ich den ersten Winter in Rußland unbeschadet überstehen?

Wieder bei der Schwadron

Bei der Schwadron angekommen, die ein Teil eines Füsilierbataillons war, waren wir in der Zwischenzeit mit noch einer anderen Einheit zusammen gelegt worden. Aus der Heimat war Ersatz für die ausgefallenen Soldaten gekommen.

Der Rückmarsch der deutschen Truppen ging weiter. Wenn auch langsamer als vor sechs Wochen, aber jeden Tag ging Gelände verloren, wurden Stellungen aufgegeben und Dörfer geräumt. Langsam aber sicher ging der Rückmarsch nach Westen unaufhaltsam weiter. Sechs Wochen, wie schnell doch die Zeit vergeht. Ich habe nun schon drei Einsätze als Spähtrupp, Erkundung oder Nachhut mitgemacht. Immer hatte ich Glück, eigentlich wir alle, die an diesen Unternehmungen teilgenommen hatten.

An einem Nachmittag, nach dem Essensempfang, die Sonne schien sogar, müssen wir antreten. Die gesamte Einheit. Wir sind so um die 40 bis 45 Mann. Unserer Einheit ist ein Karabiner mit Zielfernrohr zugeteilt worden. Nun soll derjenige ermittelt werden, der für die Zukunft mit diesem Gewehr ausgerüstet werden soll. Der Modus ihn zu finden, ist ein Probeschießen. Zu diesem Zweck werden in einer Entfernung von ungefähr 150 Meter kleine Kürbisse, die aus dem Vorrat eines der Häuser im Dorf geholt wurden, auf dem Holzzaun eines Gartens, aufgespießt. Die ersten 10 oder 15 Landser schießen. Keiner trifft. Ob Absicht oder Nichtkönnen, das läßt sich ja nicht feststellen. Ich komme dann dran. Mein erster Schuß trifft genau einen Kürbis und der zerplatzt. Das könnte ein Zufall gewesen sein. Darum habe ich noch einen zweiten Schuß. Den gebe ich im Liegen ab. Und wieder zerplatzt der Kürbis. Jetzt ist es unserem Feldwebel klar, daß ich den Karabiner erhalten soll. Ob dies für mich von Vorteil sein wird, oder ob mir aus dieser Sache Nachteile und zusätzliche Gefahren erwachsen können, darüber machte ich mir vorerst keine Gedanken. Irgendwie war ich sogar stolz auf meine Treffsicherheit. Nur ganz langsam, am nächsten Tag kamen mir Bedenken. Ab heute kann, wird es sogar den Befehl geben, direkt, mit Präzision und schonungslos

auf Menschen zu schießen. Auf Soldaten, die ich nicht kenne, die auch Eltern haben wie ich, die lachen und weinen wie ich, die gerne leben und einmal Familie haben möchten wie ich, die genau wie ich in diesen Krieg gehen mußten und jeden Tag Angst um ihr Leben haben. Was sollten die Gedanken. Ich hatte einen Fahneneid geleistet und der sagte, Gehorsam, Treue und Pflichterfüllung.

Über Nacht war Schnee gefallen. Noch nicht sehr viel, aber er blieb liegen. Jetzt war es Winter geworden.

Mein Einsatz als Scharfschütze

Meinen ersten Einsatz als Scharfschütze wollte ich eigentlich verschweigen. Da ich mir aber vorgenommen habe, alles was ich erlebt habe auch zu schildern, selbst dann, wenn es eine traurige und makabre Episode in meinem Leben war, so gehört auch dieser Tag in meine Aufzeichnungen.

Wir lagen, da wir eine Eingreifreserve waren, etwa 2 - 3 Kilometer hinter der Front in einem Dorf in Bereitschaft. Die HKL bestand schon seit Langem nur noch aus einzelnen Schützlöchern. Schützengräben gab es nicht. Sie konnten aus zeitlichen Gründen kaum noch fertig gestellt werden. Manchmal ging es ganz schnell mit dem Rückzug, so daß sie vollkommen unnütz gewesen wären. Die Schützenlöcher lagen oft Hunderte von Metern auseinander. Immer so, wie es das Gelände erforderte. Eines Tages, zeitig am vormittag kam zu unserem Kompanieführer meine Anforderung als Scharfschütze. Ich bekam den Befehl, mit dem Melder, der den Befehl zu meinem Einsatz überbracht hatte, zu einem "VB" in einem Nachbarort in dessen Stellung zu gehen. VB heißt ein vorgeschobener Artilleriebeobachter, ist in den meisten Fällen ein Unteroffizier oder Feldwebel, der in der vordersten Stellung die Einschläge der eigenen Geschütze beobachtet. Dieser VB hatte beobachtet, daß in den russischen Linien ein Beobachtungsposten mit einem neuen Gerät bestückt wurde. Was dieses Gerät darstellte und welche Funktion es hatte, war vollkommen unklar. Das Gerät könnte ein ganz neues Feuermeß.- und Leitgerät sein. Wenn möglich, sollte der Beobachtungsposten dort drüben zerstört und die Besatzung ausgeschaltet werden. Ich kam zu dem VB, einem Unteroffizier und einem Landser. Die hatten ihr Beobachtungs.- und Meßgerät, in einem kleinen Stall, unweit der Straße, aufgestellt. Gestrüpp und ein verwilderter Garten gaben ihnen gute Deckung. In diese Deckung robbte ich durch eine kleine Mulde neben dem Wohnhaus, ungefähr zehn Meter von dem VB entfernt, in ein Schützenloch. Nun mußte ich das Ziel, das ich ausschalten sollte, suchen. Dabei war mir der Unteroffizier behilflich indem er mir eine sehr gute Zielbeschreibung gab. Es verging eine gute Viertelstunde, vielleicht auch etwas mehr. Wenn die Nerven so angespannt sind wie in diesen Minuten, hat man

kein Gefühl für die Zeit. Ich sehe dann, wie zwei Russen in einer Entfernung von gut 500 m Meter aus einem Hohlweg über eine freie Fläche gehen. Nicht schnell, eher ganz langsam. Der VB ruft mir zu, das seien die Soldaten, die den ganzen Vormittag dort drüben mit dem fraglichen Gerät hantiert hätten. Ich nehme mein Gewehr, lade Leuchtspurmunition, stelle die Kimme auf 500 Meter ein, lege es auf die Deckung, ziele und drücke ab. Dort drüben ist keine Reaktion zu sehen. Ich habe das Ziel nicht getroffen. Der VB fragt mich, welche Entfernung ich eingestellt hätte. Ich antworte: 500. Worauf er ruft, 650 Meter sei die genaue Entfernung. Ich stelle die Kimme neu ein, visiere noch einmal und drücke erneut ab. Der Schuß knallt aus dem Lauf und ist in Bruchteilen von Sekunden im Ziel. Der VB ruft: getroffen, und ist ganz verrückt vor Freude. Einer der beiden Russen, es war derjenige der links ging, fällt hin und bleibt liegen. Der zweite Russe wirft sich auf die Erde und bietet so ein, auch für einen Scharfschützen, zu kleines Ziel. Nach einigen Augenblicken sehe ich durch mein Zielfernrohr wie der zweite Russe zu dem Getroffenen hinrobbt. Dann kommen noch zwei andere Soldaten aus einem Unterstand herausgerannt und tragen zusammen den getroffenen Soldaten fort.

Ob mein Treffer tödlich war oder nicht, das weiß ich natürlich nicht. Ich glaube aber, und das hat man mir nachher des öfteren bestätigt, daß ein Treffer mit einem Karabiner auf diese Entfernung, es waren ja immerhin 650 Meter, keine große Wirkung haben kann. Die Durchschlagskraft eines Geschosses sei dann sehr gering und würde sogar in einem Pappkameraden stecken bleiben. Hoffentlich war der Soldat nur verwundet und lebt heute noch.

Es war ein ungeschriebenes Gesetz bei uns Scharfschützen, daß wir, wenn wir getroffen hatten, aus der gleichen Stellung heraus nicht zum zweitenmal schossen. Ich packte also mein Gewehr, meinen Stahlhelm, den ich wegen besserer Sicht abgelegt hatte und mein Sturmgepäck zusammen und verließ nach rückwärts das Schützenloch. Wir Scharfschützen benutzten nur Leuchtspurmunition. Dadurch konnte man die Flugbahn sehr gut sehen und das Geschoß mit den Augen verfolgen. Das Geschoß macht zuerst einen aufsteigenden Bogen, um auf dem Höhepunkt der Flugbahn nach unten ins Ziel abzufallen. In der Soldatensprache sagte man auch ansteigender und abfallender Ast. Selbstverständlich setzten die Russen auch ihre Scharfschützen gegen uns ein. Erkennen konnte man das Versteck eines Schützen an dem Mündungsfeuer seines Gewehres. Ein Scharfschütze schießt ganz gezielt und viel weniger als ein anderer Soldat. Kaum war ich 100 Meter vom Loch entfernt, als die Russen mit Artillerie das ganze Dorf beschoß. Mindestens sechs Lagen von je drei Schuß großkalibrige Granaten schlugen ein. Daran war zu erkennen, daß die Russen entweder mich als Scharfschützen erkannt hatten, oder nur ihren Beobachter vor einem erneuten Beschuß schützen wollten. Ein Trost blieb mir damals, durch meinem Einsatz an diesem Tag habe ich vielleicht einen Menschen getötet, ich habe aber auch vielleicht viele Soldaten von unserer Seite, vor dem Tod bewahrt. Am Abend, ich war mal für

einige Minuten allein, überkamen mich doch dann recht dunkle Gedanken. Hoffentlich hatte der fremde Soldat trotz allem Glück gehabt.

Zurück in meiner Einheit meldete ich mich, bevor ich in meine Unterkunft gehe, bei dem Einheitsführer. Das war Oberfeldwebel Faus. Er war in der Zwischenzeit zum Spieß befördert worden und hätte eigentlich beim Troß sein können. Aber der Umstand, daß wir keinen Offizier als Einheitsführer hatten und er doch schon Frontbewährung vorzeigen konnte, bewog unseren Bataillonskommandeur, ihn als Führer unserer Einheit einzusetzen. Der beglückwünschte mich für meinen Einsatz und versprach, mich bei der Urlaubsplanung zu berücksichtigen. Meine Hoffnung, bald in Urlaub fahren zu können, war fürs erste einmal etwas gestiegen. Skrupel, daß ich wo möglich einen russischen Soldaten ganz gezielt erschossen haben könnte, kamen mir nicht mehr. Schließlich waren wir ja zum Töten ausgebildet worden. Es war fast unser Beruf geworden. Wenn man selbst nicht als erster schoß, war man schon so gut wie tot. Auch hier mußte ich an die Worte meines Onkels Hermann denken. Hier war sich in der Tat jeder selbst der Nächste. Erwähnen muß ich in diesem Zusammenhang noch, daß ich an diesem Abend eine doppelte Ration Schnaps erhielt. Ich dachte im Laufe des Abends immer öfter an den russischen Soldaten und sah auch immer öfters wie es in den Schnee fiel. Daß im Laufe des Tages auch sehr viele Soldaten aus unseren Reihen gefallen waren, versöhnte mich etwas mit dem Geschehen des Tages. Nicht daß mich Rachegefühle geplagt hätten, das nicht. Wir mußten uns halt unserer Haut wehren.

In den Tagen nach diesem ersten Einsatz als Scharfschütze wurden wir noch einmal zu einer gewaltsamen Erkundung eingesetzt. Sie im einzelnen genau zu schildern, ist nicht nötig. Da verlief eine wie die andere. Große Unterschiede gab es nicht. Trotzdem einige Worte dazu. Sie begann so gegen 20:00 Uhr, also schon in der Dunkelheit. Wir verließen unsere Unterkunft, die wieder einmal in einem kleinen Dorf, in einem der letzten Häuser, für einen Tag war. Wir gingen durch einen kleinen Wald und kamen in die Nähe der russischen Linien. Der Wald, oder besser gesagt, das Gestrüpp, machte uns ganz schön zu schaffen. Ohne Geräusche, wie Anstoßen an Bäume, Stolpern über Schneewehen, abgebrochene Äste, klappern mit der Ausrüstung, zu machen, waren wir nach einigen Zeit am gegenüberliegenden Waldrand angekommen. Nach ein paar Minuten Absuchen und Sichern des vor uns liegenden Geländes, wobei natürlich auch das Sichern nach links und rechts und nach hinten nicht vergessen werden durfte, robbte einer nach dem andern aus unserer Gruppe, über die freie Fläche die vor uns lag. Wenn einer robbte, gaben ihm die anderen Feuerschutz. Zwei Landser blieben am Waldrand in sicherer Deckung zurück. Sie sollten unseren Rückweg sichern. Wir erreichten nach einiger Zeit, die mir unendlich lange vorkam, die ersten Schützenlöcher der Russen. Das hätten auch ganz gut deutsche Schützenlöcher sein können. So täuschend ähnlich waren sie. Sie waren zum Glück leer, niemand war drin. Wohl konnten wir Spuren sichern, an denen wir erkennen konnten und die

darauf hin wiesen, daß hier einmal vor nicht langer Zeit, Russen gelegen hatten. Der Schnee war um und zwischen den einzelnen Löchern ziemlich stark zertreten. An Kleinigkeiten konnte man sehen, daß hier Russen gewesen waren. Ein untrügliches Zeichen waren die Zigarettenkippen. Die Russen drehten ihre Zigaretten selbst und benützen dazu Zeitungspapier. Von denen sah man hier schon eine ganze Menge, wenn auch die Nacht dunkel war und kein Mond schien. Unsere Augen hatten sich schon seit Langem an das Leben in der Nacht gewöhnt. Ein weiteres charakteristisches Zeichen waren ein paar Brocken Trockenbrot, dem fast ausschließlichen Lebensmittel der Iwans. Und die russischen Zeitungsfetzen die bei den Überresten der menschlichen Ernährung lagen. Ein Schützenloch hatten sie als Latrine benutzt. Darin waren wir und die Russen gleich geartet. Wir sahen und fanden keinen Russen. Somit war unser Auftrag, der besagte, festzustellen, ob die russische HKL noch besetzt war, erfüllt. Wir hatten die Stellung, die wir erkunden sollten erreicht, wenn auch niemand gefunden oder sogar gefangennehmen können. Wir brauchten uns gewaltsam keinen Eingang in die HLK der Russen verschaffen. Aus welchem Grund nur haben die Russen diese Stellung aufgegeben?

Unser Rückweg ging um vieles schneller als der Weg hierher. Über die freie Fläche bis zum Waldrand, durch den Wald zurück bis zum Rand unserer Front gegenüber und dann warten. Drei Leuchtkugeln, zwei rote, eine grüne, die unser Kommen den Landsern in ihren Löchern anzeigten, in die Nacht geschossen und dann ganz schnell wieder in unsere Stellung. Diese Leuchtkugeln waren notwendig um den Landsern zu zeigen, daß wir wieder zurück kamen. Zwei rote, dann nach ca 20 Sekunden eine grüne Leuchtkugel war das Erkennungszeichen der deutschen Linien für diese Nacht gewesen. Wichtig und lebensnotwendig bei einem solchen Unternehmen wie das geschilderte, war, absolute Ruhe. Kein Reden, Verständigung nur durch Handzeichen, langsames Vorgehen und größtmögliches Vermeiden von Geräuschen. So hatten wir nie unsere Gasmaskendose bei uns oder das Sturmgepäck auf dem Rücken. Auch nicht den Feldspaten, sonst ein unentbehrliches Gerät. Das hätte ein Klappern verursacht und uns vorzeitig verraten. Unsere Seitengewehre hatten wir mit Band an den Oberschenkel festgebunden. Nur das Allernotwendigste, die Munition, wurde in ausreichender Menge mitgenommen.

Die Anspannung unserer bis zum Zerreißen angespannten Nerven, löste sich nach so einem Unternehmen, meist erst in der Unterkunft durch lautes und zu vieles Reden. Irgendwie mußte man sich Luft verschaffen und die Angst, die man ausgestanden hatte, niederreden. Oft half dann auch ein Schluck Schnaps. Daß der Schnaps kein Problemlöser war, wußte man. Aber irgendwie half er doch. Wenn auch nur für kurze Zeit. Schlafen war nicht so problematisch, müde war man allein schon von dem Marsch durch den oft kniehohen Schnee. Es war auch vollkommen egal, wo man schlief. Ob auf dem Boden ohne Stroh, auf einem Betschka, auch das kam vor, oder einer Holzbank. Nur schlafen und für ein paar Stunden versuchen, den Krieg zu vergessen. Läuse

und Flöhe hatten wir schon so wie so. Da machte es nichts aus, wenn man in einer verlausten Russenkate schlief.

Hier muß ich noch einmal unsere Verpflegung und das ganz banale Leben eines Soldaten zu beschreiben. Es war, auf einen Nenner gebracht, sehr schlecht. Nur eine Sache klappte einigermaßen gut. Das war die tägliche Ration Schnaps. Wir erhielten pro Tag mit je zwei Mann eine kleine Flasche Klaren. Meist war es Schinkenhäger oder Nordhäuser. Das waren 0,35 Liter, für jeden so um die sieben bis acht normale Gläschen. Selbstverständlich wurde der Schnaps nicht aus einem Glas getrunken, ein Landser trank aus der Flasche. Das war einfacher und sparte das Glas. Wir hätten sowieso keines gehabt. Die Kälte im Schützenloch oder das Warten auf einen Einsatzbefehl wären ohne diesen Trostspender und Aufwärmer oft unerträglich gewesen. Wenn die Sache mit dem Schnaps auch einigermaßen klappte, die Sache mit der Winterbekleidung klappte nicht. Wir hatten zwar dicke, lange Unterhosen und Unterhemden, oft sogar doppelt übereinander, aber die Oberbekleidung, also Hosen, Jacken, Pullover, Handschuhe, Stiefel, Socken, Mützen und so weiter war alles andere als gut. Sie entsprachen in keiner Weise den gegebenen Verhältnissen und Umständen. Sie waren für diese Temperaturen und dem Wetter entsprechend, vollkommen ungeeignet. Stiefeln, wie die der Russen, ganz aus Filz, die keine Kälte durchließen, waren garnicht vorhanden. Bei unseren Stiefeln, wenn wir überhaupt welche hatten, meist hatten wir ja nur Schnürschuhe, waren zwar die Schäfte aus Filz, die eigentlichen Schuhe aber waren aus Leder. Und das war in der jetzigen Jahreszeit immer durchnäßt. Die russischen Filzstiefeln konnte man in jedem Betschka ohne Mühe trocknen, die deutschen wären knochentrocken und somit unbrauchbar geworden. Die Russen hatten Wattejacken und Wattehosen, die ließen so schnell keine Kälte durch, wir hatten ganz gewöhnlich Uniformhosen und Jacken. Darunter nur die Unterwäsche aus Baumwolle und den Pullover aus Schafwolle. Pelzjacken, wie sie in der Heimat aus gespendeten Pelzmänteln angefertigt worden waren, gab es ganz, ganz selten. Vielleicht für die Offiziere, für die SS, für Soldaten die auf Wache standen, für uns nicht. Daß man da vor Kälte zitterte, wen wundert das? Wir hatten Ohrenschützer, wir hatten auch Fausthandschuhe und eine zusätzliche Wollweste erhalten aber das war schon alles. So ein Ohrenschützer sah wie ein Strumpf aus, an dem man den Fuß abgeschnitten hatte. Warm hielten sie schon, hatten aber den Nachteil, daß die Atemluft an dem Rand des wollenen Ohrenschützers, den wir bis unter die Augen hochgezogen hatten, zu Rauhreif, gefror. Über der Uniform hatten wir ein Schneehemd an und über den Stahlhelm kam ein weißer Bezug als Tarnung, aber Kälte und Frost hielten die nicht ab. Die Gasmaskendose, der Gewehrschaft, das Koppelzeug, der Feldspaten und der Brotbeutel wurden weiß angestrichen und über das Sturmgepäck kam ein weißer Überzug. Zwei Stunden Wachestehen waren wegen der Kälte fast unmöglich. Trotzdem kam es oft vor, daß man einen ganzen Tag nicht aus einem Schützenloch heraus kam. Stocksteif gefroren ist man trotz der Kälte eingeschlafen. Natürlich gab man sich Mühe, uns so zu kleiden, daß möglichst wenige Schaden oder gar

Erfrierungen erlitten. So war z.B. die Zeit, in der ein Landser auf Wache stand, in Ruhestellung oder in Bereitschaft, wie schon berichtet, auf eine Stunde begrenzt. An der Front, in der HKL gab es keine feste Zeiten für Wacheschieben. Da mußte jeder auf Posten stehen. Ablösung gab es nur ganz selten.

Geschlafen hat man oft genug nur im Schützenloch, selten in einem Unterstand. Man kauerte sich in eine Ecke, zog den Mantel über den Kopf, daß die Atemluft auch noch etwas wärmte, steckte beide Hände so gut es ging unter die Jacke und versuchte trotz Angst und Kälte zu schlafen. Einmal bin ich eingeschlafen und dann wieder aufgewacht und saß bis zu den Knien hoch zugeschneit allein in meinem Schützenloch. Der zweite Mann hatte das Weite gesucht. Tagelang, manchmal bis zu zwei Wochen, konnte man die Kleider nicht ausziehen, schon garnicht die Unterwäsche wechseln. Die Folge davon war, daß man ganz fürchterlich stank, und, was noch viel schlimmer war, wir bekamen Läuse und Flöhe. Den Gestank konnte man noch ertragen, daran konnte man sich gewöhnen, aber das Ungeziefer war eine Katastrophe. Wenn diese Parasiten erst einmal in der Kleidung saßen, war es unmöglich, sie wieder zu vertreiben. Da gab es keine Mittel. In jeder freien Minuten hat man versucht, sie aus den Klamotten abzulesen. Selbst in den wenigen Minuten die man brauchte um seine Notdurft, die man auch im Freien verrichten mußte. Eine Methode im Winter war, die Unterwäsche, in der das Ungeziefer in besonders großen Mengen nistete, ausziehen, sie draußen in der bissigen Winterluft für eine Stunde aufhängen, wenn sie durchgefroren waren, die Läuse und Flöhe erstarrt waren, ausschütteln. Daß man während dieser Zeit ohne Unterwäsche ganz entsetzlich fror und daß der Erfolg dieser Läusejagd nur einen kleinen Nutzen brachte, liegt auf der Hand. Die Kälte ließ das Ungeziefer zwar erstarren und konnte abgeschüttelt werden, den Nissen der Läuse oder den Eiern der Flöhe tat die Kälte keinen Schaden. Nach nur höchstens zwei Tagen war alles wieder wie vorher. Ein Wunder, daß nur ganz wenige von uns erkrankten. Schließlich sind gerade Flöhe und Läuse, aber auch Wanzen Überträger von vielen Krankheiten. Ihr lästiges Stechen, Krabbeln und Blutsaugen verursacht ein fürchterliches Verlangen nach Kratzen, das man schwerlich unterdrücken kann. Nicht selten kam es zu aufgekratzten Stellen auf dem Kopf oder sonst wo am Körper. Die Folgen waren oft schlecht heilende Wunden, die nicht selten sogar eiterten. Jede freie Minute wurde zur Läusejagd verwendet. Nicht nur in der Kleidung, sogar im Brotbeutel, im Koppel, in den Schuhen, im Schweißband des Stahlhelmes, überall fand man Läuse und Flöhe. Flöhe und Läuse sind nur sehr schwer zu bekämpfen. Kälte beeinträchtigt sie nur ganz wenig, Hitze schon mehr. Die muß aber über 100 C liegen. Das Bild des läusefangenden Landsers, der vor einem Hindenburglicht sitzt, die Läuse zwischen den Fingern zerdrückt oder in heißes Wachs wirft, ist kein Scherzbild, es ist leider die Realität. Die einträglichste Methode der Läuse Herr zu werden, war, absuchen, zwischen den Daumennägel zerquetschen oder in heißes Wasser oder Kerzenwachs zu werfen. Eine chemische Läusevertilgung gab es an der Front nicht. Ich habe

jedenfalls keine erlebt oder etwas davon gehört. Auch der Erfolg dieser Sache wäre nur von kurzer Dauer gewesen.

Die Notdurft, eine der elementarsten Bedürfnisse des Menschen, ist auch wert, einmal ein bißchen erläutert zu werden. In der Kaserne, in Frankreich, auch in Rußland beim Nachschub, sogar in Reserve.- oder Ruhestellung, war dieser Teil des Lebens einigermaßen ohne große Probleme zu bewältigen. An der Front aber, gab es damit ungeahnte Schwierigkeiten. Wasserlassen, das sogenannte kleine Geschäft, ging gerade noch. Dafür brauchte man nicht viel Zeit. Das konnte man schnell erledigen, so zwischen durch, notfalls beim Marschieren. Im Schützenloch aber wurde es fatal. Da gab es nur eine Möglichkeit, eben an die Wand zu urinieren. Das große Geschäft zu bewältigen war ungleich schwerer. Es gab in den Kasernen Klos, auch noch später in Rußland gab es Plumpsklos in den Bauernhäusern oder es gab den sogenannten "Donnerbalken", einen Freiluftklo. Das war meist ein von den Landsern ausgehobener Graben in der Erde. Je nach der Größe der Einheit oder der Anzahl der Landser die dort hin mußten, ein - zwei Meter lang, ein halber Meter tief und ebenso breit. Um diesen Graben, der meist etwas abseits der Unterkunft gelegen war, dort entwickelte sich nämlich ein ungeheurer Gestank und Fliegen gab es zu Hunderttausenden, wurde aus Ästen oder Zweigen mit Laub ein Sichtschutz gemacht. Zwei Pfähle, kniehoch in die Erde geschlagen, darüber ein Brett oder wenn keines vorhanden war, ein dünnes geschältes Bäumchen, genagelt. Fertig war der Soldatenklo. Damit die Fliegenplage nicht zu arg wurde und der Gestank erträglich blieb, wurde Chlorkalk, wenn vorhanden, wenn nicht, einfach Erde darüber gestreut. Die Überwachung der ganzen Anlage und das Ausstreuen des Chlorkalkes war Aufgabe des Sanis. Chlorkalk reizt übrigens in der warmen Jahreszeit, wenn die Sonne scheint, ganz furchtbar die Augen und die Nasenschleimhaut. Bei der Nachschubeinheit oder in Reservestellung wurde oft die Latrine in einem Maisfeld angelegt. Im Südabschnitt der Ostfront, in der Ukraine, wo ich Soldat war, ist die Erde so fruchtbar, daß der Mais fast zwei Meter hoch wächst. Also eine gute Deckung gegen Sicht darstellt, nicht nur für die kämpfenden Soldaten, auch für die, die gerade mal auf dem Klo sitzen. Mit Eintritt des Herbstes und während der Winterzeit war es mit dieser Möglichkeit aber vorbei. Ab da hieß es, ------ wo du gerade gehst oder stehst und wenn du dafür Zeit und Gelegenheit hast. Daß dies gerade im Winter und im Schützenloch dazu besonders mißlich war, habe ich schon versucht zu beschreiben. Urinieren ging noch. Das große Geschäft läßt sich ungefähr so schildern. Man steht im Loch, späht angestrengt zum Gegner hinüber, alle Sinne sind angespannt und dann kommt das Bedürfnis, das Geschäft drängt auf Erledigung. Was tun? Aus dem Loch abhauen ist nicht drin, der Russe schießt sofort, und der trifft noch oft. Also, Hosen runter, in die Hocke gehen, schnell machen und fertig werden. Was tun mit dem was da auf der Erde liegt und stinkt? Den Feldspaten vom Koppel nehmen, das Häufchen drauf gekratzt und das ganze Zeug mit Schwung aus dem Loch in Richtung Russen werfen. Als Klopapier wurde ein Feldpostbrief der Eltern benützt oder, das ist keine Angabe oder gar ein Scherz, im Sommer

ein Büschel Gras. Etwas anderes gab es nicht. Nicht einmal eine Zeitung. So sah unser Leben aus. Das sind aber nur einige, wenige Zeilen davon. Die Wirklichkeit zu schildern, ist mir leider nicht möglich. Mir fehlen die nötigen Worte und Ausdrücke. Die Realität übertraf das was sich man vorstellen kann.

Wie oft verfluchten wir dieses elende Leben als Landser, diesen Krieg mit seinem Dreck, dem Hunger und Durst, die kalten Nächte mit der Dunkelheit, die Angst, die oft zum Verzweifeln groß war. Wie oft wünschten wir uns Wärme, Geborgenheit, ein Stück Brot, warme, trockene, saubere Kleidung, eine Stube mit viel Licht, ein sauberes Bett und endlich Frieden. Wie oft wünschten wir uns das Ende des Scheißkrieges herbei. Wie oft hatte ich gebetet, wieder aus dem Schlamassel gut und unversehrt zu Hause zu sein

Wieder will ich schildern, wie das Essen und Trinken aussah, wie die Verpflegung der kämpfenden Einheiten vonstatten ging und geregelt wurde. Beim Nachschub oder in Reservestellung bei den Kampfeinheiten, ging das noch einigermaßen gut. Kaffee und Kommißbrot, Kunsthonig oder anderer Aufstrich, meist war es Vierfruchtmarmelade, gab es zum Morgen ab der Feldküche. Ebenso das Mittagessen und das Abendbrot. Mittags meist als Eintopf. Erbsen.- Linsen.- Bohnen.- Graupen.- oder Kartoffelsuppe. Wenn möglich mit Fleisch, oft aber ohne. Ab und zu Salzkartoffeln oder Nudeln, die Kartoffeln verkocht, die Nudeln pappig, dazu gekochtes Fleisch. Hier lernte wohl jeder, auch den sonst nicht gerne gesehen und viel verschmähten Speck zu essen. Besser den als nichts. Frikadellen gab es wohl am meisten. Die waren dann zu einem großen Teil aus Bratlingspulver gemacht. Aus was genau das Bratlingspulver gemacht wurde, das wußte selbst der beste Koch oft nicht. Verwendet wurde Bratlingspulver zu allem und überall. Es sah aus wie braun grauer, grobkörniger Grieß und hatte fast keinen Eigengeschmack. Selbst in der Wurst wurde es verarbeitet. Hätte es kein Bratlingspulver in der deutschen Wehrmacht gegeben, viele Landser beim Heer, hätten noch viel mehr Kohldampf schieben müssen. Für die Eliteverbände, die Marine, die Luftwaffe und die SS wurde besser gesorgt, die bekamen sehr oft Sonderzulagen und Zusatzverpflegung. Braten oder Fisch oder Salat oder frisches Gemüse gab es höchst selten, so gut wie nie. Höchstens an Weihnachten, an Neujahr, Ostern, am 1. Mai oder an Führers Geburtstag, am 20. April. Nicht einmal im Lazarett in Kirowograd. Selbst dort gab es nur Trockengemüse. Auf keinen Fall gab es Frischgemüse an der Front. An Wurst gab es nur zwei Sorten. Die eine Sorte war ein Zwischending zwischen Salami,- Plock.- und Fleischwurst, die andere sah nach Blutwurst aus. In beiden war eine gehörige Portion Bratlingspulver. Köche wurden meist die Metzger und Bäcker. Daß die aber nicht immer die besten Köche waren, hat mancher Landser am eigenen Leibe verspüren müssen.

Die Soldaten in der HKL zu verpflegen war oft sehr schwer, manchmal unmöglich. Es kam schon mal vor, daß die Essenholer, wegen Feindeinsicht, starkem Beschuß der eigenen Linien durch Granatwerfer, Infanteriebeschuß

oder sonstigen Widerwärtigkeiten, einfach nicht zum Troß gehen konnten. Dann fiel schon mal eine Mahlzeit aus. Noch vor Sonnenaufgang, bevor es hell war, wurden die Kaffeeholer auf den gefährlichen Weg zur Feldküche geschickt um dort den Kaffee und was es sonst noch gab, abzuholen. Der Kaffee wurde in Thermosbehälter, ähnlich einem Tornister, die ca. 10 Liter enthielten, abgefüllt und auf dem Rücken getragen. Brot, Margarine oder auch mal Butter, die aber höchst selten, Kunsthonig oder Käse, meist war es ein Magerkäse, gab es je nach Stärke der Gruppe die zu versorgen war, fertig geschnitten in Stücken. Am Einsatzort wurde dann das bißchen Butter oder Margarine sofort auf ein Brot gestrichen und gegessen. In der Butterdose, die jeder Landser in seinem Brotbeutel hatte, (fast ein Hohn) wurden die Zigaretten aufbewahrt. Sie wären in den Uniformtaschen unweigerlich zerkrümelt. In den Wintermonaten hat man das Brot in Scheiben geschnitten und sie, damit sie nicht gefroren, unter den Uniformrock, zwischen Hemd und Pullover gesteckt. Dort blieben sie wenigstens weich. Die Wurst oder den Käse hat man sofort gegessen, wo hätte man das Zeug auch aufbewahren sollen. Der Esbitkocher, ein aus Blech gefertigter und zusammenklappbarer Trockenspirituskocher, klappte meist nicht. Ich habe ihn äußerst selten benützt. Der Trockenspiritus brannte so gut wie nie. In einem Schützenloch war er ganz fehl am Platze.

Zum Mittag wurden meist wieder andere als Essenholer auf den Weg geschickt. Dies aber nur dann, wenn es das Gelände oder die besonderen Umstände, zuließen. War das Gelände oder die Stellung vom Gegner gut einzusehen oder sehr eben, was in der Ukraine oft der Fall war ganz ohne Deckung, dann gab es halt kein Mittagessen, das gab es am Abend. War das Gelände, durch das der Essenholer gehen mußte dagegen hügelig, standen dort Bäume oder Büsche oder war gar ein Wald auf dem Weg zum Troß, dann war der Weg manchmal eine Abwechslung und oft hat sich ein Landser freiwillig zu dieser Aufgabe gemeldet. Meist war der weiteste Umweg, wenn man die gebotene Deckung ausnützte, der kürzeste, auf jeden Fall aber der sicherste. Abends wurde genau wie morgens verfahren. Es gab dann auch ab und zu etwas Warmes. Hauptsächlich während der Winterzeit. Nachmittags, so gegen 16:00 Uhr, wenn es schon dunkel war, richtig hell wurde es fast nie vor 8:00 Uhr, gingen die Essenträger zurück zur Feldküche. Diese Essenholerei war immer sehr gefährlich und verlangte von dem Landser, höchste Konzentration und Aufmerksamkeit, ein stets waches Auge auf die Umgebung und offene Ohren für jedes fremde Geräusch. Die ganze Gegend war, abgesehen von der gelegentlichen Schießerei, gespenstisch still und leer. Ganz zu schweigen vom nötigen Orientierungssinn, den man als Soldat einfach haben mußte, der sich bei vielen erst nach langer Zeit einstellte. Wie schnell hat man die Richtung verloren und kommt beim Troß nie an, sondern befindet sich im Handumdrehen beim Russen. Wenn jetzt noch, wie im Herbst und Winter dies immer der Fall ist, Regen wie Bindfäden vom Himmel fällt oder ein Schneetreiben ist, daß man die Hand nicht vor den Augen sieht, dann fühlt man sich nicht nur einsam in der Öde, sondern ganz einfach verlassen. Verlassen von

allem Guten und verloren. Dann ist einem zum Heulen zu mute, dann könnte man verzweifeln, dann hat man Angst. Und diese Angst kann tödlich sein. Hier half oft nur der unbändige Wille zum Durchhalten, ein übermenschlicher Selbsterhaltungstrieb. Und der Schnaps den es bei der Verpflegung gab. Im Winter, in der HKL, pro zwei Mann, eine halbe Flasche. 0,35 Liter. Ohne Schnaps wären viele Landser erfroren. Erfrierungen waren an der Tagesordnung. Mancher Soldat hat sie sich selbst zugezogen, nur um dem Schlamassel zu entrinnen. Viele dieser gesuchten Erfrierungen gingen aber auch daneben und die Betroffenen hatten mit schweren Strafen zu rechnen. Ich hätte nie so was getan. Es grenzt an ein Wunder, daß ich diese Strapazen, abgesehen von der Verwundung, ohne großen Schaden an Körper und Gesundheit zu nehmen, überstanden habe.

Außer der Verpflegung brachten die Essenholer selbstverständlich auch die Briefe aus der Heimat mit. Das war dann ein willkommener Lichtblick in dem öden Leben eines Soldaten. Selbst welche aus einer Stellung zu schreiben, war unmöglich. Im Sommer wäre es bedingt möglich gewesen, jetzt im Winter, bei Eis und Schnee, ist das ein Unding. Briefeschreiben muß vorerst unterbleiben.

Der Kampf um die "Glatze"

Wenn ich jetzt von der Glatze schreibe, muß ich zuvor erklären, wie dieser Namen zustande kam. Es gab im "Mittelabschnitt" der Ostfront, bei Mogilew, also etwas weiter nördlich als unser "Südabschnitt", einen flachen, runden, vollkommen kahlen Berg, der aus dem sonst eher flachen Gelände, auffällig hoch aufragte. Da mit dem Berg, den ich hier beschreibe, an dem sehr heftige Kämpfe statt fanden, mit dem Berg im Mittelabschnitt eine gewisse Ähnlichkeit bestand, hat irgend jemand, es mag ein Landser gewesen sein, diesen Namen übernommen. Die offizielle Bezeichnung in der Wehrmachtsführung kann ganz anders gelautet haben. Bei uns, den kämpfenden Truppen jedenfalls, hieß er nur die "Glatze". Der Berg war heiß umkämpft, tagelang tobten hier erbitterte Kämpfe und mehrmals wechselten die Besitzer. Es gab in unserem Abschnitt nur diesen einer Berg an dem so viele Kämpfe stattfanden und so hart umkämpft war.

Es waren mittlerweile die letzen Tage des November oder die Anfangstage des Dezember 1943 gekommen. Meine Zeitrechnung war vollkommen dahin. Ich wußte nicht mehr, welchen Wochentag oder welches Datum wir schrieben. Wie weit wir nun schon vom Dnepr entfernt waren, weiß ich auch nicht. Karten, auf der man die Entfernung hätte ablesen können, hatte nur der Einheitsführer. Es war ja auch ganz egal, wo wir waren. Der Rückzug ging, trotz des Winters, einigermaßen geordnet vor sich. Es kam nicht oft vor, daß

wir länger als zwei Tage in einer Stellung blieben. Vor einer Woche ungefähr, kamen wir in eine von einem Strafbataillon vorbereitete Stellung. Dort war sogar ein Stück Schützengraben ausgehoben worden. Ein sogenannter "Grabenpflug", einem Pflug in der Landwirtschaft ähnlich, nur viel größer und stärker, der von einer starken Zugmaschine gezogen wurde, hob einen Graben von ca 50 cm Tiefe aus. Der wurde dann von Strafgefangenen bis zum 1,30 bis 1,50 Meter vertieft. Es war für uns eine große Erleichterung solch eine Stellung beziehen zu können. Oft hatten wir gerade mal ein Loch für uns, sonst nichts.

Hier, an der Glatze, war das anders. Die Glatze, wie wir sagten, war eine Erhebung im Gelände, auf der eine Kolchose stand. In Deutschland hätte man Rittergut gesagt. Ställe, Scheunen und die anderen landwirtschaftlichen Gebäude standen um einen großen Hof. Alle waren mehr oder weniger zerstört, zerschossen oder ausgebrannt, keines war mehr ganz. Bäume gab es keine. Überall war ein unbeschreibliches Chaos. Von den ehemaligen Arbeitern und Vieh, die hier einmal waren oder gearbeitet hatten, sah man garnichts. Man muß sich die Gegend, in der diese Kolchose stand, so vorstellen, wie die Gegend zwischen Bad Kreuznach, Bingen, Mainz und Wörrstadt. Nicht so bergig wie bei Baumholder. Große, sogar riesengroße Felder, Weiden, ab und zu ein Wald, eher wellig als bergig. So sah die Gegend aus. Im Sommer muß es hier sehr schön gewesen sein, jetzt lag alles unter einer dicken Schneeschicht. In diesem Gebiet eine recht deutliche, runde Erhebung, so wie ein großes Hügelgrab und darauf die Kolchose, das war die Glatze. Daß so ein Punkt, von dem aus man ein sehr großes Gebiet gut überblicken und somit auch beherrschen konnte, eine Stelle war, die die deutschen, ebenso wie die russischen Truppen erobern und behalten wollten, war klar. Die Oberste Heeresleitung war geradezu darauf versessen, solche Stellen einzunehmen, auszubauen und zu behalten. Daher auch die erbitterten Kämpfe. Dreimal innerhalb von drei Tagen wechselten die Besitzer. Auf dem Rückzug vom Dnepr her wurde die Glatze von unserem Divisionsstab besetzt. Als dann die Front näher kam und dieser Stab weiter nach hinten verlegt wurde, besetzte ein anderer Stab, es mag der Regimentsstab gewesen sein, diesen Berg. Als wir vom Füsilierbataillon dort hin zum Einsatz kamen, waren die Russen, die in der Zwischenzeit diesen Berg zurück erobert hatten, wieder zurück gedrängt worden. In unmittelbarer Nähe und in der Kolchose selbst, standen eine ganze Reihe abgeschossener russische Panzer vom Typ T 34. Das waren die ersten zerstörten Panzer die ich sah, außer denen bei Charkow. Ein Teil davon, hauptsächlich diejenigen, die in der Kolchose standen, waren ausgebrannt. In Zweien davon, die äußerlich keine Beschädigung außer der Brandspuren aufwiesen, saßen noch die verkohlten Leichen der Besatzung. Eine Leiche war die einer Frau, vollkommen verkohlt und zusammen geschrumpft. Die Panzer waren bestimmt durch "Molotovcocktails" in Brand gesteckt worden. Molotovcocktails waren mit Benzin gefüllte Flaschen, die, nach dem man sie an einem daran befestigten Stoffetzen angezündet hatte, auf einen Panzer warf. Das brennende Benzin drang durch den Spalt zwischen

Turm und dem eigentlichen Panzer in das Innere und entzündete einen getroffenen Panzer unweigerlich in kürzester Zeit. Molotovcocktails waren eine Erfindung des damaligen, sowjetischen Außenministers Molotov. Billig, leicht selbst herzustellen, überall einsetzbar und in ihrer Wirkung sehr effektiv. Man mußte halt nur den Mut und Schneid besitzen, einen Panzer so nahe an sich herkommen zu lassen, daß man ihn auch bestimmt mit einem Wurf richtig traf. Im anderen Fall war es mit dem Werfer aus.

Wir vom Füsilierbataillon, wurden in die HKL eingewiesen und machten uns auf den Weg dorthin. Die HKL war so um die drei Kilometer Luftlinie von der Glatze entfernt. Unser Marsch zum Einsatz dorthin verlief ohne Zwischenfall. Die Front war ganz ruhig. In kleinen Gruppen, nie mehr als 3 Soldaten zusammen und dann noch in Abständen von 10 bis 15 Meter auseinander, gingen wir durch den manchmal knietiefen Schnee. Eine Neuheit, die uns eine große Erleichterung brachte, war ein Schlitten der wie ein Kajak aussah. In dieses Boot, so jedenfalls sah das Ding aus, konnten wir unsere Ausrüstung und unseren Proviant legen und transportieren. In Finnland war dieser Kajak, wir nannten ihn aber "Akja", schon längere Zeit im Einsatz. Er war ca. 2 Meter lang, gut 60 cm breit, 50 cm hoch und konnte mit einer Plane abgedeckt werden. Die verhinderte, daß unsere Ausrüstung von Schnee und Regen durchnäßt wurde, oder bei einem Umkippen herausfallen konnte. Ein Hinten oder Vorne gab es nicht, er war symmetrisch gebaut. An beiden Enden waren Stricke mit Querhölzer zum ziehen befestigt, gut 3 Meter lang. Vorne zogen zwei Mann und hinten konnte man festhalten und bremsen, wenn es einmal bergab ging. Außer unseren Gewehren, die wir ja zu jeder Zeit schußbereit halten mußten, paßte die gesamte Ausrüstung eines MG Trupps in einen Akja. Verpflegung, Munition, zusätzliches Tarnzeug, Gasmaskendose, Spaten, alles was man nicht unbedingt sofort brauchte und uns den Marsch durch den Schnee erschwerte, wurde einfach hinein gelegt. Ziehen oder eventuell bremsen, mußte jeder einmal aus unserer Gruppe. Davor hat sich niemand gedrückt. In unserer Gruppe herrschte eine gute Kameradschaft und die war, in Rußland, zudem im Winter, unbedingt nötig. Leider traf das nicht immer zu.

Wir kamen so gegen 14:00 Uhr beim Kompaniegefechtsstand an und wurden sofort zur vordersten Linie weiter geschickt. Jetzt hieß es aufpassen, die Augen aufhalten und immer bereits ein in Deckung zu gehen. Dieser Weg war schon weit schwerer als der Weg bis zum Gefechtsstand. Die HKL war hier etwas stärker besetzt als alle anderen die ich bis jetzt erlebt hatte. Sie befand sich ungefähr 200 Meter vor einem dichten Wald. Warum eigentlich immer in so geringem Abstand, vor einem Wald? Der Wald zog sich nach links, leicht abfallend so weit, wie man an diesem leicht diesigen Tag sehen konnte. Das linke Ende war nicht zu sehen, wohl aber das rechte. Das war nur etwa 200 Meter weit entfernt und gut sichtbar. Nicht weit von dieser Ecke entfernt standen zwei zerschossene oder ausgebrannte Panzer, es könnten deutsche gewesen sein. Die Aufgabe, zu der unsere Gruppe ausgesucht wurde, war, in diesen Wald einzudringen, ein Waldfenster, das 2 bis 3 Kilometer vom

Waldrand entfernt lag, zu suchen und dort einen "stehenden Spähtrupp" zu bilden. Von dort aus sollten je 2 Landser die zwei Wege, die sich dort trafen und die weiter in den Wald, in Richtung russische Stellungen, führten, weitergehen und feststellen, wie weit die Russen den Waldrand besetzt hatten, welche Waffen sie besaßen und besonders, wieviele Panzer dort zusammen gezogen waren. Die restlichen drei Landser sollten an der Wegeinmündung in das Waldfenster getarnt in Wartestellung bleiben. Von dort sollte ein Melder zurückkommen um beim Kompaniegefechtsstand Meldung zu erstatten. Ein verdammt schwerer Auftrag. Leicht zu befehlen, schwer auszuführen.

Wir sieben Mann machten uns auf den gefährlichen Weg. Einzeln verließen wir die letzten Schützenlöcher, überquerten den kurzen Abstand zwischen HKL und Wald und waren zuerst einmal in sicherer Deckung. Überrascht stellten wir nämlich fest, daß zumindest hier, an diesem Waldrand, keine russischen Soldaten in Stellung lagen. Eigentlich unverständlich, denn ein dichter Waldrand, so wie er hier war, bot die beste Deckung gegen Sicht und Beschuß. Wir verschnauften erst einmal, suchten einen geeigneten Platz und berieten unser weiteres Vorgehen. Der Befehl, den wir hatten und ausführen mußten, war klar. Wir machten uns an die Ausführung. Nach ein bis zweihundert Meter quer durch den dichten Wald, wobei wir natürlich alles vermieden was irgendwie Lärm machte, kamen wir an einen schmalen Weg, eher einem Pfad. Nirgends waren auch nur die kleinsten Spuren zu sehen. Geduckt schleichen wir weiter, leicht steigt das Gelände an. Weit sehen kann man in diesem dichten Wald nicht. Höchstens 20 bis 30 Meter. Wielange sind wir jetzt schon im Wald, wann kommen wir endlich an das Waldfenster, das wir suchen und finden sollten? Ganz überraschend sind wir dann dort. Sieht so ein Waldfenster aus? Kaum erkennbar und schon garnicht groß. Vielleicht 30 mal 40 Meter und zudem dicht mit niederem Gestrüpp bewachsen. Am Waldfenster angekommen, holt unser Spähtruppführer, ein Obergefreiter, die Lageskizze, die er im Gefechtsstand erhalten hatte, aus seiner Uniformjacke. Nach kurzer Absprache, die selbstverständlich im Flüsterton, abseits des Weges in guter Deckung, geführt wurde, beschließt er, entgegen der Anweisung, nicht beide abgehenden Wege, sondern nur den rechten, der näher zum Waldrand ging, gemeinsam, also alle 7 Mann zusammen, zu erkunden. Wir machen uns auf den Weg. Das Waldfenster ist ruhig, fast gespenstisch still. Nicht ein Ton ist zu hören, auch nicht ein Vogellaut. Nur kalt ist es. Wir frieren trotzdem nicht. Das Gehen durch den Schnee und die Anspannung unserer Nerven heizte schon ganz schön ein. Im Schnee sieht man keine Spuren. Nicht von Tieren und auch nicht von Menschen. Nichts deutet darauf hin, daß wir im Krieg sind. Es ist richtig friedlich, es ist ganz still, wie in einem Weihnachtswald.

Kaum sind wir 10 Minuten, so um die 250 Meter den vorgezeichneten Weg in gebückter Haltung, nach allen Seiten sichernd, das Gewehr entsichert im Anschlag, geschlichen, als der Gruppenführer uns ein Handzeichen zum Stehenbleiben, gibt. Sofort knien wir uns hin. Einmal um den gebeugten Rücken zu entlasten und etwas auszuruhen und zu anderen um den Russen

ein möglichst kleines Ziel zu bieten. Ganz aufgeregt zeigt er mit der linken Hand nach rechts, in Richtung Waldrand. Der ist nicht weiter als höchstens 30 Meter entfernt, man kann durch die Bäume den Rand des Waldes sehen. Und dort bewegen sich recht sorglos einige weiß gekleidete Gestalten. Dann hören wir, die Entfernung zu ihnen ist ja nicht weit, russische Kommandos.. Noch hat uns niemand entdeckt, niemand vermutet hier deutsche Soldaten. Wir beobachten die Szene einige Minuten und hören dann auch das Herannahen von Panzern. Am Motorengeräusch ist zu erkennen, daß es T 34 sind. Wieviel es sind, das erkennen wir allerdings nicht. Um das zu erkennen, müßten wir viel näher am Waldrand sein. Mindestens fünf sind es, eher mehr und die fahren bestimmt in Bereitstellung. Wir befinden uns also hinter den russischen Linien und haben somit den ersten Teil des Spähtruppunternehmens, erfüllt. Wir rücken am Wegesrand vorsichtig und langsam, eine hastige Bewegung könnte uns verraten, immer darauf bedacht, nicht entdeckt zu werden, zusammen. Flüsternd gibt der Obergefreite den Befehl, einer nach dem anderen, in Abständen von jeweils einigen Sekunden, den Weg, den wir gerade gekommen waren, wieder zurück zu gehen. Ich war der letzte Mann in der Reihe gewesen, nun bin ich der erste der sich auf den Weg macht. Ich nehme mein Gewehr in die Hand, schleiche, ganz tief gebückt, zwanzig - dreißig Meter weit, schaue nach links zum Waldrand und nach rechts, sehe niemanden, richte mich auf und laufe nun so schnell es die Ausrüstung und die Umstände erlauben, in Richtung Waldfenster zurück. Wer und wieweit die anderen hinter mir herkommen, kann ich nicht sehen, so schnell läuft das Geschehen ab. Ich bin nur einige Meter recht schnell gelaufen, als über meinen Stahlhelm etwas, was ich zuerst nicht bemerkte, mit einem schnurrenden Geräusch, streifte. Ich ließ mich sofort nach rechts zu Boden fallen, drehe mich schnell um um zu sehen, was das wohl war. Zu meinem Erstaunen sehe ich einen dünnen Draht in etwa Kopfhöhe über den Weg gespannt und an zwei Bäumen befestigt. Hatten wir ihn vorher bei unserem Anschleichen, wir schlichen ja in gebückter Haltung, nicht gesehen oder hatten ihn die Russen in der Zwischenzeit erst gezogen? Ich sehe aber nur unsere Spuren auf dem Pfad, sonst nichts. Nichts die kleinste Spur kommt aus dem Wald zu unserer Linken. Wäre der Draht auch nur 20 cm tiefer gespannt gewesen, wäre ich mit dem Hals oder dem Gesicht genau dagegen gelaufen. Das Ergebnis wäre zumindest ein Sturz, wenn nicht sogar eine Strangulation gewesen. Von dem wahren Grund meines Sturzes hatte vorerst niemand eine Ahnung. Erst später berichtete ich davon. Das Geschehen lief in Windeseile, rasend schnell, ab. Jeder dachte bestimmt nur daran, schnell der Gefahr zu entrinnen und soweit zu laufen, daß wir vorerst wieder in Sicherheit waren. Ich hatte wieder einmal verdammt viel Glück gehabt.

Als wir nach einer Zeit, die uns nicht so richtig bewußt geworden war, alle sieben Mann wohlbehalten an unserem Ausgangspunkt, an der Weggablung des Waldfensters, angekommen waren, beratschlagten wir, was zu tun wäre. Wir hatten unseren Auftrag zur Hälfte erfüllt. Wir hatten die Russen und ihre Stellung am Waldrand gesehen und ihre Panzer gehört. Der zweite Teil, den

stehenden Spähtrupp zu bilden, war noch zu erfüllen. Erst aber mußte Meldung beim Kompaniegefechtsstand gemacht werden. Der Gruppenführer übertrug mir diese Aufgabe. Warum gerade mir? Ich weiß es nicht., es waren doch noch fünf andere Mann aus der Gruppe hier? Er sagte mir was ich zu melden habe und daß die Gruppe wie befohlen, bis zu meinem Eintreffen bei ihm im Laufe der Nacht, am befohlenen Platz, verbleibe. Ich machte mich auf den Weg dorthin zurück, wo wir am frühen Nachmittag aufgebrochen waren. Ich war mutterseelen allein, niemand war bei mir, in dem riesengroßen vollkommen fremden Wald.

Den Weg zurück durch den Wald konnte ich nicht verfehlen, die Spuren im Schnee zeigten mir ihn und waren nicht zu übersehen. War der Weg heute nachmittag tatsächlich so lang gewesen? Über 2 Kilometer, nur bis zum Waldrand? Im Wald, wo alles möglich ist, wo ein Baum wie der andere aussieht, wo links und rechts nicht von einander zu unterscheiden ist, wo hinten gleich vorne ist? Wo niemand einem helfen kann wenn man der Ansicht ist, daß man sich verirrt hat? Und dann vom Waldrand bis zur HKL. noch mal 100 / 200 Meter? Was ist, was soll ich tun, wenn in der Zwischenzeit die Russen den Waldrand besetzt hatten und ich hinter ihrem Rücken bin? Das alles in einem völlig fremden Land und zudem noch ganz allein, niemand mit dem man sprechen und somit die Angst etwas verdecken könnte? In der Kälte, in dem Schnee und in beginnender Nacht? Ein Sturz oder Abkommen vom Weg hätte hier katastrophale Folgen gehabt. Was wird aus mir, findet mich jemand, wenn ich hier über eine Wurzel stolpere, vielleicht ein Bein breche und ohnmächtig werde? Werde ich dann am Ende gar erfriere, oder auf Landserdeutsch gesagt, krepiere? Ist dann nicht eine Kugel in den Kopfe geschossen besser als langsam in der Kälte einzuschlafen und nicht mehr zu erwachen?

Am Waldrand angekommen blieb ich eine Weile in Deckung der letzten Bäume stehen um mich zu vergewissern, daß die HKL noch den alten Verlauf hatte. Ich wußte ja, daß die Posten, die uns zu Beginn des Spähtrupps aus der HKL ließen, zu jeder Zeit mit unserer Rückkehr rechneten. Es wäre möglich gewesen, daß die HKL zurück genommen worden war oder daß sich die Russen zwischen Wald und HKL geschoben hätten. Zudem war es fast dunkel geworden und bei dem nur fahlen Licht könnte man mich für einen Russen halten. Es war also äußerste Vorsicht geboten. In allen Fällen hätte ich einen anderen Weg zum Gefechtsstand nehmen müssen. Welchen sollte ich dann wählen, würde ich den richtigen finden? Tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf. Die zehn Minuten, die ich dort im Schnee liegend verbrachte, bei der alle meine Sinne aufs Äußerste angespannt waren, waren unwahrscheinlich lang. Vielleicht die längsten in meinem Leben. Als ich sicher war, daß die HKL noch so verlief wie vorher und daß die Posten aufmerksam waren, machte ich mich auf die nicht ungefährlichen letzten 100 Meter. Es war nicht mehr allzuweit, so um die 20 / 25 Meter, als ich angerufen wurde: "Halt, wer da" ? Erleichtert rief ich halblaut dem Posten die Parole zu und war in der

nächsten Minute bei ihm in seinem Schützenloch. War ich so froh, jetzt, wo die Spannung etwas nachließ, mit einem Landser ein paar Worte sprechen zu können. Der war genau so einsam und verlassen wie ich vor noch nicht einmal 5 Minuten. Ich sagte ihm noch, daß im gegenüber liegenden Waldrand keine Russen wären und machte mich weiter auf den Weg zum Gefechtsstand. Zum Glück lag der nicht weit weg. Ich benötigte nur ein paar Minuten dazu. Ich betrat den kleinen Erdbunker, eigentlich mehr ein größeres mit einigen Brettern abgedecktes Schützenloch und machte meine Meldung. In dem Bunker, der wie das Wort schon ausdrückt, in der Erde lag, waren nur der Einheitsführer, ein Leutnant, er war erst vor einigen Tagen in unsere Einheit gekommen, ein Feldwebel und ein Unteroffizier als Ordonnanzen. Dazu kamen zwei Landser als Melder und ein Fernsprecher. Ich erstattete Meldung und zeigte auf der Karte bis wohin wir gegangen waren, wo wir die russischen Soldaten sprechen und wo wir die Panzergeräusche gehört hatten. Verschwiegen hatte ich, daß wir nicht wie befohlen, uns am Waldfenster getrennt und beide Wege erkundet hatten. Im Nachhinein hatte das sowieso keinen Belang, denn der linke Weg ging in den Wald hinein und mitten im Wald waren bestimmt keine Russen. Im ungünstigsten Falle hätte ich uns mit der Ausrede gerechtfertigt, daß der linke Weg nach nur einigen Metern wegen umgestürzter Bäume vollkommen unpassierbar gewesen sei. Nachgeprüft hätte das kein Mensch.

Nun kam aber eine große Überraschung. Ich mußte, da die Fernsprechleitung zum Bataillon vor nicht langer Zeit zerrissen war, dorthin gehen um meine Meldung noch einmal zu wiederholen. Bei dieser Gelegenheit sollte ich die unterbrochene Leitung wieder flicken. Meinen Einwand, daß ich sowas noch nicht getan hatte, hörte der Leutnant nicht. Es sei keine große Sache. Mit einigen Handgriffen sei das schon zu machen. Zu diesem Zweck gab man mir eine Kombizange, etwas Isolierband und eine kleine Rolle Feldleitungsdraht. Eine kurze Einweisung wie ich zu flicken hätte, und dann war ich draußen in der Nacht. Ich trat aus dem Erdbunker hinaus, faßte die Telefonleitung mit der linken Hand, auf die rechte Schulter hatte ich mein Gewehr gehängt und machte mich auf den Weg zum Bataillon. Den Weg dorthin konnte ich nicht verfehlen. Immer nur der Telefonleitung nach, dann kommt man schon hin. Normalerweise hat ein Landser der eine Leitung reparierte, man nannte sie Strippenzieher, einen Feldfernsprecher bei sich, um zu kontrollieren ob er die richtigen Drähte mit einander verbunden hatte und somit seine Arbeit richtig ausgeführt wäre. Wenn über eine längere Zeit hin, die Front nicht in Bewegung war, konnte es vorkommen, daß mehrere Telefonleitungen sich kreuzten. Wenn dann eine zerrissene mit der falschen verbunden wurde, konnte die Flickerei schon zu Schwierigkeiten führen. In diesem Falle war das nicht nötig. Es gab nur diese eine Leitung, weit und breit waren keine Verbindungen von der HKL nach hinten zu den Stäben. Ich war noch nicht weit vom Bunker entfernt, vielleicht so 400 / 500 Meter, als ich das Ende des Drahtes fand. In der Zwischenzeit war es stockdunkel geworden, nur schemenhaft konnte man

die Umgebung erahnen. Also kroch ich auf dem Schnee herum um das abgerissene Ende des Drahtes zu suchen.

War es Absicht der Russen, den Kompaniegefechtsstand, den Bataillonsgefechtsstand oder gar mich zu treffen? Innerhalb von einer halben Minute brach ein Inferno los. Die Russen schossen eine Lage Raketen von 27 Schuß aus einer Stalinorgel genau in das Gebiet, in dem ich mich auf die Erde fallen ließ. Hinwerfen, die Hände über den Stahlhelm legen, hoffen daß alles bald vorbei ist und daß man nicht getroffen wird. Das ist alles was man in so einem Falle tun kann. Ein Krachen und Blitzen war um mich herum, die Nacht war taghell geworden. Qualm und Pulverdampf, von den detonierenden Raketen durcheinander gewirbelt, zieht über mich hin, Splitter der berstenden Raketen surren durch die Luft, ich muß husten und die Augen brennen. Was kann ich tun? Nichts, nur hoffen. So schnell wie der Spuk begann, so schnell war er auch vorbei. Ich glaube nicht, daß die Russen mich treffen wollten. Sie hatten bestimmt die Absicht, einen der genannten Gefechtsstände zu treffen. An einem einzelnen Soldaten hatten sie bestimmt kein Interesse. Außerdem, wie hätten sie mich auf eine große Entfernung hin und dazu noch in der Nacht sehen können? Die Front ist doch mindestens 1 bis 2 Kilometer entfernt. Wer kann bei dieser Entfernung schon einen einzelnen Soldaten erkennen? So gute Augen hat kein Mensch, selbst die Russen nicht. Ich war unverletzt geblieben und hatte zum zweitenmal an diesem Tage großes Glück gehabt.

Ich kroch im Schnee auf dem Boden herum und suchte erneut nach dem Draht, Ich fand die beiden Enden, klemmte das mitgebrachte Stück Draht dazwischen, wickelte ein Stückchen Isolierband darum und machte mich wieder auf den Weg zum Bataillonsgefechtsstand. Wielange ich für die Reparatur und den restlichen Weg dorthin benötigte, weiß ich nicht mehr. Den Sinn und das Gefühl für die Zeit hatte ich längst verloren. Fakt war: es war Nacht und es war stockfinster. Ich betrat den Bunker, der etwas größer als der Bunker in der HKL war. Es waren ja auch etliche Offiziere und Landser mehr dort als an der Front im Kompaniegefechtsstand. Hier brannte auch Licht, wenn es auch abgedunkelt war und warm war es hier. Nicht wie an der Front, dort war er saukalt. Ich meldete mich beim ersten Unteroffizier dem ich am Eingang entgegen trat als der Melder vom Füsilierbataillon. Der meldete mich beim Bataillonskommandeur, einem Major und dort brachte ich meine Meldung noch einmal vor. Genau wie beim Kompanieführer erklärte ich an Hand einer Generalstabskarte, wo wir die Russen gesehen, die Panzer gehört hätten und wo der Spähtrupp bei meinem Fortgehen war. Auf die Frage, warum wir nicht versucht hätten, die genaue Anzahl der Panzer festzustellen, antwortete ein anderer Offizier dem Major, daß ich dann wohl kaum hier diese Meldung hätte machen können. Wir hätten viel näher an die Russen herangehen müssen. Dann wären wir bestimmt entdeckt worden und niemand hätte diese Meldung überbracht. Nun aber wisse man, daß der Russe Panzer zusammenzog. Ob dies nun fünf oder zehn oder gar zwanzig wären, das wäre

doch letzten Endes egal. Die entsprechenden Abwehrmaßnahmen müsse man so oder so treffen.

Wie gut unser Spähtrupp die Erkundung ausgeführt hatte und meine Meldung beim Stab letztendlich war, sollte sich am nächsten Morgen zeigen. Vorerst erhielt ich den Befehl, mich sofort wieder auf den Weg zur Kompanie zu begeben. Ich nahm Haltung an, grüßte militärisch mit Handanlagen an den Stahlhelmrand, meldete mich ab, machte eine Kehrwendung und verließ den Unterstand. So, wie man das in Kriegsfilmen immer dann sah, wenn ein Landser einen Befehl ausgeführt hatte. Mein geheimer Wunsch, man möge mich dort beim Stab behalten, war nicht in Erfüllung gegangen. Es hätte ja sein können, daß man mich hätte gebrauchen können. Draußen, vor dem Bunker, nahm ich die Telefonleitung, meine einzige Orientierung zur HKL, wieder in die Hand und machte mich auf den Rückweg zur Kompanie. Als ich an der Stelle vorbei kam, an der vor nicht langer Zeit der Raketenbeschuß stattfand, konnte ich sehen, zwar nicht sehr deutlich aber doch einigermaßen, wie groß das Gebiet war in dem die Raketen eingeschlagen waren und wie dicht die Einschläge beieinander lagen. Daß ich ohne Verletzung aus dem Beschuß herauskam, war fast ein Wunder. Der ganze Schnee um die Einschlaglöcher war vom Pulverdampf schwarz verfärbt. Die Löcher an sich waren garnicht sehr tief, aber immerhin waren sie auf einem Gebiet, größer als zwei Fußballfelder, verteilt. Wieder im Bunker der Kompanie bekam ich erst einmal etwas zu essen. Obwohl ich mich an das Leben als Frontsoldat schon etwas gewöhnt hatte, war der Tag heute so angefüllt mit Gefahren und Strapazen, daß ich fast nichts essen konnte. Geschmeckt hat es außerdem nicht. Erstens war es viel zu kalt, zweitens war ich viel zu müde und drittens, wer hat nach solchen Strapazen noch Hunger? Eine Zigarette und ein Schnaps, die waren viel besser. Hier in diesem kleinen Erdbunker, war es im Gegensatz zum Bataillonsbunker, kalt. Hier konnte man wegen der Frontnähe kein Licht und kein Feuer anmachen. Beides hätte den Standort sofort verraten. Auf meine Frage, wann ich wieder als Essenträger zu meinem Trupp am Waldfenster zurück gehen sollte, sagte man mir, daß ich erst zeitig in der Frühe des nächsten Tages wieder dorthin solle.

Trotz der Kälte und der Enge in dem kleinen Erdbunker muß ich doch eingeschlafen sein. Was auch mehr als verständlich war. Die Front war in dieser Nacht verhältnismäßig ruhig. Nur ab und zu fiel einmal ein Schuß. Der war möglicherweise noch nicht einmal auf ein bestimmtes Ziel abgefeuert worden. Manchmal sah man etwas im Vorfeld oder meinte etwas gesehen und erkannt zu haben. Es war auch besser, einmal mehr als notwendig zu schießen. Man brauchte einfach ab und zu ein Ventil um seine nervliche Anspannung abzubauen. Die deutsche und auch die russische Artillerie schwieg vollkommen. Unsere schoß nur, wenn ein Ziel klar erkannt war und wenn es hieß eine drohende Gefahr auszuschalten. Ab und zu stieg eine Leuchtkugel in den Nachthimmel. Dann war die ganze Gegend gespenstisch weiß. Der Schnee lag da wie ein riesiges Leichentuch. Nur von unserer Seite wurden

Leuchtkugeln abgeschoren, die russische Seite schwieg. Warum wohl blieb dort alles ruhig? War die unheimliche Stille in dieser Nacht die Stille vor dem Sturm? Wie schon so oft? Wäre doch die Nacht vorbei und man kann wieder sehen.

Es war gegen 5:30 Uhr als ich mich mit dem Essen für die im Wald verbliebenen Kameraden vom Spähtrupp auf den Weg machte. Kurz vorher waren vom Troß die Essenholer mit der Tagesration für uns vom Füsilierbataillon beim Bunker angekommen. Ich verließ die HKL dort, wo ich in der vergangenen Nacht herein gekommen war. Der Posten im letzten Schützenloch, ob es noch derselbe war bei dem ich hereingekommen war, weiß ich nicht mehr, sagte mir, daß er keine Bewegung im Vorfeld bis zum Waldrand hin hätte erkennen können. Ich kann mich auf sein Gesicht, von dem ich wegen dem Ohrenschützer und Stahlhelm, sowieso nicht viel gesehen hätte, nicht mehr erinnern. Es war mir klar, in der Nacht, bei fast völliger Dunkelheit, kann man höchstens schemenhaft etwas wahrnehmen. Wer kann und will da schon was Genaues beobachten? Und trotzdem, ich wußte ja aus eigener Erfahrung, wie hell wach und angespannt man das Gelände abklärt. Wohl und Wehe, Gesundheit, ja das Leben hängt vom rechtzeitige Erkennen einer Gefahr ab. Man stelle sich meine Situation vor. Wer kann das?

Ich verlasse den letzten deutschen Posten und suche in einem mir gänzlich unbekannten, riesengroßen Wald, irgendwo dort drinnen, in einem unvorstellbaren, dichten Gestrüpp, sechs deutsche Landser. Vollkommen verlassen, niemand da der helfen und einen Ratschlag erteilen könnte, mit dem man sprechen kann? Ist das nicht eine Aufgabe an der man zerbrechen und scheitern kann? Die über meine Kraft geht? Und dies alles bei Nacht, bei Kälte, weit unter 0 Grad, bei tiefem Schnee und mit unheimlich viel Angst? Wäre es nicht einfacher, am Waldrand stehen zu bleiben, eine Zeitlang, vielleicht eine oder zwei Stunden zu warten und dann wieder zum Gefechtsstand zurück zu gehen und versuchen zu erklären, daß ich niemanden am vereinbarten Treffpunkt vorgefunden hätte? Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf. In diesen Minuten, in dieser Lage, hieß es für mich, die Nerven nicht verlieren, wenn sie auch noch so stark flatterten, die Übersicht behalten und keine falschen, übereilten und nicht mehr umkehrbaren Entschlüsse, treffen.

Darf ich Kameraden, die auf meine Rückkehr warten, die eine ganze Nacht lang ebenso viel Angst und Hunger hatten wie ich, die froren und mit meiner Rückkehr rechneten, auf solch eine erbärmliche, gemeine Art verraten? Ich bin kein Held, aber soll ich nun ein Lump werden? Wer könnte mir jemals beweisen, daß ich so infam und skrupellos gehandelt habe? Wohl niemand. Die Vernunft und die Kameradschaft, der Glaube, daß jeder so gehandelt hätte wie ich, behalten die Oberhand und siegen. Ich gehe weiter in den Wald hinein und suche meine Kameraden. Irgendwie bin ich erleichtert über meinen Entschluß. Ich finde sogar nach recht kurzer Zeit wieder den Weg den ich gestern gemeinsam mit den anderen zum Waldfenster ging. Die gestrigen

Spuren mehr ahnend als sehend, stapfe ich, leicht ansteigend durch den Schnee. Den Kanister mit dem Kaffee auf dem Rücken, Brot und das andere Zeug in einer Packtasche an der Seite. Wenn ich die anderen nicht bald finde, ist die Verpflegung auch heute wieder einmal gefroren. Ganz überraschend bin ich dann am Waldfenster. Der Weg hierher kam mir heute viel kürzer vor. Nun heißt es aber, ganz vorsichtig sein. Zuerst einmal abwarten, sichern und auf jedes Geräusch, egal aus welcher Richtung es kommen mag, achten. Es ist immer noch dunkel, die Sicht beträgt nur wenige Meter. Nach einiger Zeit, deren Länge ich nicht richtig abschätzen konnte, schlage ich den Weg nach links ein. Nicht dorthin, wo wir gestern waren und die Russen gesehen hatten. Dort, etwas links, wo ich jetzt hingehe, wollten die sechs Kameraden ausharren, die Gegend überwachen und auf mich warten. Ich erreiche den linken Rand des Waldfensters, sehe und höre aber niemanden, sehe auch keinerlei Spuren die auf Menschen hinweisen. Wo sollen die Gesuchten abgeblieben sein? Hat der Russe sie am Ende doch erwischt ohne daß ich Spuren gesehen habe? Was soll ich tun? Ich entschließe mich zurückzugehen. Hier ist niemand mehr anzutreffen, mein Auftrag ist erfüllt. Also zurück zu dem Weg der von der HKL kommt und dorthin, wo meine Einheit liegt. Kaum dreißig Meter habe ich zurückgelegt, als mich das Geräusch eines brechenden Astes zusammenfahren läßt. War das ein Tier oder sind dort Menschen? Dann hören ich rechts von mir im Wald, keine 10 Meter entfernt, ein leises Rufen: Halt, stehenbleiben. Es sind meine Kameraden. Weiß wie der Tarnanzug im Gesicht, mit steif gefrorenen Schneehemden und Schuhen, mit kalten, erstarrten Händen, kaum noch fähig zu stehen. Die ganze lange Nacht haben sie hier auf engstem Raum ausgehalten. Immer im Kampf mit dem Hunger und dem Schlaf. Einschlafen kann in dieser Kälte tödlich sein.

Jetzt ist fast alle Vorsicht über Bord geworfen. Nicht daß wir vor Freude singen, aber, die Erleichterung wieder etwas zum Essen und Trinken zu haben, wieder beieinander zu sein und nicht mehr allein durch den Wald zu irren, macht uns alle froh und läßt uns die Strapazen besser ertragen. Auf stagsigen, steifen Beinen machen wir uns sofort auf den Weg zurück. Ich bin noch gut dran, meine Beinen machen mit, aber die andern, die müssen erst langsam wieder laufen lernen. Auf halber Strecke zurück zum Waldrand, machen wir hinter einer Wegbiegung halt. Das Brot, die Butter und die Wurst werden verteilt. Jeder ißt mit Heißhunger das halbgefrorene Zeug auf einmal auf. Nach nur wenigen Minuten, nicht alle haben ihre Portion schon ganz verspeist, geht es weiter. Den fast kalten Kaffee kann man auch im Gehen trinken. Die mitgebrachte Schnapsration ist dagegen sofort weg. Was tut die so gut. Wir stapfen den Weg, den ich jetzt zum vierten mal gehe, durch den Schnee zurück und hinterlassen selbstverständlich gut sichtbare Spuren. Soll doch der Russe ruhig sehen, daß hier deutsche Landser waren. Wir sind fort, und damit hat sich der Fall. Welche Erkenntnisse und Schlüsse kann er daraus ziehen? Doch nur, daß wir, die Deutschen, nicht geschlafen hatten.

Wir kommen an den Waldrand, bleiben so wie ich, erst einmal für kurze Zeit in Deckung und wollen uns dann bemerkbar machen. Die Vorposten sollen uns doch sehen. Einzeln verlassen wir den schützenden Wald und kommen auf die freie Fläche. Etwas eiliger als ich ihn vor kurzer Zeit betrat. Aber niemand sieht uns, niemand ruft uns an, niemand hält uns auf. Die Postenlöcher sind leer, kein deutscher Soldat ist mehr da. Die HKL ist in der kurzen Zeit, zwischen meinem Verlassen der Schützenlöcher und jetzt, keine 2 Stunden sind vergangen in der ich wieder im Wald bei unserem Spähtrupp war, zurückgenommen worden. In nur eineinhalb, höchstens Stunden ist sie um mehrere Kilometer nach hinten verlegt worden. Warum hat man mir, als ich in der Nacht beim Kompaniegefechtsstand war, nichts von dieser Verlegung nach hinten gesagt, war der Befehl noch nicht bekannt gewesen? Hat man uns vom Spähtrupp vergessen zu benachrichtigen, hat ein eventueller Melder uns garnicht gesucht, hat er uns nicht gefunden, blieb er am Waldrand einfach stehen so wie ich es mir überlegt hatte? Oder hatte man uns, die paar Mann im Wald, einfach abgeschrieben? Wir verlassen die alte HKL, kommen zum gewesenen Gefechtsstand, in dem ich einige Stunden verbracht hatte, finden ihn verlassen und geräumt vor. Nur unseren Kajak finden wir. Unsere Ausrüstung und Gepäck darauf legen und schnellstens fort. Das sind unser aller Gedanken. Wohin aber, natürlich zur Glatze von wo wir vor noch nicht einmal 24 Stunden aufgebrochen waren.

Hinter einander, zwei Mann ziehen den Akja, zwei müssen ab und zu einmal etwas bremsen, trotten wir durch den Schnee. Müde, abgespannt und immer noch frierend. Die Glatze ist schon von weitem zu sehen. Da hören wir Panzergeräusche von dort her kommend, wo wir sie gestern nachmittag schon einmal gehört hatten. Die Motoren werden lauter und stärker, die russische Artillerie schießt auf einmal genau in die Gegend, die wir vor gut einer halben Stunde verlassen haben. Dorthin, wo bis zum Morgen noch die deutsche HKL war. Hat also die Division richtig gehandelt und die Lage richtig eingeschätzt? Im Eiltempo gehen wir weiter in Richtung Glatze. Noch haben wir keine deutschen Landser angetroffen, wir sind immer noch im Niemandsland. Bis zu dem Wald, aus dem wir kamen und den wir ganz gut sehen können, ist es jetzt gut und gerne 2 Kilometer. Da kommen am rechten Waldrand entlang fahrend und dann um die Ecke biegend, 5 - 10 - 15 Panzer und nehmen Kurs auf die Schützenlöcher und den Gefechtsstand. Gut, daß die HKL zurückverlegt wurde und daß dort niemand mehr ist. Warum aber schießt unsere Artillerie nicht und warum geht keine Pak in Stellung? Hat man noch nicht den Angriff der Russen bemerkt? Sowas gibt es doch nicht. Gut, daß die Panzer in dem tiefen Schnee nicht besonders schnell fahren können. Die haben große Mühe vorwärts zu kommen.

In der Zwischenzeit sind gut 15 Minuten vergangen. Wir haben die ersten Landser passiert und werden angestarrt wie Gespenster. Wo kommen wir wohl her? Sie liegen nicht in Schützenlöchern, sondern ganz einfach im Schnee. Da, ein Brummen in der Luft, wie von Flugzeugmotoren. Greift der Russe jetzt

auch noch mit Flugzeugen an? Tatsächlich aber kommen neun "Stukas", JU 88 aus dem Hinterland und nehmen die Panzer aufs Korn. Weiß der Teufel wie die Panzerbesatzungen die anfliegenden Stukas so schnell gesehen und die Gefahr erkannt hatten. Der erste Angriff erfolgt so überraschend, daß die Russen scheinbar nicht wissen was tun und lassen. Einige werden getroffen und fahren nun nicht mehr in Richtung deutsche Front, sondern kurven in wildem Zick - Zack durchs Gelände. Zwei, drei bleiben stehen, die fahren überhaupt nicht mehr, die Besatzungen springen aus den Panzern und laufen weg. Alle Panzer, die nicht getroffen sind nehmen Reißaus. Die Stukas fliegen einen zweiten Angriff und stürzen sich wieder auf die restlichen Panzer. Wieder werden zwei, drei oder sogar vier Panzer getroffen. In hohem Bogen fliegen die zerfetzten Panzer durch die Luft. Überall ein ohrenbetäubendes Krachen von Bomben und Granaten. Fast alle Panzer sind zerstört, umgekippt, liegen auf der Seite und brennen. Die Luft ist voller Feuer und Rauch. Nach dem zweiten Angriff sind am Ende alle Panzer zerstört, keiner ist mehr übrig.

Das alles ging so schnell, daß ich Mühe hatte, das Geschehen, so präzise wie es ablief, auch erfassen konnte. Die "Stukas" kamen in gut 1000 Meter Höhe angeflogen. Die ersten drei kippten über die rechte Tragfläche ab und nahmen im Sturzflug aufheulend die Panzer ins Visier. Die Piloten fangen ihr Flugzeug in höchstens 300 Meter über dem Boden ab und lösen in diesem Moment die Bomben aus. Jeweils zwei fallen so schnell herab, daß man sie kaum erkennen kann und treffen tatsächlich einen Panzer. Von dem bleibt nichts übrig. Wo der gerade noch fuhr, ist jetzt ein schwarzes, tiefes Loch. Nicht anders erging es den anderen. Die Stukas ziehen mit heulenden Motoren, ein Geräusch, das kein Landser der je einen Stukaangriff erlebte, jemals vergessen kann, hoch, fliegen einen Bogen und sind in ganz kurzer Zeit wieder über dem Kampfgelände. Als alle neun Flugzeuge zwei Angriffe geflogen hatten, war kein fahrender Panzer mehr zu sehen. Entweder waren sie total zerbombt, ausgebrannt oder von den Druckwellen der Bomben umgekippt. Von der Infanterie, die auf den Panzern aufgesessen war oder zwischen ihnen mitlief, war nichts mehr zu sehen, alle hatten Reißaus genommen oder waren gefallen. Wegen der großen Entfernung war das so leicht nicht feststellbar. Unsere Artillerie schoß zudem noch auf den rechten Waldrand ein heftiges Sperrfeuer. Von dort war kein Angriff mehr zu befürchten. Der ganze Angriff der Russen, der Fliegerangriff unserer Stukas, das Sperrfeuer unserer Artillerie und das Zurückweichen der Russen hatte 45 Minuten, maximal 1 Stunde, gedauert. Aber, diese eine Stunde war eine Ewigkeit.

Obwohl man auf dem ganzen Gelände keine Bewegung mehr sehen und feststellen konnte, begann unsere Artillerie unvermittelt einen Feuerüberfall. Mit Nebelwerfern beschoß sie Ziele hinter und neben dem schon des öfteren erwähnten Wald. Die Einschläge waren nicht zu sehen, wohl aber die fliegenden Geschosse. Mit einem unheimlichen Zischen und anschließendem, ganz lauten Pfeifen, einen weißen Kondensstreifen hinter sich herziehend, flogen

die Raketen blitzschnell aus dem Hinterland über den Wald und detonierten in den russischen Linien. Hier sah und hörte ich zum erstenmal die Nebelwerfer, die Stukas im Angriff, das Zusammenspiel zwischen unseren Waffengattungen und sah, wie unsinnig, brutal, menschen.- und materialvernichtend dieser Krieg geworden war. Daß der russische Angriff zum Stoppen kam, war mir unerklärlich. Sie waren uns doch in Allem weit überlegen. Mit ihren Waffen, mit ihren Geräten, mit ihrem Kampfgeist und mit ihrem unbändigen Willen, uns, die Deutschen aus ihrem Land zu vertreiben. Ihre Soldaten konnten die Unbilden der Natur, die Kälte und den Schnee des Winters weit besser ertragen als wir. Nur ganz wenige Granaten hatten sie auf unsere Stellungen abgefeuert. Auf die Glatze, wo sie doch bestimmt einen Gefechtsstand vermutet haben mußten, war kein einziger Schuß gefallen. Hatte da ein Kommandeur Mist gebaut? Ha da jemand geschlafen?

Der Tag war aber noch lange nicht zu Ende. Er sollte uns noch mehr Strapazen und Einsatz bringen.

Es war gegen 13:30 als wir uns in der Nähe der Glatze, keinen Kilometer vom Schauplatz des Kampfes vom Vormittag entfernt, unter einer kleinen Baumgruppe, in den Schnee setzten und etwas ausruhen konnten. Nicht für lange, denn wir hatten immer noch nicht unseren Auftrag zu Ende geführt. Urplötzlich hörten wir aus dem deutschen Hinterland Flugzeuggeräusche. Das sind doch hoffentlich keine gegnerischen Flugzeuge die da von hinten einen Angriff fliegen? Es dauerte nur Sekunden und dann sind drei Flugzeuge über uns. Garnicht sehr hoch, höchstens 200 Meter. Zwei russische Jagdflugzeuge, wir Landser nannten ihn "Ratata", weil sie langsam schossen, verfolgen ein deutsches Flugzeug, einen Nahaufklärer mit Doppelrumpf. Die Landser sagten "Frauenstolz" dazu. Dieser Aufklärer sollte bestimmt die Auswirkung und den Erfolg der deutschen Abwehr des russischen Angriffes vom Morgen erkunden. Voller Angst sehen wir, daß die zwei Ratatas immer näher an das deutsche Flugzeug herankommen. Warum schießt denn nicht der Heckschütze, der muß doch längst die beiden Angreifer bemerkt haben? Oder sitzt dort keiner drin? Keine 100 Meter trennen noch die Flugzeuge von einander als ein einziger Feuerstoß aus der Bordkanone des deutschen Flugzeuges das erste der beiden russischen voll trifft. Ein Feuerball blitzt auf, das Flugzeug bricht auseinander und fällt wie ein Stein, brennend zur Erde, zerbricht auf dem Boden und färbt den Schnee schwarz. Ein Freudengeheul bricht in unserer Gruppe aus. Der Aufklärer steigt etwas in die Höhe, fliegt eine Schleife und nimmt wieder Kurs auf die russischen Stellungen. Das zweite sowjetische Flugzeug fliegt hinter her und versucht in Schußposition zu kommen. Und jetzt ereignet sich das Gleiche wie beim ersten Russen. Der Heckschütze läßt das russische Flugzeug bis auf höchstens 70 / 80 Meter herankommen, schießt eine kurze Salve und trifft das Flugzeug genau in den Motor. Brennend schlägt es nicht weit vom ersten entfernt auf die Erde. Wie wagemutig, kaltblütig und treffsicher muß der Bordschütze in dem deutschen Flugzeug gewesen sein. Unser Jubel, der sich in lauten Rufen und heftiger Diskussion widerspiegelte,

war grenzenlos. Die russischen Flugzeuge waren übrigens zum größten Teil noch aus Segeltuch gefertigt, äußerst wendig und sehr leicht. Treffer in den Tragflächen oder im Leitwerk, störten kaum die Flugeigenschaften. Vernichten konnten die deutschen Jäger die Ratatas nur, wenn sie den Motor oder den Benzintank trafen. Sie konnten fast auf jedem Gelände starten und landen. Trotz ihrer Wendigkeit und ihrem guten Flugverhalten waren sie von einem guten Bordschützen abgeschossen worden.

Der deutsche Aufklärer überfliegt die sowjetischen Linien, verschwindet hinter dem Wald, kommt nach einigen Minuten wieder zum Vorschein, überfliegt die Glatze und nimmt Kurs auf das Hinterland.

Zwischen dem schon erwähnten Wald und der Glatze liegen über ein Dutzend zerstörte sowjetische Panzer, eine nicht feststellbaren Anzahl sowjetische Soldaten und zwei abgeschossene Flugzeuge. Unsere Verluste sind, so weit wir sie feststellen können, ganz gering. Keine Artillerie ging verloren, keine Panzer sind zerstört worden und was an Soldaten diesen Tag leider nicht mehr überlebte oder verwundet wurde, wurde uns nicht bekannt. Diese Zahlen wurden wohlweislich nicht genannt. Der Angriff der Russen war für sie, ein großer Flop.

Wir machten uns nach diesen Ereignissen, die nicht lange gedauert hatten, wieder auf den Weg zur Glatze. Welche Zeitspanne vergangen war zwischen dem erstem Auftauchen der Flugzeuge und dem Überfliegen unserer Stellung bei der Rückkehr des deutschen Aufklärers, das kann ich nicht sagen. Vielleicht war sie eine halbe Stunde lang, vielleicht aber auch nur einige Minuten. Sie kam uns wie eine Ewigkeit vor. Bei solchen Geschehnissen verliert man leicht das Gefühl für die Zeit, man meint, sie stehe still. Nach nur kurzer Zeit kamen wir zur Glatze. d.h., der Spähtruppführer meldete sich beim Bataillonsstab zurück und erstatte Meldung über die zu Ende geführte Erkundung. Wir wurden in den Gefechtsstand gerufen und einer der anwesenden Offiziere sprach uns eine Belobigung aus. Er klopfte jedem von uns ganz kameradschaftlich auf die Schulter, gab uns die Hand, lobte uns über den grünen Klee, sagte was von guten Kameraden, tapferen, mutigen, selbstlosen Soldaten, von Treue und von Pflichterfüllung. Von Urlaub sprach er nicht. Das war der Lohn für mehr als 24 Stunden Angst, Strapazen, Entbehrungen, Kälte und Hunger. Das war "Der Dank" des Vaterlandes. Verdammt wenig. Unsere Aufgabe, die sehr schwer war, war erledigt. Wir wurden zurück zu unserer Einheit geschickt. Ich glaube, unser Spähtrupp, wir die paar namenlosen Soldaten aus dem Füsilierbataillon, haben einen entscheidenden Beitrag zu dem erfolgreichen Abwehrkampf an der Glatze geleistet.

Ich hatte, im Gegensatz zu vielen anderen Soldaten bei uns und auch den Russen, trotz der unmenschlichen Ereignisse und des schweren Einsatzes, viel, viel Glück gehabt.

Der nächste Einsatz

Vielleicht ist diese Überschrift falsch, denn, ob es wirklich der erste nach dem Einsatz bei der Glatze war, oder schon der übernächste, kann ich mit Bestimmtheit nicht mehr sagen. Es ist aber letzten Endes ganz egal. Alle Einsätze verliefen nach dem gleichen Muster. Er ist aber sehr bezeichnend für die Lage an der Front und zeigt, wie schlecht es an der Front damals aussah, wie dünn besetzt die HKL war und wie leicht die Russen uns hätten überrennen können. Zum unserem Glück hatten die aber auch ihre Probleme. Vielleicht sah es bei denen dort drüben nicht besser aus. Ich war kein Stratege, hatte keinen Lehrgang über Strategie und Einsatz der Truppen im Krieg, über Führung und Stellungsbau mitgemacht, ich hatte wenig Ahnung wie und wo man Soldaten sinnvoll und wirkungsvoll einsetzen und führen kann, aber, was ich besaß, war ein gesunder Menschenverstand, eine gute Beobachtungsgabe und eine gehörige Portion Skepsis. Ich konnte nicht in die Zukunft schauen, wer kann das schon. Aber, wohl sehr viele Landser und auch ich, machten uns Gedanken über die mißliche Lage an der Front und sahen, daß da Vieles nicht in Ordnung war. Wer immer nur Verluste hat, wer immer nur auf dem Rückmarsch ist, kann doch keinen Krieg gewinnen. Wir waren doch in der Lage des Hasen und die Russen waren die Jäger. Würden wir, die Hasen am letzten Ende die Jäger erlegen? Und die "Wunderwaffen", die uns schon seit geraumer Zeit versprochen wurden und die den Krieg ganz zu unseren Gunsten entscheiden würden, an die glaubte wohl keiner mehr. Tatsache war doch, daß die Front immer weiter nach Westen verlegt wurde, daß täglich Soldaten, Material und Land verloren ging. Im Radio, das wir nur ganz, ganz selten hörten, gab es zwar Durchhalteparolen in Massen, da wurde der Siegeswille hochgespielt und auf ein Großdeutschland in Glanz und Gloria hingewiesen und daß es unsere Pflicht wäre, dies alles zu verwirklichen. Wie aber sah die Lage in Wirklichkeit aus? Was ich bei diesem Einsatz sah, war das Gegenteil, dieser Einsatz belehrte mich eines Besseren. Er zeigte mir eine andere Wirklichkeit., eine grenzenlose Ohnmacht unsererseits.

Irgendwo in Rußland, wie das Dorf hieß wußte ich damals nicht und weiß es auch heute noch nicht, ist ja auch egal, vermutete die Division einen Angriff der Russen. Das merkte man, wir, die wir fast täglich im Schützenloch lagen, besonders gut an verschiedenen Aktivitäten der Russen. Dort herrschte eine auffallende Betriebsamkeit. Wir, unser Abschnitt, war vielleicht auch ein Schwachpunkt in der Front. Links von uns, also nach Nordwesten hin, lag die SS Division "Das Reich" und eine Panzerdivision. Rechts, nach Südosten zu, lag die 320 te Infanteriedivision und eine weitere Panzerdivision. Alles in Allem waren diese Divisionen weit besser ausgerüstet als unsere Division. Die hatten die neuesten Panzer der Wehrmacht, die Tiger und Königstiger. Panzer, die den russischen zwar überlegen waren was die Feuerkraft betraf,

nicht aber in der Schnelligkeit. Zudem fehlte es oft an Sprit bei uns. Der Nachschub klappte in diesem Winter mehr als schlecht. Unser Abschnitt war so dünn mit Soldaten besetzt, daß zwischen den einzelnen Posten oft eine Lücke von mehreren Hundert Meter klaffte. Es wäre für die Russen eine Kleinigkeit gewesen, zwischen diesen Posten hindurch hinter die deutsche HKL in unseren Rücken zu kommen. Wie leicht und einfach hätte er uns dann ausschalten können. Wer achtet denn so gespannt auf das was da von Hinten kommt, wo doch sonst nur die eigenen Leute herkamen, wo man den Gegner nicht vermutet? Die Gefahr kam doch von Vorne.

Aber jetzt zu dem Geschehen selbst. Vorübergehend wurde unsere Einheit einmal in vorderster Front eingesetzt. Scheinbar war unsere Zeit als Eingreifreserve vorbei und eine andere Einheit hatte unsere Aufgabe übernommen. Wir wurden in das besagte Dorf kommandiert und kamen noch am gleichen Abend in die sogenannte HKL. Die, wie ich schon geschildert habe, an diesem Abschnitt aus Schützenlöchern, die sehr oft weit auseinander lagen, gebildet war. In unübersichtlichem Gelände waren die Löcher nur soweit auseinander wie man sehen konnte. War das Gelände aber übersichtlich, dann konnte es vorkommen, daß gut und gerne 300 Meter zwischen zwei Schützenlöchern Abstand war. So hier bei uns. Wir standen in einem Schützenloch, das zwei Mann Platz bot. Es mag gegen 20:00 Uhr gewesen sein, die Nacht war schon gut 4 Stunden alt Trotz der Kälte lag ein gewisser Dunst über dem Schnee. Der Essenträger war schon dagewesen und wir machten uns für eine lange, kalte Nacht bereit. Da kommt von hinten ein Unteroffizier mit noch einem Mann heran. Unsere Löcher lagen an einem leichten Abhang, ca. 50 Meter unterhalb der höchsten Stelle. Den Landser kannte ich nicht. Vielleicht war er erst heute als Ersatz zur Einheit gekommen. Er brachte eine Panzerfaust mit. Möglich, daß er in der Heimat daran ausgebildet worden war. Ich hatte erst einmal, im Feldersatzbataillon, eine in den Händen gehabt und von deren Wirkung gehört. Ich wußte schon, wie man mit so einem Dinge umgehen und schießen muß.

Also, der Landser, schon etwas älter als ich, kam mit dem Unteroffizier, brachte eine Panzerfaust mit und beide blieben hinter unserem Loch im Schnee liegen. Der Unteroffizier gab uns, dem eben erst angekommen Landser und mir den Auftrag, mit dem nächstgelegenen Schützenloch nach rechts, Verbindung aufzunehmen. Die ungefähre Richtung zeigte er uns noch an und dann war er weg. Fort zu seinem Loch. Wir warteten noch einige Minuten. Dann stieg ich aus meinem Loch, sagte vielleicht noch ein paar Worte zu dem im Loch verbliebenen Landser, und dann begaben wir zwei uns auf den Weg zum nächsten Posten. Wir konnten hier aufrecht gehen, denn die Russen lagen so um die 600 Meter entfernt. Außerdem war es Nacht, und da sahen selbst die Russen nichts. Nachtsichtgeräte, wie heute, gab es beim Heer nicht oder sehr selten. Die Marine hatte welche, vielleicht auch noch die Stabsoffiziere, der kleine Landser kannte die nur vom Hörensagen. Die Gefahr, gesehen zu werden, war äußerst gering. Wir waren noch keine 100

Meter weit gegangen, als der Landser stehen blieb. Er legte die Panzerfaust in den Schnee, riß sich die Hose runter und konnte gerade noch im letzten Moment verhindern, daß er sich in die Hose schiß. Er hatte einen ganz fürchterlichen Durchfall und mußte ab hier alle paar Minuten stehen bleiben, um nicht seine Hose zu verscheißen. Daß dieses Verhalten, für das der arme Landser bestimmt nichts konnte, unseren Auftrag, Verbindung zum nächsten Schützenloch herzustellen, sehr behindert, wenn nicht sogar unmöglich machen konnte, war wohl klar. Kaum waren wir einige Meter gegangen, blieb er stehen. Ich nahm ihm dann irgendwann die Panzerfaust ab. Durch das noch öftere Hinlegen in den Schnee, wäre sie zum Schluß bestimmt unbrauchbar geworden. Er war mir dankbar dafür. Nach dem dritten oder vierten Hosenwenden, wobei ich mich etwas von ihm entfernte, nicht um dem Gestank zu entgehen, sondern nur um etwas näher an unser Ziel zu kommen, bat er mich, einfach allein weiter zu gehen. Er würde schon bald nachkommen. War er wegen des Durchfalles so schwach geworden daß er nicht bei mir bleiben und mitgehen konnte? Oder wollte er sich absetzen und zu den Russen überlaufen? Beides war möglich. Ich glaube nicht, daß er mir nur den Kranken vorspielte. Er war wirklich krank. Warum nur schickt man so einen armen Kerl an die Front? Hat denn keiner mehr Verstand? Auf das Wort "überlaufen", werde ich am Ende dieses Abschnittes noch näher eingehen.

Ich war in der Zwischenzeit immer weiter von ihm entfernt, ich sah ihn nicht mehr und ich hörte auch nichts. In einer stillen Nacht hörte man, wenn man gespannt und angestrengt lauscht, schon das leise Klappern vom Sturmgepäck oder anderen Teilen der Ausrüstung. Obwohl wir immer nur das Allernotwendigste auf solch einen Erkundungsgang mitnahmen, ganz lautlos konnte man sich doch nicht im Gelände bewegen. Den Landser in dem Schützenloch, den wir suchen sollten, fand ich dann ohne große Mühe. Aus einer Entfernung von ca 20 Meter rief er mich an und verlangte die Parole. Es waren, wie bei uns auch, zwei Landser. Wir sprachen gut eine halbe Stunde lang über alles Mögliche. Über den Verlauf der Front, die uns gegenüber liegenden Russen, Verpflegung, Urlaub, Krankheiten, die Heimat, über Waffen die uns versprochen wurden, über tausend Themen. Ich erwähnte auch, daß wir mit zwei Mann auf diesen Erkundungsgang geschickt worden waren, wie es dem zweiten Mann erging, wo er abgeblieben war und daß er nachkommen werde. Und dann wurden wir abrupt in unserem Gespräch unterbrochen. Von vorne rechts her, dort wo ein Wald lag, so der Posten, schoß aus einer Entfernung, die der Posten auf 1 Kilometer schätzte, ein schweres russisches MG. Wegen der recht langsamen Schußfolge nannten wir Landser es "Tak - Tak". Viel ausrichten konnten die Dinger selbst bei Tag nicht. Diese Art MG. war total veraltet. Das waren MGs., die auf fahrbaren Lafetten befestigt waren und die im Sommer von zwei Soldaten gezogen wurden. Jetzt im Winter waren sie auf Schlitten montiert. Dieses MG hier, schoß vier, fünf Feuerstöße und denn war wieder Stille. Hat der Schütze etwas gesehen oder war das Schießerei nur aus Panik oder aus Angst erfolgt? Die Russen hatten bestimmt genau soviel Angst

wie wir. Die Einschläge der Geschosse hörten wir nicht. Sie lagen sehr weit weg.

Ich machte mich auf den Rückweg zu meiner Einheit, obwohl ich eigentlich auf den zweiten Mann hätte warten müssen. Auf dem Rückweg dorthin, zu verfehlen war er nicht, denn man konnte in dem fahlen Licht die Fußspuren schon sehen, die wir bei unserem Hermarsch im Schnee hinterlassen hatten. Was ich nicht sah und auch nicht mehr fand, war der Landser der mit mir auf Streife gegangen war. Wie vom Erdboden verschwunden, keine Spur zu sehen. Habe ich den falschen Weg gewählt? Aber von wem sind dann die vielen Spuren im Schnee? Es laufen doch bestimmt sonst keine Menschen in dieser Nacht durch das Niemandsland? Ist der ältere Kamerad, mit dem ich gerade mal eine gute halbe Stunde zusammen war, tatsächlich zu den Russen übergelaufen? Oder ist er irgendwo zusammen gebrochen, liegt irgendwo im Schnee, friert und krepiert wie ein verlassener Hund? Solche und ähnliche Gedanken gehen mir durch den Kopf. Ich suche ihn in der nächsten Umgebung, laufe hierhin, dorthin, finde ihn einfach nicht. Wielange und wo soll ich überhaupt noch suchen? Verlaufen will ich mich auch nicht. Ich mache mich allein auf den Weg zurück zu meiner Einheit. Ich fand den älteren Landser nicht. Bei der Einheit angekommen erstatte ich Bericht. Auf die Frage, wo denn der zweite Mann verblieben sei, gab ich zur Antwort, daß er wohl noch kommen wird. Ich schilderte auch die Gründe und Umstände seiner Verspätung. Ein Soldat war nichts mehr wert. Was weiterhin auf diese Sache passierte, kann ich nicht mehr sagen, es ist mir entfallen. Ich weiß es nicht.

In den Stunden darauf, es kann gegen 2:00 Uhr morgens gewesen sein, entsteht uns gegenüber bei den Russen, auf einmal eine Unruhe. Wird dort ein Angriff geplant und steigen die ersten Soldaten aus ihren Schützenlöchern? Aber, dann wäre doch zumindest ein Granatwerferüberfall vorangegangen. Und vor einem Infanterieangriff machen doch die Russen nicht solch einen Lärm. Das wäre ja das erstemal, daß ich sowas erlebe. Es muß also was anderes sein. Zuerst merkt man nicht viel. Aber dann wird es interessant, sogar recht spannend. Zum erstenmal hörte ich, was unter vorgehaltener Hand immer wieder an der Front von Mund zu Mund ging. Die Unruhe und die Geräusche, die wir festgestellt hatten und zuerst nicht eindeutig identifizieren konnten, wurden durch das Aufstellen und Inbetriebnahme eines starken Lautsprechers seitens einer russischen Propagandakompanie ausgelöst. Es war mir bekannt, daß die russische Propagandakompanien deutsche Landser, die zu ihnen übergelaufen waren, für ihre Zwecke einsetzten. Hier bekam ich deren Wirken hautnah zu spüren. Nach einer kurzen Zeit, in der ich nur ein Knacken aus einem Lautsprecher von der gegenüberliegenden Front hörte, setzte unvermittelt deutsche Marschmusik ein. Nicht lange, nur wenige Minuten. Danach kam eine Stimme zu Wort, der man deutlich anhörte, daß sie den Text der folgte, nicht zum erstenmal, durchsagte. Wörtlich kann ich ihn nicht wiederholen, nur sinngemäß. So ungefähr war der Text: Deutsche Kameraden, (hier folgte die genaue Bezeichnung unserer Einheit), sogar die

Namen der Offiziere in den Stäben haben sie genannt, hier spricht; sagen wir einmal der Gefreite Meyer von den Pionieren. Ich habe schon vor ---- Monaten erkannt, daß der Krieg für Nazideutschland verloren ist. Jeder Tag, den er länger dauert, kostet vielen unschuldigen Soldaten an der Front und Frauen und Kindern in der Heimat, das Leben und Hab und Gut. Deshalb habe ich mich entschlossen, um nicht das Schicksal von Hunderttausenden zu erleiden, zu den russischen Soldaten überzulaufen. Deutschland braucht nach dem Krieg Leute, die unser Vaterland wieder aufbauen werden. Werft Eure Waffen weg, lauft zu uns über. Eure Offiziere treiben Euch in einen sinnlosen Tod. Vergeßt aber nicht, Eure Kochgeschirre mitzubringen. Hier bekommt Ihr jeden Tag ein warmes Essen, dort müßt ihr hungern. Für Euch wird gut gesorgt. Ihr werdet nicht hungern und nicht frieren. Hinter der Front warten schöne russische Frauen auf diejenigen, die freiwillig zu uns überlaufen. Dann wurden noch Namen vorgelesen, deren Heimatadressen, die Namen von Kindern und noch so vieles was zum Nachdenken anregte. Die Namen von Mitgliedern eines "Komitee Freies Deutschland" von dem ich an diesem Tage zum erstenmal etwas hörte, folgten und dann kam noch einmal deutsche Militärmusik.

Ob der Sprecher das was er da sagte, auch wirklich freiwillig und aus Überzeugung gesagt hatte? Es war mir ein Rätsel. Auch der Name, Komitee Freies Deutschland, als ein Angehöriger dieser Organisation hatte sich der Sprecher gemeldet, gab mir und auch wohl noch vielen anderen Landsern, die diese Durchsage gehört hatten, zu denken. Laut genug war sie, man mußte sie kilometerweit hören. Die genaue Bezeichnung unserer Einheit ließ darauf schließen, daß das alles doch richtig sein könnte. Hatte der Landser, mit dem ich auf Streife gegangen war, dies alles gewußt? Hatte er nur auf eine günstige Gelegenheit gewartet und in dieser Nacht die Fronten gewechselt? Wäre es für mich nicht besser, auch die Flinte ins Korn zu werfen und die Gefangenschaft, die hier so rosig und erstrebenswert geschildert worden war, der ungewissen Zukunft bei den Soldaten vorzuziehen? Dann wäre ich fürs Erste einmal in Sicherheit, vorausgesetzt, das, was da verzapft wurde, entspricht der Wahrheit Sollte ich einfach überlaufen? Ich hatte noch nie an so was gedacht. Was wird, wenn dann mein Überlaufen bekannt werden würde? Ich nahm mir vor, lauf bei nächster Gelegenheit über, rette deine Haut. Und dann wieder hatte ich Zweifel an der lauteren Absicht und dem Wahrheitsgehalt der Versprechungen der russischen Heeresleitung; und ich blieb in meiner Einheit Zum guten Schluß hat doch mein Ehrgefühl, oder war es mein Fahneneid, den ich einmal geleistet hatte, gesiegt. Ganz im Innern meines Bewußtseins sagte ich mir: Überläufer sind im Grunde genommen, auch Verräter. Auch Verräter an den Kameraden und ein Verräter wollte ich nun doch nicht sein.

Mit einem Knacken verstummte ganz plötzlich diese Durchsage. Keine Minute zu früh, denn so plötzlich wie die Musik endete, setzte aus einer rückwärtigen Stellung ein Granatwerferbeschuß der russischen Linien ein. Das sah so aus,

wenigstens ich hatte den Eindruck, als wolle man uns warnen oder ein Überlaufen auszuschließen.

Ich blieb bei meiner Einheit. Ich hatte auch an diesem Tag, der mir so viele Rätsel aufgab, wieder sehr viel Glück gehabt.

Weihnachten 1943

Wie ich schon in einem vorherigen Abschnitt beschrieben habe, so war das Wetter auch in diesen Tagen. Tiefe Minusgrade erschwerten die Versorgung der Truppen und machten uns, den Landsern vorne an der Front, das Leben besonders schwer. Dazu kam der tiefe Schnee. Ein weiterer Punkt, der die Stimmung drückte, war der frühe Einbruch der Nacht und die dadurch bedingte Länge der Dunkelheit. Hell wurde es nie vor 9:00 Uhr. Welchen Wochentag wir hatten und das genaue Datum wußte womöglich nur der Einheitsführer, vielleicht auch noch die Leute vom Troß. Wir, die Landser vorne im Schützenloch oder diejenigen, die sich einmal für einige Stunden in einem Bunker oder in einem leerstehenden Bauernhaus aufhalten konnten, wußten wohl in den seltensten Fällen das genaue Datum. Was wir aber doch wußten war, das bald Weihnachten ist. Wie hatte sich doch mein Leben innerhalb eines Jahres verändert. Weihnachten 1942 in Nordfrankreich in relativer Ruhe, in einem sauberen, warmen Quartier, saubere Uniform und einigermaßen gutes Essen. Wenn wir auch damals ab und zu schon einmal Kohldampf geschoben hatten. Heute, 1943, zwölf Monate später, in Rußland, in einer Russenkate, hungrig, verdreckt, verlaust, die Stimmung auf dem Nullpunkt und keine Aussicht auf eine Besserung der Lage. Wie soll das alles noch enden?. Wie sieht es in der Heimat aus? Briefe von dort kamen in unregelmäßigen Abständen. Selbst welche schreiben war nur selten möglich. Vorne im Schützenloch, das ich nur bei einer Ablösung verlassen konnte, war es vollkommen unmöglich. In Ruhe.- oder Bereitstellung schon eher. Aber dann schrieb ich immer nur, daß es mir gut gehe und sich meine Eltern keine Sorgen machen sollten. Daß dies nicht die Wahrheit war, daß das Leben eines Infanteristen, ganz anders, viel schlechter und entbehrungsreicher und gefährlicher war, ich glaube, das wußten sie. Wie verbringen meine Angehörigen dieses Weihnachtsfest? Das fünfte in diesem wahnsinnigen Krieg. Wenn ich nicht bei ihnen sein kann, wird dann wenigstens mein Bruder und meine Schwester bei ihnen sein? Es wäre ja möglich gewesen, auch sie hätte einen militärischen Dienst ableisten müssen.

Wir hatten wieder einmal eine neue Stellung bezogen. Sie war nicht weit von der vorherigen entfernt. Auch die näheren Umstände waren fast die gleichen. Hinter unserer Stellung, die diesmal etwas besser ausgebaut war, lag in 1 Kilometer Entfernung, ein kleines Dorf. Das war, wie alle Dörfer, in die wir kamen, menschenleer. Sollten die Einwohner wirklich alle in die Wälder

geflohen sein und sich versteckt halten, oder waren sie bei den Rückzugsgefechten umgekommen? Unvorstellbar. Bei dieser Kälte und dem tiefen Schnee? Wälder gab es ja zur Genüge in dieser Gegend. Vom Dorf führte eine Straße zu unserer Stellung. Kurz davor, auf einer Anhöhe, mündete sie in eine etwas breitere Straße. Diese war an einer Seite, unseren Löchern zugewandt, mit Akazien, deren Zweige bis zum Erdboden reichten, bestanden. Alles war tief verschneit. Etwas abseits der Einmündung der Dorfstraße in die, sage ich einmal Rollbahn, war ein Erdbunker für uns gebaut. In dem konnten sich die Landser, die aus den vordersten Schützenlöchern abgelöst worden waren, aufwärmen, vielleicht auch ausruhen und schlafen. In den Löchern vorne war das alles unmöglich. Die Front war sehr ruhig. Auch die russische Seite war still. Obwohl die bestimmt wußten, daß im Dorf die Reserven für die HKL lagen. Sie wollten wohl das Dorf nicht zerstören, denn ein Artillerieüberfall hätte dort alles vernichtet.

Es war sehr kalt und zudem herrschte Nebel. Die Sicht betrug nicht viel mehr als 50 Meter. Gerade der Nebel zwang die Posten in den vordersten Löchern zu besonderer Aufmerksamkeit. Im Schutze des Nebels wäre es für die Russen ganz leicht gewesen, an die Löcher heran zu schleichen und die Landser zu überfallen. Auf der anderen Seite hatte der Nebel aber etwas Gutes für uns. Wegen des Rauhreifs, der durch den Nebel entstand, war es uns möglich geworden, ganz unbehelligt unseren Erdbunker zu erreichen. Die meist Finger langen Eiskristalle an den Ästen der Akazien, die fast den Erdboden erreichten und das dicht stehende Gebüsch am Straßenrand, bildeten einen guten Schutz gegen Sicht, sie waren eine sehr gute Deckung. Wir konnten uns auf der Straße frei bewegen und nicht immer in gebückter Haltung herum laufen.

In dieser Stellung lagen wir zwei Tage. Dann wurden wir von einem anderen Zug unserer Einheit abgelöst und kamen in das Dorf in Ruhestellung. Unsere Gruppe bekam ein Haus zugewiesen. Wir fühlten uns recht sicher darin. Hier konnten wir uns erstmals nach gut einer Woche waschen und rasieren. Es gab frische Unterwäsche und es gab vor allem wieder Post aus der Heimat. Was aber unbedingt getan werden mußte, war Waffenreinigen. Wenn ich mich zurück erinnere an die Rekrutenzeit und an das heutige Waffenreinigen mit dem damaligen vergleiche, dann ist das hier geradezu grotesk. Damals mußte alles peinlich sauber sein. Hier war es wichtig, daß das Schloß gut geölt wurde und kein Sandkörnchen den Verschluß und den Abzug blockierte. Damals mußte der Kolben glänzen, hier war er mit weißer Farbe angestrichen. In der Ausbildungszeit wurden unsere Hände, hauptsächlich die Fingernägel auf Sauberkeit nachgesehen, hier konnte man sich innerhalb von oft zwei Wochen gerade einmal waschen. Sonst nichts. Dort wurde der Haarschnitt kontrolliert, hier hingen die Haare über den Rockkragen, waren voller Läuse, bildeten aber gleichzeitig einen kleinen Kälteschutz. Dort schliefen wir auf einer Stube mit sechs Rekruten in Betten, die meist blau - weiß bezogen waren, hier mit einer stinkenden, verlausten Uniform am Körper, auf Stroh in einem kleinen

Bauernhaus. Immer bereit, in ganz kurzer Zeit alarmiert zu werden und dann wieder in einem Schützenloch zu stehen. Welch ein Unterschied zu dem Jahr 1942.

Es war Heilig Abend. Die Stimmung in der Gruppe war auf den Nullpunkt gesunken. Jeder dachte an zu Hause. Trübe Gedanken beherrschten unser Denken. Ich hatte am Nachmittag solch eine miese Stimmung, daß ich sogar geheult habe. Man stelle sich vor, ein Zwanzigjähriger heult. Welch eine verrückte, trostlose Zeit. Da half auch nicht, daß bei der Essenausgabe je zwei Mann zusammen ein "Frontkämpferpäckchen", eine halbe Flasche Schnaps und einen Weihnachtsstollen von 500 gr. erhielt. War das der Lohn für die ganzen Entbehrungen? Aber, es sollte noch ganz anders kommen. Ich sehe mich heute noch in der überheizten Stube in dem Bauernhaus, wie ich meine steifgefrorene Schuhe ausziehe, die "Fußlappen" und die Wollsocken zum Trocknen vor den Betschka hänge und mich in einer Schüssel warmem Wasser wasche. Ich sehe mich die Läuse und Flöhe aus meiner Uniform fangen und das Frontkämpferpäckchen öffnen. Wie dürftig war doch der Inhalt. Eine kleine Tafel Schokolade, ein Päckchen Lebkuchen und Spekulatius, eine Schachtel mit zwölf Zigaretten der Marke "Austria" aus Österreich, (sie kosteten 60 Pfg.), ein Riegel Studentenfutter, der aus kleingehackten Feigen, Rosinen, Haferflocken, Nüssen und braunem Zucker bestand, eine kleine Rolle Drops, eine Weihnachts.- und Neujahrskarte mit guten Wünschen, ein schon leicht beschädigtes Buch mit Gedichten und Briefen von irgendeinem unbekannten Autor. Und, fast ein Hohn, ein kleiner, künstlicher Tannenzweig mit einer zerquetschten, roten Wattekugel. Aber, hier konnte ich endlich einmal richtig schlafen. Das waren die Soldatenweihnachten 1943 in Rußland. Wie anspruchslos war doch ein deutscher Landser geworden. Ein wenig Wärme, ein wenig Schlaf, ein wenig Essen und ein wenig Ruhe. Unsere Ansprüche an das Leben waren verdammt klein und bescheiden geworden.

Am nächsten Morgen, am ersten Weihnachtstag, wurden wir schon recht frühzeitig geweckt. Der Krieg hatte uns wieder eingeholt. Nach dem Frühstück, der Kaffee war mal warm und jeder hatte bestimmt den kleinen Stollen aufgegessen, wurden wir gruppenweise zum Bau von "Spanischen Reitern" eingeteilt. Spanische Reiter waren Stacheldrahtverhaue, die folgendermaßen zusammengebaut wurden. Zwei starke Holzlatten wurden über Kreuz zusammengenagelt. Je zwei dieser Kreuze werden dann mittels zwei, drei oder vier Latten so zusammengenagelt, daß die Kreuze senkrecht stehen bleiben. Zwischen diesen Kreuzen, die je nach Länge der Latten zwei, drei, höchstens vier Meter auseinander stehen, wird Stacheldraht gespannt. Kreuz und quer, möglichst dicht. Wieviele wir gebaut hatten, weiß ich nicht mehr, es waren aber bestimmt mehr als 10 Stück.

Wir hatten gerade mal einen Tag Ruhe gehabt. Nun hatte uns der Krieg wieder, mit allen Schrecken, Gewalt und Elend, mit Tod und töten. Gegen 16:00 Uhr, es war schon dunkel, wir hatten etwas zum Abendbrot gegessen,

gingen wir wieder zur Front um die anderen, die über Heilig Abend im Schützenloch ausgeharrt hatten, abzulösen. Zusätzlich zu unserem eigenen Gepäck trugen wir, immer zwei Mann zusammen, je einen Spanischen Reiter. Der nur 1 Kilometer lange Weg vom Dorf zum Bunker durch den tiefen Schnee war unheimlich beschwerlich. Die Drahtverhaue brachten wir bis zu den vordersten Posten und dann noch 30 Meter weiter. Dort bildeten sie an einer ungünstigen Stelle einen Verhau von ca. 40 - 45 Meter Länge. Mehr als einmal bin ich gestolpert und habe dabei geflucht. Nicht laut, denn wer wußte, wie das von einem Vorgesetzten, wenn er es hören sollte und je nach dem wie er auf den Krieg und die Umstände eingestellt war, aufgefaßt hätte. Es war ja ein offenes Geheimnis, daß es schon eine ganze Reihe von Kriegsgerichtsverfahren wegen Wehrkraftzersetzung gegeben hatte. Die meisten davon endeten mit einer Abkommandierung in eine Strafkompanie. Im weiteren Verlauf des Krieges soll es sogar Totesurteile deswegen gegeben haben. Diese Zeit erlebte ich aber nicht mehr.

Vorerst lagen wir die Nacht vom ersten auf den zweiten Weihnachtsfeiertag wieder im Schnee. Wir waren wieder in der Scheiße. Wir waren ganz arme Schweine, wir waren wieder bei denen, die wohl die größte Last und die meisten Entbehrungen des Krieges zu tragen hatten. Einen Vorteil gegenüber der vergangenen Stellung hatte diese dann doch noch. Das war der kleine Erdbunker. Wenn man draußen eine Zeitlang Wache geschoben hatte, wenn man durchgefroren war, wurde man abgelöst und konnte im Bunker bleiben, sich ausruhen und aufwärmen. Die Nacht über blieb es ruhig vor unserem Abschnitt. Nur folgendes ereignete sich. Es war noch nicht Mitternacht als von drüben - drüben war die gegnerische Seite - durch den schon bekannten Lautsprecher, ein deutsches Weihnachtslied erklang. Dabei konnte es einem schon wehmütig ums Herz werden. (Erst gestern, am Heilig Abend hatten wir solche Lieder im Radio gehört. Ab und zu hatte in der letzten Zeit eine Gruppe schon einmal ein Gerät bekommen. Dann hörte man, ganz zum Schluß der Sendung von Radio Belgrad, das war der Soldatensender für die Ostfront, das Lied von der Lilli - Marlen, die vor dem Kasernentor auf ihren Soldatenfreund wartete. Gesungen hat das Lied damals Lale Anderssen). Zurück zur Nacht an der Front. Nach einer kleinen Pause kam wieder eine Stimme, die uns an Weihnachten und das kommende Jahr, an unser Leben hier, an unsere Heimat und unsere Angehörigen, an die ungewisse Zukunft und wer weiß noch alles erinnerte. Die uns ein viel besseres Leben versprach, wenn wir desertierten, also überlaufen würden. Zum Schluß kam wieder ein Weihnachtslied. Das ganze war unheimlich bedrückend und stimmte mich sehr nachdenklich. Die ganze Sache gab allen, die es hörten, sehr zu denken. Sollte das, was uns da versprochen wurde, den Tatsachen entsprechen? Gibt es wirklich so etwas?

Der Morgen kam ohne Zwischenfälle. Alles blieb ruhig. Der Essenholer war im Bunker gewesen und wir konnten dort, nach unserer Ablösung, auch etwas essen. Ein Feiertagsessen war es aber nicht. In der Zwischenzeit war es gegen 10:00 Uhr 10:30 Uhr geworden. Der Nebel, der gestern noch recht dick

gewesen war, hatte sich etwas gelichtet. Die Sicht war auch besser geworden. Nun hieß es wieder, aufpassen, ausspähen, keine Bewegung drüben verpassen und immer in Deckung bleiben. Es wurde sogar plötzlich wärmer. Man spürte die Wärme durch die Kleidung und die Sonne stand auf einmal wie eine silberne Scheibe im immer höher steigenden Nebel. Die Folge davon war, daß die langen Eiskristalle an den Akazien und den Büschen am Straßenrand auftauten und in nur 5 Minuten abfielen. Hinzu kam die Nässe, die durch den tauenden Rauhreif entstand. Die gute Deckung gegen Sicht die wir bis jetzt hatten, ist mit einem Schlag vorbei. Der Russe kann alle Bewegungen auf der Straße, der Anhöhe und auch einen Teil des Weges der zum Dorf führt, einsehen und daraus seine Schlüsse ziehen. Für uns aber heißt es ab sofort, vorsichtig sein, alle Auffälligkeiten vermeiden und was noch schlimmer war, laufen, geduckt laufen und nicht zu hoch aus dem Schützenloch schauen. Drüben, auf der anderen Seite, wird höllisch aufgepaßt. Auch das Feuer im Bunker muß gelöscht werden. Der aufsteigende Rauch hätte den Bunker, obwohl er gut versteckt und getarnt angelegt war, unweigerlich verraten. Schade, das bißchen Gemütlichkeit, wenn man überhaupt von Gemütlichkeit an der Front und zudem noch im kalten Winter sprechen kann, war nun auch dahin.

Der Tag schleicht dahin, nur ab und zu ein Schuß, dann ist wieder eine Zeitlang Stille. Wäre kein Krieg, hier war es fast schön. Es wird wieder Nacht. Die dritte in dieser Stellung. Vielleicht ist es die letzte hier, denn nicht oft blieben wir länger als zwei Tage. Wer weiß das schon? Die Nacht scheint ohne Zwischenfall zu vergehen. Nur die üblichen Geräusche der Front sind zu hören. Aber daran hat man sich gewöhnt, die kennt man schon. Die ungewohnten Geräusche und eine unheimliche Stille, die verraten oft eine Überraschung. Ab und zu wird eine Leuchtkugel, mal von uns, mal von den Russen in den Himmel geschossen und taucht dann für einige Sekunden den Schnee im Vorfeld in ein flackerndes, grelles Licht. Weit links, die Entfernung ist nicht zu schätzen, steigen plötzlich einige bunte Leuchtkugeln hoch. Die haben doch ihre Bedeutung. Sind sie von uns Deutschen oder von den Russen abgeschossen? Zeigen sie nur den Frontverlauf an, oder sind sie ein Zeichen für einen Spähtrupp oder einen Angriff? Eine deutsche Leuchtkugel erreichte eine Höhe von 60 bis 80 Meter, sank dann langsam zu Boden und brannte um die 30 bis 40 Sekunden. Alle unsere Sinne sind bis zum Zerreißen angespannt. Aber nichts tut sich. Nur die quälenden, ungewissen Fragen bleiben. Gibt es darauf überhaupt eine Antwort? Ich werde abgelöst und krieche die Anhöhe hoch zur Rollbahn und von dort in den Bunker. Eine Zigarette rauche ich und trinke einen Schluck Schnaps und dann möchte ich schlafen. Da wurde nichts draus.

Urplötzlich ist die Ruhe vorbei. Draußen scheint die Hölle los zu sein, da wird wie wild geschossen. Alles, was schießen kann, schießt mit MGs. und Karabiner. Wir rennen raus. Die Nacht ist fast taghell. Mindestens drei Leuchtkugeln stehen am Himmel und beleuchten das Geschehen im Vorfeld. Dort stürmen

Russen auf unsere Schützenlöcher zu und brüllen aus Leibeskräften ihr gefürchtetes und uns auf die Nerven gehendes: "hurrä, hurrä, hurrä". Wieviele sind es? Dreißig, vierzig, oder mehr? Keine Zeit zum Zählen, nur zielen, schießen, laden, schießen, sich wehren und verteidigen. Unsere MGs. schießen auf Teufel komm raus was die Läufe hergeben können auf alles, was sich da vorne bewegt. Nur kein Mitleid zeigen und keine Schwäche. Schwäche und Mitleid könnten fatale Folgen haben. Vor allem aber, ja nicht denken. In diesen Minuten, bei diesem mörderischen Geschehen, denkt man an nichts. Das Denkvermögen ist dann wie abgeschaltet oder erloschen. Denken wäre vollkommen fehl am Platze. Überlegen und denken können wir später. So schnell wie der Überfall begann, ist er auch beendet. War tatsächlich ein Angriff erfolgt, oder war das nur ein Spuk, ein Auswuchs der überreizten Nerven oder gar nur ein Traum nach einer einsamen Wache im Schützenloch gewesen? Aber, hier riecht man doch Pulverdampf, hier hört man doch Kommandos, hört Fragen, hört Antworten. Also doch kein Hirngespinst, doch Tatsachen. Es werden keine Leuchtkugeln mehr abgefeuert. Die Nacht bleibt schwarz, nur ganz undeutlich sieht man vor uns den Drahtverhau. Die Welt sieht fast so aus wie vor einer Stunde.

Der Morgen brachte uns die endgültige Antwort. Wir sahen die Ereignisse der Nacht. Die Russen hatten versucht, in unsere Stellung einzudringen. Dabei wurden sie von unseren vordersten Posten, die gleich hinter den spanischen Reitern lagen, rechtzeitig erkannt und ihre Annäherung dem Kompanieführer gemeldet. Als der Alarm auslöste, waren die ersten russischen Soldaten schon zwischen dem Drahtverhau, fast bei den Schützenlöcher. Dort, wo ich vor nicht langer Zeit auf Posten stand. Nur das massive Feuer aus unseren MGs. brachte die Russen zum halten. Der fehlgeschlagene Angriff der Russen in dieser Nacht und des versuchten Eindringens in unsere Stellung brachte den Russen keinen Erfolg. Die Bilanz, mindestens zwanzig, wenn nicht noch mehr Tote lagen und hingen im Drahtverhau. Alles junge Kerle, so alt wie ich. Die waren bestimmt auch nicht gerne Soldat geworden und dann gefallen, die hätten bestimmt auch noch gerne gelebt und ihre Heimat wieder gesehen.

Auf unserer Seite gab es keine Ausfälle, alle waren wohlbehalten. Die Russen unternahmen noch nicht einmal den Versuch, ihre Gefallene zu bergen. Vielleicht starb oder erfror auch noch der eine oder andere, der nur verwundet worden war. So hart waren die Russen ihren eigenen Leuten gegenüber. Also stimmte es doch wenn die deutsche Propaganda uns sagte, daß die Russen Unmenschen sind? Oder war das, was wir des nachts von der Front her hörten und wo uns ein wahrscheinlich deutscher Landser den Himmel auf Erden versprach, wenn wir überlaufen würden, die Wirklichkeit? Eine Frage, die uns niemand beantworten konnte.

Ich aber hatte wieder einmal verdammt viel Glück gehabt.

In der nächsten Nacht wurde die Front wieder einmal "zurückgenommen". Im Wehrmachtsbericht, der jeden Tag ein paar mal durchs Radio kam, hieß das dann: “taktische Frontbegradigung”. Wie oft wird wohl die Front noch taktisch begradigt? Bis zu einem “Endsieg”? Wohl so lange, bis es keinen Endsieg mehr für uns geben kann.

Zwischen Weihnachten und Sylvester 1943

Wo genau unsere Einheit in dieser Zeit lag, ist sehr schwer zu sagen. Irgendwo zwischen Tscherkassy im Norden und Kremetschug im Süden. Allerdings nicht direkt bei einer dieser beiden Städte, denn die Front verlief ja nicht beim Dneprufer, sondern machte schon einen weiten Bogen nach Westen zu. Sie war vom Fluß schon recht weit entfernt. Kalt war es immer noch und Schnee lag mehr als genug. Wir, die deutschen Armeen waren nach wie vor auf dem Rückmarsch. Es konnte nur noch eine Frage der Zeit sein, bis die letzten deutschen Soldaten Rußland verlassen haben..

Die Verluste durch “Feindeinwirkung” waren verhältnismäßig gering. Auch Erfrierungen kamen trotz des Winters, nicht allzu häufig vor. Auch andere Erkrankungen waren eher selten, nicht so oft, wie man wegen der strengen Kälte hätte annehmen können. Trotzdem war unsere Kompanie selten stärker als 45 Mann. In Urlaub waren nur ganz selten welche. Ich hatte als Soldat noch keinen Urlaub bekommen. Seit dem 22. März 1942, dem Tag meiner Einberufung zum Heer, also 640 Tage, hatte ich meine Angehörige nicht mehr gesehen. Eine Vorsprache beim Spieß, der für den Urlaub zuständig war, brachte mir auch nur eine ganz vage Zusage ein. Vorrangig in Urlaub fahren konnten nur Soldaten, die älter als 35 Jahre waren, die Vater geworden waren oder deren Eltern verstarben. Also hieß es für mich, warten bis die Bestimmungen geändert werden. Nachhaken und immer wieder beim Spieß nachfragen oder gar noch betteln, das hätte ich nicht getan und hätte bestimmt auch nichts eingebracht. Einmal mußte doch der Tag kommen, an dem ich in Urlaub fahren konnte. Viel länger konnte es doch nicht mehr dauern.

Hier will ich einmal das Schicksal eines Landsers schildern, den ich sehr gut mochte und der das Glück hatte, in Urlaub fahren zu können.

Der Soldat war, wie ich, im Sommer 1943 Angehöriger der Nachschubeinheit gewesen. Er hieß, wenn ich mich recht entsinne, mit Vornamen, Alois. Sein Familiennamen war, da bin ich mir ganz sicher, Fey und stammte aus Pirmasens oder Thaleichweiler in der Pfalz. Ein kleiner, etwas dicklicher Mann, zwischen 30 und 35 Jahre alt. Sein Schwager war auch Soldat in unserer Einheit. Dieser Fey erhielt eines Tages ein Telegramm, daß er Vater von Zwillingen geworden war. Seine Freude war natürlich riesengroß, denn nun

konnte er in Urlaub fahren. Innerhalb eines Vormittages waren seine Papiere in Ordnung. Ordnung muß ja sein, besonders bei den Soldaten. Damals, als diese Geschichte passierte, lagen wir noch vor Charkow, es war im Juni. Er meldete sich überall, beim Sani, beim Koch, beim Spieß und wo auch immer, ab. Bei seiner Abmeldung beim Fourier, das ist der Mann, der für die Verpflegung zuständig ist, erhielt er zwei Flaschen Sonnenblumenöl. Das war eine Sonderration, die alle Fronturlauber zu dieser Zeit, wenigstens diejenige hier aus dem Südabschnitt mit nach Hause nehmen konnten. Von Charkow aus, wo er am Nachmittag noch mit einer Kolonne aus unserer Einheit hinfahren konnte, fuhr er dann mit dem Fronturlauberzug über Kiew, Brest -Litowsk, Frankfurt/Oder nach Hause. Unterwegs spielte er im Zug, obwohl er kein Spieler war und jedem Glücksspiel aus dem Wege ging, zudem alle Glücksspiele bei Strafe verboten waren, 17 + 4. Ein ganz teuflisches Glücksspiel. Bei dem man viel gewinnen, aber auch ebenso viel verlieren kann. Wie das bei Laien oft der Fall ist, so auch hier bei Alois, der ja kein Profi war. Er gewann eine große Summe. Üblich ist es bei Spielern, daß der Gewinner dem Verlierer die Chance gibt, das verlorenes Geld wieder zu gewinnen. Dies tat Alois aber nicht. Er nahm sein Gepäck und verschwand aus dem ihm zugeteilten Abteil. Der oder die Verlierer fanden ihn nicht mehr. Vielleicht hatte er auf einer Station, oft hielt der Zug nicht zwischen Charkow und Frankfurt, unter einem nichtigen Grund den Zug gewechselt. Als dann Alois seinen Urlaub in der Heimat beendet hatte, begab er sich wieder auf den Weg zu seiner Einheit in Rußland. Auf der Strecke zwischen Kiew und Charkow wurde der Urlauberzug von Kampfflugzeugen, oder waren es Partisanen, angegriffen und beschossen. Bei diesem Angriff wurde Alois durch einen Schuß zwischen beide Augen schwer verletzt und erblindete. Der unverhoffte Urlaub war ein Glück für ihn, das dann in Rußland in Unglück umschlug. Das war die Geschichte von Alois Fey. So wie sie sein Schwager erzählte.

Ob zwischen Weihnachten und Sylvester, abgesehen von dem Angriff der Russen bei unserem Frontabschnitt in der Nacht und der vorgenommenen Frontbegradigung, noch andere Kämpfe in unmittelbarer Nähe stattfanden, kann ich mit Bestimmtheit nicht mehr sagen. An die Sylvesternacht dagegen, recht gut. War zwischen Weihnachten in Nordfrankreich und hier in Rußland schon ein Unterschied wie Tag und Nacht, oder wie Sommer und Winter, so war der Unterschied zwischen den beiden Sylvestertagen noch viel, viel größer. Damals in Steenvoorde waren wir besoffen, lärmten, machten Unsinn, schossen auch ein paar Schüsse in die Luft, trafen die Kirchturmuhr und machten aber sonst keinen Schaden. Damals war in unserer Unterkunft eine Bullenhitze, wir konnten uns fast satt essen, waren sauber gekleidet, hatten die Aussicht auf ein Bett und wußten einigermaßen, was der nächste Tag uns brachte. Und hier? Wir waren hellwach, alle Sinne bis zum Zerreißen angespannt, die Augen, bis sie schmerzten nur auf die Stellung gegenüber gerichtet, wir machten keinen Lärm und keinen Unsinn, wir schossen nicht auf eine Kirchturmuhr, nicht in die Luft sondern auf Menschen, wir hatten ein Schützenloch im Schnee, höchstens eine Freiwache im kalten Bunker, hatten

Hunger, Durst, waren verdreckt und verlaust, nicht sauber, nicht rasiert und wußten nicht, was bringt der nächste Tag, die nächste Stunde. Erleben wir den nächsten Tag? Oder liegen wir irgendwo erschossen, steif und vielleicht unkenntlich im Schnee? Keiner kümmert sich um uns, keiner hilft? Der Unterschied konnte nicht größer sein. Es war ein Unterschied wie Himmel und Hölle.

So die letzten Tage im Jahre 1943. Ich hatte viel erlebt, ich hatte viel gesehen. Städte und Dörfer in Frankreich, Dörfer und Städte in Rußland, intakte und zerstörte, saubere und verschmutzte. Die Verladung in Hazebrouck, die Fahrt durch Belgien, Deutschland, Polen und durch Rußland bis Charkow. Die Einsätze und Fahrten in der Nachschubeinheit, das brennende, zerstörte, gesprengte Charkow, das brennende und zerstörte Land, den Rückzug bis zum Dnepr, die Versetzung zum Feldersatzbataillon, den ersten, schrecklichen Kampfeinsatz, die Spähtruppunternehmen, Nahkämpfe, Nachhuten, Angriffe der Russen und Abwehrkämpfe. Ich hatte Tote und Verwundete gesehen und war selbst verwundet worden. Ich war mehr als einmal, gerade so am Tod vorbei geschrammt. Schönes, hatte ich gesehen, Aufregendes, Einmaliges, Kameradschaft, Beeindruckendes, Schreckliches und Dinge erlebt, die ich nie in meinem Leben vergessen werde. Ich kann aber auch sagen, ich hatte oft und viel Glück gehabt.

Das Jahr 1944

Sylvester und Neujahr waren ohne besondere Vorkommnisse vorüber. Nicht wie vor einem Jahr in Frankreich in Steenvoorde, mit Alkohol und Lärmen, sondern mit wachen Augen, die die Russen und deren Stellungen genau beobachteten. Geschossen wurde schon einmal, aber doch recht wenig. Jeder Schuß mußte mühsam in die vorderste Stellung gebracht werden und das war schwierig. Gerade an Tagen wie Weihnachten oder Sylvester rechneten die Russen mit nachlassender Aufmerksamkeit bei uns. Dann hätte ein überraschender Angriff ihrerseits vielleicht Erfolg gehabt. Also hieß es, aufpassen, nicht schlafen, jede Bewegung kritisch beachten und sofort den Vorgesetzten melden.

Wir lagen nun nicht mehr an der Front in Schützenlöchern, sondern waren wieder eine Eingreifreserve, wieder eine Feuerwehr geworden. Ein, oder waren es zwei kleine Spähtrupps waren ohne Verluste aber auch ohne nennenswerten Erfolg, verlaufen. So kam es, daß wir relativ ruhig und geordnet auf dem Rückzug waren. Es war in den letzten Tagen bitterkalt geworden und geschneit hatte es auch sehr viel. Wenn ich Rückzug schreibe, dann ist damit die Verlegung der HKL nach hinten gemeint. Nie sehr viel, höchstens 5 - 6 Kilometer. An strategisch günstigen und wichtigen Punkte waren durch die

Strafbataillone Schützenlöcher, manchmal auch Schützengräben, kleine Bunker und verlassenen Bauernhäuser so hergerichtet worden, daß sie von uns besetzt werden konnten. Das Strafbataillon in unserem Abschnitt hatte die Nummer 999. Wie diese Stellungen gebaut wurden, habe ich ja schon einmal beschrieben. Neuerdings hatten sie auch große Erdbohrer mit denen die Strafgefangenen Schützenlöcher ausheben mußten. Wenn die, weil der Boden unter dem Schnee sehr hart gefroren war, nicht tief genug waren, mußten wir sie mit unseren Spaten eben noch vertiefen. In den wenigsten Fällen, nur ganz selten gelang das. Dann mußte man halt im Schnee liegen oder einen anderen geeigneten Platz suchen. Einen Erdhügel, eine Mulde, eine Heckenreihe, ein Haus oder ein Stall war dann unser Zuhause. Dicke Bäume oder eine Baumgruppe, besonders wenn sie auffallend im Gelände standen, waren wegen ihrer guten Ansprechbarkeit und dem damit verbundenen Risiko beschossen zu werden, nicht gut als Deckung gegen Feindeinwirkung geeignet. Solche Stellen wurden von uns allen wie die Pest gemieden.

In der letzten Zeit hatten die Russen verstärkt Granatwerfer eingesetzt. Nicht nur leichte, sondern auch mittlere und solche mit großem Kaliber. Granatwerfer waren keine Geschütze im herkömmlichem Sinne. Es waren eher Geräte, die in vorderster Front eingesetzt wurden. Mit ihnen konnten Granaten, einer kleinen Bombe gleich, verschossen werden. Je nachdem, wie groß das Kaliber war, war auch das Abschußrohr. Den Abschuß einer Granate hörte man nur ganz dumpf und das anfliegende Geschoß garnicht Der Aktionsradius eines Granatwerfers war nicht sehr groß. Je nach Größe und des daher nötigen Treibsatzes, zwischen 100 und 600 Metern, bestimmt nicht viel mehr. Gegen Ende des Krieges wurden von den deutschen Truppen wie auch von den Russen, überschwere Granatwerfer eingesetzt. Die mußten, allein schon wegen des eigenen Gewichtes und der nötigen Munition, die selbstverständlich auch ordentlich schwer war, auf geländegängige Fahrzeuge montiert werden. Granatwerfer waren eine gefährliche, man könnte sagen, sogar eine heimtükkische Waffe. Die nicht zu unterschätzen war.

Wann und von wem das Gerücht kam, war nicht festzustellen. Eines Tages war es da und hielt sich ganz hartnäckig. Das Gerücht, unserem Abschnitt gegenüber läge ein Granatwerferbataillon, in dem nur Frauen wären. Das wären die reinen Furien und würden, wenn sie deutsche Soldaten gefangennehmen könnten, alle liquidieren oder, was noch brutaler und unmenschlicher wäre, ihnen die Genitalien abschneiden. Daß es reine Frauenbataillone in der Sowjetarmee gab, war uns allen bekannt. Es war daher ganz gut möglich, daß das uns gegenüber liegende Bataillon ebenfalls nur aus Frauen bestand. Ob dies alles der Wirklichkeit entsprach, sei dahin gestellt. Tatsache war, daß sich jeder von uns besonders anstrengte und den gegenüberliegenden Frontabschnitt ganz sorgfältig nach Bewegungen, gleich welcher Art auch immer, absuchte und gegebenenfalls meldete. Ob das Gerücht, das da in Umlauf war, den Tatsachen entsprach oder nur von der Heeresleitung in Umlauf gebracht worden war, um uns zu besonderer Wachsamkeit anzuspornen, wäre schon

möglich gewesen. Auffällig war für uns auf jeden Fall der vermehrte Beschuß eines größeren Abschnittes unserer HKL mit Granatwerfern. Eine Klärung der Lage hätte nur ein Spähtrupp erbringen können. Wir vom Füsilierbataillon, waren froh, daß niemand von der Führung an diese Möglichkeit gedacht hatte. Oder waren sonstige Gründe für ein Unterlassen einer genauen Erkundung vorhanden?

Wir wurden doch wieder in die Schützenlöcher geschickt. Es herrschte eine bittere Kälte, jetzt im Januar war der Winter richtig streng. Sogar die russische Seite verhielt sich dem entsprechend und wurde nur ganz selten aktiv. Was sie bei Tag unterließ, wurde in der Nacht nachgeholt. Dann hörte man immer wieder die schon sattsam bekannten Aufforderungen, uns zu ergeben und über zu laufen. Eine Neuerung hatten sie aber doch in ihr Repertoire aufgenommen. Sie nannten Zahlen und Mengen der Überläufer und aus welcher Einheit sie kamen. Man konnte schon sagen, daß sie in dieser Hinsicht sehr aktiv und einfallsreich geworden waren. Mindestens in jeder zweiten Nacht wiederholten sie ihre Aufforderungen, zu ihnen über zu laufen. Manchmal ganz kurz, dann wieder recht ausführlich. Heute war es ein Gefreiter der sich da meldete, dann ein Unteroffizier, ganz selten mal ein Offizier. Wenn die, die sich da, oft mit Namen, meldeten, wirkliche Überläufer waren, dann waren Offiziere in der Minderheit. Ob die Angaben, die da gemacht wurden, stimmten, konnten wir nicht feststellen. Die genannten Einheiten gab es ganz bestimmt irgendwo an der Ostfront. Mir ist kein Fall bekannt, daß ein Angehöriger unserer Einheit “zum Feind übergelaufen” ist. Wir hatten ja keinerlei Übersicht über die Vorgänge an der Front. Möglich, daß schon hier und da mal einer die Fronten gewechselt hat und zu den Russen überlief. Ob dann die Strapazen hier nicht doch noch geringen waren als die, die dort, auf der anderen Seite der Front auf den Überläufer warteten? Ungewiß war die Zukunft auf beiden Seiten.

So kam die Zeit um den 10. Januar. Fast jeden zweiten Tag wurden wir zu einer Nachhut eingeteilt. Waren wir bis zu diesem Tag für Erkundungen und Spähtrupps zuständig, so kam es ab jetzt genau zum Gegenteil. Waren Spähtrupps und gewaltsamen Erkundungen mehr als gefährlich, eine Nachhut bilden und so den Rückweg für andere sichern und offenhalten, war bestimmt nicht leichter. Ich bin wieder bei einem Himmelfahrtskommando und bin absolut nicht froh darüber. Warum wird gerade unser Zug zu diesen Aufgaben heran gezogen? Gibt es nur uns? Das waren Fragen, die wir uns schon stellten, aber nie einen Vorgesetzten danach fragten. Hätte das unsere Lager verbessert? Wohl kaum. Wie schnell sich doch die Aufgaben ändern. Heute dies, morgen das Gegenteil.

Eine Frontbegradigung oder besser gesagt, das Zurücknehmen der Front, wurde meist während der Nacht vollzogen. Bei Anbruch der Dunkelheit verließen die Soldaten ihre Stellungen. Nicht plötzlich und niemals alle zusammen. Einzeln, jetzt einmal einige, dann eine Zeitlang niemand, dann wieder ein -

zwei Mann, aber nicht zusammen. Der Russe sollte nichts von der Absetzbewegung erfahren. Ich glaube, oft ist dieser Plan nicht in Erfüllung gegangen. So dumm, daß er dieses "Verdünnen" der HKL nicht bemerkte, war der Russe bestimmt nicht. Der sah und beobachtete doch auch die Front und wußte was da vor sich ging. Vielleicht waren die sogar noch wachsamer als wir. Man durfte die Russen doch nicht unterschätzen. Wenn ein Zug, oder wenn es mehr waren, eine Kompanie z.B. am befohlenen Ort versammelt waren, ging es durch den Schnee zurück in die neue HKL. Daß das mehr als schwierig war, versteht sich von selbst. Wir von der Infanterie hatten keine Fahrzeuge, wir mußten alles auf unserem Rücken tragen. Unser Akja, den wir bei der Glatze erhalten hatten, war längst nicht mehr brauchbar. Der lag irgendwo im Schnee, zerstört und kaputt. Für diese Beanspruchung waren sie nicht geeignet, dazu hätte er stabiler sein müssen. Beim Troß, da waren Fahrzeuge, nicht an der Front.

An eine dieser Nachhuten kann ich mich besonders gut erinnern. Wir waren die letzten deutschen Soldaten und sollten eine Wegekreuzung nach dem Rückzug der Leute aus der HKL. sichern. Die Russen benutzen, genau wie wir, wenn möglich, Straßen und Wege. Nur in ganz seltenen Fällen wurde der direkte Weg durch das Gelände gewählt. Wir standen, zwei Trupps im Windschatten eines großen Strohhaufens und warteten auf die letzten Landser von der Front. Nachdem eine Gruppe Landser vorbei war, deren Führer sich bei unserem Unteroffizier als die letzten Soldaten seiner Kompanie gemeldet hatte, warteten wir befehlsgemäß noch 30 Minuten und machten uns auf den Weg nach hinten. Am vereinbarten Treffpunkt waren wir mehr als überrascht. Auf uns wartete doch tatsächlich ein großer Schlitten mit zwei Pferden als Gespann. Was soll das wohl bedeuten? Gegen 22:00 Uhr, so lange mußten wir am befohlenen Platz ausharren, gingen wir dann fort in Richtung neue HKL. Es war aber strikte befohlen worden, daß nur unser Gepäck auf den Schlitten gelegt werden durfte. Aufsitzen war uns strengstens verboten worden. Im Laufe der Nacht wurde uns bewußt, warum wir gerade heute den Schlitten zur Verfügung hatten. Die zurückgelegte Wegstrecke war mindestens 15 Kilometer lang. So unser Kompanieführer. Leider weiß ich seinen Namen nicht mehr. Daß wir nur unser Gepäck auf den Schlitten legen durften, war uns jetzt verständlich geworden. Die zwei kleinen Panjepferdchen hätten sonst bestimmt nicht die lange Fahrt durch den tiefen Schnee durchgestanden. Für uns Landser wäre ein Marsch mit Gepäck über diese lange Distanz, ohne das Verständnis unseres Unteroffiziers, ebenfalls nicht möglich gewesen. Er erlaubte uns, daß einer nach dem anderen, aber immer nur einer, sich auf einen Schlittenkufen stellen durfte. Mehr als 15 Minuten hielt sich niemand dort auf. Wir waren doch durch den recht schnellen Marsch in dem tiefen Schnee, mehr als genug erhitzt und schwitzten trotz der Kälte. Die Kälte und der aufgekommene Wind, vermischt mit Schnee, ließen eine längere Pause ohne Bewegung einfach nicht zu. Erfrierungen an Händen und Füßen wären die Folge gewesen.

Es ist interessant, einmal den Strohhaufen, an dem wir in Wartestellung lagen und auf den letzten deutschen Soldaten warten mußten, zu beschreiben. Ganz in der Nähe einer verlassenen und zum größten Teil zerstörten Kolchose, standen fast ein halbes Dutzend riesengroße Strohhaufen. Groß wie Fabrikhallen. Zwanzig, dreißig Meter lang, zehn bis 12 Meter breit und hoch wie zweistöckige Häuser. In der, den Russen abgekehrten Seite hatten wir eine ganze Menge Strohballen heraus genommen und so eine Höhle von zwei bis drei Meter Tiefe und ca. zwei Meter Höhe geschaffen. In dieser Höhle konnten wir uns abwechselnd etwas ausruhen und vor dem Wind geschützt auf den Befehl zum Rückzug warten. Angst, daß der Strohhaufen in sich zusammen brechen könnte, brauchten wir nicht zu haben. Durch den Regen im Herbst und den Frost im Winter, war die Oberseite des Haufens fest zusammen gefroren. Auch einen Beschuß der Russen durch ihre Artillerie brauchten wir nicht zu befürchten. Dann hätte er alle Strohhaufen beschießen müssen und zudem hätte er uns dort auch erst einmal sehen müssen. Obwohl wir so markante Punkte im Gelände, wie hier diese Strohhaufen, meist mieden, die Russen wußten doch ebenso gut wie wir, daß Landser beider Seiten eines teils solche Unterstände gerne annahmen, anderer seits es aber auch wieder wegen der guten Ansprechbarkeit und dem zu erwartenden Beschuß, wie die Pest mieden.

Während dieser 15 Kilometer, sahen und hörten wir nichts von den Russen. Hatten die unser Zurückgehen spät oder garnicht bemerkt? Wielange. d.h. wieviele Stunden wir für diesen Gewaltmarsch benötigten, kann ich leider nicht genau sagen. Es war schon fast hell als er endlich zu Ende war. Daß wir in unserer neuen Bereitstellung mehr tot als lebend umfielen, war ganz klar. Solche Strapazen konnte selbst der beste Soldat nicht oft aushalten. Wie die Landser, die in die neue HKL eingewiesen wurden, diese Rückwärtsbewegung zurück legten, ist mir nicht bekannt. Vielleicht wurden auch sie mit Schlitten in ihre neuen Stellungen gebracht. Die Differenz zwischen alter und neuer Stellung war für einen Fußmarsch durch Kälte, Schnee und Nacht in dieser Länge, einfach zu groß. Es war mein zweiter langer Gewaltmarsch als Soldat. Hier diesen über 15 Kilometer, den ersten machten wir in Bitburg während meiner Rekrutenzeit über 25 Kilometer. Damals trugen wir nur unseren Karabiner und den Brotbeutel, es war auch nachts und im beginnenden Frühling, also gutes Wetter. Und heute, Schnee, oft knietief, kalt, unter 10 Grad, Sturmgepäck mit Spaten und Gasmaskendose, dick vermummt, müde von den vorhergegangen Tagen, hungrig, mit klammen Fingern und fast erfrorenen Füßen. Unser damaliger Kompanieführer, ich habe von ihm berichtet, ritt auf seinem Pferd uns voraus, hier stapfte genau wie wir, unser Unteroffizier mit uns durch die russische Nacht und kein Offizier war bei uns. Nur, singen brauchten wir hier nicht, wir grüßten auch niemand, denn kein Mensch begegnete uns. Und wenn ein Vorgesetzter gekommen wäre, ob wir den gegrüßt hätten? Welch eine Ironie des Schicksals.

Trotzdem, ich hatte Glück gehabt.

Ich fahre in Urlaub

Ob meine Vorstellung und Nachfrage nach Urlaub beim Spieß von Nutzen war? Oder war der Urlaub gar der Lohn für meinen Einsatz als Scharfschütze? Schon möglich, denn eines morgens war es so weit. Aber erst die Vorgeschichte. So einfach fuhr ein Landser nicht in Urlaub.

Zwei, drei Tage nach dem im vorigen Abschnitt geschilderten 15 Kilometer Marsch, lösten wir einen Zug unseres Bataillons in der HKL ab. Die hatten die letzten Häuser eines kleinen Dorfes besetzt. In ungefähr 500 Meter Entfernung lagen die Russen. Das Dorf lag in einem langen, flachen Tal. Große, hohe Bäume, meist waren es Pappeln, dazu Kopfweiden standen, oft recht dicht, im ganzen Dorf verstreut. Ich glaube, es war ein einigermaßen reiches Dorf. Die Häuser machten zum größten Teil, einen guten, schönen Eindruck. Aber, wie in fast allen Dörfern, die wir auf unserem Rückzug durchstreiften, so waren auch hier keine Zivilisten anzutreffen. Bestimmt waren alle geflohen. Jetzt, wo das Ende des Krieges für diese Menschen in greifbare Nähe gerückt war, eine gut zu verstehende Maßnahme. Wer will, so kurz vor dem Ende der Zerstörung außer seinem Hab und Gut, auch noch das Leben verlieren?

Geschossen wurde an diesem Tag nur ganz wenig. Die Granatwerfer des Frauenbataillons kamen nur vereinzelt zum Einsatz. Sollte das wieder die berüchtigte Stille vor dem großen Sturm sein? Einen Tag und eine Nacht nur waren wir in dem Dorf. Dann kam wieder einmal eine Rückzugsorder. Aber, welch eine blöde. Das Dorf ist zu räumen und auf den anderen Seite, in dem schon erwähnten langen, flachen Tal, kaum mehr als 200 Meter vom Rand des Dorfes entfernt, in eine nur unzureichend, vorbereitete Stellung, zu ziehen. Ein wahrhaft blöder Befehl. Welch dummer, einfallsloser Militärstrateke hat hier befohlen? Gab es nur diese eine Möglichkeit? Wir, als einfacher Soldaten, gut, wir hatten schon einige Erfahrung, hätten das Dorf auf keinen Fall geräumt. Dort waren Häuser, Hecken, Ställe, Zäune, Büsche und Bäume die wunderbare Deckung boten. Dort konnte man sich fast frei bewegen, wenn man nicht gerade auf freier Fläche stand.

Und hier? Hier konnte man nur im Loch sitzen, eine freie, glatte Fläche von fast 200 Meter vor sich und bis zur nächsten Deckung nach hinten ebenfalls gut 200 Meter Weg. Wie auf einem Präsentierteller lagen wir auf fast freier Schußbahn. Die Russen im Dorf konnte man nicht sehen. Der hatte nun alle Vorteile für sich, die wir gerade mal einen Tag und eine Nacht hatten. Der konnte nun in aller Ruhe Reserven und noch mehr heranbringen, der konnte das gesamte Dorf für seine Zwecke richtig benützen und den nächsten Angriff auf unsere Stellungen vorbereiten. Die waren im Vorteil, wir hatten das Nachsehen. Aber Befehl ist Befehl und sei er noch so dumm. Also wurde das

Dorf geräumt und die neuen Schützenlöcher bezogen. Einen langen Tag lagen, oder besser gesagt, standen wir im Schnee in der verdammten Stellung. Hob man den Kopf auch nur eine Hand breit über den Rand des Loches und verblieb für eine kurze Weile in dieser Position, dann schossen auch schon die russischen Scharfschützen. Die schossen genau, präzise genau. Die taten genau das gleiche, was ich auch schon tun mußte. Nur hier war die Sache genau umgekehrt. Hier waren wir die Gejagten, damals waren es die Russen.

Wielange ein Tag und dann noch zwei Stunden mehr sein können, wußte ich schon zur Genüge. Hier aber waren sie unendlich, zäh verrannen die Minuten Nur für eine kurze Zeit, bestimmt nicht länger als zwei Stunden, hatte ich mich im Kompaniegefechtsstand aufwärmen und die steifgefrorene Füße und Hände bewegen können. Dann robbte ich gegen 23:00 Uhr wieder zurück in mein Schützenloch. Der Gefechtsstand lag ungefähr 350 Meter vom Dorf weg, etwas seitlich von einem zugefrorenen Bach unter hohen, dicht beieinander stehenden Bäumen. Der gesamte Bachlauf war von diesen Bäumen umzäunt. Irgendwie war das ganze Bild idyllisch und friedlich, wäre nicht dieser verdammte Krieg gewesen. Die Nacht bis 5:00 Uhr verging ganz langsam, geradezu zäh, nur gelegentlich unterbrochen von einem Grantwerfereinschlag. Es war um die genannte Zeit, als ich von einem Geräusch, das nicht von vorne, sondern von hinten kam, urplötzlich, aufgeschreckt wurde. Meine Nerven waren so überreizt, daß ich sofort zu meinem Karabiner griff. Es hätte ja sein können, daß ein russischer Spähtrupp, der irgendwo die deutschen Stellungen passiert und ausgekundschaftet hatte, ausgerechnet in unserem Abschnitt die HKL wieder verlassen wollte. In diesem Krieg war alles möglich. War ich vielleicht nur etwas eingenickt? Zum Glück traf beides nicht zu. Ich war nicht eingeschlafen und russische Soldaten waren ebenfalls nicht in unserer Stellung. Ein einzelner Landser kam auf mein Schützenloch zu gerobbt. Es war ein ganz vorsichtiger Soldat, ungefähr in meinem Alter. Er ließ sich, als er meinen Namen erfragt hatte, zu mir in mein Schützenloch gleiten. Jetzt wird es aber für zwei Landser doch etwas eng. Das war mein erster Gedanke. Um so größer war meine Überraschung und ich staunte nicht schlecht, als er mir sagte, daß ich zum Kompaniegefechtsstand komme solle. Ich würde am Morgen mit den Essenholer zurück zum Troß gehen und könne in Urlaub fahren. Er hatte im Laufe der Nacht, als er mit den Essenträger vom Troß kam und sich beim Kompanieführer gemeldet hatte, diese Order mitgebracht.

Ich war während meiner Zeit bei den Kampfeinheiten, schon des öfteren aus einem Loch heraus gesprungen, aber so schnell wie am diesem Morgen noch nicht. Ich kann mich erinnern, daß ich nicht einmal besonders vorsichtig dabei war. Sollte meine Vorsprache beim Spieß doch Wirkung gezeigt haben? Den Namen des Landsers, der mich in der HKL abgelöst hatte, weiß ich leider nicht. Ich habe ihn nur dieses eine Mal gesehen und mit ihm gesprochen und das nur wenige Minuten. Wer zögert auch schon lange und bleibt im Schnee

oder anderem Schlamassel länger als nötig, wenn der Urlaubsschein so greifbar nahe ist?. Als ich aus Urlaub zurück kam, lebte der Landser, der mich ablöste schon nicht mehr. Bei einem Granatwerferüberfall auf unsere Stellung am Tage meiner Abreise ging ein Treffer genau in das Schützenloch, das ich verlassen hatte und tötete ihn. Ich hatte wieder einmal sehr viel Glück gehabt.

Nachdem ich den Weg zum Gefechtsstand zurück gelegt hatte, meldete ich mich nach höchstens 10 Minuten Aufenthalt dort, beim Kompanieführer ab und verließ die Front. Zusammen mit den Essenträger, ging ich die paar Kilometer zum Troß und bekam dort meine bereits ausgefertigten Urlaubspapiere. Welch eine Freude für mich. Nach fast 22 Monaten werde ich meine Angehörigen wieder sehen. Mit einem kleinen Lkw. der die Verpflegung, die Post und sonst

noch einige Dinge gebracht hatte, fuhren wir zwei Landser aus der HKL bis zum Bataillon.

Im Urlaub Februar 1944

Wie der Bahnhof hieß von dem wir abfuhren und welche Strecke der Fronturlauberzug durch den Süden Rußlands fuhr, kann ich nicht mehr sagen. Es war nämlich in der Zwischenzeit wieder dunkel geworden und ein Bahnhofsschild war nirgends zu sehen. Es war bestimmt nur ein kleiner, unbedeutender Bahnhof. Vielleicht nur eine Haltestelle.

Die ersten zwei Tage war es recht still in unserem Abteil. Nur ab und zu wurde die Stille von einem aufstehenden Soldaten unterbrochen. Wir hatten sehr viel Schlaf nachzuholen und verließen unseren Platz nur, wenn man zur Toilette gehen mußte oder wenn es Verpflegung gab. Die übrige Zeit hing wohl jeder seinen Gedanken nach. Es war sehr warm im Abteil. So kam es mir jedenfalls vor. War es tatsächlich so? Die meisten von uns hatten in den letzten beiden Monaten sehr oft und sehr viel gefroren. Und nun diese Wärme. Keiner von uns hatte weder die Uniformjacke noch den Pullover an. Wenn jetzt die Partisanen einen Überfall auf den Zug machen, stehen wir schön dumm da. Keiner könnte sich richtig wehren, alle könnten ihr Leben hier auf der Fahrt in den Urlaub verlieren. Ich glaube mich erinnern zu können, daß in dem Abteil ein ganz fürchterlicher Gestank war. Unsere Hauptbeschäftigung bis Brest - Litowsk war, außer Kartenspiel, die Läusejagd. Ich hatte nie geglaubt, daß ein Landser allein so viele Läuse und Flöhe ernähren könnte. Zu Tausenden krabbelten sie in allem herum was ein Landser auf dem Leibe trug. Nicht nur in der Unterwäsche, auch in den Haaren auf dem Kopf und am Körper, überall konnte man sie fangen. Nur nicht am Gewehr und nicht in der Gasmaskendose, Sonst überall, sogar im Brotbeutel. Wenn man eine geknackt hatte, kamen Hunderte zu deren Beerdigung. Ihr bevorzugter Aufenthalt war die Taille. Dort, wo durch das Koppel die Wärme nicht nach außen dringen kann. Es war ein vergeblicher Versuch sie zu bewältigen. Einige Landser zerdrückten sie zwischen zwei Daumennägeln, die dann von dem vielen Blut ganz rot geworden waren. Wieder andere warfen sie lebend in ein brennendes Hindenburglicht. So hatte jeder seine Methode. Im ganzen Zug, in allen Abteilen, überall saßen die Soldaten und fingen Ungeziefer.

In Brest angekommen, mußten wir alle aussteigen und unser gesamtes Gepäck mitnehmen. Brest war die Bahnstation, auf der fast alle Züge, die von Rußland kamen oder dorthin fuhren, Halt machten. Alle Züge, d. h. alle Abteile wurden hier, angeblich mit chemischen Mitteln entlaust. Viel geholfen hat die Entlausung aber nicht. Wie hätte man das auch bewerkstelligen können. Nach nur einem Einsatz war alles wieder beim alten. Genau wie bei uns Soldaten. Millionen von Läusen brachte nur ein Zug nach Brest Die erste Station der Entlausung die wir durchlaufen mußten, war zugleich die häßlichste. Wir mußten unsere Uniform vorne aufknöpfen, die Hosen öffnen, das Hemd am Nacken nach hinten ziehen und wurden dann mit einem chemischen Pulver, das angeblich alles Ungeziefer vernichten würde, wie ein Hund eingenebelt. Und zwar so stark, daß wir wie in einer Staubwolke standen. Aus dem Hosenschlitz, aus den Hosenbeinen, aus dem Uniformrock und aus den Schuhen, überall trat das überschüssige Pulver aus unseren Klamotten. In einem langen,

schmalen Gebäude mußten wir uns danach nackt ausziehen und wurden von oben bis unten mit einer Lösung eingesprüht. Wie ein Apfel.- oder Birnbaum im Frühjahr. Nach dieser Prozedur mußten wir alle möglichst heiß duschen. Mit diesen beiden Möglichkeiten sollten alle Läuse und deren Nissen unschädlich sein. Am Ende das Bades erhielten wir frische Unterwäsche und unsere Uniform. Die war in der Zwischenzeit chemisch entlaust worden. Als dies alles vorbei war und wir für die nächsten Tage Marschverpflegung erhalten hatten, wurden wir auf verschiedene Züge, je nach unserem Urlaubsziel, eingeteilt. Ich fuhr in einem Zug, dessen Ziel Frankfurt am Main war. Nach etwas mehr als einem Tag, so um die 30 - 35 Stunden Bahnfahrt, kam ich dort an. Von der Stadt an sich sah ich nicht viel. Der gesamte Bahnhof und die Straßen waren, soweit man sehen konnte, fast menschenleer. Was man sah, waren Soldaten und schwarz gekleidete Zivilisten. Richtig gespenstisch war das. In dem Zug in Richtung Saarbrücken, den ich ab Frankfurt benützte, saßen kaum Zivilisten. Fast alle Fahrgäste waren Soldaten. Aus jeder Waffengattung. Infanteristen, Pioniere, Matrosen, Flieger, Nachrichten, Artilleristen, Flaksoldaten, vom Heer, von der Luftwaffe, von der Marine von der SS, vom Afrikakorps, von Norwegen. Auch Stabshelferinnen, Flakhelferinnen, und nicht zuletzt, Rotkreuzschwestern. Ich kann mich leider nicht mehr genau erinnern über Bad Kreuznach, Sobernheim, Kirn, Idar - Oberstein und Heimbach gefahren zu sein. Es war ja, wie ich geschrieben habe, Nacht und alles verdunkelt. Dies war eine Vorsichtsmaßnahme gegen die immer stärkeren und immer öfteren Fliegerangriffe der Alliierten. Die kamen, zuerst in nur wenige, im Laufe des Jahres 1944 aber in immer größeren Verbänden, oft hunderte von Flugzeugen und warfen Tausende Tonnen Bomben. Vorwiegend des nachts, weniger bei Tage. Viele Städte waren zu der Zeit schon Opfer von Luftangriffen geworden. Waren in den zurückliegenden Monaten noch kriegswichtige Fabriken und Lager angegriffen worden, so bombardierten die Alliierten in zunehmendem Maße auch Wohngebiete in militärisch unwichtigen Städten.

Schließlich war ich in Baumholder angekommen. Es war die Nacht zum 1. Februar 1944. Vor Freude über den überraschenden Urlaub, von dem sie garnichts wußten, haben meine Eltern, meine Schwester und ich, wie kleine Kinder geweint. Nach einem Bad, nach dem Rasieren und Haarewaschen saßen wir beim Abendessen in der Küche. Viele Fragen, bange Fragen wurden gestellt. Auf viele gab es keine Antwort. Eine Frage war z.B., ob mein Bruder wohl auch Urlaub bekommen könnte. Leider wurde aus dem Plan nichts, obwohl mein Vater als Inhaber des "Goldenen Parteiabzeichens" beim Ortsgruppenleiter eine dahin gehende Bitte geäußert hatte. Mein Bruder war damals in Rastenburg und Schwarzenstein in Ostpreußen in der "Führer-Flakabteilung" der "Hermann Göring Division". Nach dem Abendessen, endlich einmal an einem weiß gedeckten Tisch, auf einem Stuhl sitzend und aus einem Teller essend, las ich, es war bestimmt schon nach 22:00 Uhr, die Tageszeitung. "Nationalblatt" hieß sie. Dabei hatte ich den Kopf in beide Hände gestützt und kratzte mich auf dem Kopf. So, wie ich das unbewußt seit geraumer Zeit jeden Tag und jede Stunde tat. Dabei fielen doch tatsächlich

einige Läuse auf die Zeitung. Zuerst fanden wir die Sache fast lustig, aber dann kamen uns Bedenken. Hat die Entlausung in Brest und die saubere Unterwäsche, die ich dort bekommen hatte, keinen Nutzen gebracht? Meine Schwester besah sich meinen Kopf und meine Haare und stellte dabei fest, daß da noch viel mehr Läuse saßen. Das Ende vom Lied war: ins Bad gehen, alles ausziehen, den Körper von oben bis unten genau nachsuchen, alle Klamotten so weit wie möglich, forttragen und am nächsten Morgen heiß auswaschen. Was man nicht waschen konnte, mußte mit einem heißen Bügeleisen, Naht für Naht, Tasche für Tasche und Falte für Falte umgedreht und gebügelt werden. Dabei durfte der Brotbeutel und die Packtasche nicht vergessen werden. Überall krabbelten Läuse und klebten deren Eier. Eine Mordsarbeit war das für meine Mutter. Zudem war sie fast aussichtslos. Irgendwo blieb eine Laus am Leben und dann begann der Kreislauf von vorne. Läuse, Eier oder Nissen, Läuse, Eier, Nissen und dann jucken, jucken, kratzen, kratzen.

Ich hatte keinen Zivilurlaub bekommen. Das heißt, ich mußte immer meine Uniform tragen, ganz egal wo und wann und zu welcher Gelegenheit. Nach welchen Kriterien Zivilurlaub gewährt wurde, kann ich nicht sagen, ist auch egal. Ab und zu, hauptsächlich abends, ging ich schon mal in Zivilkleidern aus. So auch am ersten Tag, als ich mich auf der Kommandantur hier in Baumholder gemeldet hatte. Jeder Landser mußte zu jeder Zeit, auch im Urlaub, verfügbar sein. Daher die Anmeldung bei der nächsten Kommandantur. Ich gehe also dort hin. Sie war genau wie heute auch noch, auf dem Truppenübungsplatz im Kasernenbereich. Der erste Offizier, bei dem ich mich gemeldet und dem ich mein Soldbuch vorgelegt hatte, um die entsprechende Eintragung zu erhalten, brüllte mich ganz fürchterlich an. Er wollte wissen, warum ich in Dreiteufelsnamen, im Zivil und nicht wie vorgeschrieben, in Uniform, käme. Nach meiner Antwort, daß die zu Hause in der Waschküche in heißer Seifenlauge liege und entlaust würde, war sein Benehmen gleich viel besser. Er wurde sogar recht freundlich und wollte wissen, wo unsere Einheit läge, wie die Stimmung an der Front sei und was weiß ich noch alles. Vielleicht war ihm ein Licht aufgegangen und er war froh, doch recht sicher in der Heimat zu sein. Krieg ist nun mal keine schöne Zeit und da ist es besser, man kann in der Heimat einen sicheren Dienst schieben

Was soll man in einer Zeit, zumal im Krieg mit allem Drum und Dran schon mit der Freizeit beginnen? Vergnügungen waren selbstverständlich fast alle untersagt, im Kino gab es auch nur Heldenstücke und Kriegsfilme zu sehen. Wenige Liebesfilme, und die waren auch nicht sehr erbaulich. Das war ja auch verständlich, waren doch in sehr vielen Familien Gefallene und Verwundete zu beklagen. Hier verlieren Menschen Angehörige und trauern um Väter, Männer und Brüder, und dort wird Blödsinn und Firlefanz getrieben. Meine Abwechslung war ab und zu ein Kinobesuch oder ein Abend mit anderen jungen Urlaubern in Mettweiler. Wir trafen uns dort mit Jugendlichen aus dem Dorf in irgendeinem Haus. Meist waren auch Mädels dort, aber das war auch schon alles. Alkohol und sonstiger Kram waren nicht gerne gesehen. Vor allem aber

sah man dort nur wenige Soldaten. Den Weg nach Mettweiler machten wir selbstverständlich zu Fuß. Postbusse fuhren nicht und Zivilfahrzeuge durften nur dann fahren, wenn sie Versorgungsfahrten unternahmen. Wenn ich mich recht entsinne, war damals Willi Conrad aus der Achtallee, er wurde später Legitationsrat bei der deutschen Botschaft in Den Haag und Gustav Schneider, wir nannten ihn, Milchschaf, auch in Urlaub. Willi und ich waren bestimmt zusammen in Mettweiler, Gustav Schneider mit Sicherheit nicht.

Hier in Baumholder war das ganz anders. Überall, in jeder Kneipe, in jedem Lokal waren so viele Landser anzutreffen, daß man nur noch feldgraue Menschen sah. Baumholder war damals der größte Abstellungs.- und Aufstellungsplatz der Wehrmacht für alle Fronten und Kriegsschauplätze. Egal ob für Rußland, Norwegen, Afrika oder den Mittelmeerraum. Sehr viele Eltern, Frauen oder Bräute besuchten deshalb hier in Baumholder ihre Angehörige noch einmal bevor sie an die Front geschickt wurden. Für viele war es das letzte Mal. Viele kamen nicht mehr nach Hause. Außerdem war überall die Feldgendarmerie zu sehen. In den Straßen, in den Lokalen, im Kino, überall. Überall kontrollierten sie die Soldbücher und Urlaubsscheine der Soldaten. Eines abends saßen wir Soldaten aus Baumholder, die gerade in diesen Tagen im Urlaub waren, in "Schwambachs" Wirtschaft. Schwambach war ein uralte Gastwirtschaft in der Hauptstraße von Baumholder. Die Feldgendarmerie kam herein, den Stahlhelm auf dem Kopf, auf der Brust an einer silberne Kette ein ovales Blechschild mit dem Aufdruck "Feldgendarmerie", die Gesichter regungslos, voller Mißtrauen und Unglauben und forderten uns alle auf, die Soldbücher vorzuzeigen. Ich hatte den Eindruck, als hätten sie ein unbändiges Vergnügen daran, einen Landser erwischen zu können, der ohne eine entsprechende Eintragung im Soldbuch, in einer Gastwirtschaft angetroffen wurde. Hier in Baumholder sah man besonders viele Soldaten der Feldgendarmerie. Sie gingen immer zu Dritt und machten meist einen bärbeißigen Eindruck. Beliebt waren die bei keinem Landser. Bis die unsere Soldbücher kontrolliert hatten, wir waren so an die 20 Soldaten, dauerte es gut und gerne eine halbe Stunde. Bei uns Baumholderer Urlauber waren damals auch wesentlich ältere Leute als ich. Ich entsinne mich, daß Wilhelm Klebes und Wilhelm Ferenz, zwei Matrosen, damals zwischen 45 und 50 Jahre alt, mit in der Runde saßen. Selbstverständlich wurden auch deren Soldbücher und Urlaubsschein genau nachgesehen. Nur der Vollständigkeitshalber sei erwähnt, daß die Kettenhunde keine Beanstandung fanden. Wie man Kettenhund wurde, weiß ich leider nicht. Man mußte vielleicht nur streng und hart sein und einen unnahbaren Eindruck machen.

Die Zeit bis zum 21. Februar, der letzte Tag meines Urlaubs, verging viel zu schnell. Am Morgen des 22. sollte ich wieder fortfahren. Ich wollte aber nicht, ich wollte hier bleiben und im Haus versteckt das Kriegsende erwarten. Daß dies Fahnenflucht gewesen wäre, war mir natürlich ganz klar. Wäre ich hier geblieben und hätte man mich entdeckt, wäre ein Kriegsgerichtsverfahren die unausweichliche Folge gewesen. Das dann zu erwartende Urteil wäre im

günstigsten Fall eine Versetzung in eine Strafkompanie, im ungünstigen Fall der Tod durch Erschießen gewesen. Ein Versteck im Hause, meiner Meinung nach sogar ein sehr gutes, wäre schon dagewesen. Es war ein ausgemauertes Geviert im Boden des Lebensmittellagers, das nur von oben, also nicht durch einen anderen Kellerraum, zugänglich war. Man hätte dort schon für eine Weile tagsüber versteckt bleiben können, nur nicht des nachts. Dafür war das Versteck zu klein und außerdem waren immer fremde Menschen im Haus. Meine Eltern und meine Schwester waren davon überzeugt, daß ich bei einer Kontrolle des Hauses, unweigerlich ertappt würde, wenn mein Ausbleiben bei der Einheit in Rußland bekannt wäre. Wir alle waren der festen Überzeugung, mein Vater besonders, obwohl er "Alter Kämpfer" war und von daher an einen Sieg Deutschlands hätte glauben müssen, daß dieser Krieg niemals mehr gewonnen werden konnte. So schwer es meinen Angehörigen auch war, so rieten sie mir doch, wieder an die Front zu fahren. Mit zwei Tagen Verspätung fuhr ich am 24. Februar wieder zurück nach Rußland. Sollte ich irgendwo einmal wegen der zwei Tage Verspätung angesprochen werden, so würde ich versuchen zu erklären, daß ein Elternteil krank geworden wäre. Ob man das mir je geglaubt hätte? Daß ich dafür das Attest eines Arztes hätte vorlegen müssen, daran hatten weder meine Eltern noch meine Schwester gedacht. Aber, alles verlief ohne Komplikationen.

In Brest trafen wir, bis auf einen, alle wieder zusammen. Hatten die womöglich, genau wie ich, einfach noch zwei Tage an ihren Urlaub dran gehängt?. An einen, den ich dort von unserer Einheit traf, der aber in Urlaub fuhr, kann ich mich besonders gut erinnern. Es war dies der Föhr aus Trier, unser Koch bei der Nachschubeinheit. Ihm gab ich meine Walter PPK, eine 7,35 mm Pistole mit. Er hat sie an meine Eltern geschickt. Mein Vater hat sie nach dem die Franzosen im Jahr 1945 Baumholder besetzten, in Riebert, vergraben. Das nur nebenbei. Die Pistole hatte ich von Richard Schneider. Der war ebenfalls Mitglied der NSDAP gewesen und hatte dort das Amt eines Blockwartes inne. Er war ein Großmaul und wollte durch sein "führertreues" Verhalten eine Einberufung zu den Soldaten, vermeiden. Es ist ihm auch gelungen.

Warum und weshalb wir von Brest - Litowsk aus nicht direkt zu unserer Einheit im Südabschnitt der Ostfront, geschickt wurden, weiß ich heute noch nicht. Tatsache war, daß wir, noch in einem Fronturlauberzug, nicht über Tarnopol und dann weiter in Richtung Viniza fuhren. Die Lage an der gesamten Ostfront schien sehr unübersichtlich gewesen zu sein. Vielleicht, das hätte auch eine Erklärung sein können, hatten die Partisanen wieder einmal die Haupteisenbahnstrecken in die Luft gesprengt und dadurch den Umweg verursacht, oder irgendwo im Mittelabschnitt der Ostfront hatte es wegen schwerer Kämpfe viele Verwundete gegeben. Wir wurden nämlich viel weiter südlich, auf einer ganz anderen Bahnlinie als bei der Fahrt in den Urlaub, bis in den Norden von Rumänien, verfrachtet. Dort wurde in einer etwas größeren Stadt unser Zug plötzlich gestoppt und in einen Lazarettzug umfunktioniert. Wir mußten in ganz

kurzer Zeit den Zug verlassen und uns bei einer Frontleitstelle zur Weiterleitung an unsere Einheit, melden. Am nächsten Morgen sollten wir mit der rumänischen Eisenbahn weiter in Richtung Front, fahren. Wir bekamen die entsprechenden Papiere ausgehändigt und sollten uns am darauf folgenden Morgen am Bahnhof einfinden. Die Nacht müßten wir in einer Kaserne verbringen. Im Soldatenheim haben wir, wir werden so sechs Soldaten aus unserem Bataillon gewesen sein, zu Mittag gegessen.

Die Stimmung war unter uns Landsern auf dem Tiefstpunkt angelangt. Was tut dann der Landser, der auf dem Weg zur Front ist, der vielleicht bald schon tot sein kann? Er hebt einen, er trinkt einen zuviel, vielleicht viel zu viel. Wer könnte ihm das verdenken? So ging es auch uns, mich nicht ausgenommen. Nur ganz dunkel entsinne ich mich noch auf folgenden Ablauf des Nachmittags bis zum Morgen des nächsten Tages.

Wir gingen in eine rumänische Kneipe und tranken dort Heidelbeerwein. Nicht viel, so jedenfalls meine Erinnerung. Heidelbeerwein ist ein verdammt starkes Gesöff. Er schmeckt außerordentlich gut, hat einen hohen Alkoholgehalt und war mir in seiner Wirkung überhaupt nicht bekannt. Er ist ganz heimtückisch, das merkte ich, leider nicht sofort. Wir tranken nicht viel, aber doch so viel, daß ich in ganz kurzer Zeit betrunken war. Die Folge davon war, ich hatte im Handumdrehen wahnsinnige Kopfschmerzen, mir war es unheimlich übel. In meiner Not, ich wollte doch die Kopfschmerzen vertreiben, suchte und fand ich wirklich eine Apotheke. Die konnte ich in der rumänischen Stadt an dem selben Aushängeschild wie hier in Deutschland erkennen. Ich also hinein in die Apotheke und versuche dem Mann hinter der Theke klar zu machen was ich brauche. Ob der das wirklich nicht verstand oder ob er mir nur das Verlangte nicht geben wollte? Er schaut mich nur recht dumm an und gibt mir nichts. Wer weiß das so genau. Ausgerechnet heute hatte ich keine Kopfschmerztabletten bei mir, sonst immer. Nach nur ganz kurzer Zeit in der ich mit dem Rumänen verhandelte und in der wir nicht klar kamen, was tun, klaute ich ihm in einem Augenblick seiner Unachtsamkeit den Fez vom Kopf, machte kehrt und verschwand durch die Ladentür nach draußen. Im Norden von Rumänien lebten damals schon viele Mohammedaner und die tragen bekanntlich einen Fez. Meine Kameraden, die draußen standen und die auch mehr oder weniger genug getrunken hatten, nahmen mit mir vor dem wütenden Rumänen Reißaus. Wir vorne weg und der hinter uns her. Durch zwei, drei oder waren es am Ende sogar vier, mehr oder weniger breite Gassen ging unsere Flucht. Wir kamen auf unserem Weg am Soldatenkino vorbei. Ein Gedanke, und wir schnellstens dort hinein. In einer der mittleren Sitzreihen nehmen wir eiligst Platz. Der Apotheker steht draußen und schimpft. Nicht lange und dann ist er weg. Aber nur für kurze Zeit. Er kommt doch wirklich mit einer Streife der Feldgendarmerie zurück und betritt in deren Begleitung das Kino. Wie gut, daß wir das Gemurmel am Eingang noch rechtzeitig bemerkten. So besoffen waren wir doch scheinbar nicht.

Landser von der Front entwickeln im Laufe der Zeit ein feines Gespür für drohenden Gefahren, für das was um sie herum passiert. Dieses Gespür kam mir jetzt zu Gute. Ich merke, trotz meiner Besoffenheit, daß die Soldaten mich suchen. Ich lasse mich von meinem Sitz auf den Boden gleiten und liege flach gestreckt auf dem bestimmt nicht sehr sauberen Fußboden. Die Landser, die mit mir diese Geschichte eingebrockt hatten und gemeinsam ausbaden mußten, stellen ihre Füße auf mich und versuchen auf diese Weise, mich zu tarnen. Das gelingt überraschend gut. Die Streife geht die beiden Flure links und rechts der Zuschauerreihen entlang, schaut auch in die einzelnen Reihen, sieht mich aber nicht. Meine Kameraden erzählen mir später, daß die Streife die Suche nach mir nur ganz oberflächlich, fast absichtlich lasch durchgeführt habe. Vielleicht sagten die sich auch, warum sollen wir einen jungen Landser wegen einem geklauten Fez, den der Mohammedaner übrigens schon längst wieder hatte, suchen, ihn womöglich finden und dann zur Bestrafung melden? So einen jungen Kerl auf dem Weg zur Front lassen wir ungeschoren. Wir hatten das Kino nach der ersten Vorstellung nicht verlassen. Wir sahen uns die folgende auch noch an. Aber dann war Schluß. Es hätte ja sein können, der Rumäne steht mit Freunden vor der Tür und wartet auf uns. Das Risiko wollten wir nicht eingehen. So leicht fängt man keinen Landser. Wann genau wir das Kino verließen, wann und wo wir die Nacht über schliefen, ist nicht in meinem Gedächtnis. Hier reißt mein Erinnerungsvermögen abrupt ab. Die folgende Nacht fehlt in meinen Gedächtnis, da ist nur ein großes Loch. Sie war bestimmt nicht nur draußen stockdunkel, sie ist auch heute noch stockdunkel in meinem Kopf.

Halbwegs entsinnen kann ich mich auf den Eisenbahnzug, mit dem wir am nächsten Morgen weiter in Richtung Front fuhren. Auf dem offenen Bahnsteig lag Schnee und es war ziemlich kalt. Unser Gepäck, viel war es ja nicht, verfrachteten wir in einem Abteil und stiegen dann selbst ein. Wir mußten vom Bahnsteig ganz schön hoch hinauf steigen. Ab jetzt funktionierte auch mein Gedächtnis wieder. Von dem Gerumpel des fahrenden Zuges wurde ich auf einmal wach. Ich schaue mich um und sehe die mehr oder weniger ernste oder frohe Gesichter meiner Kameraden.

Nun muß ich einmal einen rumänischen Eisenbahnwagen beschreiben. Der ganze Wagen besteht aus nur zwei Abteilen. Die Bänke stehen an den Seiten entlang und sind so eingerichtet, daß schwere Lasten gut verstaut werden können. In der Mitte eines jeden Abteils steht ein Kohlenofen zur Beheizung des Wagens und daneben ein großer Kohlenkasten aus Holz. Da es Winter war, waren auch genügend Kohlen in diesem Kasten und auf den Kohlen saß oder lag ich. Schwarz im Gesicht, schwarz an den Händen und schwarz war meine Uniform. Ich war mit meinen Kameraden auf dem Weg zur Front und hatte einen Mordskater. Der ganze Personenzug war kurzerhand von der deutschen Wehrmachtsführung requiriert und zum Truppentransport eingesetzt worden. Der Zug hielt noch einigemal auf offener Strecke. Warum wußte kein Mensch, er hielt eben. Nach einem langen Tag Bahnfahrt kamen wir

irgendwo bei einer Frontleitstelle an und wurden von dort gleich weiter an die Front geschickt. Es war schon eine Leistung, die alte Einheit in dem weiten Land, das nicht besonders dicht mit deutschen Soldaten bevölkert war, zu finden. Von einer Dienststelle zur anderen wurden wir verwiesen. Von der Division zum Regiment, zum Bataillon und dann zur Kompanie. Es war schon eine knifflige Sache die Hinweisschilder mit den taktischen Zeichen der jeweiligen Einheiten, zu suchen und zu finden. Oft waren sie vom Sturm umgerissen worden oder der Schnee hatte sie zugeweht. Oft waren große Stangen mit einer ganzen Anzahl von Schildern umgeknickt oder hingen schief und somit irreführend an Straßen.- und Wegkreuzungen. Die rumänischen und dann die russischen Dörfer hatten zudem fast nie ein Ortsschild. Wir hätten sie auch nicht entziffern können. Es war schon eine trostlose Suche in dem verschneiten einsamen Land. Daß man da bei der Sucherei wieder an der richtigen Stelle ankam, war schon eine Leistung. Irgendwann und irgendwo fanden wir nach langem Herumirren unsere Einheit

Um den 2.- 3. - oder 4. März 1944 herum war ich wieder beim Füsilierbataillon angekommen. Froh war ich darüber absolut nicht. Ich kann aber sagen, ich hatte bei allen noch so ungünstigen Ereignissen, sehr viel Glück.

Wieder beim Füsilierbataillon der Aufklärungsabteilung der 282. Infanterie-Division

Die letzten acht Tage als deutscher Soldat

Am 24. Februar war ich wieder von zu Hause fortgefahren. In Brest, wo wir uns getrennt hatten, traf ich wieder meine Kameraden, die ebenfalls für drei Wochen in Heimaturlaub und nun, wie ich, wieder bei der alten Einheit waren. Viel zu schnell war diese Zeit vergangen. Was wird uns die Zukunft bringen?

In den ersten Tagen des Monats März war ich wieder, nach Unterbrechungen wie die oben geschilderten, bei meiner Einheit angekommen. Es war immer noch kalt, obwohl der Frühling kam. Die Nächte wurden kürzer, es blieb länger hell. Schnee lag aber immer noch recht viel. In dem Dorf, in dem unser Troß lag, war wiederum kein Mensch zu sehen. Es war ein weitläufiges Dorf. Die einzelnen Häuser standen weiter auseinander als in den voran gegangenen. Überall standen ausrangierte, mehr oder weniger defekte Lkws. der Wehrmacht. Manchmal schien es, als wären sie garnicht kaputt Es hatte den Anschein, als hätte in diesem Dorf einmal eine Instandsetzungskompanie gelegen.

Unser Spieß gab mir den Auftrag, zu versuchen, aus diesen Wracks, manche Autos sahen äußerlich noch recht gut aus, ein brauchbares Fahrzeug zusammen zu bauen. Wie sollte ich, ein gelernter Kaufmann, ein junger Kerl dazu, der zwar den Wehrmachtsführerschein der Klasse 2 besaß, aus defekten Autos, ein Auto zusammenbauen, das noch lief? Und das auch noch allein, niemand der hilft? Was andere aufgegeben hatten und nicht mehr benutzen konnten, sollte für uns noch brauchbar sein? Welches Werkzeug hatte ich denn? Einen Hammer, eine Zange, zwei, drei Schraubenschlüssel, vielleicht auch noch den einen oder anderen Schraubenzieher. Bestimmt aber keinen Wagenheber, Montiereisen, Zündkerzenschlüssel, Radabzieher, keine funktionsfähige Batterie, kein Werkzeug um womöglich einen Motor aus.- und einzubauen. Bei allem guten Willen, aus den da stehenden Autos konnte selbst ein Fachmann kein fahrtüchtiges zusammenbauen. Hinzu kam die Kälte und die damit verbundene erschwerte Arbeit. Länger als eine Stunde konnte kein Mensch in dieser Kälte mit bloßen Händen draußen arbeiten. Und ich war ganz allein, allein auf mich gestellt, niemand da, der mir hätte helfen können. Wäre es doch zu einem fahrtüchtigen Lkw. gekommen, was man als Hexerei hätte bezeichnen können, woher dann das Benzin oder Dieselöl und Motorenöl nehmen? Unsere Einheit bekam doch nur eine beschränkte Menge Betriebsstoff für unser Fahrzeug zugeteilt Wir hatten nur dieses eine und da sollte der Betriebsstoff plötzlich für zwei ausreichen? Wir wären mit dem Fahrzeug, das ich da zusammenbauen sollte, keinen Kilometer durch den Schnee gefahren. In keinem Auto fand ich auch nur eine einzige brauchbare Schneekette. Die ganze Aktion war zwar gut gemeint, war aber auch gleich zu Beginn schon aussichtslos. Sie war vom Anfang an schon unmöglich gewesen. Unser Spieß gab mir für die Durchführung seines Planes zwei Tage Zeit. Solange blieben wir in diesem Dorf. Dann wurde wieder einmal die Front zurück genommen. Die Folge des mißglückten Fahrzeugbaues war, daß ich am Abend des 8. März mit den Essenholer wieder auf dem Weg in die HK. war.

Gleich in der folgenden Nacht durften wir schon als die letzten Landser die Schützenlöcher verlassen und, wie vor meinem Urlaub, eine Nachhut bilden. Mein Gruppenführer war ein Unteroffizier, der während meiner Abwesenheit von der Einheit, zu uns aus dem Ersatzbataillon gekommen war. Er hieß Philipp Beutel, war von Beruf Gerber und stammte aus Worms oder aus der dortigen Gegend. Ich kannte auch die anderen aus der Gruppe nicht. Sie waren höchstens vier oder fünf Wochen in Rußland.

Unsere Stellung sah, bevor wir sie verließen, ungefähr so aus. Ein langgestrecktes, flaches Tal, nach links fiel es etwas ab und nach rechts stieg es leicht an. Auf dem Grund des Tales floß im Sommer bestimmt ein kleiner Bach. Denn dort standen, wie schon so oft und vielen Tälern gesehen, hohe Bäume. Meist Pappeln und Korbweiden. An beiden aufsteigenden Hängen lagen die Stellungen. Hier die deutsche Stellung und uns gegenüber, nur durch den Bach und die Senke von einander getrennt, die russische. So etwa 200 / 300 Meter Distanz, kein Baum, keine Hecke, kein Strauch als Deckung, nur

die wenigen im Tal. Die Russen waren etwas besser dran als wir. In deren Rücken stand ein Wald. Unsere Stellung konnte aber bestimmt nicht besser angelegt sein. Erstmals hatten wir geräumigere Schützenlöcher, immer für zwei Mann eins. Der Himmel war in dieser Nacht sehr hell. Ich glaube mich erinnern zu können, daß Vollmond war, man konnte die Bäume im Tal erkennen. Es war mit Sicherheit schon spät, wie spät allerdings, weiß ich nicht mehr. Wer schaut auch schon auf die Uhr wenn ein Chaos losbricht?. Da hat man ganz andere Gedanken als nach der Uhrzeit zu schauen.

Nicht weit links von uns, ob es noch im Frontabschnitt unseres Bataillons war, steigen vier, fünf Leuchtkugeln von der russischen Seite auf und beleuchten gespenstisch weiß die deutschen Linien. Daran erkennt man schon, daß die Sowjets einen Angriff planen. Schon setzt schlagartig Granatwerferfeuer ein und die Einschläge kommen in schneller Folge. Gut und gern 15 Minuten lang. Wieviele Einschläge um und in die deutschen Stellungen nieder gingen, haben wir nicht gezählt. Daß, wenn der Granatwerferbeschuß abrupt aufhört, ein Angriff der russischen Infanterie erfolgt, hatten wir oft genug am eigenen Leibe erfahren. Die Folge ist, wir bereiten uns in unserem Abschnitt darauf vor, die Schützenlöcher so schnell wie möglich und ohne lange Verzögerung zu verlassen. Wir schnallen den Feldspaten an das Koppel, packen die Munitionskästen zusammen, haken die Gasmaskendose am Sturmgepäck fest und stehen sprungbereit im Loch. Drei, vier Minuten vergehen, dann setzt mit einem Schlag Maschinenpistolenfeuer ein. Am Gebell der Pistolen erkennen wir die russischen Kalaschnikows. Das waren Maschinenpistolen mit Trommel zu je 100 Schuß. Fast jeder zweite Soldat in der "Roten Armee" hatte eine. Und dann kommt der gefürchtete "Hurrä - hurrä" Angriffsruf der anstürmenden Iwans. Das ist für uns das endgültige Zeichen zum Verlassen der HKL. Solch einen Angriff, wie der jetzt einsetzende, hätte niemand aufhalten können. Fast im gleichen Augenblick schlagen hinter uns die ersten Granaten der gegnerischen Artillerie ein. Die Russen beschießen uns mit einem ganz massiven Sperrfeuer, mit dem sie uns den Weg nach hinten abschneiden wollten. Vor uns die anstürmenden Russen und hinter uns die Einschläge ihrer Artillerie. Wer wagt in solch einer Situation die Flucht? Wir. Das Pfeifen der herkommenden Granaten der "Ratsch Bumm" hört man kaum, schon sind die Einschläge da. Bevor noch einmal die Granatwerfer schießen, wäre es ganz gut, wenn wir aus der Stellung draus wären. Gedacht, getan.

Wer den Befehl zur Räumung der HKL gab, war ganz egal. Keine 5 Minuten zu früh. Kaum waren wir auch nur 100 Meter von den Schützenlöchern entfernt, als genau dort, wo wir gerade noch lagen, das nervenzerreißende hurrä der Russen ertönte. Hinlegen, dem Gegner kein Ziel bieten, die Lage peilen, schauen wo die nächsten Landser sind, zurück schauen und versuchen fest zu stellen wieviele Russen uns da überrannt hätten, die Waffen ordnen und dann ab nach hinten. Das alles geschah in ganz kurzer Zeit. Die Masse der Angreifer hätten wir mit unseren MGs nicht aufhalten können. Wir konnten uns mit gutem Gewissen sagen, daß wir nicht feige gewesen waren, wir waren

nur vorsichtig und umsichtig. Wir hatten schon richtig gehandelt. Der Schütze eins unserer Gruppe, wie er hieß, kann ich, wie schon einmal berichtet, leider nicht sagen, konnte es sich nicht verkneifen, doch noch auf die Russen zu schießen. Auf den Bauch legen, das MG.42 und den Patronengurt nachsehen, zielen und schießen war eins. Er war kein schlechter Schütze wie er noch beweisen sollte. Aber jetzt in der Nacht, da hatte sein Geballer bestimmt keinen Schaden angerichtet. Nur wir, die wir mit Munitionskästen vollgepackt waren, hatten einen Nutzen davon. Die Last, die wir zu tragen hatten, wurde ganz schön leichter. Ein MG 42, wie wir eins hatten, konnte theoretisch 300 Schuß in einer Minute abgeben. Die mußten schon ein paar Landser tragen. Allerdings kam es nicht oft vor, daß wir länger als 20 - 25 Minuten schießen mußten. Einen Nachteil hatte das MG außerdem noch. Durch die extrem hohe Schußfolge wurde der Lauf sehr schnell heiß. Den dann nötigen Laufwechsel konnte man nur mit Handschuhen machen. Wieviel Munition der MG.Schütze in dieser Nacht verschoß, weiß ich auch nicht. Nach einer Zeit, deren Länge ich nicht abschätzen konnte, wir sind auch schon mindestens 500 / 600 Meter von der alten HKL entfernt, verstummt der Lärm an der Front. So plötzlich wie er begann, endet er auch. Unsere Gedanken und unser Streben war nur auf unser Überleben ausgerichtet.

Im Laufe der Nacht trafen wir dann alle, ohne Ausfälle erlitten zu haben, am vorgegebenen Treffpunkt, irgendeine Abzweigung an der Rollbahn, ein. Es wurden vor einer Absetzbewegung immer neue Sammelplätze bekannt gegeben. Die Abzweigung diesmal zu finden war allerdings schwer. Ein Schneetreiben hatte eingesetzt. Trotzdem waren wir zum beginnenden Morgen in der neuen Auffangstellung. Ob es an diesem Morgen, nach Aufgabe unserer alten Stellung, Verpflegung gab oder nicht, kann ich nicht mehr sagen. Höchstwahrscheinlich fiel sie aus. Wie schon so oft vorher und noch mehrmals nachher wegen Unerreichbarkeit unserer Einheit

Der 9. März fand mich wieder, wie sollte es auch anders sein, im Schützenloch. Die Gegend, in der die neue Stellung lag, war nicht viel besser ausgewählt als die letzte. Ein Dorf lag in unserem Rücken, das war aber auch der einzige Vorteil. Die Russen lagen nur 100 Meter von uns entfernt. Sie waren wesentlich stärker und besser bewaffnet als wir und sehr aktiv. Den ganzen Tag über konnte man nicht aus der Deckung schauen, immer mußte man geduckt im Schützenloch hocken. Schaute man auch für nur einige Sekunden über die Deckung, schon schossen die russischen Scharfschützen. Die schossen verdammt gut. Ich hatte mein Zielfernrohrgewehr übrigens bei Antritt meines Urlaubes, abgeben müssen. Jetzt war ich darüber heilfroh. Wäre ich mit dem Scharfschützenkarabiner in Gefangenschaft gekommen, ich glaube, daß mir daraus Schwierigkeiten erwachsen wären. Dann doch besser Schütze sechs und Muniträger. In dieser Stellung gab es einige Ausfälle bei uns. Die waren von den Verwundeten selbst verursacht worden. Wie ich schon schrieb, schossen die russischen Scharfschützen auf alles was sich bewegte. Mindestens zwei Landser hielten die linke Hand über den Rand des

Schützenloches und wurden prompt auch von den Russen getroffen. Mein Gefährte im Schützenloch hat das auch versucht, hatte aber keinen Erfolg damit. Ich versuchte nicht auf diese Weise zu einer Verwundung und somit Verlegung in ein Lazarett zu kommen. Ein Versuch war mir zu gefährlich. In zweifacher Hinsicht. Einmal wußte man nicht, ob so eine gewünschte Verwundung durch ein Sprenggeschoß hätte geschehen können, zum anderen wäre es möglich gewesen, sie als Selbstverstümmelung auszulegen. Im ersten Falle wäre nicht nur die eine Hand zertrümmert worden, sondern auch Kopf, Schultern und noch mehr. Im zweiten Falle wäre ein Kriegsgerichtsverfahren anhängig geworden und oft war die Strafe, Tod durch Erschießen. Beides keine schöne Aussichten. Da war die Front möglicherweise noch sicherer. Man könnte den Krieg ja unbeschadet überstehen. Diese Möglichkeit gab es auch. Die zwei Verwundeten mußten bis zum späten Abend in den Löchern liegen bleiben. Erst dann konnten sie den Weg zurück zum Dorf versuchen. Die Russen hätten sie bei dem Versuch nach hinten abzuhauen, bestimmt abgeschossen. Den ganzen Tag bei dieser Kälte ohne Tetanusspritze, nur mit einem Notverband, den man sich ja selbst anlegen konnte, auszuharren, war schon ein großes Wagnis. Mein Bruder ist an einer zu spät verabfolgten Tetanusimpfung an Wundstarrkrampf gestorben. Ob es den beiden nicht auch so erging? Was mit ihnen geworden ist, konnte ich leider nicht mehr erfahren -

Am 10. März lagen wir noch in der gleichen Stellung. Kalt war es, obwohl schon ein wenig wärmer als vor etlichen Tagen. immer nur auf einer Stelle stehen, sich nicht viel bewegen können, hungrig war ich, nur einmal am Tage gab es ein lauwarmes Essen, geschlafen so gut wie nicht. So sah der 10 März, ein Tag in meinem Soldatenleben aus. Um wenigstens im Liegen schlafen zu können, hatten wir, mein mir noch nicht einmal namentlich bekannter Kamerad und ich, unser Schützenloch seitlich auf dem Boden, etwas vergrößert. Dort konnten wir, einer nach dem andern, wie ein Hund zusammengekauert, wenigstens für eine Stunde, schlafen. Als ich an der Reihe war und dann wieder wach wurde, waren meine Beine bis zu den Knien mit herein gewehten Schnee bedeckt. Trotzdem hatte ich keine Erfrierungen. Vielleicht hat die immer präsente Gefahr das Blut schneller durch die Adern gejagt und somit mehr Wärme erzeugt. Vielleicht hat aber auch der tägliche Schnapskonsum dazu beigetragen.

Ganz früh, der Tag war noch keine fünf Stunden alt, erhielten wir wieder den Befehl zur Frontverkürzung. Wir mußten einzeln, einer nach dem andern, nach der schon einigemal geschilderten Art unser Schützenloch verlassen, bis zum nächsten robben oder gebückt springen, dort eine Weile verbleiben und dann weiter nach hinten laufen. Das ganze Verhalten mutete naiv und kindisch an, hatte aber doch seine Wirkung. Wenn die auch nicht abzusehen und feststellbar war und sollte die Russen, falls sie trotz der Dunkelheit etwas erkennen könnten, verwirren und ihn über die geplante Rückverlegung im Unklaren lassen. Ob uns dies gelang? Scheinbar ja, denn nichts rührte sich bei

den Russen. Denen war es genau so kalt wie uns, wenn sie auch besser mit der russischen Kälte zu Rande kamen. Für uns war sie diesmal von Vorteil. Obwohl unsere Gruppe wieder einmal die letzte war die die Schützenlöcher verließen, kamen wir ohne Verluste in der neuen Stellung an. Tagsüber, es war nun der 12. März, lagen wir bis zum Abendessen in einem Bauernhaus. Wir bezogen dann eine neue Stellung an einer Straßenkreuzung. Keine große Kreuzung, keine Rollbahn, sie war die Verbindung zwischen zwei Dörfern. In ungefähr 1 Kilometer Entfernung von der Kreuzung führte eine Straße über eine Brücke. Darunter ein zugefrorener Bach. Der Brückenbogen hatte eine Spannweite von höchstens 12 Meter und war von den Pionieren zur Sprengung vorbereitet worden. Wir, unsere Gruppe, hatten an der Kreuzung, etwas geschützt in einer Bodensenke, Posten bezogen. Wir waren wieder einmal eine Nachhut, mithin die letzten an der Front. Vor uns nur noch die Russen. Wir sollten, wenn alle anderen die Brücke passiert hätten, spätestens jedoch um 1:00 Uhr, die Sprengung vornehmen. Zu diesem Zweck war nur eine Zündschnur von einigen Metern anzuzünden und dann schnellstens das Weite zu suchen. Eine nicht sehr schwere Aufgabe. So was braucht man nicht zu lernen, ein Landser, der schon lange an der Front war, muß das einfach können.

Es war gegen 21:00 Uhr. Zwei, drei Landser, oder waren es doch einige mehr, irgendwo abgehauen, kamen vorsichtig vorbei. Ein paar Worte wurden gewechselt und Fragen beantwortet über die Front, die Russen und die neue Stellung. Dann war wieder für eine kurze Weile Ruhe. Zwischen 22:00 und 23:00 Uhr kam noch mal eine weitere Gruppe. Tief vermummt und trotzdem frierend tauchten sie aus der Dunkelheit auf. Unser Gruppenführer erfragt das Kennwort, das die letzte Gruppe uns als Parole sagen sollte. Niemand von den Landsern weiß etwas davon. Sind dies nun die letzten deutschen Soldaten oder kommen da noch welche? Sind es die letzten oder nicht? Wer hätte uns diese Frage beantworten können?. Wir warten bis 24:00 Uhr. Nichts, außer ab und zu steigt eine Leuchtkugel in den Himmel. Ob die aus der deutschen Linie her kommt oder aus der russischen, kann man auf die Entfernung hin, nicht feststellen. In den deutschen Linien dürften sie wohl nicht mehr abgefeuert worden sein. Dort sind bestimmt keine Landser mehr, und wenn doch, dann nur wenige. Ob die dann noch Leuchtkugeln verschossen? Wohl kaum. Die Leuchtkugeln sind weit weg, irgendwo dort, woher wir vor Stunden kamen.

Die Nacht ist eigentlich still, fast friedlich still. Manchmal hatte man, in Vorahnung der Ereignisse die noch kamen, sie die Stille vor dem Sturm genannt. Nur ganz vereinzelt fällt weit weg ein Schuß. Wenn nur der verdammte Krieg nicht wäre. Während der letzten halbe Stunde ist alles ruhig. Niemand kommt mehr über die Brücke. Dann tauchen doch noch einige Gestalten ganz plötzlich aus dem Nichts. Nicht viele und die haben scheinbar keine Eile. Irgendeiner aus unserer Gruppe sagt: das sind doch Russen. Unser MG.Schütze hört das, legt sich in den Schnee und schießt einen Feuerstoß über den zugefrorenen Bach. Die Kerle dort über dem Bach verschwinden so schnell in der

Dunkelheit wie sie aufgetaucht waren. Waren es wirklich Russen? Der Landser hatte mit seiner Behauptung recht, es waren Iwans. Wären es keine gewesen, warum verschwanden sie dann so schnell nach dem Beschuß durch unser MG, das sie bestimmt als ein deutsches erkannt hatten? Das plötzliche Verschwinden der paar Soldaten auf der anderen Seite der Brücke war für uns das Zeichen nun auch abzuhauen. Nicht in Panik, aber doch recht schnell verschwanden wir in Richtung Heimat. Die Brücke haben wir nicht mehr gesprengt. Die war bestimmt nicht kriegsentscheidend. Ob die kaputt war oder heil blieb, war vollkommen einerlei.

Ich glaube, daß sich wohl keiner von Euch solche Situationen, die Ihr vielleicht aus Büchern oder Filmen kennt, sich selbst jetzt, nach dem Lesen dieser Zeilen, die ich so schildere wie ich sie in diesen Tagen und Nächten erlebt habe, richtig und wirklichkeitstreu vorstellen kann. Den meisten Menschen wird es wohl dafür an Phantasie und Vorstellungskraft fehlen.

Nicht nur meine, unser aller Nerven waren in diesen Minuten bis zum Zerreißen angespannt. Nur ein kühler Kopf und klares Denken konnten uns vor einem Kurzschluß bewahren. Ein Kurzschluß wäre zum Beispiel das Überlaufen zu den Russen, also eine Fahnenflucht gewesen. Und davor hatten wir wohl alle Angst. Fahnenflucht wäre Verrat an den Kameraden gewesen, die noch weiterhin an der Front blieben dort aushielten.

Ich hatte an diesem Tag viel Glück.

Das war mein letzter Tag als deutscher Soldat.

DIE GEFANGENSCHAFT IN RUSSLAND

Der 13. März 1944

Seit dem 12. März, gegen 18:00 Uhr, sind wir, ein MG. Trupp des Füsilierbataillons in der 282 Infanteriedivision, auf den Beinen. Die Stunden davor hatten wir nur ganz kurz schlafen können. Aus den Kleidern bin ich seit dem 24. Februar, dem Tag meiner Abreise aus dem Urlaub, nicht mehr gekommen. Die vergangene Nacht sind wir in Stellung gelegen und laufen ab 0:30 Uhr durch den Schnee, der jetzt sogar etwas pappiger geworden ist. Wir sind eine Nachhut auf dem Weg in die neue HKL. Unsere Aufgabe ist es, den Rückzug eines Teiles unserer Truppen zu decken. Man merkt seit ein, zwei Tagen, daß doch das Frühjahr kommt. Die Nacht ist nicht mehr ganz so kalt. Kommt der Frühling?

Unseren Auftrag, eine Brücke zu sprengen, haben wir nicht ausgeführt. Die Sprengung wäre ohnehin völlig unsinnig gewesen. Militärisch war sie vollkommen ohne Bedeutung. Den Weg in die neue Auffangstellung haben wir dem Befehl entsprechend, gesucht und nach längerem Umherirren in Nacht und Nebel, gefunden. Bei Licht etwas suchen und finden, ist relativ einfach. Bei Nacht und in der Dunkelheit, bei höchstens fahlem Licht, dagegen, zumal in einem völlig fremden Land, ohne Wegweiser, ohne Hinweisschilder und sonst einem Hilfsmittel, verdammt schwer.

Wir fanden den Weg, die Telefonleitung und den verlassenen Feldflugplatz die uns als Anhaltspunkte zu unserer Orientierung angegeben worden waren. Wir gingen der Telefonleitung, die am Rande des Flugplatzes verlief entlang und kamen zu den gesprengten Unterkünften der Soldaten, die hier einmal Dienst gemacht hatten. Dann war ganz plötzlich Schluß mit der Telefonleitung. Aber, zur Rechten stießen wir auf die in der Skizze, die unser Unteroffizier bei sich hatte, eingezeichnete Bahnlinie. Der Nebel, der seit ein, zwei Stunden herrschte, war dichter geworden. Die Sicht war miserabel, sie betrug höchstens noch 100 Meter, mehr nicht. Dann wird es innerhalb einiger Minuten heller, das Tageslicht wird stärker. Es ist jetzt gegen 7:30 Uhr morgens. Die im Osten aufsteigende Sonne hängt im Nebel wie eine silberne Scheibe, dicht über dem Boden. Oft habe ich dieses Schauspiel in Rußland noch nicht gesehen. Das Gelände fällt etwas ab und die Bahngleise liegen 2.00 bis 2.50 Meter höher als die Wiese, auf der wir gingen. Wir müssen zusehen und uns beeilen daß wir das andere Ende des Flugplatzes finden. Dort sollten wir in die neue HKL kommen. Wenn wir uns nicht sehr beeilen, wird die Gefahr, entdeckt und verfolgt zu werden, wegen dem zunehmenden Tageslicht, immer größer. Wir

müssen nämlich damit rechnen, daß uns die Russen ganz dicht auf den Fersen sind. Also, hieß es sich sputen und keine Zeit mehr versäumen. Fersengeld geben, denn jede Minute kann kostbar sein.

Da, was sind das für Laute? Hat da nicht gerade ein Pferd gewiehert? Seit wann gibt es denn wieder Pferde bei uns in der Schwadron? Und dann diese Worte die wir hörten? Sollten auf der anderen Seite des Bahndammes Russen sein?. Wir bleiben stehen, schauen uns ungläubig an und sprechen kein Wort. Unsere Nerven, die durch den langen Weg durch die Nacht schon sehr strapaziert sind, sind auf einmal bis zum Zerreißen gespannt. Jetzt schaut ein russischer Soldat in seiner erdfarbenen Uniform über die Gleise. Dann noch einer, noch zwei, drei, dann mindestens 15 Mann. Einige davon sitzen auf Pferden. Jetzt kommen noch mehr Russen über den Bahndamm und umringen uns in Windeseile. Einer aus unserer Gruppe verliert die Nerven, wirft seine Waffe fort und rennt wie vom Teufel besessen nach links in Richtung auf einen großen Strohhaufen zu. Er meint wohl, durch eine Flucht der Gefangennahme entgehen zu können.

Die Russen ballern mit ihren MP`s hinter ihm her, treffen aber zum Glück nicht. Ein Soldat reitet auf seinem Pferd hinter ihm her und bringt ihn nach nur fünf Minuten zu uns zurück. Natürlich hat der dumme Kerl mit einer Reitpeitsche Schläge bekommen. Er läuft neben dem Pferd des Russen her und hält zum Schutz beide Hände über den Kopf. Das alles geht so schnell, daß man dem Geschehen kaum folgen kann. Wir stehen da, sind von den Russen umringt, haben die Hände über dem Kopf erhoben und tun somit kund, daß wir uns ergeben wollen. Kein Russe, darüber bin ich mehr als erstaunt, tut uns etwas zu leide. Die sind von uns genau so überrascht wie wir von ihnen. Jetzt, nach den ersten Augenblicken der Überraschung, sehen wir auch, daß die Russen bis auf wenige, alles Offiziere sind. Das sieht man an den Uniformen. Die Russen sind sehr nervös, wir nicht minder. Wir sind scheinbar die ersten Gefangenen die sie machen. Was wird mit uns geschehen, was passiert mit nun? Blitzschnell wird mir bewußt, daß der Krieg vor wenigen Minuten für mich zu Ende ging, geht somit auch mein Leben zu Ende? Tausend Gedanken rasen durch meinen Kopf. Nur einer bleibt hängen. Komme ich wieder nach Hause?

Und dann passiert folgendes: Das Pferd eines Offiziers, in dessen Nähe ich stehe, verfängt sich mit den Vorderläufen in einem abgerissenen Telefondraht. Es steigt vorne hoch und versucht, sich von dem Draht zu befreien. Das gelingt ihm natürlich nicht. Der darauf sitzende Offizier macht mir mit ganz herrischer Geste klar, daß ich das Pferd von dem Draht befreien soll. Ich springe zu dem Pferd, das sich auf die Hinterbeine stellt und mit den Vorderbeinen wie wild in der Gegend herum schlägt, und versuche, den Draht abzustreifen. Hoffentlich trifft mich das Pferd nicht. Irgendwie gelingt es mir nach einiger Zeit, wie lange ich dafür gebraucht habe, weiß ich nicht mehr, den Draht zu fassen und das Pferd von dem Drahtgewirr zu befreien. Als Dank

dafür schlägt der Offizier mir mit seiner Reitpeitsche heftig auf den Rücken. Es war dies der erste und zugleich auch der letzte Hieb, den ich während meiner Gefangenschaft von einem Offizier der russischen Armee, bekam. Um den Schlag etwas abzumildern, habe ich beide Hände über den Kopf gehalten. Dabei muß der Offizier, ein noch recht junger Kerl, gesehen haben, daß ich am kleinen Finger meiner linken Hand, einen kleinen Goldring, getragen habe. Es war dies das Abschiedsgeschenk meiner Schwester an meinem letzten Urlaubstag vor gut 20 Tagen. Mit Gesten und Gebärden gab er mir zu verstehen, daß er diesen Ringe haben will. Ich versuche, den Ring vom Finger abzustreifen. Das gelingt mir aber nicht so schnell. Er sitz so fest und stramm und läßt sich nicht abnehmen. Als er sieht, daß mir das auf Anhieb nicht gelingt, greift er unter seine Uniformjacke und bringt mit einem Ruck ein großes, feststehendes Messer zum Vorschein. Ich errate seine Absicht, mir den Finger samt Ring abzuschneiden. Bekanntlich kann man in aussichtslosen Situationen Übermenschliches vollbringen. So auch ich.

Mit dem Mut der Verzweiflung und der Angst um den Verlust meines Fingers, gelingt es mir, buchstäblich im letzten Augenblick, den Ring vom Finger zu streifen und ihn dem Offizier zu geben. In der Zwischenzeit haben die Russen, Offiziere und Mannschaften, uns sieben Landsern alle Taschen, sogar den Brotbeutel und die Gasmaskendose nach Beutegut untersucht und alles was sie finden konnten, in die eigenen Taschen verschwinden lassen. Die konnten alles, selbst die Verbandspäckchen und die Losantintabletten, die für Verletzungen und Verätzungen durch Giftgas vorgesehen waren, gebrauchen. Besonders scharf waren sie auf Messer und Armbanduhren, die sie uns mit einem wahren Freudengeheul - URI - URI abnahmen. Ihr erster Griff ging immer zum linken Unterarm, dort, wo man bekanntlich eine Armbanduhr trägt. Wenn sie dort nichts fanden, suchten sie alle anderen Taschen ab. Selbstverständlich nahmen sie uns auch unsere Waffen weg.

Das letzte, was mir der Offizier, dessen Pferd ich von dem Draht frei machte und der mir den Ring abnahm, aus meiner Brusttasche hervor holte, war ein Aluminiumröhrchen mit einigen Optalidon Tabletten. Auf seine fragende Geste, zu was diese Dinger sind, gab ich ihm zu verstehen, in dem ich mir an den Kopfe faßte und dabei die Augen verdrehte, daß sie gut gegen Kopfschmerzen sind. Sein Gesicht strahlt und er schluckt alle Tabletten hinunter. Scheinbar hatte er am Vorabend einen zuviel über den Durst getrunken und hatte nun einen Mordskater. Die Mehrzahl der russischen Soldaten, Offiziere wie Mannschaften tranken viel zu viel Alkohol. Meist Wodka. Und so wird es auch bei diesem Offizier hier gewesen sein. Saufen, konnten die Russen. Darin waren sie wahre Meister. Ich kann mir gut vorstellen, daß die Russen, ebenso wie wir, zu der täglichen Verpflegung auch eine Portion Wodka bekamen.

Bei der Waffenabnahme trat einer der Offiziere unserem MG.Schützen ganz fürchterlich in den Hintern. Warum sollten wir am Nachmittag erfahren. Von

dem Moment an, als der erste russische Soldat über die Bahngleise sah bis jetzt, wo keiner von uns auch nur noch den kleinsten Gegenstand in einer Tasche seiner Uniform hatte, waren bestimmt nicht mehr als höchstens 15 Minuten vergangen. Es waren verdammt lange Minuten, Minuten voller Angst, fast eine Ewigkeit. So langsam können die Minuten vergehen, wie so oft in der letzten fünf Monaten an der Front. Mittlerweile ist es so gegen 7:45 - 8:00 Uhr geworden. Die Russen sind zum Teil von ihren Pferden abgesessen, nur wenige blieben darauf sitzen. Alle reden recht laut auf einander ein. Die paar Soldaten stehen etwas abseits und sind recht ruhig, nur die Offiziere diskutieren mit wilden Gebärden durcheinander.

Wir Landser stehen stumm und mit hängenden Köpfen beisammen, sprechen kein Wort miteinander und ahnen, daß wir der Gegenstand der Diskussion sind. Wir müssen halt abwarten was da auf uns zukommt und hoffen, daß bei den russischen Offizieren kein Heißsporn oder unbelehrbarer Pseudoheld Befehle erteilen kann. Beeinflussen können wir die Russen ohnehin nicht. Was sollen wir also tun, nur abwarten können wir und hoffen, daß sich für uns alles zum Guten wenden wird. Mir, vielleicht auch noch einem anderen aus unserer Gruppe fällt auf, daß einige der russischen Offiziere immer öfter zu uns herüber schauen und daß ihr Benehmen und ihre Gesichtsausdrücke immer aggressiver werden. Andere wieder versuchen, die erregten Offiziere zu beruhigen. Sowas merkt man. Alle, da machen keine zwei eine Ausnahme, sind mehr oder weniger besoffen. Wollen die uns vielleicht erschießen, oder was soll das auffällige Benehmen? Sollten die Versprechungen, die vor und nach Weihnachten jeden Abend von der russischen Front zu uns herüber schallten, die uns ein fast sorgenfreies Leben in Gefangenschaft und eine schnelle Heimreise zu unseren Angehörigen versprachen, garnicht ernst gemeint gewesen sein? Waren das nur leere Phrasen? Werden die uns erschießen und hat somit die deutsche Propaganda recht, die immer wieder behauptete und betonte, daß die Russen Unmenschen sind und keine Gefangene machen? Wer hat die Wahrheit gesagt, wer hat gelogen?

Die Angst, die Gedanken, die Furcht vor dem Tod, aber auch die Hoffnung auf ein gutes Ende dieser endlosen Minuten, jagen blitzschnell durch meinen Kopf. Dann kommt wieder Bewegung in die Offiziersgruppe. Diejenigen, die von ihren Pferden abgesessen waren, steigen wieder auf. Alle, bis auf zwei oder drei, drehen ihre Pferde um und sind in ganz kurzer Zeit über die Bahngleise, verschwunden. Die hiergebliebenen Offiziere und Soldaten treiben uns wie eine kleine Herde Schafe mit Fußtritten und Kolbenhieben über die Gleise auf die andere Seite des Bahndammes. Und dort sehen wir, der Nebel ist in der Zwischenzeit fast gänzlich verschwunden und die Sicht einigermaßen gut, in einiger Entfernung etliche dicht zusammenstehende Häuser. Dorthin treibt man uns. Es ist eine kleine Kolchose. Wir kommen um ein Haus herum und stehen dann in einem Hof voller Morast. Hier ist der Schnee richtig matschig und von vielen Fußtritten total zertreten und verdreckt. Vor einem halbzerstörten Gebäude, es kann einmal ein Stall gewesen sein, müssen wir

Noch ist es nicht zu spät

Sieben uns auf einen Misthaufen, eigentlich eher ein Dreckhaufen, einer neben dem andern, hinsetzen. Keine zehn Schritte vor uns stellen sich zwei Rotarmisten mit ihren Kalaschnikows im Anschlag, auf. Nur eine kleine Bewegung mit dem Zeigefinger, ein kleiner Feuerstoß und wir sind alle tot. Ich habe in den fünf Monaten als Soldat, der oft in vorderster Linie und sogar hinter den russischen Linie war und auch kämpfte, der sehr oft gerade noch so ganz knapp am Tod vorbeischrammte, nie so nahe am Ende meines Lebens gestanden, wie jetzt. So nahe war ich noch nie am Tod. Dann entsteht urplötzlich Bewegung bei den beiden jungen Soldaten die da vor uns stehen. Wir können die Worte zwar nicht verstehen die da gesprochen werden, aber irgend etwas ist dort doch los. Und dann sehen wir auch den Grund ihrer Aufregung. Zwei oder drei Zivilisten, schon ältere Männer, bringen einen deutschen Landser, heran. Einen verängstigten, so um die 35 - 38 Jahre alten Mann. Die Hände hinter dem Kopfe verschränkt, kommt er zwischen den Russen daher. Wie sieht denn der Mann aus? Verdreckt ist seine Uniform und verdreckt ist sein Gesicht. Wir sind auch nicht sauber, aber der? Auch er hat, das sieht man an seinen Augen, mächtige Angst. Von unserer Einheit scheint er nicht zu sein, ich jedenfalls kenne ihn nicht. Mit den Maschinenpistolen deuten die Wachen ihm an, sich zu uns zu setzen. Ein großes Gespräch kommt nicht zu stande, eher das große Schweigen. Jeder hängt seinen Gedanken nach und jeder hofft auf ein gutes Ende. Die Posten hätten bestimmt auch kein Gespräch erlaubt. Jeder von uns ist außerdem zu sehr mit den vergangenen letzten Stunden beschäftigt. Jeder denkt wohl an die Vergangenheit, an die Gegenwart und an das, was noch kommen wird, an das, was so sehr im Dunkel der Zukunft liegt. Oder denkt keiner an etwas? Ich glaube, meine Gedanken waren nicht beim Geschehen. Was ab heute kommt, wie mein Leben verlaufen wird, kann ich nicht lenken und beeinflussen. Eines aber weiß ich ganz gewisse und ich bin fest davon überzeugt, daß ich wieder nach Hause komme, daß ich meine Angehörige wieder sehe, daß ich mich nicht unterkriegen lasse. Ich werde alles daran setzen nicht krank zu werden um nicht zu krepieren. In diesen bangen Minuten wurde mein Wille zum Überleben, den ich die ganze Soldatenzeit schon hatte, um ein Vielfaches größer.

Die Minuten verrannen. Wie spät es war, konnte niemand mehr feststellen. Unsere Uhren hatten ja den Besitzer gewechselt. Was eine Uhr bedeutet, merkt man erst dann, wenn man keine mehr hat. Wie oft schaute ich in Frankreich wenn ich auf Wache war und dann später hier in Rußland im Schützenloch auf die Uhr und wartete auf die Ablösung. Und nun begann eine lange Zeit ohne Uhr. Aber, die Zeit spielt ab heute keine große Rolle mehr in meinem Leben. Man kann sich auch daran gewöhnen. Es muß so gegen 12:00 Uhr, also gegen Mittag sein. Immer noch sitzen wir auf dem nassen Dreckhaufen und immer noch stehen die zwei Iwans mit ihren MP's im Anschlag, vor uns. Dann entsteht es wieder ein kleiner Tumult. Wir hören wieder laute, russische Worte, ganz nahe. Um die Ecke, von wo der ältere deutsche Soldat von den beiden Russen gebracht worden war, kommen nun zwei Offiziere. Einer von ihnen, das fällt mir sofort auf, trägt eine blaue Mütze mit einem roten

Band. Er war nicht bei denen, die uns gefangen nahmen. Er diskutiert heftig und laut mit dem zweiten Offizier wobei er aufgeregt mit den Händen in der Luft herum fuchtelt. Dann verschwindet der zweite oder waren es vielleicht drei? Ich weiß es leider nicht mehr so genau.

Der Offizier mit der auffälligen Mütze kommt auf uns zu. Er spricht mit den Wachsoldaten, worauf die ihre MP's sichern und über die Schulter hängen. Sie bleiben allerdings in einiger Entfernung vor uns stehen. Der Offizier kam zu uns Landsern und sprach uns in einem fehlerfreien Deutsch an. Die genauen Worte, die er an uns richtete, weiß ich nicht mehr. Aber sinngemäß waren sie ungefähr so: "Hört mal gut zu. Für Euch ist der Krieg ab heute durch Eure Gefangennahme, zu Ende. Der Krieg wird aber noch so lange weiter gehen, bis Hitlerdeutschland besiegt ist. Ihr werdet für eine sehr lange Zeit in Rußland bleiben um das was ihr mutwillig und vollkommen unsinnig zerstört habt, wieder auf zu bauen. Es wird Euch nicht schlecht gehen, aber auch nicht gut. Ihr werdet keinen Hunger haben und solltet Ihr einmal krank werden, wird für Euch gesorgt. Wäret Ihr, wie wir Euch so oft aufgefordert haben, zu uns, der glorreichen ROTEN ARMEE, übergelaufen, dann könntet Ihr mit besseren Bedingungen rechnen. Dieser eine Soldat, der nicht zu Euch gehört, hatte sich hier in der Kolchose versteckt und sich den siegreichen Sowjetsoldaten ergeben. Er wird in ein besonderes, besseres Lager gebracht. Ihr aber seit Soldaten, die nicht mit diesen Bedingungen rechnen können. Ihr habt außerdem Euer Leben nur mir und meiner Position als Kommissar der Roten Armee zu verdanken. Ihr seid heute morgen von einem Teil des Divisionsstabes der - welche Division es war, habe ich leider nicht mehr in Erinnerung - der 8. Armee der 3. Ukrainischen Front, gefangen genommen worden. In der vergangenen Nacht wurde der Kommandeur durch Schüsse aus einem MG 42, wie Ihr eins hattet, verwundet. Das war der Offizier, der auf dem schwarzen Gaul saß und der anschließend an einem Stock humpelte. (Jetzt wußte ich auch, warum einer der Soldaten unserem Schützen so fürchterlich in den Hintern getreten hatte). Der Kommandeur wollte, da Ihr ja solch ein MG hattet, und er meinte, von Euch verwundet worden zu sein, alle erschießen lassen. Nur der Umstand, daß ein tatsächlicher Überläufer unter Euch war und meine Befehlsgewalt haben dies verhindert. Ihr werdet Euch fragen, wieso ich so gut deutsch sprechen. Ich bin ein deutscher Jude. Ich stamme aus Hamburg und war Getreidehändler. In der Reichskristallnacht war ich in Dänemark um Braugerste einzukaufen. Als ich im Radio von den Übergriffen auf Juden in deren Verfolgung hörte, blieb ich in Dänemark. Von dort kam ich nach Rußland und bin heute politischer Offizier in der Roten Armee. Was mit meinen Angehörigen passierte, weiß ich nicht. Ich habe nie etwas von ihnen gehört, vielleicht sind sie schon lange tot. Vielleicht sind sie in einem Konzentrationslager verhungert, erschossen oder ganz einfach vergast worden". Hier hörte ich zum erstenmal den Ausdruck, Konzentrationslager. Was ein Konzentrationslager war und was dort geschah, welchen Zweck und welche Ziele man dort verfolgte, das wußte ich trotzdem nicht. Erst im Lager in Kirowograd traf ich einen Mitgefangenen, der in einem Konzentrationslager war. Davon später mehr. Er

nannte uns auch noch seinen Namen. Aber, den habe ich leider vergessen. Vielleicht war er auch nur nicht gut einprägsam oder schlecht auszusprechen, wer weiß. Viele deutschen Juden stammten aus Polen oder Galizien. Und deren Namen waren für unsere Zungen sehr schwer auszusprechen. Schade, daß ich mich an diesen Mann so gut erinnern kann, seinen Namen aber vergessen habe.

Nach diesem Gespräch forderte er uns auf, mit ihm in ein halb verfallenes, windschiefes Haus zu gehen. Die meisten Häuser in dieser Kolchose waren entweder durch Witterungseinflüsse oder durch den Krieg mehr oder weniger verfallen. In einem kleinen Flur mußten wir unsere Schuhe ausziehen und uns dann in einer Art Abstellkammer auf den Fußboden setzen. Kalt und schmutzig war es hier. Hier war schon seit geraumer Zeit keine Ordnung mehr gemacht worden. Schmutz und Dreck waren schon lange unsere täglichen Begleiter und blieben es für lange Zeit. Er verriegelte von außen die Tür und wir waren allein mit unseren Gedanken. Irgendwie war ich sogar froh, daß ich nun in Gefangenschaft war. Die ersten Stunden, die wohl die größte Gefahr mit sich brachten, waren glimpflich verlaufen. Außer dem einen Hieb über den Rücken hatte ich nichts abbekommen. Die Aussicht, an der Front mein Leben zu verlieren, war jetzt vorbei. Diese Sorge hatte ich nicht mehr. Aber, kam nun nicht eine neue, noch weit aus größere Sorge, eine andere Angst in mein Leben? Wann werde ich wieder, wenn überhaupt, in meiner Heimat bei meinen Angehörigen sein? Werde ich die Strapazen, die da ohne Zweifel auf mich zukommen, ohne gesundheitliche Schäden überleben? Wie lange wird man mich nicht nach Hause lassen? Eine strahlende Zukunft wird die Gefangenschaft bestimmt nicht werden. Was man uns an der Front des nachts durch die Lautsprecheransagen versprach, wird doch nur eine Lüge gewesen sein.

Am frühen Nachmittag kam der Kommissar noch einmal und brachte das erste Essen das ich in Gefangenschaft erhielt. Es war trockenes Brot. Eigentlich waren es nur trockene Brotbrocken. Die Russen nannten es -SUCHOI oder SUCKOI- das wichtigste Nahrungsmittel in der Roten Armee. Jeder Soldat trug das in seinem Rucksack bei sich. Stundenlang konnte man darauf herum kauen. Als der Kommissar fortging, forderte er uns auf, die Schuhe, die wir uns auf dem Flur holen durften, nicht anzuziehen. Damit wollte er verhindern, daß, sollte einer von uns auf die blödsinnige Idee kommen, abzuhauen, das Haus verlassen zu können. Mir war klar geworden, ich haue nicht ab. Ich riskiere nicht in einer Nacht, denn nur dann hätte ein Fluchtversuch vielleicht Erfolg gehabt, an den russischen Wachposten vorbei zu kommen, die deutschen Linien in der Finsternis und bei dichtem Nebel zu suchen und vielleicht doch nicht zu finden. Vielleicht draußen in Kälte und im Schnee zu erfrieren und verhungern wie ein verlassener, streunender Hund. Ich bleibe hier, ich lebe, ich komme wieder heim, ich halte aus. Ich komme wieder nach Hause.

Unter den paar Habseligkeiten, die ein Soldat so bei sich trägt und die mir die Russen an diesem Tage abgenommen hatten, war unter anderem auch das Verwundetenabzeichen in schwarz gewesen. Irgendwann war es mir einige Tage vor Weihnachten beim Essenempfang überreicht worden. Heute liegt es vielleicht in einem Wohnzimmerschrank im großen Rußland und erinnert einen ehemaligen Soldaten an diesen 13. März 1944.

Ich hatte an diesem Tag bestimmt das größte Glück in meinem bisherigen Leben gehabt.

Der 13. März 1944 war mein zweiter Geburtstag.

DAS DORF, BEI DEM ICH IN GEFANGENSCHAFT KAM, HIEß SLATOPOL.

14. März 1944. Der zweite Tag der Gefangenschaft

Die erste Nacht in Gefangenschaft war vorbei. Ich muß wohl wie ein Murmeltier geschlafen haben, denn ich kann mich nicht an diese Nacht erinnern. Nur einmal wurde ich wach und sah, das zudem ganz undeutlich, durch das blinde, kleine Fenster in die Nacht. Es war finster draußen und kein Laut war zu hören. Es war unheimlich still in unserem kleinen Raum. Schlaf hatte ich sehr viel nachzuholen. Waren doch die letzten Tage im Füsilierbataillon seit meiner Urlaub, alles andere als erholsame gewesen. Täglich so viele Kilometer im Schnee und im Matsch, mit der Angst im Nacken, zu marschieren, waren kräfteraubend und nervenaufreibend gewesen. Ich erinnerte mich, daß wir vor nur einigen Tagen einen Marsch von 15 Kilometer zurück gelegt hatten. Allerdings hatten wir damals einen Pferdeschlitten auf den wir unser Sturmgepäck legen konnten und uns abwechselnd für ein paar Minuten auf die Schlittenkufen stellen durften. Irgendwer hatte den organisiert. Mit so einer Vergünstigung war nun nicht mehr zu rechnen. Ab jetzt hieß es, aufpassen, die Augen offen halten, mit den Kräften möglichst sparsam umgehen, nicht unangenehm auffallen, sich anpassen und die Ohren steif halten. Nirgendwo anecken, keine Zicken machen, immer schön in der Mitte bleiben, nicht auffallen und keine unbedachte Risiken eingehen, nichts unnötiges wagen.

Es war noch dunkel, als einer der beiden Posten, die die ganze Nacht vor unserer Tür auf Wache gestanden hatten, uns recht unsanft weckte. Dawai - dawai, das waren seine Worte. Die Gestik mit der er das sagte, zeigte uns, daß wir uns beeilen sollten. Wohl hatte ich in der Zeit ab April diese Worte

schon gehört, ich wußte auch was sie bedeuteten, nie waren sie aber an mich gerichtet. Das Wort und der Begriff DAWAI -DAWAI, sollten mich mehr als vier Jahre lang begleiten. Wer gedacht hatte, daß es nun etwas zum essen gäbe, wurde schwer enttäuscht. Nichts gab es, garnichts. Wir mußten vor das Haus kommen und dann gingen wir, eigentlich müßte ich trotteten wir sagen, einer hinter dem anderen, am Bahndamm, fast den gleichen Weg zurück, den wir gestern morgen gekommen waren. Nur, gestern waren wir noch freie, deutsche Soldaten, heute, russische Gefangene. Nichts beschwerte unseren Marsch durch den jetzt weich und naß werdenden Schnee. Unsere Taschen waren leer, kein Krümelchen war darin zu finden, alles hatten uns die Iwans abgenommen.

Wo wird man uns hinbringen? Im ersten Dorf, das wir passierten, waren für uns ganz überraschend, die ersten Einwohner wieder zu sehen. Wo waren die in den letzten Tagen gewesen? Die zwei Posten, die uns führten, gingen bewußt langsam mit uns durch das Dorf. Den Grund dafür spürten wir recht bald. Kaum daß die ersten Leute unseren kleinen Zug gesehen hatten, ging das Gerücht von uns in Windeseile durch das ganze Dorf. Die Folge davon war, aus den meisten Häusern kam irgend jemand um uns wie ein Wunder anzuschauen. Schlimmer wurde es aber, wenn sie ihre Wut an uns wehrlosen Gefangenen ausließen. Wehren durfte und konnte man sich nicht. Dann gab es Fußtritte, Fausthiebe, Stockschläge und was noch schlimmer und vor allem so gemein und erniedrigend war, das Angespucktwerden. Hauptsächlich Kinder und Frauen taten das. Die Leute stellten sich vor uns hin, lachten uns aus und fühlten sich uns haushoch überlegen. Sie waren die Sieger, wir die besiegten Barbaren, und die kann man ungestraft und ruhig verhöhnen. Unsere Bewacher unternahmen nicht die Spur eines Versuches uns zu beschützen. Im Gegenteil, sie freuten sich riesig, wenn ein Boxhieb uns im Gesicht oder ein Fußtritt im Hintern traf. So tief kann ein Mensch in ganz kurzer Zeit fallen.

Wir zogen bis weit nach Mittag immer weiter nach rückwärts, fort von der Front. Man hörte weder Granateinschläge noch sonst eines der typischen Geräusche des Krieges. Wir waren still geworden, nur die langsamen Schritte im Matsch und im Schnee waren zu hören. Langsam und stumm trotteten wir durch die Gegend. Im zweiten Dorf durch das wir kamen, war relativ viel Militär zu sehen. Wir wurden für die kommenden Nacht wieder in einen kleinen, fensterlosen Stall, eingesperrt. In einer Ecke lag halbverfaultes Stroh, vielleicht war es auch schon Mist. Gesehen hat man das nicht, nur riechen konnte man das. Im Stall lagen schon einige Landser, wir waren nicht die ersten in diesem Stall. Wieviele es waren, konnte man allerdings in der Dunkelheit nicht erkennen. Nur wenn für einen Augenblick die Tür aufgemacht wurde, fiel für einen kurzen Moment etwas Licht in den stinkenden Raum. Und aufgemacht wurde die Tür recht oft an diesem Abend. Immer dann, wenn ein Soldat, der natürlich mit einer MP. bewaffnet war, in Begleitung eines Dolmetschers kam, um einen von uns zu einem Verhör abzuholen. Selbstverständlich

wurde derjenige, der von einer Vernehmung zurück kam, von den anderen mit Fragen über die Vernehmungsmethoden und die Russen interessierenden Fragen, bestürmt. Keiner der kam, sagte auch nur ein Wort darüber, ob man irgendwie bedroht, geschlagen oder sonstwie unter Druck gesetzt würde. Im Gegenteil, alle sagten einstimmig, daß man zuerst etwas zum Essen bekäme.

Auch ich kam an die Reihe. Ich wurde in einen ungefähr 20 Quadratmeter großen Raum geführt. Bei meinem Eintreten mußte ich an der Tür stehen bleiben und militärisch grüßen. Ich war sehr erstaunt. Der ganze Raum voller Offiziere, höchstens drei oder vier Soldaten. Viel Licht, das von einer Benzinlampe kam, sehr warm war es, aber auch viel Mief herrschte in dem Raum. Einige der Offiziere hatten ihre Uniformjacken ausgezogen und über die Schemel gehängt oder einfach in eine Ecke gelegt. Welch ein Gegensatz zu unserem Stall darunter. Der Unterschied konnte nicht krasser sein. Ich mußte mich an einen kleinen Tisch, direkt neben der Tür setzen und warten. Nach einer Weile kam ein Landser und brachte mir in einer kleinen Tonschüssel eine dampfende Suppe und etwas Brot. Der Landser legte einen hölzernen Löffel daneben und zeigte mir, daß das Essen für mich sei. Ich soll also aus einer Katzenschüssel essen, mit einem Löffel aus Holz? Eine ganz neue Erkenntnis für mich. Ich glaube, ich habe beim Essen eine ganz schlechte Figur gemacht. Alle Anwesenden sahen mir mit unverkennbarer Schadenfreude zu und staunten, wie schnell ich den Topf leer und das Brot vertilgt hatte. Sie ergötzen sich köstlich an meinem Heißhunger. Ich hatte immerhin länger als einen Tag keinen Bissen gegessen, nur einige Brocken trockenes Brot. - Mit dem Hunger wurde es aber später noch weit aus schlimmer.- Als ich mit meinem Essen fertig war, kam ein sehr junger Offizier zu mir an den Tisch. Ich sagte mir, steh mal auf, das kann auf keinen Fall falsch sein. Er aber sagte zu mir in einem schönen, klaren Deutsch, daß ich ruhig sitzen bleiben könne und daß er für das kommenden Gespräch der Dolmetscher sein. Es dauerte wirklich nur noch eine kleine Weile und ein weiterer Offizier kam zu uns an den Tisch. Der junge Offizier stand von seinem Platz auf und nahm" Achtung" an. Ich dachte mir, mach das ebenso, es kann kein Fehler sein. Es kamen noch einige andere, so daß wir letzten Endes zu fünf oder sechs Offiziere und ich als Gefangener am Tisch saßen oder standen, denn ich mußte stehen bleiben. Das Verhör, oder besser gesagt, die Vernehmung, verlief in einem ruhigen, sachlichen Ton. Wer gedacht hätte, es würde Prügel oder Hiebe geben, wäre sehr erstaunt gewesen. Fast jeder der Offiziere hatte ein paar Fragen an mich. So wollten sie wissen, wie alt ich wäre, aus welcher Einheit ich käme und wie lange ich dort gewesen sei, welche Bewaffnung wir gehabt hätten, ob Granatwerfer, wieviele und welche MG's und ob Artillerie dort gewesen sei. Ob ich etwas über die nächsten militärischen Planungen aussagen könne. Sogar nach Flammenwerfern und Nebelwerfern fragten sie. Ein großer Teil des Gespräches bestand aus Fragen nach der Moral bei den deutschen Soldaten. Was wir von Eltern und Angehörigen wüßten, wie die Stimmung in Deutschland sei. Welche Offiziere unsere Vorgesetzten seien und, was mich besonders überraschte, wie sie hießen. Einer der Offiziere, er

kann ebenfalls Kommissar gewesen sein, wollte zum Schluß noch wissen, ob ich Mitglied der NSDAP oder einer der anderen Organisationen davon gewesen sei. Ich habe diese Frage mit "JA" beantwortet, ich war Mitglied der "HJ", war aber nie auch nur der kleinste Führer. Ganz zum Schluß kam noch die Frage, ob ich schon einmal etwas vom "Komitee Freies Deutschland" gehört hätte. Diese Fragen, überhaupt alle, konnte ich guten Gewissen wahrheitsgetreu, beantworten. Die Existenz des "Komitee Freies Deutschland", kenne ich nur von den Lautsprecherdurchsagen von der russischen Front her. Vorher, bei der Deutschen Wehrmacht, hätte ich davon noch nie was vernommen. Darauf antwortete einer ungefähr so: Die deutschen Soldaten an der Front und die Menschen in Deutschland würden nicht richtig über die Vorgänge an der Front und die tatsächliche Lage in der Heimat, informiert. Die Deutschen könnten den Krieg niemals gewinnen. Der wäre seit der Schlacht um Stalingrad, vor gut einem Jahr, längst verloren. Jeder Tag würde das Elend und das Leid, den Tot von Hunderten, Soldaten wie Zivilisten, mit sich bringen und vergrößern. Tag für Tag würden unschuldige Menschen in diesem wahnsinnigen Krieg, den “Gitler” begonnen hätte, unnötig ihr Leben verlieren, ganz umsonst. Uns aber, als die Verlierer, sagte er eine mit "Wiedergutmachung" verbundene lange Gefangenschaft voraus. Wir müßten hart arbeiten, würden gut versorgt und gut ernährt und würden bei guter Leistung vielleicht etwas früher nach Hause kommen, als diejenigen, die unverbesserliche Nazis seien. Schöne Aussichten auf die Zukunft waren das ganz und gar nicht. Ganz aussichtslos aber auch wieder nicht. Nach gut einer Stunde war das Verhör beendet Ich wurde zurück in den Keller, oder besser gesagt, in den Stall, zu den anderen gebracht. Eine lange, dunkle und stinkige Nacht begann. Wieviele werden noch folgen?

Wir hatten alle, nur bei der Vernehmung, etwas zum Essen erhalten, tagsüber nichts. Um unseren Hunger und Durst zu stillen, hatten wir Schnee gelutscht. Das war alles. Trotzdem mußte man über Nacht schon einmal heraus um seine Notdurft zu verrichten. Die Wachen vor der Tür ließen aber keinen hinaus. Was blieb da zu tun über, als sich einfach in eine Ecke zu stellen? Sah so eine gute Ernährung und eine gute Behandlung aus? Bei dem Verhör sagten uns die russischen Offiziere, daß man der deutschen Führung keinen Glauben schenken dürfe, kann man ihnen glauben? Wer sagte oder sagt uns die Wahrheit und wer lügt?

Ich hatte aber trotz allem, viel Glück gehabt..

15. März 1944. Der dritte Tag der Gefangenschaft

In der Nacht war es recht still im Stall geblieben. Wir hatten uns mit unserem Schicksal scheinbar abgefunden. Nur selten hörte man einen Landser stöhnen

oder husten. Krank war auch noch niemand aus unserer Gruppe geworden. Fast schon ein Wunder bei dieser Kälte und der Nässe. Trockene Kleidung oder gar trockene Schuhe hatte keiner mehr. Das Einzige, das wir zur Genüge, sogar im Überfluß hatten, war Hunger. Der wir wohl unser ständiger Begleiter bleiben. Wir waren jetzt schon bald 20 Mann.

Die Front war bestimmt schon mehr als 30 km weit weg. Von dort hörte man garnichts mehr. Keinen Kanonendonner und keine Leuchtkugeln. Was man sah, waren ab und zu Kolonnen russischer Soldaten die auf dem Wege zur Front waren. Das Gefühl, daß mein Leben nicht mehr so direkt in Gefahr wie an der Front war, stimmte mich fast froh. Ich sagte mir, du mußt dich halt den veränderten Verhältnissen anpassen und vor allem, nicht unangenehm auffallen. Nicht kriechen und unterwürfig sein, den Kopf schon hochhalten und Rückgrat zeigen, aber mit dem nötigen Respekt. Ich glaube sagen zu können, daß ich mit diesen Vorsätzen, die ich mir schon in diesen ersten Tagen der Gefangenschaft fest vorgenommen habe, ganz gut durch die schwerste Zeit meines Lebens gekommen bin. Wie recht ich hatte, zeigte sich im Laufe der Zeit immer mehr und deutlicher. Aber, zurück zum Tagesgeschehen.

Wie bei der deutschen Wehrmacht, so begannen auch die Tage der russischen Soldaten und selbstverständlich unsere ebenso, nämlich sehr früh. Genau wie gestern, so wurden wir auch heute unsanft geweckt. Waschen und anziehen war nicht nötig. Wir hatten am Abend vorher nichts ausziehen brauchen. Mit allen Klamotten, die wir noch besaßen, lagen wir die Nacht über, im nassen Stroh. Zu essen gab es auch nichts. Also waren wir schon fertig für den Tag. Vor dem Stall, der unsere Unterkunft der vergangenen Nacht gewesen war, mußten wir antreten und wurden gezählt. Selbstverständlich waren wir vollzählig. Wer hätte denn abhauen sollen bei diesem lausigen Wetter und den schlechten Aussichten bei einer gewagten Flucht wohlbehalten in die Heimat zu kommen? Nur ein hirnverbrannter Depp konnte solch einen blöden Gedanken fassen.

Als wir so da standen und von den Bewohnern der umliegenden Häuser bestaunt und begafft wurden, muß wohl ein Mann gesehen haben, daß ich noch sehr gute Schnürschuhe besaß. Obwohl ich die Hosenbeine meiner Felduniform und die der Tarnhosen, sowie die Gamaschen, bis auf die Schuhe herunter gezogen hatte, hatte er das bemerkt. Der Zivilist kam auf unsere Gruppe zu, gab mir mit Gesten und ein paar russischen Worten zu verstehen, daß ich meine Schuhe ausziehen und ihm geben soll. Was wird nun geschehen? Soll ich wirklich meine Schuhe ausziehen? Soll ich bei diesem Dreckwetter, in dieser Kälte und diesem Schneematsch womöglich barfuß laufen? Und das vielleicht noch tagelang? Kann ich mich gegen die Absicht des Russen wehren? Dann zeigt er mir ein Paar Gummigaloschen, die wolle er mir als Ersatz für meine Lederschuhe, geben. Gummigaloschen waren eine Art Überschuhe, die bei schlechtem Wetter von den Russen über ihren Filzstiefeln getragen wurden. Halbhoch waren sie, reichten bis zu den Knöcheln, hatten

keinen Absatz und waren sehr dünn. Mit solchen Dingern soll ich also weiter marschieren? Und dann greift er in seine Hosentasche und bringt eine Hand voll Hanfsamen hervor. Die zeigt er mir, nimmt einige Körner in den Mund und ißt sie auf. Ich verstehe. Er will meine Schuhe und gibt mir dafür die Gummiüberschuhe und dazu noch Hanfsamen. Was tue ich? Ich ziehe meine Schuhe aus und übergebe sie dem Russen. Der freut sich riesig und strahlt über das ganze Gesicht. Er hält sein mir mit Händen und Gesten gegebenes Wort, reicht mir seine Gummigaloschen, die ja einen nicht unerheblichen Wert für ihn darstellten, und dazu in einer Konservendose drei Hände voll Hanfkörner. Fürwahr, ein ungleiches Geschäft. Aber, ich hatte etwas zu essen. Wenn es auch in meinen Augen Vogelfutter war. In der Not frißt der Teufel Fliegen. In der Not ißt ein Gefangener, wenn er hat, Vogelfutter. Die Schuhe, die mir durch den ungleichen Tauschhandel verloren gingen, das muß ich erklären, waren noch ganz neu. Der Russe, er war garnicht so schlecht, strahlte über sein ganzes breites Gesicht, ich war mehr als niedergeschlagen. Ich hatte die Schuhe bei meinem Urlaub auf der Kleiderkammer eines Ersatzbataillons, hier in Baumholder, umgetauscht. Rudolf Böhmer, ein guter Nachbarn von uns, nur drei Häuser von uns entfernt, war dort als Dienstverpflichteter beschäftigt. Er war, da er ein körperliches Leiden hatte, als "nicht wehrfähig" eingestuft worden. Schade um diese schönen Schuhe, nur drei Wochen konnte ich sie tragen. Ab diesem Tag war ich im Besitze einer Konservendose. Sollte tatsächlich jemand mir etwas Eßbares schenken wollen, hätte ich wenigstens ein Gefäß hierzu gehabt. Mit einem Stückchen Bindfaden habe ich sie an einem Knopf meiner Uniform befestigt. Beim Gehen schaukelte sie immer von links nach rechts und von rechts nach links. Tagelang. Bis zum Lager in Kirowograd. In Kriegsbüchern kann man heute noch solche Fotos sehen. Ein erbärmlicher Anblick. Der Ehrlichkeit halber sei erwähnt, daß es den russischen Gefangenen in Deutschland vielleicht noch dreckiger und schlechter erging.

Der Tag vergeht wie der gestrige. Wir kommen wieder durch ein Dorf. Auch das, was da vor sich geht, kennen wir schon. Nur, wir können uns gegen die Übergriffe und Schläge der Zivilisten nicht zur Wehr setzen. Wir müssen das hinnehmen und können nur versuchen, den Schlägen und Fußtritten auszuweichen oder sie abzuwehren. Mir fällt aber auch auf, daß doch einige Leute nachsichtige und mitleidige Ausdrücke in ihren Augen haben. Vielleicht denken die an ihre Angehörigen in der Roten Armee, vielleicht sehen sie unsere Jugend, wir sind ja fast alle kaum 18 - 19 Jahre alt, vielleicht denken sie auch daran, daß auch wir das tun mußten, was andere uns befahlen. Vielleicht dachten sie auch an unsere Eltern, an deren Sorgen und Ängste und auch vielleicht daran, daß bestimmt nicht alle, die da in eine ungewisse Zukunft vorüber zogen, wieder in ihre Heimat kommen werden. Ich glaube, hier sah ich in den Augen der einfachen Menschen, zum erstenmal in dieser lausigen Zeit, die tiefe, russische Seele.

Wie gestern, so wurden wir auch für die kommende Nacht in einem leeren Stall, eingesperrt. Wie Kühe oder Schafe. Einen Unterschied zu gestern gab es doch. Diesmal brennt eine Petroleumlampe. Wir bekamen auch das schon erwähnte Trockenbrot. Das sättigte ganz gut und schmeckte besser als Kuchen. Nach und nach kommt auch schon mal ein Zivilist in den Stall. Die wollen doch tatsächlich von uns Gefangenen Kleidungsstücke gegen Brot eintauschen. Was können wir denn von unserer Uniform entbehren? Wir haben doch nur noch das, war wir auf dem Leibe tragen. Jedes Kleidungsstück weniger läßt uns bei den niedrigen Temperaturen, nur noch mehr frieren. Es ist immer noch Winter und wir sind in Rußland. Dann überlege ich mir, daß ich eines der beiden Unterhemden die ich anhabe, wenn nicht gut, dann halt schlecht, gegen Brot hergeben kann. Einem groß gewachsenen Mann gebe ich zu verstehen, daß ich etwas habe. Ich zeige ihm mein Unterhemd das ich schnell ausgezogen hatte. Er nimmt es in die Hände, schaut hinein, möglicherweise suchte er Läuse, fand aber keine, drehte sich um und will fortgehen. Ich bin enttäuscht, ich bin wütend und ich halte ihn am Arm fest. So schnell gebe ich nicht auf. Ich will entweder mein Hemd behalten oder er muß mir etwas Eßbares dafür geben. Was macht der Russe? Er dreht sich um, schaut mich feindselig und schadenfroh an, lacht mich schallend aus und schlägt mir mit der flachen Hand links und rechts ins Gesicht. Was soll ich nun tun? Ich drehe mich um, gehe zurück auf meinen Platz im Stall, lege mich auf den Boden und heule. Was ist die Welt doch schlecht. Sieht so die gute Behandlung der Russen uns gegenüber aus? Wenn das so weiter geht wie bisher, sieht es nicht gut aus für uns. Der Soldat, der uns bewachte und den Vorgang beobachtet hatte, tat natürlich nichts. Eine herbe Enttäuschung und eine bittere Erfahrung mehr, ein kleines Stückchen Eigentum weniger. So ist das Leben. Gestern sah ich noch gute, herzliche Menschen, heute sah ich einen brutalen, hinterlistigen, verschlagenen Russen. Zwei wahnsinnig große Gegensätze, wie sie größer nicht sein können. Hier die harte Brutalität, dort die wohltuende Herzlichkeit. Beides findet man bei uns und bei den Russen.

An diesem Tag hatte ich kein Glück.

16. - 18. März

Zwei Tage blieben wir in dem Stall, in dem ich mein Unterhemd auf so gemeine Art eingebüßt hatte. Das Wetter war so schlecht geworden, daß sogar wir Gefangene nicht ins Freie mußten. Vielleicht war es wirklich Sorge um unsere Gesundheit und um die Erhaltung unsere Arbeitskraft die unseren Weitermarsch verzögerte. Schließlich sollten wir ja arbeiten und damit am Wiederaufbau der zerstörten Dörfer und Städte helfen. Ein kranker und schwacher Gefangener macht nur Mühe und kann keine Leistung bringen. Also muß man ihn so halten, daß man einen möglichst großen Nutzen bei möglichst

kleinen Einsatz, von ihm hat. Sind das die Überlegungen der russischen Führung? War unsere Verpflegung gerade mal das was ein Mensch unbedingt zum Leben braucht, ab heute war sie merklich besser geworden Jetzt gibt es sogar zweimal am Tage etwas Brot. Daß wir alle, wir waren bestimmt schon fast 40 Landser, in diesen zwei Tagen nicht mehr als höchstens dreimal vor den Stall durften, will ich nur am Rande erwähnen. Mir war es recht, draußen war es immer noch kalt, in unserem Stall dagegen herrschte eine gewisse Wärme. Wenn die auch stank, unsere Nasen waren nicht mehr empfindlich

19. - 21. 22. oder 24. März

Wir sind wieder auf dem Weg, immer weiter nach Osten. Wo genau wir sind, können wir leider nicht feststellen. Ortsschilder sehen wir keine, könnten sie auch nicht lesen. Unsere Wachen sind auf einmal Mongolen und die sprechen selbst nicht russisch, wir natürlich auch nicht. Wie also sollten wir wissen, wo wir sind? Irgendwo im weiten Rußland. Es spielt keine Rolle, die Dörfer sehen alle gleich aus. Nur, wohin man uns bringt, in welches Lager, das ist die Frage.

Der Schnee ist in den zwei Tagen unserer Zwangspause viel weniger geworden, dafür rinnt nun überall das Wasser. Meine Gummiüberschuhe, die ich als Schuhersatz bekommen habe, sind nach wenigen Minuten voller Wasser und Matsch. Die Folge ist zwangsläufig, daß ich den ganzen Tag über nasse, kalte Füße habe. Hoffentlich werde ich jetzt nicht krank und kann dann nicht mehr mit den anderen Gefangenen weiter ziehen. Wir sind auch schon einige mehr als am 13. März. Jeden Tag kommen welche zu uns. Ich schätze, so ungefähr 60 Landser werden wir sein. Wir gehen immer etwas abseits der Rollbahn. Mehr so die kleinen Wege, von Dorf zu Dorf. Was das soll, weiß ich natürlich nicht. Die Bewachung ist auch nicht mehr ganz so streng wie an den ersten Tagen. Wenn ich "gehe" schreibe, so ist das garnicht das richtige Wort für diese Art unserer Fortbewegung. Wir trotteln, fast immer allein, nur ab und zu in einer kleinen Gruppe. Unser Gang ist langsam und schwerfällig geworden. Unsere Uniform, oder das was davon noch übrig ist, ist verdreckt, durchnäßt, die Schuhe oder die Stiefeln vom Schnee ganz weich oder die Sohlen schon abgerissen. Viele von uns hatten bei der Gefangennahme schon schlechte Schuhe oder Stiefel gehabt und die sind nicht besser, sondern viel schlechter geworden. Meine Galoschen habe ich mit Bindfaden über dem Spann zusammen gebunden. Unsere Gesichter sind in den neun oder zehn Tagen unserer Gefangenschaft mager geworden, sind grau, vom Hunger, den Entbehrungen und den Sorgen um die Zukunft, gekennzeichnet. Voller Stoppeln, die Lippen schmal und zusammen gekniffen. Die Augen haben keinen Ausdruck der Lebensfreude. Ich glaube, man sah in ihnen immer noch die Angst. Wenn die Angst auch eine andere geworden war als an der Front, die Angst jetzt war nicht minder groß. Ich entsinne mich genau auf meine Kopfbedeckung. Bei der

Gefangennahme hat man uns mit als erstes den Stahlhelm vom Kopf gerissen. Eine Feldmütze hatte ich keine, die war im Sturmgepäck und das hatten uns die Russen ebenfalls abgenommen. Mir blieb als einzige Möglichkeit, mich gegen den Schnee, den Wind und die Kälte zu schützen, nur der Ohrenschützer aus Wolle. Der sah aus wie ein weiter, langer, abgeschnittener, gestrickter Strumpf. Und den hatte ich über den Kopf bis zum Hals hinab, übergezogen. Alles was wir einmal als Landser besaßen, war fort, war bei irgendeinem Russen gelandet. Mein einziger Besitz war die Konservendose die ich von dem Russen, der meine Schuhe eingetauscht hatte, mit dem Hanfsamen zusammen bekommen hatte. Mit einer Kordel, die ich unterwegs gefunden hatte, baumelte sie an einem Jackenknopf befestigt, vor meinem Bauch. Auf Fotos in Büchern über den Krieg sieht man sie ab und zu heute noch. Welch ein erbärmlicher Eindruck. Daß man Menschen so erniedrigen kann. Mein Gewicht, das in meinem Urlaub 63 kg betrug, war heute weit darunter. Ich schätze, gerade noch so um 50 kg. Auf dem Marsch von Slatopol nach Kirowograd, wohin uns unser Weg führte, hatte ich bestimmt nicht mehr als höchstens 1 - 2 kg Trockenbrot, eine Suppe und die drei Hände voll Hanfsamen als Verpflegung bekommen. Das war alles in neun oder zehn Tagen. Vielleicht hatten auch die russischen Wachposten das eine oder andere von unserer Verpflegung geklaut. Die hatten selbst nur das Allernotwendigste und lebten auch recht erbärmlich, fast nur von Trockenbrot Vielleicht war in Anbetracht des Krieges und der darauf beruhenden schlechten Versorgungslage eine bessere Verpflegung einfach unmöglich. Am 9. oder 10., es mögen aber auch ein, zwei Tage mehr gewesen sein, die unser Marsch dauerte, kamen wir in Kirowograd an.

Ankunft im Lager von Kirowograd

In Kirowograd, einer Industriestadt in der Ukraine, sollte das erste Lager sein in dem ich im Laufe meiner Gefangenschaft untergebracht war. Es war nicht nur das erste, es war auch mit Abstand das am meisten belegte, das dreckigste und das primitivste aller Lager in denen ich in mehr als vier Jahren Gefangenschaft untergebracht war.

Wir kamen mit unserem Gefangenenzug, der in den letzten Tagen erheblich größer geworden war, zwischen Mittag und 16:00 Uhr dort an. Natürlich zu Fuß. Wir kamen von Westen her, eine leichte Anhöhe hinab. Mitten durch die teilweise stark zerstörte Stadt. Vorbei an der gesprengten Getreidemühle. Daß die Ruine einmal eine Mühle war, sah man an den umgestürzten Silos. Überall sah man die Spuren des Krieges und des Rückzuges der deutschen Truppen. Umgestürzte, ausgebrannte Panzer, deutsche und russische, Lkws, Geschütze ohne Räder oder mit geborstenen Rohren, Stahlhelme, Munitionkästen aus Blech, nur ganz wenige waren aus Holz, aber keine Waffen. Löcher von

Granateinschläge in Häusern, auf Straßen und Plätzen, ausgebrannte und eingestürzte Häuser überall. Es war ein Bild der totalen Verwüstung. Im Park, den wir auf unserem Marsch durch die Stadt links liegen sahen, waren fast alle Bäume umgeknickt oder ohne Äste. Hier, in und um die Stadt muß es schwere Kämpfe gegeben haben. Die vielen Menschen, die sich unseren Zug vom Straßenrand aus ansahen, sind uns weder feindlich gesinnt, noch gibt es irgendwelche Tätlichkeiten. Sie sind diesen Anblick scheinbar schon gewöhnt, haben ihn bestimmt in der letzten Zeit des öfteren gesehen. Man sieht ihnen aber an, daß sie froh über das Ende der Besatzungszeit sind. Wieviele Tage wir vom 13. März, dem Tag der Gefangennahme bei Slatopol, bis hierher nach Kirowograd unterwegs waren, kann ich leider nicht sagen. Es mögen 9 oder 10 gewesen sein, es ist aber auch gut möglich, daß es 11 oder 12 Tage waren.

Wir Gefangenen schleppen uns mehr als daß wir marschieren, durch die Stadt. Irgendwann sind wir dann am Lager. Ein Holzbalkentor, mit Stacheldraht verstärkt, wird aufgemacht. Wir müssen uns zu fünf Gefangene neben einander in einer Reihe einhaken und auf das Handzeichen eines russischen Offiziers hin, durch diese Tor in das Lager eintreten. Wenn dies fünfmal geschehen war, entstand eine kleine Pause. So geht das weiter, bis alle Gefangene im Lager sind. Wielange das gedauert hat, kann ich nicht sagen. Die Zeit ist ja nichts mehr wert. Hier sah ich zum erstenmal eine russische Rechenmaschine. Das war ein ganz einfaches Holzbrett mit verschieden farbigen Holzperlen. Wie die Russen so ein Rechenbrett handhabten und wie schnell sie damit rechneten, habe ich nie begriffen. Das blieb mir ein Rätsel. Als wir im Lagerhof standen und ich mich einmal umsah, staunte ich nicht schlecht. Irgendwie kenne ich die Gegend, obwohl ich sie doch zum erstenmal sehe. Ich überlege und dann weiß ich, das große, aus Ziegelsteinen erbaute Gebäude, nur durch eine Straße vom Lager entfernt, ist wirklich das ehemalige Feldlazarett, in dem ich im vergangenen November drei Wochen als Verwundeter gelegen hatte. Jetzt bin ich dort, wo damals die "Hiwis" in Ausbildung waren. Jetzt bin ich hinter einer Mauer, die zudem noch mit Stacheldraht verstärkt ist, eingeschlossen. Jetzt kann ich nur auf Befehl hin das Lager verlassen, nur dann, wenn es einem anderen Menschen in den Sinn kommt, wenn irgendwo eine Arbeit zu verrichten ist. Jetzt bin ich so gut wie rechtlos, jetzt bestimmt ein anderer über mich. Mein Tun, mein Lassen wird bestimmt, jetzt gibt es nur noch Befehle. Jetzt muß ich mich dem Willen eines anderen unterwerfen, bin auf Gedeih und Verderb den Russen ausgeliefert.

Aber auch gute Seiten hatte das Lagerleben. So bekamen wir am Abend, außer dem Essen bei der Vernehmung, das erste warme Essen nach 10 oder 11 Tagen. Wenn es auch eine verdammt dünne Suppe war. Sie war aber heiß und das Brot dazu schmeckte einfach köstlich. Eine Enttäuschung sollte doch noch kommen. In den Baracken, die uns als Schlafstätten zugewiesen wurden, brannte kein Licht. Das E. Werk und alle anderen wichtigen Einrichtungen einer großen Kommune, wie Wasserwerk, Brotfabrik, Molkerei,

Lebensmittelmagazin und Lebensmittelfabriken, Bahnhof und Verwaltungsgebäuden waren bei den Rückzugskämpfen zerstört worden und bis das alles wieder aufgebaut werden konnte, vergehen bestimmt noch viele, viele Jahre. Also mußten wir uns im Dunkeln zurecht finden. Das war sehr schwer. Jeder mußte zusehen, daß er einen Platz zum Schlafen fand. Vom langen Marsch der letzten Tage und der schlechter Ernährung war ich so müde, daß ich fast übergangslos in einen tiefen Schlaf fiel. Mitten in der Nacht bin ich dann ganz plötzlich aufgewacht. Ich mußte mal raus. Aber, wo ist die Latrine?. Wo finde ich die?. Also, raus aus der Baracke und suchen. Das war nicht schwer. Von der Baracke zur Latrine und wieder zurück, waren immer Gefangene unterwegs. Ein erstes Zeichen der schlechten und einseitigen Ernährung machte sich schnell bemerkbar, das Unvermögen seine Notdurft zu lenken oder zurück zu halten. Die nächste, große Enttäuschung kam dann beim Aufstehen. Wie sahen wir nur aus? Dicke, geschwollene Augenlider, dicke Finger und Hände, einige sogar mit dicken Hälsen und Backen. Alle, fast keine Ausnahme, hatten diese Symptome. Gefangene, die schon etliche Tage hier im Lager waren, klärten uns über die geschwollenen Stellen auf. In den Baracken seien außer einer Unzahl von Läusen und Flöhen auch noch Wanzen in unvorstellbaren Mengen. Läuse waren mir bekannt, die hatte ich schon zur Genüge bei den Soldaten selbst gehabt, gefangen und geknackt. Auch Flöhe hatte ich schon in Mengen in den Klamotten gefangen. Aber Wanzen, was sind das? Ich wußte nur, daß Wanzen mit Vorliebe dort leben, wo Dreck und Unsauberkeit vorherrschen. Hier fanden diese Parasiten einen idealen Nährboden. Ich lernte, daß Wanzen tagsüber in Rissen von Holz und Wänden, hinter Tapeten, im Fußboden, hinter Öfen und losen Brettern, versteckt lebten und nach Anbruch der Dunkelheit aus ihren Verstecken heraus kamen um sich am Blut von Menschen oder Tieren voll zu saugen. Darum gab es auch in keiner Baracke etwas zum Zudecken. Auch nichts, auf das man den Kopf hätte legen können. Bei diesen Aussichten steht uns eine schöne Zeit bevor. Das ganze Lager war ein Dreckhaufen. Überall lag Unrat, überall lag Scheiße, war Pisse. Die Latrine bestand aus zwei Balken über zwei gut ein Meter tiefen Gräben. Kein Dach darüber und keinen Sichtschutz an den Seiten, nichts. Das war alles. Sie war in einer Ecke der hohen Umfassungsmauer. Gegenüber, so 30 Meter entfernt, war die Lagerküche. Ob man dieses Gegenüber mit Absicht so gewählt hatte, oder ob es nur purer Zufall war? Und ein furchtbarer Gestank. Kalk oder sonst was zum Bestreuen, gab es nicht. Ein unhaltbarer Zustand. Überall war Gestank, überall lagen, krochen oder standen ausgemergelte, magere und kranke, unterernährte Gefangene. Viele Gefangene waren schon seit gut 10 Wochen hier im Lager. Und die waren noch weit schlechter ernährt als wir, die wir gerade mal 14 Tage so schlechte Kost bekamen. Ratten, so groß wie kleine Katzen huschten nachts über die Lagerstraßen. Das waren wohl die einzigen Lebewesen, die satt wurden. Wenn hier eine Krankheit ausbrechen sollte oder gar eine Epidemie, dann wären wir alle in ganz kurzer Zeit tot. Keine schöne Aussicht, keine rosige Zukunft. Daß dieses Lager vor nur 5 Monaten noch eine Ausbildungsstätte der Hiwis war, konnte man sich

angesichts der jetzigen Umstände, nicht vorstellen. Aber, eines konnte man hier doch tun, hier konnte man sich waschen. Zwar nur mit Wasser, ohne Seife, aber auch das tat schon gut. Mal wieder ein sauberes Gesicht. Auf dem Marsch hierher hatte ich mal mein Gesicht mit Schnee abgerieben. Das war alles. Ich glaube, wir alle haben mächtig gestunken. Gut, daß unsere Nasen schon etwas unempfindlich geworden waren.

Als die Altinsassen ihre Morgensuppe und eine Brotration empfangen hatten, kamen wir an die Reihe. Aber erst mußte noch eine ganz wichtige Sache erledigt werden. Bis hierher hatte man uns nur einmal namentlich aufgeschrieben. Gleich am ersten Tag nach der Gefangennahme. Mag sein, daß diese Liste auf dem Weg nach Kirowograd verloren ging. Mag sein, daß man in der russischen Armee genau so dachte wie in der deutschen. Doppelt genäht hält besser. So wurde beim Zählappell gefragt, wer eine einigermaßen lesbare Handschrift habe. Ich habe mich gemeldet und wurde mit der Herstellung einer Liste der Gefangenen, die gestern mit mir angekommen waren, beauftragt. Das war garnicht so einfach. Zwar waren die einzelnen Fragen in deutscher Schrift verfaßt, aber das Papier und das kleine Stückchen Bleistift waren ganz miserabel. Nach gut drei Stunden war die Arbeit getan. Aus unserer Mitte wurde ein Kompanieführer gewählt und damit waren wir ein fester Bestandteil der Lagerbesatzung. Jetzt gab es auch dreimal täglich etwas Suppe und jeweils 200 g. Brot. Die Suppe war zwar sehr, sehr dünn und ohne Fett. Da guckten mehr Augen in die Schüssel als Fettaugen darauf schwammen. Niemand brauchte uns zum Essen zu rufen, wir waren stets bereit wenn die Zeit der Essensausgabe kam. Dreimal am Tage war Zählappell. Dabei mußten immer fünf Mann hinter einander stehen. Die Kleinsten vorne, die Größeren hinten. So, daß die Zähler, die alle scheinbar recht doof waren, gut zählen konnten. Genau wie beim Eintreffen im Lager, so wurden nach fünf Reihen zu fünf Mann, ein Strich auf einer Liste gemacht. So einfach war das Zählverfahren. Das sollte sich aber in allen Lagern, in denen ich war, wiederholen. Trotz dieser einfacher Rechnerei wurde das Zählen oft drei bis viermal wiederholt. Dabei schauten uns die begleitenden Offiziere ganz streng und forschend an. Warum, sollte sich bald herausstellen.

Hierbei fällt mir ein, einmal zu berichten, wie wir das mit unseren Rangabzeichen bei der Gefangennahme machten. Soldaten, Gefreite oder Obergefreite hatten nur einfache Rangabzeichen auf dem linken Ärmel, oberhalb des Ellbogens. Unteroffiziere, Feldwebel oder gar Offiziere sahen zu, daß sie möglichst schnell ihre Abzeichen von den Uniformen entfernen konnten. Jetzt wollte jeder ein einfacher Soldat gewesen sein. Auf gar keinen Fall ein Offizier, ein Angehöriger der SS oder der Feldgendarmerie. Ganz wild waren die Russen auf die Hoheitsabzeichen, den Reichsadler mit dem Hakenkreuz, den alle Soldaten, ganz egal ob aus der Mannschaft oder ob Offizier, Infanterist oder Flieger, über der rechten Brusttasche, getragen hatten. In den ersten Tagen der Gefangenschaft hat irgendein Landser den Ausdruck “Pleitegeier” für den Reichsadler geprägt. Wie ich finde, ein treffender Vergleich in

Anbetracht unserer beschissenen Lage. Erinnerungsstücke aller Art waren von allen Soldaten der Roten Armee sehr begehrt. So wir als Soldaten erpicht auf einen Sowjetstern waren. (Ich besitze auch einen) Offiziere wurden übrigens später in besondere Lager untergebracht, oder doch in etwas bessere Barakken. Sie brauchten auch nicht zu arbeiten.

Die restlichen paar Tage vom Monat März vergingen recht schnell und es wurde April. Dies festzustellen, war ganz leicht. An der "Budka" so wurde das Wachhäuschen am Lagereingang genannt, wurde auf einem Brett das Datum angegeben. Der Schnee war fast schon ganz geschmolzen, nur an ungünstigen Stellen lagen noch kleine Reste. Die Sonne hatte schon Kraft und bei längerem Sonnenschein war auch der Boden etwas erwärmt und getrocknet. Mit der steigenden Sonne stieg auch unser Lebensmut. An windgeschützten Stellen konnte man mit nacktem Oberkörper in der Sonne stehen. Innerhalb von nur drei Wochen war aus dem Winter mit Eis und Schnee, schon fast Frühling geworden. Wie gut für uns. Aber, wie sahen wir bloß aus? Mager, mit kahlgeschorenem Kopf, die Rippen hervorstehend, der ganze Körper voller roter und zum Teil eiternder Einstichen von Flöhen, Läusen und Wanzen. Überall dicke, entzündete Beulen und unrasiertem Gesicht. Ein Foto von uns hätte auf jeden Steckbrief gepaßt. So sah nur ein Verbrecher aus. Ich glaube, wir schauten schon sogar wie ein Verbraucher aus den Augen.

Es kam der 5. April, mein 21. Geburtstag. Zu Hause wäre das der Anlaß für eine schöne Feier gewesen. Hier war er nur ein Tag voller Gedanken an die Heimat, die Eltern und Geschwister und mit einem kolossalem Hunger. Trotz aller Widrigkeiten erhielt ich doch ein Geschenk. Wenn in der Lagerküche etwas Suppe über war, bekamen diejenigen, die Geburtstag hatten, einen Nachschlag. Fürwahr, ein königliches Geschenk in dieser trostlosen, kargen Zeit. Wären normale Zeiten gewesen, der 21. Geburtstag 1944 hätte mir die Volljährigkeit gebracht. Ein sehr wichtiger, wenn nicht sogar der wichtigste Tag im Leben eines Menschen. In Friedenszeiten oder zu Hause hätte ich diesen Tag mit Freunden und Bekannten richtig toll gefeiert. Bei den Soldaten, vielleicht auch hier in Rußland wäre er ein großes Besäufnis geworden. Da bin ich fest von überzeugt. Hier in Gefangenschaft, war er ein Tag wie hundert andere auch. Von Hunger, Eingesperrtsein, Unfreiheit, Abhängigkeit, von Willkür und Macht Anderer, geprägt. So radikal änderten sich die Zeiten, in nur einigen, wenige Tagen.

Die Tage vergingen recht schnell und die Sonne brachte von Tag zu Tag mehr Wärme. Der Winter war vorbei. Mit dem Wetter ging es aufwärts, vielleicht auch mit unsere Lage. Wie die Lage an der Front war, erfuhren wir ganz selten. Nur dann, wenn ein Offizier einmal durch einen Dolmetscher uns von den Erfolgen der Roten Armee und vom schnellen Rückzug der Deutschen etwas übersetzen ließ. Daß der Krieg für uns verloren war, wußten wir ja schon seit etlichen Monaten, daß sich unsere Situation nach dem Sieg der Alliierten besser werden würde, war unsere ganz Hoffnung. Wir alle, ich

glaube, es gab da keine Ausnahme, wären froh gewesen, wenn der Krieg schon im Frühjahr 1944 zu Ende gegangen wäre.

Ab und zu kam es auch schon einmal vor, daß Behörden der Stadt einige Gefangene zu Arbeiten, meist waren das Aufräumarbeiten, abholen kamen. Draußen konnte man, trotz der kurzen Zeit die Kirowograd wieder russisch war, doch hoffen, von der Bevölkerung eine Kleinigkeit zum Essen geschenkt zu bekommen. Die Russen waren, selbst in der damaligen Notzeit, äußerst gutmütige und sentimentale Menschen. Obwohl doch bestimmt in jeder Familie Gefallene, Vermißte, Ermordete, Verwundete oder Verschleppte zu beklagen waren, hatten sie ein Herz für Hilflose und Notleidende, wie wir Gefangene es nun einmal waren. Zudem war die Not der Bevölkerung, die Entbehrungen, die Zerstörungen die der zweimalige Wechsel der Stadt durch unsere Soldaten mit sich brachten, die schlechte Versorgung mit allen notwendigen Dingen des täglichen Lebens, riesig groß. Überall, in allen Bereichen des Daseins, fehlte das Notwendigste. Und doch hatten, gerade die älteren Menschen, für uns Gefangene, die wir nichts als nur unser ärmliches Leben hatten, ein, man kann ruhig sagen, Erbarmen. Uns ging es miserabel, den Russen ging es nicht viel besser. Die zerstörte Stadt, die schlechten Unterkünfte, das dürftige Essen, die erbärmliche Bekleidung und das Fehlen jeglicher Einkünfte machten ihnen das Leben nicht leicht. Aber, eines hatten sie, was wir nicht hatten, die Aussicht auf eine Verbesserung ihrer Situation. Und das gab ihnen Hoffnung. Wenn auch manche, davon bin ich überzeugt gewesen, sich weiterhin eine deutsche Besatzung gewünscht hatten. Es kam relativ häufig vor, daß ein Russe, meist waren es allerdings Frauen, einem Gefangenen eine Kleinigkeit zum Essen, ein Stückchen Brot oder eine Handvoll Sonnenblumenkerne oder sonst etwas, zusteckten. Oft sah man dann Tränen in den Augen der Beschenkten, aber auch in den Augen des Gebers. Ein bißchen Menschlichkeit nach so langer Zeit der Unmenschlichkeit, von beiden Seiten begangen, das tat gut. In Kirowograd habe ich sie mehr als nur einmal am eigenen Leibe verspürt. Die Aufräumungsarbeiten, von denen ich schrieb, waren für uns ungewohnt und wegen der schlechter Ernährungslage, sehr schwer. Trotzdem taten wir sie gerne. Schaute doch ab und zu etwas Nahrhaftes dabei heraus.

Meistens räumten wir Schutt, geborstene oder gesprengte Mauerteile von Straßen und Plätzen fort. In der ganzen Ukraine sind fast alle Häuser, abgesehen von den Häusern der Bauern und Landarbeiter auf dem Land, aus Ziegelsteinen gebaut. Die großen, meist öffentlichen Gebäude wie Post, Krankenhäuser, Stadtverwaltung, Parteizentrale und Schulen, bestehen schon mal aus einem Betonskelett mit einer Ausmauerung aus Backsteinen. Alle diese Gebäude in Kirowograd waren mehr oder weniger durch Beschuß zerstört. Was noch stehen geblieben war, war noch gesprengt worden. Von vielen blieb bloß ein Haufen Trümmer übrig. Diese zu beseitigen, war unsere Aufgabe. Die größeren Brocken mußten wir mit den Händen forttragen. Nicht wie heute, mit Handschuhen, einfach so, mit bloßen Händen. Daß dabei oft

eine Verletzung oder Hautabschürfung vorkam war an der Tagesordnung. Hilfe gab es aber keine. Die Russen hatten selbst kaum Verbandsmaterial für ihre Leute, geschweige denn für uns. Kleine Trümmerstücke oder Sand oder Erdaushub, mußten wir mit "Nasilkis", forttragen. Das war eigentlich eine ganz schöne Arbeit. Da konnte man das Gewicht des Nasilkis, selbst bestimmen. Die Posten oder die anderen Aufsichtspersonen trieben uns zwar mit ihren "dawai - dawai" immer zu schnellerem Arbeiten an, aber das auch nur für kurze Zeit. Dann ging es wieder in langsamen Trott weiter. Das Gewicht, das wir zu tragen hatten, spielte keine große Rolle, das bestimmten wir selbst. Wir luden nur soviel auf, daß niemand an unsere Arbeit Anstoß nahm. Nur, man mußte immer in Bewegung bleiben. Überhaupt war Bewegung alles. Es ist später vorgekommen, daß ein und der selbe Gegenstand nur hin und her getragen wurde. Von einer Stelle zur anderen und dann wieder zurück. Der Begriff "Potemkinsche Dörfer" war hier sehr zutreffend. Wir lernten sehr schnell, daß man sich den gegebenen Umständen anpassen muß und anpassen konnte. Eine andere, wesentlich leichtere Arbeit als das Schleppen von Mauer,- und Betonbrocken war das "Klopfen" von Ziegelsteinen. Hierbei wurden die Mörtelreste von den Steinen abgeschlagen oder, wenn nur wenig Mörtel an den Steinen war, was meistens der Fall war, einfach abgekratzt. Nur, das notwendige Werkzeug für diese Arbeit war ein Problem. Hämmer, besonders Maurerhämmer oder kleine Beile oder Meißel, gab es nicht. Die primitivsten und unmöglichsten Gegenstände aus Eisen, zum Beispiel, ein großes Türscharnier, eine Türklinke, ein Stück Flacheisen waren dazu geeignet und wurden uns auch gegeben. Bei dieser Arbeit konnte man sitzen und sich was erzählen. Man trug sich eine Anzahl Steine zusammen, machte sich einen möglichst bequemen Sitz auf ein, zwei Backsteinen und begann mit der Arbeit.

Die beliebtesten Themen waren der Zeit entsprechend. Das gute und reichliche Essen zu Hause. Die vielen Eier, die großen Stücke Fleisch und Speck und Wurst und Kuchen, die dort täglich gegessen wurden, der miese Fraß hier. Das große und schöne Haus daheim mit den vielen, hellen Zimmern, Bädern oder Duschen, dem großen Garten mit Obstbäumen und Sträuchern und dann diese verlauste, verwanzte Baracke hier. Das schöne und abwechslungsreiche Leben in Deutschland, wo man zwar arbeiten mußte, aber dafür auch sehr reich war, das trostlose, eintönige und stumpfsinnige, mit Schufterei verbundene Leben hier in Gefangenschaft. Zu Hause war jeder ein reicher, selbständiger Bauer mit mindestens 100 ha Land und wer weiß wievielen Kühen und Pferden, hier war er ein kleiner Knecht. Dort, in der Heimat trank jeder jeden Tag Wein und Bier, kaum Wasser, und hier war aus irgendwelchen unerklärlichen Gründen sogar das Wassertrinken verboten. Es war auch keiner der Gefangenen ein Mitglied der NSDAP oder sonst einer der nationalsozialistischen Organisationen gewesen. Höchstens ein Mitläufer in der NSV und bezahlte nur widerwillig den kleinstmöglichen Beitrag. Es war auch keiner ein Held gewesen, alle waren nur kleine Befehlsempfänger. Die Österreicher, die einmal stolz waren, sich Deutscher nennen zu können, waren von einem Tag

auf den anderen, “Austriz”. Deutscher waren sie nur unter Protest geworden und hatten nur widerwillig Dienst in der Wehrmacht getan. So ändern sich die Zeiten. Einer, der solche Gespräche mit Genuß führte und sich dabei selbst betrog, hieß Werner Lorenz und war in Niederhausen bei Bad Kreuznach zu Hause. Wenn man ihm zuhörte, war Wein das gewöhnlichste Getränk für ihn, Wasser benütze er nur zum Waschen und Zähneputzen. Nur seine Pferde und Kühen bekamen Wasser, er trank keins. Weinberge hatte er in Hülle und Fülle, mindestens 5 ha. Ich hatte ihn einmal, es kann im Herbst 1954, kurz vor der Geburt unseres Sohnes Joachim gewesen sein, besucht und dabei festgestellt, daß er ein ganz armer Schlucker, ein kleiner Winzer mit nur wenigen Rebstöcken war. Die Österreicher, das muß ich noch erwähnen, hatten, wer weiß woher, gleich in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft, den deutschen Hoheitsadler abgerissen, verscheuert oder gegen Brot eingetauscht, und dafür ein kleines, rot-weis-rotes Bändchen an ihre Uniformjacken genäht.

Ich werde hier nun vier ganz wichtige Erlebnisse aus der Zeit im Lager von Kirowograd erzählen. Es sind dies Erlebnisse, wie man sie nur in dieser schrecklichen und erbarmungslosen Zeit erleben konnte. Es sind Geschichten, die mein Leben schrieb. Das erste Erlebnis ist eine etwas komische Geschichte.

In dem Abschnitt über meinen Aufenthalt im Feldlazarett von Kirowograd nach meiner Verwundung im Oktober 1943 habe ich über ein Ausbildungslager für Hiwis geschrieben. Dieses Lager war nur durch eine Straße vom Lazarett getrennt. Damals sangen die Hiwis immer ein und das selbe Lied, neunundneunzig Strophen, tagaus, tagein. Jetzt, im April 1944, bin ich in diesem ehemaligen Ausbildungslager als Gefangener eingesperrt und die Russen benützen das ehemalige deutsche Lazarett für ihre Soldaten. Von meinem Fenster aus konnte ich damals in den Hof des Lagers sehen und stellte dabei fest, daß dort Splittergräben, oder waren es Schützengräben ausgehoben waren. Vielleicht dienten sie damals zu Ausbildungszwecken. Jetzt sind sie uns ab und zu ein Schutz gegen den in den Morgenstunden noch recht kühlen Wind. Manchmal hatten sich auch Gefangene, wenn sie draußen bei einem Arbeitseinsatz, etwas zum Essen organisieren konnten, dort hin gesetzt. Eine Angewohnheit der Offiziere war, etliche Male am Tag, durch unser Lager zu gehen um zu sehen, daß alles seine Ordnung hat. Bei so einem Inspektionsgang kam ein Offizier an einem dieser Splittergräben vorbei. Darin saßen drei Landser und teilten gerade einen Brocken Brot. Der Schatten des Offiziers fiel genau auf die drei Landser, die ihn in der Vorfreude auf das Brot, nicht kommen sahen. Ganz erschrocken, was da so dunkel macht, schaut einer auf, springt auf die Füße und grüßt ganz zackig, so wie noch vor einigen Tagen, den Offizier mit dem "Heil Hitler Gruß". Das heißt, mit erhobener Hand. Wer von den beiden, der Gefangene oder der Offizier, mehr erschrocken war, beide sagten kein Wort. Der Offizier ging sprachlos fort, der Gefangene setzte sich in den Graben und schüttelte den Kopf. Es muß ein guter menschlicher

Offizier gewesen sein, denn normalerweise wäre der Gruß mit einer Strafe geahndet worden. Die blieb aber zum Glück aus.

Das zweite Erlebnis. Ich hatte das Glück, morgens nach dem Zählappell, mit einem Arbeitskommando zu Aufräumungsarbeiten in die Stadt gehen zu können. Wir Gefangene rissen uns geradezu um so eine Gelegenheit. Nach einem Marsch von etlichen Minuten, saß ich mit einigen anderen Gefangenen auf einem sonnigen Platz und klopfte mit irgendeinem Gegenstand Mörtelreste von Ziegelsteinen. Die gesäuberten Steine stapelte ich, genau wie die anderen auch, so auf, daß man sie gut zählen konnte. Wer bis zum Ende der Arbeit viel und gut gearbeitet hatte, wobei natürlich viel und gut von einem Russen bewertet wurde, konnte mit einer Belohnung in Form von Brot, rechnen. Darum ging ja letzten Endes die ganze Schufterei. Da alle von uns mehr Hunger als jemals zuvor hatten, war jeder mit Eifer bei der Arbeit. Hin und wieder blieb schon mal ein Russe stehen um uns bei der Arbeit zuzusehen. Arbeitende Deutsche waren damals noch die Seltenheit in Kirowograd. Da lohnte es sich schon, einmal stehen zu bleiben. Erstaunlich wenige Kinder sah ich in der doch schon recht großen Stadt. Wo die wohl waren? Bei dieser Arbeit wurde natürlich auch viel erzählt. Das uns alle bewegende Thema, Essen und Trinken, die Heimat und das Hier, habe ich schon erwähnt.

Ein weiteres Thema, über das man sich stundenlang unterhalten konnte, war, woher wir aus Deutschland kamen. Nicht in Hochdeutsch, jeder sprach in seinem Dialekt. Ich unterhielt mich mit meinem Nachbarn. Er war schon gut 15 Jahre älter als ich. So sah er jedenfalls aus, ich konnte mich aber auch geirrt haben. An seinem Dialekt merkte ich, daß er aus dem Rheinland kam. Es entstand ein Gespräch zwischen uns, ungefähr so: Sag mal, wo kommst Du denn her. Ich meine, Du könntest vom Rhein, vielleicht aus Mainz sein. Nein, ich stamme nicht aus Mainz, ich komme aus Saarbrücken, kennst Du Saarbrücken? Ja, ich kenne Saarbrücken, aber nicht so gut. Ich war noch nicht oft dort. Ich meine aber, die Saarbrücker reden ganz anders. Die kerren (ich weiß leider keinen anderen Ausdruck für diese Art das "R" auszusprechen), doch das "R" so hinten im Hals. Da hast Du Recht. Aus Saarbrücken direkt komme ich auch nicht. So mehr aus der Gegend um Bad Kreuznach. (Jetzt war mein Interesse ganz groß). Also, hör mal, die Gegend um Bad Kreuznach kenne ich noch besser als die Gegend um Saarbrücken oder das Saargebiet. (Damals hieß es noch so, heute sagt man Saarland). Sag mal richtig, woher Du kommst. Also (sagte mein Gesprächspartner) ich komme aus Idar -Oberstein. Mensch (sagte ich daraufhin), das stimmt aber nicht. Die Obersteiner schwätzen doch ganz anders. Die sagen doch zu hier, "eh loo", und zu hinunter "eh loo awwerre". Also aus Oberstein bist Du auch nicht. Du hast wieder Recht. Ich komme aus Baumholder. (Jetzt war ich mehr als nur überrascht, ich war einfach sprachlos. Die Einwohner von Baumholder waren mir bis auf ganz wenige, alle gut bekannt. Den Landser neben mir, den kannte ich nicht. Aber weiter im Gespräch). Sag mal, Du bist aus Baumholder, das stimmt aber nicht,

ich komme dort her und kenne fast alle Leute. Wenn Du aus Baumholder kommst, wo wohnst Du denn? Ich kenne alle Straßen wie meine rechte Hosentasche. Wie heißt Du denn?. (Darauf er). Also, direkt aus Baumholder bin ich nicht. Ich komme vom Breitsester Hof und heiße mit Familiennamen, Decker. (Dann wieder ich). Hör mal zu, es gibt nur einen Decker Emil auf dem Hof, den kenne ich, das ist ein Kunde von meinem Vater, und der bist Du nicht. (Jetzt wieder er). Du hast wieder mal Recht, Emil Decker bin ich nicht und wohne auch nicht auf dem Hof. Ich heiße Walter Decker, bin der Bruder vom Emil Decker und wohne in Bledesbach. (Jetzt wieder ich). Mensch, Kerl, ich bin in Bledesbach geboren. Im Haus vom Lehrer Venter, gleich neben der Schule. (Darauf der Walter Decker), Und ich wohne im Haus auf der anderen Seite, im ersten Haus auf der Treb. Wir waren wohl beide mehr als überrascht, wir waren beide perplex. Nicht nur in meiner Soldatenzeit hatte ich drei - viermal Baumholderer getroffen, war sogar mit zweien in ein und derselben Kompanie gewesen, hier in Gefangenschaft treffe ich einen Soldaten, der in dem Dorf wohnte, in dem ich geboren wurde. Das Leben schreibt die schönsten und verrücktesten Geschichten.

Soweit das Erlebnis beim Steineklopfen in Kirowograd, in russischer Gefangenschaft. Freudentränen hat keiner von uns beiden geweint. Aber, ein Gefühl der Freude kam doch auf. Treffen sich zwei Menschen aus fast der gleichen Stadt mitten in Rußland, Tausende Kilometer von der Heimat entfernt, unter Umständen, die alles andere als schön und erbaulich sind. Wie oft war das schon der Fall gewesen? Wieviele hatte ich schon getroffen, wie klein ist doch die Welt? Wir haben uns nachher noch recht oft getroffen und wurden später auch zusammen von Kirowograd aus nach Kursk, in ein anderes Lager, verlegt.

Walter Decker ist in Kursk verstorben. Er verstarb im Herbst des Jahres 1944. Hier sein Tod wie er mir in Erinnerung ist. Walter Decker war, wie ich schon erwähnte, ca 15 Jahre älter als ich. In diesem Alter hat man schon die ersten, manchmal schon schwere Krankheiten hinter sich. Ob dies bei Walter zutraf, weiß ich nicht, es ist aber stark anzunehmen. Ob er, wie ich, während der Zeit von Mai bis September 1944 in Kursk außerhalb des Lagers auf Arbeit ging, ist mir auch nicht bekannt. Ich traf ihn nur ganz selten im Lager. Wir waren so an die 3000 Gefangene und da sieht man sich nicht jeden Tag. Eines Tages wollte ich ihn auf seiner Bude besuchen und bekam vom Stubenältesten auf meine Frage, wo Walter wäre, die Antwort, er sei im Lazarett. Das Lazarett lag außerhalb des Zaunes, war aber auch vom Lagerinnenhof zu erreichen. Nach noch einmal einigen Tagen wollte ich Walter dort besuchen und ihm eine Tomate, die ich draußen auf Kommando geschenkt bekommen hatte, bringen. Als ich mich beim Sanitäter nach Walter erkundigte, das Lazarett selbst durfte ich nicht betreten, bekam ich zur Antwort, daß er an Durchfall und Distrophie gestorben sei. Ich habe Walter Decker als Toten nicht gesehen, ich hab ihn niewieder, ich kann seinen Tod nicht beschwören. Ich glaube aber, daß diese Sache der Wirklichkeit entspricht. Monate nach meiner Heimkehr, im Frühjahr

1950, mußte ich für eine Todeserklärung, die Frau Decker beantragt hatte, auf dem Amtsgericht in Baumholder, eine, meinem Wissen entsprechende Aussage zu Protokoll geben.

Auf diesem Kommando, auf das ich doch vier, fünfmal ging, hörte ich zum zweitenmal etwas von einem Konzentrationslager. Das war so: ein Gefangener, etwas so groß wie ich, nur mindestens 15 bis 20 Jahre älter, sang trotz der schlechten Zeit und dem fürchterlichen Essen, immer eine besondere Melodie. Niemals laut, eher leise und für sich. Ich kannte die Melodie nicht, mir war sie unbekannt. Nach etlichen Tagen, wir saßen auf unseren Hintern und putzten Steine, fragte ich ihn, was er da jeden Tag singe. Seine Antwort versetzte mich in Erstaunen. Er war wegen Zugehörigkeit zu einer Sekte im Rheinland, er kam aus Köln, zu etlichen Jahren Zwangsarbeit in einem Konzentrationslager in Friesland verurteilt worden. Dort hätte er mit noch anderen Verurteilten in einem großen Torfmoor arbeiten müssen. Wenn die Arbeit zu schwer und die Aufseher mit der Leistung nicht zufrieden waren, die Verurteilten dann zusätzliche Arbeit verrichten mußten, sangen sie immer das Lied vom Moorsoldaten. Eine Zeile darin soll, so der Gefangene, gelautet haben, eisern steht der Moorsoldat.

Das dritte Erlebnis, ist ein grausames Erlebnis. Ich schilderte schon einmal, daß fast zu jeder Tageszeit, sich Offiziere im Lagerbereich, aufhielten . Sie kontrollierten, ob alles in Ordnung war. Ich schilderte auch, daß dreimal am Tage Zählappell war und wie der vor sich ging. Hin und wieder kamen auch schon einmal Zivilisten ins Lager und gingen bei so einem Zählappell mit den Offizieren die einzelnen, angetretenen Kompanien, entlang. Wir dachten, daß diese Zivilisten zu irgendeiner Kommission gehörten, die vielleicht auf die Gesundheit der Gefangenen zu achten hätten. Daß diese Leute unseren Gesichtern ansehen könnten, ob einer krank wäre und ärztlich Hilfe benötigte. Wir waren nämlich noch nie ärztlich untersucht worden. Weit gefehlt. Dem war nicht so. Es war mir, vielleicht auch schon so manchem anderen auch aufgefallen, daß sich ein Soldat, seinem Erzählen nach war er Feldwebel gewesen, immer in die hinterste Reihe der Kompanie, stellte. Das mag seine Marotte gewesen sein, war es aber nicht. Das merkte ich erst einige Tage nach dem hier geschilderten Ereignis.

Es war beim abendlichen Zählappell, so gegen 19:00 Uhr. Alle Landser waren im Lager, auch die letzten Kommandos waren schon daheim. Ein Offizier geht die angetretene Kompanie entlang, der Kompanieführer macht Meldung. Mit dem Offizier geht ein Zivilist die Reihen entlang. Vor einer Fünferreihe bleiben beide stehen, der Zivilist spricht mit dem Offizier einige Worte in Russisch, die wir natürlich nicht verstehen und beide gehen weiter. Ein Vorgang von nur wenigen Sekunden Dauer, dem ich keinerlei Bedeutung zumaß. Ich glaube, die meisten von uns haben diesen Vorfall überhaupt nicht beachtet. Daß am nächsten Morgen, beim Zählappell, der Feldwebel, so die eigene Schilderung seines Dienstgrades, nicht mehr in unserer Kompanie antrat, fiel wohl den

wenigsten auf. Wenige Tage später ging das Gerücht im Lager um, wer es in Umlauf brachte war nicht festzustellen, der Feldwebel sei in der Pionierkompanie gewesen, die die Getreidemühle von Kursk beim Rückmarsch der deutschen Truppen, in die Luft sprengt hätte. Ein Zivilist hätte ihn erkannt und an die Lagerleitung verraten. Er wäre als Kriegsverbrecher verurteilt und im Park öffentlich aufgehängt worden. Ich selbst habe beim Marsch zu einem Arbeitseinsatz, der dort vorbei führte, aus einer Entfernung von ca. 30 bis 40 Meter einen toten Menschen in deutscher Uniform gesehen. Der hielt ein Schild zwischen den beiden Händen, auf der in kyrillischen Buchstaben etwas stand. Ob der Tote dieser fragliche Feldwebel war oder vielleicht ein russischer Kollaborateur, kann ich nicht sagen und auch nicht wissen. So hatte den Feldwebel, wenn er es tatsächlich war, nach wer weiß wievielen Tagen an der Front, wo er bestimmt sehr oft in großer Gefahr war, das Schicksal noch in Gefangenschaft ereilt. Wenn dieses Gerücht der Wahrheit entspricht, dann haben die Russen bestimmt kein faires Gerichtsverfahren durchgeführt, sondern ganz einfach für eine Tat, die Tausende male im Krieg vorkam, Rache genommen. Der Feldwebel, seinen Namen habe ich nie gehört, wir waren nur eine ganz kurze Zeit im gleichen Lager, stammte aus der Gegend von Mainz. Er wird einer der Hunderttausenden Vermißter des Zweiten Weltkrieges sein. Der Toten, die ihr Leben auf mysteriöse Weise verloren, deren Leben einfach verlosch, wie eine Kerze, deren Wachs verbrannt ist, von denen niemand mehr spricht.

Das vierte Erlebnis, ist nur eines der vielen Erlebnisse aus meiner Gefangenschaft, die mir unvergeßlich in Erinnerung sind, aber auch eines der grausamsten zugleich. Es begann eigentlich ganz harmlos. Eines morgens, so um die Mitte des Monats April hin, nach dem morgendlichen Zählappell, drückte ich mich mit noch einer größeren Anzahl Mitgefangener, vor der Budka herum. Ich hoffte, wie die anderen auch, auf ein Arbeitskommando gehen zu können. Der Tag war schon schön warm, wenigstens die Sonne meinte es gut mit mir.

Nach einiger Zeit kamen dann zwei Männer in Begleitung von vier oder fünf Soldaten. Die waren selbstverständlich bewaffnet. Ich drängte mich mit den anderen zum Tor. Mindestens 30 Gefangene, darunter ich, gingen nach einigen Minuten in Fünferreihen zum Tor hinaus, wobei die schon geschilderte Zählerei peinlich genau befolgt wurde. Wir gingen einen Weg, den ich noch nicht gegangen war, eine gute dreiviertel Stunde lang. Wie weit? So an die zwei, drei Kilometer. Wir gingen eine leichte Steigung hinauf und standen dann vor einem großen, flachen Backsteingebäude. So eines hatte ich in der Ukraine noch nicht gesehen. Langgestreckt, mindestens 100 m lang, wie tief konnte ich nicht sehen. Wir sahen nur die Vorderfront. Erst in einer Höhe von gut 3 Meter war eine Reihe kleiner, vergitterter Fenster. Darüber noch eine zweite Reihe. In der Mitte des Gebäudes ein Tor aus dicken Balken, aber ohne jegliche Öffnung. Mein erster Gedanke war, ohne Zweifel ist dies ein Gefängnis. Und das war auch so. Unruhe machte sich breit. Zu unserer Gruppe kam nun ein noch recht junger Zivilist. Er sagte uns, daß er Dolmetscher sei und

solle die Arbeit erklären, die wir in den nächsten Tagen hier zu verrichten hätten. Niemand kann sich den Schrecken vorstellen, der mich befiel, als ich erfuhr, welche Arbeit hier auf uns wartete.

Ausgrabungen beim Kirowograder Gefängnis

Das Gebäude war tatsächlich das Kirowograder Gefängnis. Schon zu Stalins Zeiten. Während des Krieges waren hier russische Zivilisten inhaftiert, die gegen die deutsche Besatzung gearbeitet hatten, die Sabotage verübten, Saboteuren oder Partisanen Unterschlupf und Hilfe boten. Das waren, aus der Sicht der Russen, sehr viele und gute russische Patrioten und Kommunisten gewesen. Alle wären von den Deutschen verurteilt worden. Wenn das Gefängnis so voll belegt war, daß für neue Verurteilte kein Platz mehr vorhanden war, hätte die SS oder die Feldgendarmerie einfach wahllos gefangene Insassen an der Außenmauer, erschossen. Er zeigte uns auch die Spuren der Geschoßeinschläge an der besagten Mauer. Tatsächlich konnte ich und natürlich auch die anderen Gefangenen, in Brusthöhe an der Mauer, unzählige Einschüsse von Geschossen erkennen. Daß sie von Gewehren stammten, daran bestand kein Zweifel. Waren die Deutschen wirklich so grausam, waren sie wirkliche Barbaren? Würden die Russen uns diese Gemeinheiten und Greueltaten, die von deutscher Seite gesehen, gerecht und notwendig, wegen der Sicherheit der deutschen Soldaten, waren, vergelten lassen? Nur das nicht. Sollte hier das Recht des Stärkeren zum Zuge kommen? Dann steht mir und den anderen natürlich auch, eine ganz schlimme Zukunft bevor. Ob in dem Gefängnis zu der Zeit Insassen waren, konnte ich nicht feststellen. Die Geschoßeinschläge, die ich an der Mauer sah, konnten aber auch von den Russen stammen. Schließlich ließ Stalin, das ist geschichtlich belegt, während seiner Regierungszeit, Millionen russischer Männer und Frauen, die mit der Kommunistischen Partei und deren Zielen, nicht einverstanden waren und gegen die Regierung, deren Machenschaften und Unfähigkeit die versprochenen Ziele zu erreichen, rebellierten, aber auch Angehörige seiner nächsten Umgebung aus persönlichen und privaten Interessen nach Sibirien zur Zwangsarbeit bringen, oder einfach, oft ohne Gerichtsverhandlung, erschießen. Können die Einschläge, zumindest ein Teil davon, nicht auch aus solch einer Aktion stammen? Wäre das nicht möglich gewesen?

Nach einer geraumen Weile, bei den Russen klappte die Versorgung mit allen Dingen des täglichen Lebens, etwas langsam, bekamen wir Schaufeln, Spaten und die unentbehrlichen Nasilkis. Ich war einigermaßen überrascht, daß wir so gutes Werkzeug bekamen. An anderen Arbeitsstellen war dies nie so, da mußten wir sehr oft improvisieren. Wir wurden noch einige Hundert Meter weiter die Anhöhe hinauf geführt und kamen an unseren Arbeitsplatz. Zuerst war ich erstaunt. Was soll denn hier gemacht werden, hier im freien Gelände?

Dann zeigte uns der Dolmetscher in dem verwilderten Wiesengelände freie Flächen, auf denen keinerlei Bewuchs, nicht einmal Gras, zu sehen war. Alle so zwischen 3 und 4 Meter lang und gut 2 Meter breit. Zwischen diesen kahlen Flächen war ein Streifen mit Grasbewuchs zu sehen, ca 1 Meter breit. Das ganze Gelände sah, das fiel uns allen erst jetzt richtig auf, wie ein riesengroßes Schachbrett, aus. Vielleicht nicht so regelmäßig, aber immerhin mindestens 200 bis 300 m2 groß. Was sollen wir hier tun? Die Antwort gab uns der Dolmetscher. Hier hatten die Deutschen die Erschossenen in Massengräbern begraben. Und die müssen wir ausgraben. Wir sollten ganz vorsichtig vorgehen bei unseren Ausgrabungen, denn nicht immer seien die Massengräber gleich angelegt.

Hier kam das schrecklichste Erlebnis meines ganzen Lebens auf mich zu. Es hätte keinen Zweck gehabt und es hätte mir nur Schwierigkeiten gebracht, wenn ich die Arbeit verweigert hätte. Also, Zähne zusammenbeißen, Gefühle beiseite schieben, den Ekel überwinden und an die Arbeit gehen. Ich bin nicht allein hier, den anderen geht es ja auch nicht besser, wir müssen halt alle diese schreckliche Arbeit verrichten. Wir beginnen recht zaghaft und vorsichtig die oberen Erdschichten abzutragen. Zwei Mann tragen mit einem Nasilki die Erde weg, die der dritte Mann aufgeladen hatte. Antreiben oder uns zu schnellerem Arbeiten zwingen, tut niemand. Die Wachposten haben sich in einiger Entfernung unter Bäumen hingesetzt. Die Gefahr, daß einer von uns abhauen wird, ist ganz gering. Wohin sollte er verschwinden, was könnte er an Essen für die nächsten Tage mitnehmen, wo solle er sowas überhaupt her bekommen? Die Aussicht abzuhauen und wieder zu den deutschen Linien zu kommen, ist ganz gering. Sie hat keine Aussicht auf Erfolg. Außerdem, das Soldatendasein ist immer vom Tod umgeben, dem ich durch die Gefangennahme entronnen bin. Ich würde nie abhauen, das war mein festes Vorhaben.

Gruppenweise begannen wir mit der Arbeit. In einem Abstand von ca einem Meter zum ersten Grab, hoben wir ein Loch aus. Ein bis zwei Meter lang, ein Meter breit und ungefähr ein Meter tief. Nun wurde die Wand, die aus gewachsener Erde bestand, langsam so abgetragen, daß der Abstand zum Grab immer dünner wurde und nur noch zwanzig bis dreißig Zentimeter dick war. Dann begann die eigentliche Ausgrabung des ersten Grabes. Bis zum Mittag sind wir schon gut 80 cm tief in der Erde. Ein ganz fürchterlicher Leichengeruch dringt durch das Erdreich. Dann rutscht die Schaufel aus und beim Hochheben hängt ein Fetzen Stoff daran. Wir sind auf den ersten toten Menschen gestoßen. Der Dolmetscher sieht dies natürlich und kommt mit noch drei Zivilisten heran. Wir unterbrechen die Arbeit, die Kommission, so will ich die Russen einmal nennen, machen Zeichnungen und Notizen. Von nun an bleiben sie auch ganz in unserer Nähe. Wir müssen weiter graben, obwohl uns allen ganz übel ist und sich schon einige übergeben mußten. Da sind die Russen unerbittlich. Ganz vorsichtig heben wir zwei oder drei Leichen aus der Grube. Sie haben noch ihre Kleider an, sind aber doch schon so weit verwest, daß wir sehr vorsichtig damit umgehen müssen. Bei einem Ruck oder

einer zu schnellen Bewegung mit Spaten oder Schaufel, könnten sie auseinander fallen. Alles wird von der Kommission sorgfältig notiert. Ab und zu müssen wir unsere Arbeit unterbrechen wenn für sie etwas Auffälliges an den Leichen oder der Bekleidung, an den Schuhen oder an der Kopfbedeckung zu sehen ist. Ich hatte zwar keine Erfahrung mit Toten und kann nicht sagen, wie lange sie schon in der Erde lagen, schätze aber, so zwischen einem halben und einem Jahr. Noch ist nicht alles verwest, auch die Bekleidung ist zum Teil noch nicht total verfault. Man sieht schon, ob der Tote ein Mann oder eine Frau war. Im Verlauf der Ausgrabung haben wir aber auch Gräber geöffnet, in den nur noch Skelette lagen. Die lagen schon wesentlich länger in der Erde, wenn auch die Knochen noch weiß waren. Knochen, die über eine längere Zeit in der Erde liegen, werden braun und brüchig. Nur Gegenstände aus Metall waren noch gut erkennbar.

Zu Mittag brachte man uns sogar etwas zum Essen. Niemand von uns Gefangenen hatte etwas angerührt. Ohne einen Bissen zu uns zu nehmen, haben wir uns für eine Stunde, abseits der Gräber, ins Gras gesetzt. Jeder hing seinen Gedanken nach und die stimmten uns wohl sehr traurig. Wenn die Gefangenschaft so tragisch beginnt, wie mag sie dann erst enden? Nach der Mittagspause gingen wir wieder ans Werk. Wieviele Leichen bei Arbeitsende um 16:00 Uhr neben den Gräbern lagen, kann ich nicht mehr sagen. Ihr Anblick war so grausam, so furchtbar, der Gestank fast unerträglich, daß ich keinen längeren Blick darauf werfen konnte. Die letzte Arbeit an diesem Tag war das Bedecken der Leichen mit Zeltplanen. Dann ging es auf den Heimweg. Und nun kam das Merkwürdigste des ganzen Tages. Keine Spur von Haß bei den Soldaten oder den Leuten der Kommission, keine Hiebe oder Schläge, kein böses Wort oder sonst eine Äußerung der Erniedrigung oder des Unwillens für uns Gefangene. Im Gegenteil, als Abendessen und für den kommenden Morgen gaben uns die Kommission für je 2 Mann, einen ganzen Laib Brot. Der Dolmetscher sagte uns zum Schluß vor dem Lagertor, daß wir am nächsten Tag wieder mit ihm gehen sollten. Soll ich das tun? Das Erleben dieses Tages, das Grauen, das ich gesehen hatte, die Leichen, der Gestank, die toten Zivilisten, ganz egal was sie taten, was nach internationalem Recht erlaubt, nicht erlaubt oder unter Strafe sogar verboten war, ganz egal ob sie schuldig oder nicht schuldig waren, haben mich zutiefst getroffen. Soll ich noch einmal mit dorthin gehen, oder bleibe ich morgen dort fern? Das waren meine Gedanken. Aber, da war auch noch die Aussicht auf zusätzliches Brot, da war der große Hunger und da war mein fester Wille und Vorsatz, alles zu tun um wieder nach Hause zu kommen. Also gehe ich wieder dorthin, wo ich Aussicht auf Brot hatte und den bohrenden Hunger etwas stillen konnte. Wo ich half, tote Menschen auszugraben.

Die Nacht, die diesem Tag folgte, war nicht anders als die vergangenen auch. Läuse, Flöhe und Wanzen ließen uns kaum zur Ruhe kommen. An einen erholsamen Schlaf, den wir nach einem Tag wie der verflossene einer war, unbedingt benötigt hätten, war nicht zu denken. Obwohl ich wegen der

anstrengenden und ungewohnt schweren Arbeit todmüde war, ließen mich die harte Pritsche auf der ich lag, aber noch viel mehr die Geschehnisse des Tages, keine ruhige Minute finden. Immer wieder sah ich uns bei der Arbeit, sah die Leichen, sah so viel Grauen und konnte die Gedanken daran einfach nicht beiseite schieben. Ich konnte mein Denken auf nichts anderes als diese Leichen konzentrieren. War das, was ich gesehen hatte, nicht nur ein furchtbarer, unwirklicher Traum? Kann das, was ich gesehen hatte die Wirklichkeit, Tatsache, Realität, sein? Oder nur eine Ausgeburt der überreizten Nerven und Sinne? Eine Vision? Ein Trugbild?

Der nächste Tag sollte mich eines anderen, noch Schrecklicheren belehren. Wir vom gestrigen Arbeitskommando, fanden uns nach dem Zählappell und der morgendlichen Essenausgabe, kurz nach 8:00 Uhr, wieder bei der Budka ein. Ob wir alle, die da standen, die selben Gefangenen wie gestern waren, oder ob einige fortblieben und dafür andere kamen, blieb ja egal. Wenn wirklich der eine oder andere nicht mehr mit auf dieses Kommando ging, war das verständlich. Man mußte eine gehörige Portion Kraft und Mut mitbringen und sein Ekelgefühl überwinden können, um diese Arbeit, die in normalen Zeiten nur von einigen wenigen Menschen getan werden konnte, verrichten zu können. Oder Hunger mußte man haben, viel Hunger, so wie wir. Ich stand an der Budka und wartete. Die Kommission, oder besser gesagt, der Dolmetscher, kam um uns abzuholen. Mit ihm waren vier Soldaten als Bewachung gekommen. Je einer links von uns, rechts, hinten und vorn, gingen wir denselben Weg wie gestern.

Wir kamen an den Ausgrabungsplatz, nahmen unsere Werkzeuge und wollten mit der Arbeit beginnen. Aber, wo waren die Leichen von gestern? Der Dolmetscher beantwortete unsere Frage mit der Antwort, daß sie nach der Identifizierung, die scheinbar recht schnell vonstatten gegangen war, noch am selben Abend bestattet worden waren. Wo, das hat er nicht gesagt. Vielleicht in einem neuen Massengrab. War ich froh, daß wenigstens diese Leichen fort waren. Es lagen ja bestimmt noch einige Hundert in der Erde. Der Tag verging wie der gestrigen auch. Vorsichtig graben, die ausgehobene Erde wegtragen, die Leichen langsam und vorsichtig aus der Grube heben, auf dem Rand ablegen und zur Seite tragen. Man bekommt auch bei dieser Arbeit eine gewissen Routine. Bis zum Abend hatten wir eine Grube leergeräumt. Alles waren Zivilisten, kein Soldat war dabei. Ich war sehr erstaunt, daß im Laufe des Tages, außer der Kommission und der Bewachung niemand sonst kam, um uns bei der Arbeit zuzusehen. Scheinbar sollten wir nicht gestört werden. Daß dies eine ganz falsche Annahme war, zeigte sich am nächsten Nachmittag.

Man kann sich auch an die ungewöhnlichsten Aufgaben und Arbeiten in relativ kurzer Zeit gewöhnen, wenn besondere Verhältnisse dies erfordern. Wir hatten schon eine gewisse Routine in unserer Arbeit entwickelt und trotzdem können Pannen passieren. So war es uns nur einmal vorgekommen, daß eine Leiche

auseinander brach. Um dies verständlich zu machen, hier einmal kurz den Vorgang der Bergung einer Leiche. Wenn wir die Erde soweit abgetragen hatten, daß wir auf Leichen stießen, die oft in drei Schichten über einander in einer Grube lagen, versuchten wir, mit unseren Spaten oder Schaufeln unter die Leichen zu kommen. Dabei mußten wir natürlich ganz langsam und ganz vorsichtig vorgehen. Die Toten sollten doch möglichst unbeschädigt geborgen werden. Einer nach dem andern schoben wir unser Arbeitsgerät unter die Leichen. Meist taten wir dies, in dem wir über der Grube auf Bretter stehend, einer die Leiche, meist an den Füßen, etwas anhob und der nächste seine Schaufel darunter schob. Mindestens vier Gefangene waren dazu nötig. Größere oder schwerere Leichen erforderten natürlich noch mehr Leute. Hatten wir nun eine Leiche ganz auf unseren Schaufeln liegen, hoben wir sie langsam und gleichmäßig hoch und legten sie am Rande der Grube ab. Dort wurde sie zunächst einmal augenscheinlich untersucht, fotografiert, registriert, und zur weiteren Identifizierung etwas abseits der Gräber, auf einem freien Platz abgelegt. Unsere Arbeit war somit zu Ende. Jetzt begann die Arbeit der Experten. Nach welchen Gesichtspunkten und Methoden die arbeiteten, wußten wir, die Gefangenen, selbstverständlich nicht. Einmal ist es uns aber doch passiert, daß eine Leiche, aus welchem Grund auch immer, beim Hochheben auseinander brach und wieder in das Grab zurück fiel. Ein ganz furchtbarer, unbeschreiblicher Anblick. Den zu ertragen erforderte übermenschliche Kräfte. Mehr als einmal kam es vor, daß einer nicht weiter arbeiten konnte und sich abseits hinsetzen mußte. Ich habe die Arbeit erstaunlicherweise gut verkraftet. Wenn auch der Ekel manchmal überwältigend groß war.

Die Arbeit heute, am dritten Tag auf diesem Kommando, ging am Nachmittag, nach einstündiger Pause, wieder weiter. Da gab es ganz plötzlich eine Unterbrechung in der Arbeit. Eine Propagandakompanie der Roten Armee war gekommen, um uns Gefangene bei den Ausgrabungsarbeiten für die Wochenschau, vielleicht auch für die Archive der Armee oder um die Filmaufnahmen in der Welt zu zeigen, zu filmen. Die ersten Minuten verliefen ganz ruhig, ohne Zwischenfall. Die Soldaten der Propagandakompanie waren mehr oder weniger doch intelligente Menschen und konnten sich vorstellen, daß wir, die wir da die Toten ausgraben mußten, nicht diejenigen waren, die sie getötet hatten. Aber dann wurde es für uns Gefangene mehr als gefährlich. Die Rollbahn zur Front führte nur ein - zwei hundert Meter entfernt, etwas höher den Berg hinauf, an der Ausgrabungsstätte vorbei. Von dort kamen plötzlich Soldaten von Einheiten, die zur Front gingen. Immer mehr kamen und immer lauter wurden sie, niemand schickte sie fort. Viele standen um uns herum. Einige schüttelten nur den Kopf, einige fluchten, andere gingen nach nur ganz kurzer Zeit wieder zu ihrer Einheit an der Rollbahn. Aber dann ergriff ein Soldat den Spaten eines Gefangenen, riß ihm ihn aus der Hand und schlug unbarmherzig fest auf den Rücken des Landsers. Wie von Sinnen ergriffen nun noch ein paar andere Russen die Spaten oder Schaufeln der Gefangenen, die sich nicht wehren konnten und durften, und hieben wie blind vor Wut und

Zorn, auf uns ein. Auch ich habe einige Hiebe mitbekommen. Einem von unserem Kommando wurden dabei zwei Rippen gebrochen. Obwohl wir nicht die Übeltäter des Verbrechens waren, ausbaden und die Schläge ertragen, mußten wir. Zur Ehrenrettung der Bewachung muß ich erwähnen, daß sie versuchten, die aufgebrachten Soldaten der Propagangakompanie, einige davon hatten sich auch an der Schlägerei beteiligt, sowie diejenigen, die von den Fronttruppen gekommen waren, von uns fern zu halten, ja sie sogar zu vertreiben. Wir hatten es nur ihrem energischen Einschreiten zu verdanken, daß nicht noch Schlimmeres passierte. Was mit dem Gefangenen, der am Ende der Schlägerei zwei zerbrochene Rippen davon trug, nach unserer Ankunft am Abend im Lager geschah, kann ich leider nicht sagen. Vielleicht hat man ihn in ein Lazarett gebracht und ihn dort geheilt. Ich weiß es nicht. Ich hoffe es.

Der dritte Tag der Ausgrabung ging nach diesen Ereignissen auch zu Ende. Wieder bekamen wir, war es Dank oder war es eine gut gemeinte Aufforderung zum Wiederkommen für den nächsten Tag, Brot mit ins Lager. Man darf nur nicht an das Gesehene, das Unfaßbare, an das grausame Geschehen da draußen und an die denken, die das taten, dann kann man sogar Brot mit Genuß essen.

Der vierte Tag sollte eine für mich bis zu diesem Tag nicht für möglich gehaltene Erfahrung bringen. Der Vormittag verging so wie die voran gegangenen Tage auch. Neben dem Massengrab, in dem wir gruben, lagen einige Leichen. Die nächste Schicht sollte eine ganz furchtbare Überraschung bringen. Bis jetzt waren alle Toten Männer gewesen. Das sah man ja an der Bekleidung. Daß sie auch alle erschossen worden waren, war eindeutig an den Schußverletzungen zu sehen. Möglicherweise waren sie auch verhungert, das konnten wir zwar nicht feststellen. Aber, was dann kam, war fast nicht zu glauben. Jetzt gruben wir sogar Frauen, und was noch viel schlimmer war, ein Kind, ein Junge, der Größe nach so um die 10 Jahre alt, aus. Zwei der Frauen und das Kind waren durch Schläge auf den Kopf getötet worden. Ihre Schädel waren mehr oder weniger stark zertrümmert. Ein unfaßbarer, grauenhafter, furchtbarer Anblick. Niemals in meinem Leben werde ich den vergessen können. Wenn der Anblick eines normalen Toten von vielen Menschen eine große Überwindung erfordert, der Anblick von verstümmelten, ermordeten Menschen, zumal wenn das Frauen und Kinder sind, erfordert übermenschliche Anstrengung. Mir standen Tränen in den Augen. Selbst heute, mehr als 50 Jahre nach dem Geschehen, kann ich nur mit Erschütterung gerade an diese Tage in Kirowograd denken. Der Krieg an sich war grausam, die Ausgrabungen hier stellten alles Dagewesene in den Schatten. Was sollen wir, die Gefangenen nun tun, wie sollten wir uns beim Anblick der grauenvollen Tatsachen verhalten? Muß man sich da nicht schämen, schämen für andere, die so was taten oder zuließen? Wurde bei dem toten Kind nicht für irgend etwas nur eine gemeine Rache genommen?

Der Nachmittag war noch nicht zu Ende, als zwei alte Leute, dem Anschein nach ein Ehepaar auf einmal bei uns am Grab standen. Woher sie gekommen waren, ich habe sie nicht kommen gesehen. Sie zeigten der Kommission, zu der heute auch eine Frau gehörte, die, wie die drei vorherigen Tage schon, mit der Identifizierung und Registrierung der Toten beschäftigt waren, ein Schreiben. Einer nach dem anderen, alle lasen dieses Schreiben, nickten mit den Köpfen und gaben den beiden alten Leuten das Papier wieder zurück. Daraufhin gingen sie von einem Grab zum anderen, von einer Leiche zur anderen. Bis heute, dem vierten Tag der Ausgrabungen, waren mindestens 8 bis 10 Gräber geöffnet worden. Heute lagen ungefähr 20 bis 30 Leichen neben einem Grab. Eine Menge waren schon fortgebracht und sonstwo wieder beerdigt worden. Unter den noch daliegenden Toten suchten die beiden Leute offensichtlich Bekannte. Dann standen sie auf einmal dicht beisammen vor einem Toten, hielten sich gegenseitig fest an den Händen und weinten. So, wie nur Eltern weinen können, wenn sie ein Kind verlieren. Ein Anblick zum Verzweifeln. Der Scheißkrieg. Die zwei Leute waren nicht viel älter als meine Eltern. Und an die wurde ich jetzt besonders stark erinnert. Was würden die tun, wenn sie in dieser Lage wären? Wie würden die solch einen Gang verkraften? Und wie erginge es mir selbst? Beim Heimweg ins Lager waren wir noch stiller und bedrückter als die Tage zuvor.

Der fünfte Tag der Ausgrabungen. Wie gesagt, man kann sich an Alles oder doch an Vieles, gewöhnen. An Gutes, Angenehmes und Erfreuliches natürlich besser und schneller als an mißliche, schwierige und unangenehme Dinge. Ich hatte mich schon ein bißchen an den Anblick der Toten und an den Gestank von Verwesendem, gewöhnt. Ganz hinnehmen und sich nichts mehr dabei zu denken, würde ich wohl nie. Trotzdem kostete es mich jeden Tag eine gehörige Portion Überwindung, wieder dort bei der Arbeit zu sein. Die Sonne schien jetzt schon recht kräftig. Der Frühling und damit das wärmere Wetter kamen plötzlich. War vor einem Monat noch Winter mit Temperaturen um den Gefrierpunkt, so ist es heute bestimmt schon zwischen 15 - 20 Grad plus. Eine Folge des warmen Wetters war die unvermittelt einsetzende Fliegenplage. Besonders hier an unserer Arbeitsstelle. Hunderttausende wurden von dem Leichengeruch angelockt. Überall saßen sie in dicken, schwarzen Klumpen. Zeitweise konnte man sich ihrer kaum erwehren. Man muß auch bedenken, daß wir keinerlei Schutz hatten. Wir hatten weder Gummihandschuhe, Gesichtsmasken noch Gummistiefel. Nur unsere einfachen, noch von der Wehrmacht stammenden und uns nicht abgenommen Uniformteile. Wenn sich hier einer verletzt, wird die Verletzung mit Bestimmtheit eitern. Was wird wenn durch die Fliegenplage eine Epidemie ausbricht, was dann?

Und in diesen Tagen und Stunden des Grauens, erlebte ich einen Akt der tiefsten Menschlichkeit und größten Dankbarkeit. Das alte Ehepaar, daß es eins war, hatte uns der Dolmetscher vor dem Heimmarsch gesagt, das gestern gegen Feierabend, einen Angehörigen unter den Toten gefunden hatte, war

wieder gekommen. Diesmal mit einem kleinen Ackerwägelchen und davor ein nicht mehr junger Gaul. Das ganze Gefährt, genau wie die beiden alten Leute, sah mehr als ärmlich aus. Wo hatten diese Leute den Gaul wohl versteckt gehalten während der Besatzungszeit?. Auf dem kleinen Wagen stand unter einer Zeltplane der Wehrmacht, ein einfacher, hölzerner Sarg. Nicht prunkvoll, wie alles, sehr, sehr ärmlich. Der Mann sprach mit unseren Bewachern und dann kamen beide, der Mann und seine Frau, auf uns zu. Ein Soldat gab uns zu verstehen, daß wir dem alten Mann helfen sollten, einen Toten aufzuheben und in den mitgebrachten Sarg zu legen. Selbstverständlich taten wir das. Ich half gerne. Irgendwie beruhigte mich die Sache. Als wir dann mit dieser Arbeit fertig waren, den Toten geborgen, in den Sarg gelegt, den zugemacht und auf dem Wagen verstaut hatten, geschah etwas, das mich so aufwühlte, daß ich selbst heute noch, mehr als 50 Jahre nach Geschehen, zum Heulen komme. Der alte Mann gab jedem von uns die Hand und redete auf uns ein. Seine Worte verstanden wir leider nicht. Seine Mimik und seine Gestik, vor allem aber seine Augen zeigten uns, daß er uns danken wollte. Die Annahme einer Flasche Schnaps, die er uns geben wollte, erlaubten die Wachposten nicht. Die behielten sie selbst, aber das mitgebrachte Brot durften wir annehmen. Schade, daß weder der Dolmetscher noch sonst ein Mitglied der Kommission zu diesem Zeitpunkt bei uns waren und uns die Worte des Mannes übersetzen konnten. Ich hätte gerne gewußt, was uns der Mann sagen wollte. Von Haß hat er bestimmt nicht geredet, von Haß war nichts zu spüren. Diese einfachen Menschen konnten nicht hassen.

Der fünfte Tag bei den Ausgrabungen ging zu Ende. Es war gleichzeitig auch der letzte. Am nächsten Tag stand kein Dolmetscher und kein Wachposten mehr vor der Budka. Ich wäre wieder mitgegangen. Es waren doch noch nicht alle Gräber geöffnet. Warum war das Ende gekommen? Mich haben die paar Tage bei der Ausgrabung viel gelehrt und mir einen Blick in das Innere der einfachen, russischen Menschen, in ihre Sentimentalität und in ihre Seele tun lassen. Tage wie die, werde ich nie vergessen.

Mir hatten sie, trotz allem, ein bißchen Glück gebracht.

Ein Nachspiel sollte die Geschichte der Ausgrabungen am Kirowograder Gefängnis doch noch bringen. In der Woche nach der Beendigung, es war um den 27. April, passierte folgendes. Der Zählappell zum Mittag, war um. Der Lagerdolmetscher verkündete, daß alle Gefangenen, die an den Ausgrabungen teilgenommen hatten, im Anschluß an die Durchsage, zur Budka kommen sollten. Ich frug mich, was das wohl bedeuten mag. Ob man uns noch nachträglich eine Belohnung geben würde? Wie konnte ich nur so naiv sein. Was ganz anderes geschah.

Wir wurden in einen bis zu diesem Tag nicht benützten Raum innerhalb des Lagers geführt. Nur einige Minuten nach unserem Eintreffen dort brachten Soldaten einen langen Tisch und einige Stühle. Kaum waren die draußen,

betraten eine ganze Menge, mindestens 10, wenn nicht noch mehr, Männer und auch Frauen, in Uniformen der Roten Armee, den Raum. Daß diese Leute Offiziere waren, sah ich an ihren Uniformen. Soviel Ahnung hatte ich mittlerweile schon. Einer von ihnen hielt eine kurze Ansprache in sehr gutem Deutsch. Meine Überraschung war groß. Können denn so viele Russen deutsch sprechen, mehr als Deutsche russisch? Der Inhalt seiner Rede war ungefähr so:

Ihr wart in den letzten fünf Tagen beim Kirowograder Gefängnis mit dem Ausgraben von Toten beschäftigt. Wir, die Mitglieder der Kommission, die diese Ausgrabungen überwacht, kontrolliert und die Toten registriert und untersucht hatten, haben Euch über die Toten, über ihre Vergangenheit, warum sie dort zu Tode kamen, aufgeklärt und unterrichtet. Ihr habt auch selbst sehen können, auf welche Art sie zu Tode kamen. Ihr habt selbst gesehen, daß unter den Toten Frauen und auch Kinder waren. Wir wissen, daß unter Euch keiner ist, der für den Tod dieser Menschen verantwortlich ist. Verantwortlich aber sind Eure Führer, getötet haben sie die Angehörigen der SS und der Feldgendarmerie. Euch können wir keine Vorwürfe machen, höchstens den, daß Ihr diese Verbrechen zugelassen habt. Wenn wir einen Angehörigen der SS oder der Feldgendarmerie gefangen nehmen, werden wir nachforschen, ob und wann er bei solchen Verbrechen, wie das beim dem Gefängnis von Kirowograd, beteiligt war. Sollte dies zutreffen, wird ihm ein Prozeß gemacht und er muß mit einer harten Strafe rechnen. An Euch ergeht nun unsere Bitte, unterschreibt mit Eurem Namen, Eurer Heimatadresse und mit der Nennung Eurer Einheit, die vorbereitete Erklärung. Wir werden Euch die Erklärung vorlesen, kommt dann einzeln zum Tisch um zu unterschreiben.

Der Wortlaut der Erklärung war ungefähr so: Ich, mein Namen, habe in der Zeit vom 20. bis 25. April 1944 bei dem Gefängnis von Kirowograd an der Ausgrabung von 294 (diese Zahl weiß ich noch heute) Toten teilgenommen. Meine Teilnahme erfolgte freiwillig und ganz ohne Zwang. Unter den von mir und anderen Gefangenen gesehenen Toten waren Frauen und Kinder. Alle waren Zivilisten, keine hatten Uniformen an. Die meisten Toten hatten Schußverletzungen, einige aber auch zertrümmerte Schädel oder andere Gliedmaßen. Ich unterschreibe diese Erklärung freiwillig, ohne Zwang und ohne ein Versprechen erhalten zu haben. Diese Erklärung soll internationalen Stellen und Behörden zur Verfügung gestellt werden. Sie soll die Verbrechen der deutschen Soldaten gegen die russische Zivilbevölkerung beweisen. Der vorletzte Satz gab mir zwar Bedenken, ob dies wirklich so war, es könnten ja auch russische Täter gewesen sein, ich unterschrieb diese Erklärung dann doch noch. Der letzte Satz der Erklärung lautete, ich werde niemals mehr russischen Boden betreten und keine Waffe mehr in die Hand nehmen. Sollte ich das tun, werde ich bestraft. Dieser Satz war mir ein bißchen unheimlich, ich unterschrieb aber doch. Einzeln gingen wir zum Tisch. Ich glaube, weiß es allerdings nicht mehr genau, daß alle diese Erklärung unterschrieben haben. Anschließend gingen wir hinaus.

Was mit den Listen unserer Unterschriften geschehen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich habe in der langen Zeit meiner Gefangenschaft nie mehr etwas davon vernommen. Irgendwo in einem russischen Archiv, liegt bestimmt heute noch eine Liste mit den Namen der Gefangenen, die in Kirowograd den Tod von Menschen, auf welche Art und Weise, von wem, warum und weshalb, auch immer sie zu Tote kamen, bestätigen konnten. Darunter ist auch mein Namen.

Die Zeit in Kirowograd ging zu Ende. Wie gut. Das Lager war in jeder Beziehung eine Katastrophe. Die sanitären Anlagen waren unbeschreiblich primitiv, genügten in keiner Weise den Erfordernissen. Sie waren für einen Daueraufenthalt von Gefangenen vollkommen ungeeignet. Keine Badestube, kein Friseur, keine Sanitätsstube, kein Verbandsmaterial bei Verletzungen, alles dies fehlte. Schlimmer und unmenschlicher kann es einfach nicht mehr werden. Was funktionierte war die Budka und die Wache.

Eine Sache hätte ich fast vergessen zu berichten. In Kirowograd war zur Zeit der deutschen Besatzung ein Feldflugplatz gewesen. Dieser Flugplatz sollte jetzt mit sowjetischen Flugzeugen belegt werden. Natürlich standen von den ehemaligen Unterstellplätzen, von den Unterkünften der Soldaten und den sonstigen Einrichtungen eines Flugplatzes überhaupt nichts mehr. Alles war mehr oder weniger in die Luft gesprengt wurde. Von dem Benzinlager war nach der Sprengung kein Stein mehr auf dem andern, nur ein großer Trichter in der Erde. Nun sollten wir Gefangenen, so an die 50 Mann, die Trümmer beseitigen, Bomben und Granattrichter auffüllen, kurz und gut, den Flugplatz wieder so herrichten, daß hier Flugzeuge starten und landen könnten. Nur, mit was, was hatten wir denn an Arbeitsgerät? Nichts, nur unsere Hände, keinen Spaten, keine Schaufel, noch nicht einmal die sagenhaften Nasilkis. Zudem war es damals, gleich nach meiner Ankunft in Kirowograd, immer noch kalt und naß. Und, da der Platz auf einer Höhe über der Stadt lag , blies stets ein saukalter Wind. Zwei, höchstens drei Tage war ich dort, danach wurde das Kommando nicht mehr dort hin geschickt.

K i e f e r
Hauptwachtmeister

O.U., den 30. April 1944.

Herrn
Eugen H e i l ,
B a u m h e l d e r / Trier
Adolf-Hitler-Straße 55

Sehr geehrter Herr Heil!

Ich habe heute leider die traurige Pflicht Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß Ihr Sohn, der Gefreite Heinrich Heil, seit dem 12. März 1944 an der Ostfront vermißt wird.

Über die Umstände, unter denen Ihr Sohn vermißt wurde kann ich Ihnen folgendes mitteilen:

Die Schwadron war im Rahmen der schweren Abwehrkämpfe im Süden der Ostfront in der Nähe des Ortes Slatopol eingesetzt. Immer wieder mußten schwere Angriffe des Gegners abgewehrt werden, was schließlich auch unter dem restlosen Einsatz Aller erreicht wurde. In der Nacht vom 11./12.3.44 wurde der Befehl zum Zurückgehen auf eine rückwärts gelegene Stellung gegeben.

Die Gruppe, der Ihr Sohn angehörte, hatte hierbei die Nachhut zu bilden. Kurz nach dem Absetzen stieß der Russe mit stärkeren Kräften nach. Im Anschluß an die hierauf folgenden Kampfhandlungen wurde die Nachhut vom Gros der Schwadron getrennt. Die die Nachhut bildende Gruppe ist in der neuen Auffangstellung nicht angekommen. Seither fehlt jede Spur von Ihnen.

Es ist der Schwadron bis heute leider nicht gelungen, etwas über das nähere Schicksal Ihres Jungen in Erfahrung zu bringen doch seien Sie versichert, daß von Seiten der Schwadron alles getan wird, um Sie von der quälenden Ungewißheit zu befreien.

Nehmen Sie meine und der ganzen Schwadron aufrichtige Anteilnahme entgegen zu dem schweren Verlust der Sie betroffen hat.

Hauptwachtmeister

Mitteilung der Schwadron an meine Eltern

Baumholder, den [illegible].4.44.

Lieber Heiner !

Jeden Tag warten wir auf Post von Dir, aber immer und immer wieder ist es vergeben. Ein Tag nach dem anderen geht herum und Abends wenn wir schlafen gehen wollen, dann hoffen wir immer wieder, Morgen muss doch Post kommen und doch ist es immer wieder nichts daraus geworden. Wir sind um Dich schwer in Ängsten, wollen aber doch hoffen, dass Dir nichts passiert ist. Deine letzte Post war vom 8. März 1944 und es ist schon sehr lange. Ich habe mich daher veranlasst gesehen, einmal bei Deiner Einheit nachzu - hören. Von dieser Stelle, so müsste man doch annehmen, muss doch Post abgehen nach der Heimat. Sonst weiss man ja garnicht, an wen man sich wenden soll. Wenn Du nun diese Zeilen erhältst, dann sei mir nicht böse darum, denn was soll und will man sonst tun. Die Hauptsache ist ja nur immer, wenn Du noch am Leben bist und es Dir noch den Verhältnissen entsprechend gut geht. Um uns brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen, denn uns geht es immer noch gut. Wenn es Dir nur auch so gut gehen würde. Von Ernst haben wir heute Post vom 18. April erhalten. Bis dahin ging es ihm auch noch gut, und so wollen wir des Allerbeste auch von Dir hoffen. Wenn Dir ja nichts passiert ist, was wir ja alle wünschen, dann ist es ja gut. Vielleicht ist auch Post wieder unter- wegs. Also nichts für ungut mein Lieber, Für heute wünschen wir Dir alle alles Gute gute Gesundheit und viel Soldatenglück. Herzliche Grüsse von uns allen [illegible]

Der letzte Brief meiner Eltern

Wehrmachtauskunftstelle für Kriegerverluste und Kriegsgefangene
beim Oberkommando der Wehrmacht

Neufeld-Senis, Datum des Poststempels
Ding Lowe Ferdinand Bajorus

An Herrn
Bürger Heil
Bannmühlder

Betrifft: Nachrichtenübermittlung nach der UdSSR; Ihr Schreiben an Generaloberst H e i t z .

Se.. Ende 1942 sind auf verschiedenen Wegen vereinselte Briefe und Postkarten von vermissten deutschen Soldaten aus der Sowjet-Union eingegangen. Da in diesen Nachrichten fast gleichlautende Angaben über das Befinden der Vermissten gemacht werden, ist der Argwohn berechtigt, dass die Karten unter Zwang geschrieben werden mussten und offenbar feindlichen Propagandazwecken dienen sollen.

Diese Ansicht wurde dadurch erhärtet, dass die Sowjet-Union auf Anfragen vermittelnder neutraler Staaten amtlich erklären liess, " dass sie keine Auskunft über die in ihre Hände geratenen deutschen Kriegsgefangenen gäbe und dass sie in Zukunft derartige Anfragen unbeantwortet lassen würde."

Auch anerkannte internationale Hilfsgesellschaften mussten ihre jahrelang fortgesetzten Bemühungen aufgeben, da ihnen von der Sowjet-Union keine Möglichkeit geboten wurde, eine Nachrichtenverbindung zu den deutschen Kriegsgefangenen herzustellen.

Obwohl das Oberkommando der Wehrmacht in Kenntnis dieser Sachlage von jeher überzeugt war, dass die Sowjet-Union Antwortpost aus der Heimat den Kriegsgefangenen nicht zustellen würde, ist trotzdem auf Wunsch einzelner Angehöriger versucht worden, Antwortpost aus der Heimat an die Kriegsgefangenen aufzuliefern.

Nunmehr - nach 3 Jahren Krieg mit der Sowjet-Union - steht einwandfrei fest, dass in keinem einzigen Fall der Empfang eines aus Deutschland abgegangenen Briefes von einem deutschen Kriegsgefangenen in UdSSR bestätigt wurde. Somit ist ein weiterer Beweis für die Auffassung des Oberkommandos der Wehrmacht erbracht, dass die Sowjet-Union Kriegs-

- 2 -

Antwortschreiben von Generaloberst Heitz an meine Eltern (Seite 1 von 2)

- 2 -

gefangenenpost nur aus propagandistischem Gründen und nicht etwa aus Gründen der Menschlichkeit versenden läßt.

Auch die Antwortpost der Heimat kann den Sowjets deshalb nur unter den Gesichtspunkten ihrer Propaganda wertvoll erscheinen und keinesfalls dazu dienen, eine Verbindung der Kriegsgefangenen mit der Heimat sicherzustellen.

Bei dieser Sachlage sieht sich das Oberkommando der Wehrmacht genötigt, die in letzter Zeit aufgelieferten Briefe zurückzugeben, da keine Möglichkeit der Zustellung gegeben ist.

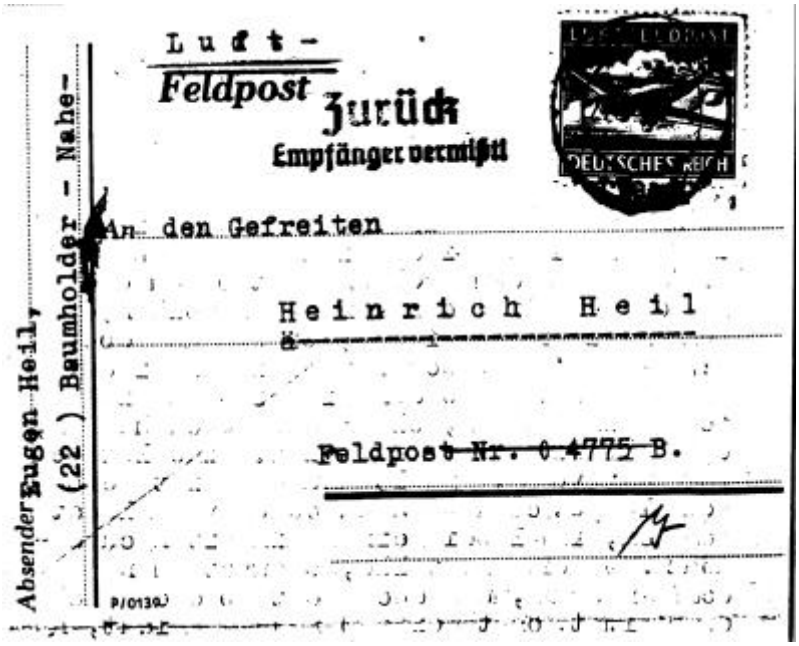
Sollte die Postzustellung nach der UdSSR später auf irgend eine Weise doch noch möglich werden, so erhalten Sie sofort weitere Nachricht.

Es wird daher gebeten, von weiteren Rückfragen Abstand zu nehmen, da die Wehrmachtauskunftstelle aus arbeitsmässigen Gründen leider nicht mehr in der Lage ist, die Anfragen einzeln zu beantworten. Das Oberkommando der Wehrmacht bedauert, Ihnen im Augenblick keinen günstigeren Bescheid geben zu können.

Heil Hitler!

I. A.

Antwortschreiben von Generaloberst Heitz an meine Eltern (Seite 2 von 2)



Der erste Brief, den meine Eltern mit Aufdruck "Empfänger vermißt" zurück erhielten

Verlegung von Kirowograd in das Lager nach Kursk

Wann, das heißt, an welchem Tag wir von Kirowograd mit einem Transport nach Kursk verlegt wurden, kann ich leider nicht mehr sagen. Es war aber gegen Ende April. Das Brett an der Budka, auf dem einige Tage lang das Datum geschrieben stand, war aus unerfindlichen Gründen entfernt worden Im zeitlichen Ablauf spielt das genaue Datum keine Rolle. Um den 22. März waren wir in Kirowograd angekommen, bis gegen Ende April, als wir die Stadt wieder verließen, waren so um die fünf Wochen vergangen. Es waren fünf Wochen voller Hunger, Dreck, Ungeziefer und nicht zu vergessen, voller Angst. Angst, wegen der sehr schlechten Ernährung krank zu werden. Vor der auf mich zukommende ungewohnte Arbeit, von der ich einen Vorgeschmack bekommen hatte, fürchtete ich mich nicht. Mit etwas Geschick, mit offenen Augen und wachen Sinnen, könnte ich bestimmt soviel lernen, daß ich schon einigermaßen mithalten würde. Ich hatte nur Angst, krank zu werden. Wenn ich an die Exhumierung der Toten bei dem Gefängnis denke, und an die

damit verbundene Gefahr einer Infektion, lag die Möglichkeit ernsthaft krank zu werden, garnicht sehr weit weg.

Gleich morgens, nach dem Essen und dem ersten Zählappell, verließen wir das Lager. Man hatte uns gesagt, daß wir weiter nach Osten, ins Landesinnere, verlegt würden. Es würde dort mit Sicherheit vieles besser sein als hier. Kirowograd wäre halt nur ein Auffanglager, in dem längst nicht alles so wäre wie es von der Sowjetregierung angeordnet sei. Das Lager aber, in das wir kämen, wäre ein Arbeitslager. Mir persönlich war das recht. Kirowograd mit seinem Ungeziefer, den mehr als miserablen Baracken, dem ungeheuer schlechtem Essen, war auf die Dauer ohne gesundheitlichen Schaden zu nehmen, nicht erträglich. Ich stellte es mir wir einen Alptraum vor, hier länger als ein Jahr leben zu müssen.

Wir gingen, marschieren konnte man zu unserer Fortbewegung nicht sagen, kompanieweise, natürlich nach einer Zählung, die peinlichst genau vorgenommen wurde und die unendlich lange dauerte, zum Lagertor hinaus. Diesmal waren weit mehr Wachsoldaten um uns herum als sonst. Bei einem Arbeitseinsatz waren höchstens sechs Wachsoldaten. Scheinbar meinte die Lagerleitung, von uns schwachen Kerlen würde der eine oder andere auf dem Weg zum Bahnhof auf den blöden Gedanken kommen, abzuhauen. Dafür waren wir nicht mehr in der Lage. Fünf Wochen Hunger und Entbehrungen hatten aus ehemals kräftigen Soldaten, ausgemergelte, kraftlose, farblose Gespenster gemacht. Ob das gesamte Lager verlegt wurde, das weiß ich nicht. Die Kompanie zu der ich gehörte, war eine der ersten die das Lager verließen. Der Weg durch die Stadt war nicht sehr lang, ich war ihn schon einmal gegangen. Auf dem Verladebahnhof angekommen, wurden wir auf die dort stehenden Waggons verteilt. Ich kam, vor gut einem Jahr, bei unserer Verlegung von Nordfrankreich nach Rußland auch in einem Viehwaggon, der allerdings für den Transport von Truppen umgebaut worden war, in Charkow an. Was ich aber hier, bei diesem Transport von Kirowograd nach Kursk erlebte, war fast nicht zu glauben.

Die kleinsten Waggons, die die russische Eisenbahn hatte, standen da um uns aufzunehmen. Kein Stroh lag darin, keine Decken, nichts was uns das Liegen oder Sitzen ermöglicht hätte, war da. Nur der harte Boden, nur die harten Bretter, und die waren nicht sauber. Keine Sitzgelegenheit, kein Ablegebrett, nichts, nur der blanke Boden. Die Schiebetür, die gegenüber liegende der Eingangstür, war bis auf einen Spalt von ca. 30 cm, zugezogen und zugenagelt. Den Spalt zwischen Tür und Waggonwand, hatte man so mit Bretter vernagelt, daß über dem Waggonboden ein Loch von ca 30 X 30 cm, entstand. Die Eingangstür wurde, nach dem der Waggon voll belegt war, zugeschoben und verriegelt. In diesem kleinen Waggon, nicht länger als höchstens 8 Meter und vielleicht 3 Meter breit, befanden sich 38 bis 40 Gefangene. Die Frischluftzufuhr geschah durch zwei sich schräg gegenüber liegende Luken, die knapp unter der Waggondecke waren. Diese Luken waren

selbstverständlich mit Stacheldraht vergittert. Die restlichen zwei Luken des Waggons waren sogar zugenagelt. Daß wir keine Luxuswaggons bekamen, war mir klar, daß aber überhaupt nichts im Waggon war, das den Transport einigermaßen menschlich gemacht hätte, war niederschmetternd. Das war schon zum Heulen. Nur Tiere, Pferde, Kühe oder Schafe werden so tranportiert, aber keine Menschen. Und so ein Waggon war für die nächsten Tage unsere Unterkunft. Wie werden wir das aushalten? Kann ein Mensch das überhaupt ertragen? Muß man da nicht verrückt werden? Eingesperrt in so einen kleinen Raum, so viele Menschen ganz eng zusammen gepfercht? Gut, daß man nicht in die Zukunft sehen kann. Gut, daß doch noch eine winzigkleine Kraftreserve da war, gut, daß, wenigstens von mir kann ich das sagen, ein starker Wille zum Durchhalten vorhanden war. Das Schlimmste kam aber noch. Als Eßgeschirr hatte jeder nur die schon einmal beschriebene Konservendose, nur einen Holzlöffel, wie die Russen, sonst nichts. Die Dose benötigten wir für die nächsten Tage nur für Wasser. Eine warme Mahlzeit, selbst wenn es eine wäßrige Suppe wie in Kirowograd gewesen wäre, gab es nicht. Das einzige Nahrungsmittel, das wir während des Transportes bekamen, war Brot. Die ersten drei oder vier Tage war das noch frisch und genießbar, wenn auch am vierten Tag etwas trocken. Aber, ab dem sechsten oder siebten Tag, war das Brot mehr oder weniger verschimmelt. Scheinbar war es falsch gelagert worden. Chemische Zusätze, die den Schimmel verhindert hätten, gab es damals noch nicht. Der Schimmel hatte alle mögliche Farben, grün, grau, gelb, orange und war oft so stark, daß man das Brot kaum anfassen konnte. So stark verschimmeltes Brot oder ein anderes Lebensmittel hatte ich noch nie gesehen. Ich hatte auch keine Ahnung, daß Schimmel so schöne Farben haben kann. Bei jeder schnellen Handbewegung oder dem kleinsten Ruck mit einem Stückchen Brot stiegen kleine Wolken farbigen Schimmels auf. Wenn einmal ein Sonnenstrahl durch eine der nur vergitterten Luken fiel und dabei den in der Luft schwebenden Schimmel traf, sah das sogar wie verspielt aus. Das Brot sah wie bunte Plastikschwämme aus. Und trotzdem wurde es, wenn man den meisten Schimmel heraus geklopft hatte, von uns gegessen. Es gab ja nur einmal am Tage dieses Brot. Daß nur ganz wenige von uns Durchfall und Magenschmerzen oder sonst eine ernsthafte Erkrankung bekamen, kann man kaum glauben. Damals, während der Horrorfahrt von Kirowograd nach Kursk, als jeder für den kleinsten Bissen verschimmeltes Brot dankbar war, bekam ich Ehrfurcht vor dem besten aller Lebensmittel, vor Brot. Ich habe seit diesen Tagen nie mehr Brot, und war es auch noch so hart und alt, fort geworfen. Unser Leben hing buchstäblich an 600 g. Brot. Kann ein Mensch auf die Dauer mit solch einer geringen Menge am Leben bleiben?

Der Mensch hält viel mehr aus, als man ohnehin glauben kann. Die Folgen dieses verschimmelten Brotes waren, wie gesagt, Magenschmerzen und Durchfall. Und hier kam das beschriebene, 30 X 30 cm große Loch an der Waggontür, zur Geltung. Das war nämlich unsere Latrine. Wenn einer von uns sein Geschäft verrichten mußte, was zum Glück wegen der geringen Nahrung die wir bekamen nicht oft der Fall war, ganz egal ob groß oder klein, mußte er

sich vor dieses Loch hinsetzen oder hinknien. Jetzt war es sogar gut, daß wir so wenig zum Essen oder Trinken bekamen. Zum Trinken bekamen wir nur lauwarmes Wasser. Was nach Beendigung der Notdurft, vor dem Loch lag, wurde einfach mit einer Hand hinaus geworfen oder hinaus gekratzt. Das muß man sich einmal vorstellen. Wir waren ja alle arm dran, die armen Kerle aber erst, die dort an dem Loch lagen oder saßen, die waren nicht zu beneiden. Dieser bestialische Gestank den ganzen Tag in der Nase. Der Gestank von Kot und Urin war oft unerträglich. Wasserlassen ging gerade noch, aber das große Geschäft, dazu noch Durchfall, das war eine Katastrophe. Die ganze lange Zeit in der wir auf Transport waren, lagen die mit dem Kopf, quasi in der Scheiße. Die vielen Fliegen die dort herum flogen, waren die einzigen Lebewesen, die satt wurden. Hinzu kam noch, daß es jetzt, Anfang Mai, doch schon die Sonne recht kräftig schien. Über Tag war es oft drückend heiß, in der Nacht allerdings war es noch kühl.

Wo wir waren, welche Strecke wir fuhren und wohin die Fahrt ging, konnte niemand während der ganzen Tage feststellen. Niemand hätte außerdem die Stationsschilder lesen können. Um zudem etwas sehen zu können, hätte man sich an eine der vergitterten Luken hochziehen müssen. Zu solch einer Kraftanstrengung waren wir alle aber viel zu schwach. Einen anderen hochheben, konnte auch niemand mehr. Auch dazu reichte die Kraft eben nicht mehr aus. Tagsüber schien die Sonne auf die Waggondächer, während der Nacht war es noch kühl.. Tagsüber rückten alle so weit wie möglich auseinander, in der Nacht lagen wir dicht bei dicht. Apathisch lagen oder hockten wir auf dem Holzboden. Jeder hing seinen Gedanken nach, Gespräche wurden nur selten geführt. Und die gingen nur um das uns alle bewegende Thema: Essen und Trinken. Selbst zum Streiten, was in unserer Lage durchaus möglich gewesen wäre, waren wir viel zu schwach. In der ganzen Zeit, in der wir in den Waggons eingesperrt waren, durften wir auch nicht nur einen Schritt vor die Tür. Jetzt kam wieder einmal die Frage auf: ist dies das uns versprochen e schöne Leben und die gute Behandlung?

Eines Tages, so zum Ende der Irrfahrt hin, wir hielten, wer weiß wie lange schon irgendwo auf fast freier Strecke, konnte man durch das Latrinenloch in der Tür in einiger Entfernung einen kleinen Bahnhof erkennen. Den ganzen Tag über hörten wir russische Wort, recht laut und in einem richtigen Wirrwarr. Wir ahnten, das mehr als wir wußten, daß die lauten Rufe Befehle waren, daß dort ein Zug mit Soldaten stand. Auf dem Nebengleis stand ein Truppentransport der zur Front ging. Feststellen konnten wir das, als gegen Abend die Tür geöffnet und uns das Brot für den nächsten Tag herein gereicht wurde. Ich nehme an, daß das, was dann kam, mit voller Absicht der Zugbegleitung geschah. Wir, die der Tür am nächsten stehenden Gefangenen konnten sehen, wie einige Waggons weiter nach rechts, Suppe oder Kascha aus dem Küchenwaggon des Transportzuges, weggeschüttet wurde. Genau vor die Tür eines Waggons, in dem Gefangene lagen und wahnsinnigen Hunger hatten. Ich war der Meinung und ich glaube, ich sah richtig, der Küchenbulle, der das

Essen zwischen die Züge schüttete, hatte eine riesengroße Freude an dieser Aktion. Unbändige Wut und Verzweiflung stiegen in uns auf und Tränen standen uns in den Augen. Können Menschen so grausam sein? Aber, was hatte ich in Kirowograd, beim Gefängnis gesehen? Die vielen ermordeten Menschen? War das, was hier geschah, eine Art Vergeltung für diese Scheußlichkeiten? Wollten sich die russischen Soldaten an uns rächen?

Ich entsinne mich, daß wir einmal einen ganzen langen Tag auf einer Stelle standen. Nichts rührte sich draußen. Von der Zugbegleitung oder den Wachsoldaten war weder etwas zu sehen noch zu hören. Die konnten beruhigt sein und sich einen schönen Tag machen. Wir waren ja wie in einer großen, riesigen Kiste, eingesperrt. Selbst wenn einer auf den dummen Gedanken gekommen wäre, abzuhauen, wie hätte er den Waggon verlassen können? Kraft und saftlos wie wir waren? Durch eine vergitterte Luke, durch das Latrinenloch an der Tür?

Es ist vom Schicksal her gut eingerichtet, daß alles einmal vorüber ist. Die schlimmste und qualvollste Zeit geht einmal zu Ende. So auch dieser Elendstransport. Eines Nachmittags, noch recht früh, der wievielte Tag unserer Reise es war, weiß ich nicht, hielten wir wieder einmal an. Durch das Lokusloch konnte einer sehen, daß wir auf einem Bahnhof mit zerstörten Schuppen und Gebäuden, standen. Oft genug hatten wir in den vergangenen Tagen auf freier Strecke halten müssen, diesmal aber hielten wir tatsächlich in einem Bahnhof. Es dauerte auch nicht mehr lange, bis draußen Laufen, Rufen und Bewegung entstanden. Wie seit Tagen nicht mehr. Dann hörten wir Worte, die nur Befehle sein konnten, und was in dieser Situation ganz neu und wie Musik in unseren Ohren klang, das Öffnen und Beiseiteschieben der Waggontüren. Wir waren scheinbar am Ziel unseres Transportes angekommen. Es dauerte allerdings noch gut 20 Minuten, bis auch unsere Waggontür geöffnet wurde. Wer jetzt gedacht hätte, er könne gleich hinausgehen, war ganz schlicht und einfach, enttäuscht. Schön, wie bei Preußens, einer nach dem andern, mußten wir die Waggons verlassen. Dabei wurde jedem Gefangenen von einem Offizier mit der Hand auf die Schulter getippt, so sah es jedenfalls für mich aus, als wäre damit bekräftigt, daß er gezählt und registriert worden ist.

Für viele von uns war der erste Schritt aus dem Waggon auf den Bahnsteig nach mehr als 14 Tagen Bahnfahrt, verhängnisvoll. Obwohl der Höhenunterschied zwischen Waggonboden und Bahnsteig bestimmt nicht mehr als höchstens 40 cm betrug, versagten so manchem von uns die Beine. Die Beine waren durch die lange Bahnfahrt und der damit verbundenen Untätigkeit kraftlos und steif geworden. Viele verloren beim Verlassen der Waggons das Gleichgewicht, die Beine versagten ihren Dienst und knickten einfach ein. Die armen Kerle fielen wie von Geisterhand getroffen nach vorne auf die Knie, kippten zur Seite und blieben wie ein Häufchen Elend liegen. Sehr vielen erging es so. Sie hatten nach den vielen Tagen der uns aufgezwungenen, eingeschränkten Bewegungsfreiheit keine Kraft mehr, diesen kleinen Schritt zu

tun. Auf dem ganzen Bahnsteig saßen oder lagen eine Unmenge Gefangener. Wer kann sich dieses Bild vorstellen? Es war zum Heulen. Erwachsene Menschen kauern vor Kraftlosigkeit und Hilflosigkeit wie Hunde auf dem Boden und sehen ihre Aufpasser mit bettelnden Augen an. Mir wurde klar, warum man den Gefangenentransport zum Ausladen, nicht wie es den Umständen entsprechend hätte sein können, draußen auf dem Güterbahnhof, auf einem Nebengleis, sondern auf einem Bahnsteig im Bahnhof mit dem kleinen Höhenunterschied zwischen Waggon. - und Erdboden, verbracht hatte. Hätten wir Gefangene unvorbereitet die Waggons verlassen sollen, wenn der Unterschied zwischen Waggonboden und Erdboden mehr als ein Meter betragen hätte, wie das auf einem Verladebahnhof meistens der Fall ist, keiner von uns wäre im Stande gewesen, ohne Schaden zu erleiden, diesen Schritt zu tun.

Wir bekamen nach gut einer Stunde den Befehl, vor dem Bahnhofsgebäude, das sehr stark beschädigt war, anzutreten. Wie gewohnt, in Fünferreihen. Ein Dutzendmal wurde gezählt, immer wieder von anderen Offizieren. Von denen die uns hierher gebracht hatten und übergaben und jenen, die uns übernahmen. Scheinbar war das Zählen einer so großen Zahl von Menschen nicht gerade die Stärke der verantwortlichen Leute. Diejenigen Gefangenen, die auf dem Bahnsteig zusammen gebrochen waren, waren in der Zwischenzeit mit Lkws in das Lager verbracht worden. Wir allerdings, die wir scheinbar noch etwas Kraft besaßen, mußten den Weg dorthin zu Fuß antreten. Wie gut, daß niemand wußte, wie weit der Weg war. Auf dem Weg zum Lager sind noch viele Landser, die bis hierher mit gehen konnten, zusammen gebrochen und liegen geblieben. Auch die wurden aufgesammelt und mit Lkws weiter transportiert. Das ganze war ein Trauermarsch. Mit hängenden Köpfen und schlurfenden Schritten schleppten wir uns den Berg hinauf. Welch ein trauriges Bild werden wir abgegeben haben? Graue, unterernährte, gebückte Gestalten in dreckigen und zerrissenen Uniformen der einmal so siegreichen deutschen Wehrmacht, gehen mit langsamen, müden und unkontrollierten Bewegungen, durch eine von einem mörderischen Krieg zu 80 % zerstörten Stadt. Bestimmt mehr als zwei Kilometer lang ist unser Weg. Das war unsere Ankunft in Kursk. Unseren Marsch in das Lager verfolgte eine große Menge Einwohner der Stadt. Zorn und Gewalt gegen uns Gefangene, oder gar Fußtritte und Hiebe, wie in den ersten Tagen der Gefangenschaft, noch sonstige Zeichen des Hasses, erlebte ich nicht. Eher Mitleid und Mitgefühl. Aber, die Leute, die da standen, waren durchweg ältere Menschen und die sahen in uns vielleicht die Verlierer des Krieges. Von jüngeren Russen habe ich hin und wieder schon einmal auch das Gegenteil erlebt.

Hier schildere ich nun, wie ich damals Kursk sah, wo die Stadt liegt, wie sie sich darstellte. Kursk liegt am Flüßchen "Sejm". Vom Bahnhof mit Güterschuppen und in einer Entfernung von einigen Hundert Metern, die Getreidemühle, führt eine Straße leicht ansteigend, in die eigentliche Stadt. Vorbei an sumpfigen Wiesen mit Weiden, nach rechts, damals wenigstens, fast unbebautes

Land. Erst in einer Entfernung von zwei bis dreihundert Meter, in halber Höhe der Straße standen die ersten Häuser. Die Straße war nicht sehr breit und unbefestigt. Oben in der Stadt, gut einen Kilometer vom Bahnhof entfernt, ist eine Straßenkreuzung. Links, wo Hochhäuser standen, ging es wieder abwärts in die Stadtmitte mit den Verwaltungsgebäuden, der Post, gerade aus in ein Industriegebiet und nach rechts, zur Stadt hinaus, führte die Rollbahn über Orel, Tula nach Moskau. Auf dieser Anhöhe, der höchsten Erhebung von Kursk, von wo aus man einen sehr schönen Blick über das langgestreckte Tal und die daran anschließende Ebene hatte, standen eigentlich nicht mehr viele Häuser. Ich entsinne mich nur noch auf die Brotfabrik, eine Werkstatt für Traktoren und Lkws., einen Friedhof, umgeben von einer Mauer, daneben ein kleines, einfaches Häuschen und dann kam freies Land, keine Häuser mehr. Dies alles auf der linken Seite der Rollbahn. Gegenüber, auf der rechten Straßenseite, wiederum gut einen Kilometer von der Straßenkreuzung entfernt, lag in einer ehemaligen Kaserne das Gefangenenlager mit den dazu gehörigen Gebäuden. Eine kleine, nicht befestigte Straße ging zum Haupttor, zu den Unterkünften der Offiziere, der Wachsoldaten und dem Lazarett. Zwischen der Straßenkreuzung und dem Lager war nur eine große freie Fläche und darauf standen eine Ziegelei und ein Sägewerk. Wohnhäuser standen dort nur ganz wenige und die waren recht klein. Eben so, wie sie am Rande jeder Stadt in Rußland zu sehen waren. Aus Holz erbaut, umgeben von einem kleinen Garten. Mehr oder weniger gepflegt. Die ersten, hohen, aus Backsteinen erbauten Häuser oder Wohnblocks, standen an dieser großen Kreuzung. Kursk war durch die Kriegseinwirkungen gut zu 80 % zerstört. Die schon erwähnten Wohnblocks waren fast alle ausgebrannt oder zerschossen. Überall waren die Spuren des Krieges mehr als deutlich zu sehen. Von der Kreuzung zur Stadtmitte hin, lagen unter anderem rechts eine große Kindertagesstätte, eine Kadettenanstalt, ein Offizierskasino, das Theater, zur Linken standen fast nur Wohnhäuser und ganz auffällig, eine große Kirche mit einem sehr schönen Turm. (Die Kirche war nicht zerstört) Die Straße mündete auf dem Roten Platz. Jede Stadt und jedes größere Dorf hat einen Roten Platz und auf dem war die Stadtverwaltung, der Stadtsowjet, das Postamt und eine Bibliothek. Diese Straße führte in einem weiten Bogen weiter abwärts zum Elektrizitätswerk, "Opel zess" oder so ähnlich nannten es die Russen, mit Kohlenlager und Ausladegleis, der besagten Getreidemühle und einem großen Marktplatz. In der Nähe des Theaters war ein recht großer Park. Die Bäume waren zum größten Teil abgeholzt und als Feuerholz verbrannt worden. In diesem Park gab es viele Nachtigallen, weswegen man Kursk auch die "Stadt der Nachtigallen" nannte. Gehört habe ich allerdings keine. In diese, fast 80000 Einwohner zählende Stadt, kam ich als Kriegsgefangener, als "Woina Plenni", wie wir auf russisch hießen. Es war um den 10. Mai 1944. Hier sollte für lange Zeit mein Aufenthalt sein. Wie ich sie erlebte und was ich dort erlebte, steht in nächsten Kapitel. Es war nicht alles schlecht. Ich habe auch Gutes erlebt, an das ich mich gerne und oft erinnere. Kursk hatte vor dem Krieg und während der deutschen Besetzung, eine für russische Verhältnisse gut

funktionierende, moderne Straßenbahn. Zwei Linien führten durch die größeren Straßen und Plätze der Stadt, die wichtigsten, öffentlichen Gebäude waren damit gut zu erreichen. Vom Bahnhof zur Brotfabrik am Anfang der Rollbahn nach Moskau, stadteinwärts über den Roten Platz zur Getreidemühle und zum E. Werk am Fluß. Die Straßenbahn war eine der ersten öffentlichen Einrichtungen, die nicht lange nach Kriegsende wieder funktionierte. Selbstverständlich auch die Verwaltung, der Stadtsowjet

Im Anschluß an die Schilderung meiner Ankunft in Kursk und dem Marsch ins Lager, will ich einen Marsch deutschen Kriegsgefangener durch Moskau schildern. Die Zeit meiner Erzählung dürfte die gleiche gewesen sein wie die eben erwähnte. Um der Bevölkerung Moskaus, das im Krieg weder eingenommen und auch nicht zerstört worden war, aber auch anderen Nationen zu zeigen, wie primitiv, armselig, minderwertig, heruntergekommen und respektlos die deutschen Aggressoren seien, wurden einige Tausend deutscher Kriegsgefangener, wie eine riesengroße Hammelherde durch die Innenstadt, über die größten Plätze und die breitesten Straßen der Stadt getrieben. Diese armen Kerle, die eben so wie ich und vielleicht noch länger in Gefangenschaft waren und von daher fast nur noch Fetzen von Uniformen anhatten, die seit der Zeit nicht mehr gewaschen oder gereinigt und schon garnicht gebügelt worden waren, deren Gesichter unrasiert und verschmutzt waren, wann konnte man sich den waschen, die nur noch langsam gebückt und krumm gehen konnten, sollten ein Beispiel dafür sein, wie hoch die Russen uns Deutschen überlegen waren und siegreich sie letzten Endes sind. Zu all dem hatte man den Gefangenen schon Tage vor diesem Marsch, Schuhe, Strümpfe oder Lappen abgenommen nur das Allernotwendigste an Essen und Trinken gegeben. Am Tage des Marsches durch Moskau gab man ihnen aber so reichlich und so fettes Essen und soviel zu Trinken, daß die meisten Gefangenen in den Straßen der Stadt einfach nicht anders konnten, als sich hinsetzten, sich übergeben, urinieren oder sonst ihre Notdurft verrichten mußten. Hunderte sollen auf diese Weise den Anschluß an die Kolonne verloren haben und einfach auf den Straßen liegen geblieben sein. Und das zum Gespött und Ergötzen der Zuschauer am Straßenrand. Im Verlauf des Marsches soll es zu Ausschreitungen und Schlägereien seitens der russischen Bevölkerung gegenüber den Gefangenen gekommen sein. Den Marsch durch die Stadt soll von ausländischen Radiostationen und Pressereportern aufgenommen, gesendet und in den Zeitungen verbreitet worden sein. Man braucht nicht viel Phantasie um sich vorzustellen, welches Bild die Gefangenen abgegeben haben. Da sitzen, liegen und wanken gestandene Männer, denen man alle Würde brutal genommen hat, zum Ergötzen anderer Leute, die sich an diesen Bildern erfreuen, kraftlos, ehrlos und hoffnungslos durch eine Millionenstadt. Eine Sache, die nach meiner Ansicht, nur die fehlende Intelligenz und Achtung vor der Menschenwürde der Sieger, zeigt. Ich muß hier aber noch anfügen, ich habe diese Sache nicht selbst erlebt, ich weiß sie nur von einem Gefangenen, der seinen Aussagen nach, bei diesem Marsch mit dabei war. Diese

Geschichte machte in allen Gefangenenlager die Runde. Sie wird wohl so wie geschildert, passiert sein.

Im Hauptlager in Kursk

Das genaue Datum meiner Ankunft in Kursk kann ich leider nicht angeben. Die Zeitrechnung hatte in Kirowograd nur einige Tage funktioniert und war mir während unseres Transportes vollkommen verloren gegangen. Waren wir 10 Tage oder mehr unterwegs? Aufzeichnungen konnte ich auch keine machen. Außer leeren Hosen.- und Jackentaschen und der schon beschriebenen leeren Konservendose mit dem Holzlöffel, besaß ich nichts. Bleistifte und Papier zum Schreiben gab es damals nicht. Hier muß also mein Gedächtnis weiter helfen.

Die genaue Reihenfolge im Ablauf der Zeit dürfte ab und zu einmal verkehrt sein, aber das spielt ja keine große Rolle. Ob ich zuerst in "Opel zess" das Elektrizitätswerk der Stadt, oder in der "Mulniza" der Getreidemühle gearbeitet hatte, oder umgekehrt, ist letzten Endes so egal. Hauptsache ist doch, daß ich das heute, am 29. März 1995, noch ganz klar und deutlich sehe, daß ich meine Erlebnisse noch zu Papier bringen kann. Im Gegensatz zu anderen, die sich nicht erinnern wollen oder können. Ich weiß es noch.

Meine Ankunft kann um den 10. Mai gewesen sein. So gegen 14:00 Uhr. Jedenfalls am Nachmittag. Auf dem Bahnhof von Kursk stiegen wir aus; wie, habe ich bereits geschildert. Ich bin bei denen, die noch soviel Kraft besitzen, um den Weg ins Lager zu Fuß zu gehen. Zwei bis drei hundert Meter nach dem Bahnhof, steigt die Straße leicht an. Nur wenige Gebäude stehen hier. Nach gut 1 Kilometer kommen wir zu einer Straßenkreuzung, biegen nach rechts ab und sind nach weiteren 1 - 2 Kilometer am Gefangenenlager. Gut, daß das Wetter trocken und sonnig war, denn immer wieder brach einer von uns während dieses Marsches aus Entkräftung zusammen. Nicht gerade übertrieben menschlich, aber doch human wird er von der Begleitmannschaft auf einen Lkw. gehoben und ins Lager gefahren. Einigemal mußte er schon fahren. Ich weiß nicht, wieviele Gefangene wir waren, über 1500 bestimmt. Unser Marsch vom Bahnhof zum Lager wurde von einer großen Menge Zivilisten verfolgt. Ich kann mich nicht entsinnen, irgendwelche Äußerungen von Haß oder gar Gewalt erlebt zu haben. Wir machten bestimmt einen ganz schrecklichen und verhungerten Eindruck auf die Menschen am Straßenrand. Was hatten wir denn gegessen in den letzten 14 Tagen? Wie sahen unsere verdreckten Uniformen aus und unsere unrasierten, mageren Gesichter? Verdreckt waren wir, zerlumpt und abgemagert. Unser Marsch war nur ein langsames, kraftloses Schleichen. Ich war heilfroh, als wir im Lager angekommen waren und ich mich setzen konnte. So wie wir in das Lager kamen,

gerade dort wo wir standen, legten oder hockten wir uns hin. Ich war froh endlich wieder im Freien zu sein.

Im Lager waren bis dahin nicht allzuviele Gefangene. Meist waren es Ausländer, die einmal bei der deutschen Wehrmacht Soldat waren. Es waren Angehörige aus allen möglichen ausländischen Divisionen. So z.B.. der französischen Division, der belgischen, der Flämischen, der ungarischen, der tschechischen, der polnischen, der spanischen, der holländischen, der italienischen, der jugoslawischen und so weiter. Diese Divisionen hatten alle besondere Namen, die ihre Verbundenheit zu Deutschland dokumentieren sollte. Die Angehörige waren in der Mehrzahl Deutschstämmige oder doch Sympathisanten Deutschlands. Die größte Gruppe waren die Österreicher. Obwohl sie nach dem damals geltenden Recht, Deutsche waren. Österreich war ein Gau Deutschlands, der Gau "Ostmark". Kam aber ein Österreicher in Gefangenschaft, dann war er kein Deutscher mehr. Er war dann ein "Austriz". So jedenfalls nannten sie sich. Wir, die Deutschen, waren die "Frietz" oder "Nemzis". Die zweitgrößte Ausländerkompanie war die polnische. Der "Dicke Anton" war ihr Kompanieführer und gleichzeitig unser Lagerführer. Sein Stellvertreter war ein Ungar und hieß genau wie ich, HEINRICH HEIL. Während eines Gespräches, das ich einmal mit ihm hatte, als ich im Kommando unsere Lagerkolchose arbeitete, sagte er mir, daß seine Vorfahren vor gut 150 Jahren aus der Gegend von Kaiserslautern in die Gegend vom Plattensee ausgewandert waren. Möglicherweise ist er mit uns verwandt. Obwohl viele junge Russen in der deutschen Wehrmacht als "Hiwis", d.h. Hilfswillige Dienst gemacht hatten, gab es keine russische Kompanie. Wenn Angehörige der russischen Division in Gefangenschaft kamen, wurden sie meist sofort erschossen oder kamen nach Sibirien zur Zwangsarbeit. Dort entgingen sie nur in den seltensten Fällen einem jämmerlichen Tod.

Wir waren nun im Kursker Lager und wurden so, wie wir vom Bahnhof abmarschierten und hier ankamen, in Kompanien eingeteilt und in die jeweiligen Kasernenblöcke eingewiesen. Die Kasernen waren vier oder fünf zweigeschossige Ziegelbauten, die in einer Reihe standen. Außerhalb des doppelten Stacheldrahtzaunes lagen die Wachstube und das Lagerlazarett. Innerhalb des Zaunes, den Unterkünften gegenüber, waren die Küche mit Brotraum, links daneben das Produktenlager mit Kartoffelkeller. Rechts von dem Küchenbau war ein Pferdestall, der aber auch als Unterkunft diente und in Verlängerung daran, ein etwas kleinerer, niederer, einstöckiger Holzbau. Das war die Schreinerei und die Stellmacherei. Gleich daneben, in einem weiteren Bau war im Erdgeschoß die Lagerleitung und im Obergeschoß die Unterkunft von einigen, ehemaligen deutschen Offizieren. Neben diesem Bau lag ein etwas kleinerer, jedoch auch zweistöckiger Bau. Im Erdgeschoß die Krankenstube mit Untersuchungsraum und in der nächsten Etage die Stuben des Küchenpersonals. Die nur leicht erkrankten Gefangenen wurden im Gegensatz zu den Schwerkranken, in der Krankenstube behandelt und betreut. Die Schwerkranken kamen in das Lagerlazarett. Gleich neben dem Lagereingang war die Badeanstalt mit

den Entlausungsstation und die Friseurstube. Zentral gelegen und von allen Seiten gut erreichbar, war die große Latrine. Gut und gerne 15 Meter lang, an allen vier Ecken die Eingänge. Zwei geschälte, glatte Balken, dahinter eine Art spanische Wand und die Grube gut 2 Meter tief. Die ganze Anlage war sehr sauber. Wesentlich besser und hygienischer als die in Kirowograd. Ein sehr beliebtes Kommando war die Scheinwerferbatterie. Die fuhren mit großen Holzfässern von ca. 300 l Inhalt, die von den vielen Gefangenen anfallende Scheiße hinaus in das Gelände in einen tiefen Graben. Der lag ungefähr 400 - 500 Meter nach rechts an der Rollbahn in einem abfallenden Gelände. Wenn wir zur Lagerkolchose gingen, mußten wir daran vorbei. Ein ganz fürchterlicher Gestank wehte uns dann entgegen. Obwohl die Kerle der Scheinwerferbatterie diesen Gestank auch in ihren Kleidern hatten, wollte jeder dort dabei sein. Beliebt war dieses Kommando wegen der Nachschläge die sie recht oft in der Küche für ihre stinkende Arbeit bekamen. Mich hat es trotz dieser Nachschläge nicht zu dem Kommando gezogen. Scheinwerferbatterie hieß es, weil die hölzernen Fässer, die oben offen waren und die, natürlich jedes für sich, auf einem zweirädrigen Karren montiert waren, an einen Scheinwerfer der Flak erinnerte.

Wir waren nun im Lager und auf die einzelnen Gebäude verteilt worden. Wer aber geglaubt hatte, daß die Unterkunft hier viel besser als die in Kirowograd sei, wurde enttäuscht. Zwar waren die Räume auch noch recht groß und auch hier gab es nur zweistöckige hölzerne Pritschen. Keine Strohsäcke, geschweige Matratzen, kein Kopfkissen und auch keine Wolldecken zum Zudecken. Aber, sie waren viel, viel sauberer als in Kirowograd. Das Lager hier war noch nicht fertig eingerichtet. Es mußte noch sehr viel getan werden bis es für einen Daueraufenthalt von einigen Tausend Gefangenen geeignet war. Zudem hätten Wolldecken, Kopfkissen und Strohsäcke die immer wiederkehrende Entlausung unmöglich gemacht oder zumindest, erheblich erschwert.

Zum Abend gab es das erste, vernünftige Essen nach fast zwei Wochen Hunger. In einem großen Speisesaal, der an der Küche angebaut war, wurde kompanieweise gegessen. Dabei gingen wir von der Stirnseite des Hauses her, in zwei Reihen, je eine links und rechts der Tischreihen, bis zu den in der Stirnseite des großen Saales angebrachten Ausgabeschalter. Am ersten Schalter erhielt jeder ein Stück Brot von 200 g und am nächsten in einer kleinen Emailleschüssel, eine Suppe. Das ganze Essen wurde an langen Tischen, an denen man sogar sitzen konnte, gegessen. Dies alles war ein großer Fortschritt gegenüber der Esserei in Kirowograd. Es kommt also doch eine gewisse Ordnung in das Leben. Eine Kompanie nach der anderen kam an die Reihe. Jeden Tag begann eine andere. Damit wurde gewährleistet, daß keine bevorzugt oder benachteiligt wurde. Der Kompanieführer meldete am Brotschalter seine Kompanie mit der Anzahl der Leute und paßte auf, daß sich kein Fremder einschmuggelte und sich somit eine zweite Ration ergaunerte. Zum Mittagessen gab es hier, außer der üblichen Suppe, eine Portion

"Kascha". Kascha war ein Brei aus Hirse oder Graupen, Kartoffeln oder Buchweizen, ganz selten aus grauem Reis. Die Portionen waren nicht sonderlich groß, ich schätze so an die 200 g. Ab und zu fand man auch einmal ein kleines Stückchen Fleisch im Essen. Die kleinen Emailleschüsseln, aus denen wir aßen, hatten im Lager den ungarischen Namen, "Misky". War eine Kompanie oder eine Brigade fertig mit dem Essen, wurden die Miskys zum Spülen vom Küchendienst der jeweiligen Kompanie in die Spülküche gebracht. Dies war ein ganz beliebter Sonderdienst, wenn er auch zusätzlich und freiwillig getan werden mußte. Ab und zu bekam man dort, wenn man fleißig war, schon einmal einen Nachschlag von einem Angehörigen des Küchenpersonals. Ich entsinne mich, daß ich dort auch einmal als Spüler tätig war. Wenn das Spülwasser auch sehr heiß war und die Hände arg strapazierte, die Aussicht auf ein zusätzliches Essen hob alle Bedenken auf. Natürlich gab hin und wieder schon einmal Zwischenfälle oder Mißverständnisse. Die gibt es überall und immer wieder Daß das ganze Lagerleben in solch einem großen Lager, mit dem vielen Drum und Dran, so gut klappte, daß nur wenige und unvorhersehbare Ereignisse passierten, hat mich oft erstaunt. Es war schon eine schwere Aufgabe, dies alles so zu organisieren, daß keine oder nur unwesentliche Ausfälle vorkamen.

Besonders beliebt war die Mithilfe beim Abladen des Brotes. Ein Lager, mit der Belegung von etlichen Tausend Gefangenen, mußte täglich mit Brot versorgt werden. Die Anlieferung erfolgte meist bei Nacht. Es kam oft vor, daß das Lieferauto erst gegen Mitternacht im Lager erschien. Dann standen immer schon eine ganze Anzahl Gefangener in der Nähe des Küchentraktes bereit, um auf den Wink vom Küchenchef hin, den Brotschneidern beim Abladen zu helfen. Auch ich habe des öfteren dort helfen können. Als Belohnung bekam ich dann ein recht schönes Stück Brot. Wenn man bedenkt, daß mehr als 2000, vielleicht waren wir sogar mehr als 2500 Gefangene die im Lager lebten und viele von ihnen täglich fast 1 kg Brot erhielten, kann man sich ausrechnen, was da gebraucht wurde. Die genaue Anzahl der Gefangenen konnte natürlich ein Uneingeweihter niemals erfahren. Von daher ist es durchaus möglich, daß die Zahl 2000 nur eine ungefähre Zahl ist. Wenn man die Zahl der Gefangenen hinzu nimmt, die in den Nebenlägern war, lag die Zahl bestimmt wesentlich höher.

Das erste Arbeitskommando

Wie uns bei der Gefangennahme vorausgesagt worden war, mußten wir mit Aufräumungsarbeiten und der Beseitigung von Kriegsschäden beginnen. Lange Zeit, uns von den Strapazen des qualvollen Bahntransportes auch nur etwas zu erholen und wieder einigermaßen zu Kräften zu kommen, was bei der schmalen Kost die wir erhielten, sowieso fast unmöglich war, blieb uns

nicht. Am ersten Tag, nach dem Frühstück, wenn man so sagen will, wurden erstmal unsere Klamotten entlaust, wir mußten baden und daran anschließend wurden wir rasiert. Alles Sachen, die in Kirowograd nicht möglich waren. Schon am zweiten oder dritten Tag nach unserem Eintreffen in Kursk wurden wir zu den ersten Arbeiten eingeteilt. Nach dem morgendlichen Zählappell und der ersten Mahlzeit, die hier in Kursk doch wesentlich besser als in Kirowograd war, mußten wir auf dem freien Platz bei der Badeanstalt, antreten. An der Budka standen eine ganze Reihe Soldaten und auch Zivilisten. Ich hatte schon in Kirowograd die Erfahrung gemacht, daß eine Ansammlung derartiger Leute immer etwas mit Arbeitseinsatz zu tun hat.

Meine Vermutung bestätigte sich auch in den nächsten fünfzehn Minuten. Die Einteilung in die jeweiligen Kommandos ging recht schnell. Große Brigaden, so nannten die Russen mit Vorliebe ein Arbeitskommando, wurden nicht zusammen gestellt. Ich kam zu einem Kommando von ungefähr 30 Mann. Wir passierten nach dreimaligen Zählen das erste, dann das zweite mit Stacheldraht bespannte Tor und blieben draußen für einige Minuten stehen. Ein Soldat, Rangabzeichen sah ich keine, unterschrieb irgendeinen Wisch, vielleicht war es die Quittung über unseren Erhalt und sagte dann etwas in russischer Sprache. Kein Mensch verstand ihn. Aber, unmißverständlich waren seine Gesten und sein Gesichtsausdruck. Grimmig hat er uns angeschaut und dann plötzlich beide Fäuste vor den Bauch gehalten, so wie man eine MP hält und damit schießt und ratatata geschrien. Wir alle wußten Bescheid. Er wollte uns damit zu verstehen geben, wer abhaut, den fangen wir wieder ein, mit dem wird kurzer Prozeß gemacht, der wird erschossen. Armer Irrer, wer von uns kann und will in dem augenblicklichen, miserablen Zustand, abhauen? Nur ein törichter Mensch kann auf solche Gedanken kommen Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, man hätte lachen müssen.

Nach dieser gestenreichen Belehrung, die zwar echt aber doch auch wieder komisch war, marschierten wir den kleinen Weg zur Rollbahn hoch, bogen dort nach rechts ab in Richtung freies Gelände. Nach 800 bis 900 Meter verließen wir die Rollbahn, gingen noch einmal ca 300 Meter, wieder nach rechts und standen unvermittelt vor einem an die 6 bis 8 Meter tiefen und ungefähr 10 Meter breiten Graben. Dieser Graben war durch Wassereinbruch von der Rollbahn her entstanden. Er war ca 1 Kilometer lang und mündete in einem sumpfigen Wiesengelände, ganz in der Nähe des Flusses. Ich habe in dem Gelände dort unten nie jemand arbeiten gesehen. Auch später nicht, als ich auf einem Holzplatz gearbeitet habe.

Lange brauchten wir nicht auf unsere Arbeit zu warten. Unsere Aufgabe wurde uns, wiederum mit Gesten, Gebärden und vielen Worten, die wir auch diesmal nicht verstanden, von einem der beiden Soldaten erklärt. Der tiefe Graben und das daran anschließende morastige Wiesengelände waren auf dieser Seite ein sehr guter Schutz der Stadt Kursk vor Panzerangriffen. Der Geländeabschnitt von der Rollbahn bis zum Beginn des Grabens aber nicht. Und

dieser 300 Meter lange Abschnitt war von den deutschen Soldaten beim Angriff der Russen auf Kursk, vermint worden. Wir, die Gefangenen, sollten diese Minen wieder ausgraben. Wir konnten nun auch feststellen, daß der Soldat, der uns hierher gebracht hatte, ein Sachverständiger für Minen, ein Feuerwerker war. Er und noch ein zweiter Soldat erklärten uns, wieder mit vielen Gesten, Gebärden und unverstandenen Worten, wie wir die Minen aufzuspüren, auszugraben, anzufassen und wegtragen müßten.

Die Reaktion auf dieses Ansinnen, die Räumung der Minen, kam für die Russen wie aus heiterem Himmel. Wer bei diesem Kommando unser Sprecher war, bei jedem Kommando gab es einen aus unseren Reihen, wer hier den Mut und das Wissen hatte, diese Arbeit zu verweigern und abzulehnen, weiß ich nicht. Unsere Arbeitsverweigerung traf die zwei verantwortlichen Soldaten ganz unvermittelt und überraschend. Da half auch keine Androhung von Gewalt oder Handgreiflichkeiten. Wir blieben hartnäckig bei unserem Nein zu dieser Arbeit. Stur wie Panzer blieben wir stehen oder liegen, rührten keinen Spaten und keine Hacke an. Erstaunlich bei der Sache war, daß alle, keiner machte da eine Ausnahme, bei der ablehnenden Haltung blieben. Bei anderen, vielleicht weniger gefährlichen Arbeiten, war schon mal ein Feigling dabei, der die Anweisungen der Aufsicht oft blindlings befolgte. Bei dieser Arbeit, bei der für Leute, die nicht speziell ausgebildet waren, eine große Gefahr bestand, standen alle hinter unserem selbst ernannten Sprecher.

Zum Mittagessen wurden wir zurück ins Lager gebracht. Dort ging der Zirkus erst richtig los. Unser Kommandoführer berichtete natürlich dem "Natschalnik", dem Vorgesetzten für Arbeit und die Einteilung der Arbeitskommandos, von unserer Arbeitsverweigerung bei der Minensuche. Der hatte zum Glück Verständnis für unsere Lage. Scheinbar kannte er auch die "Genfer Vereinbarungen von H. Dunat, die am 22.8.1864" verfaßt worden waren. In diesen Vereinbarungen wird u.a. festgelegt, daß Kriegsgefangene human und ausreichend versorgt werden müssen und daß sie keine militärischen Arbeiten bei den Verwahrmächten ausüben brauchen und dürfen. Somit war unser Verhalten ganz legal und wurde von der Lagerleitung auch akzeptiert. Schließlich haben Kriegsgefangene, wenn auch nur kleine, so doch einige Rechte. Vielleicht hatte aber die Lagerleitung ganz einfach nur Angst. Angst vor dem Verlust unserer Arbeitskraft und der damit verbundenen Untersuchung und Verantwortung von vermeidbaren Totesfällen Das Ergebnis unseres Streiks, ein weiterer folgte später, sahen wir schon am nächsten Morgen. Als unsere Brigade aufgerufen wurden, wollte keiner von uns, die wir gestern dort waren, heute noch einmal hin. Nur das Versprechen der Lagerleitung, daß wir keine Minen räumen müßten, veranlaßte uns, mit den aufsichtsführenden Soldaten auf die Arbeitsstelle zu gehen. Unsere neue Arbeit war, das fragliche Gelände weiträumig mit einem Zaun zu markieren. Zu diesem Zweck wurden Löcher im Abstand von ungefähr 5 Meter in die Erde gegraben. Gegraben ist eigentlich etwas untertrieben. Nur jeder zweite Gefangene erhielt einen Spaten, die restlichen mußten die zum Glück recht lockere Erde, mit Konservenbüchsen

ausheben. In diese Löcher stellten wir Holzpfähle, die 1,5 Meter über den Erdboden reichten und stampften sie fest. Nun wurden 4 oder 5 Reihen Stacheldraht, der scheinbar aus Wehrmachtsbeständen stammte, gespannt, festgezurrt und mit Nägeln angenagelt. Verwunderlich war, daß soviel Material für diese Maßnahme vorhanden war. Triebfeder der Angst war wohl die Annahme, daß hier Zivilisten zu Schaden kommen könnten.

Frag nur niemand, wie unsere Hände nach einer Woche Arbeit auf dieser Arbeitsstelle aussahen. Ohne Handschuhe, nur mit einem Lappen, die man uns großzügigerweise zur Verfügung gestellt hatte, um die Hände gewickelt, konnten wir die Drähte zwischen die Pfähle spannen. Daß hierbei überall die Haut aufgerissen wurde und blutete, war bei vielen der Fall. Eine Versorgung der Rißwunden blieb aus. Nur die gröbsten Verletzungen konnten im Lagerlazarett versorgt werden. Für kleine Hautabschürfungen gab es kein Verbandsmaterial. Da mußte die Natur heilen helfen.

Das war mein erstes Arbeitskommando in Kursk. Es dauerte nur einige Tage, vielleicht war es eine Woche, wohl kaum mehr als zehn Tage. Der Graben, von dem ich schrieb, wurde übrigens zur Ablagerung der im Lager anfallenden Fäkalien benützt. In weitem Umkreis hat es dort fürchterlich gestunken und kein normaler Mensch blieb länger als unbedingt notwendig. Uns Gefangenen dagegen blieb keine andere Wahl, wir mußten den Gestank tagelang ertragen.

Parallelen zu Heute

Hier unterbreche ich für eine kurze Zeit meine Arbeit an diesen Aufzeichnungen. Im Fernsehen konnten die Menschen in Europa sehen, wie in Paris, der französischen Hauptstadt, der Friedensvertrag zwischen den Staaten des ehemaligen Jugoslawien: Kroatien, Serbien und Bosnien - Herzegowina unterzeichnet wurde. Der Vertrag wurde von dem serbischen Präsidenten SLOBODAN MILOSEVI`C, dem kroatischen Präsidenten FRANCO TUDJMAN und dem bosnischen Präsidenten ALIJA IZETBEGOVI`C unterschrieben. Mit unterzeichnet wurde der Vertrag von: Bundeskanzler HELMUT KOHL für Deutschland, dem französischen Präsidenten JACQUES CHIRAC, dem russischen Präsidenten VIKTOR TSCHERNOMYRDIN, dem englischen Premierminister JOHN MAJOR und dem amerikanischen Präsidenten BILL CLINTON.

Der Krieg, der länger als vier Jahre andauerte, kostete mehr als 200 000 Menschen, Kindern und alten Leuten das Leben und vertrieb weit über Zweimillionen Flüchtlinge aus ihrer Heimat.

14. Dezember 1995. 14:00 Uhr

Die Menschheit hat nichts aus der Vergangenheit gelernt

Auf der Lagerkolchose

Das Lager in Kursk hatte eine eigene Kolchose. Auf dieser Kolchose wurden hauptsächlich Kartoffeln, in Rußland wie in Deutschland, im Krieg wie im Frieden ein Hauptnahrungsmittel, angebaut. Aber auch etwas Mais, Gerste, Weizen, Rote Bete, Tomaten, Karotten, etwas Paprika und Rüben. Diese Produkte, so bezeichneten die Russen alle Lebensmittel, sollten nur uns, den Gefangenen zu gute kommen. Ich glaube aber, daß ein Großteil der Ernte unter den Offizieren des Lagers aufgeteilt wurde. Schieberei und Korruption waren immer schon in Rußland weit verbreitet. Schlecht war unsere Verpflegung nicht, auch nicht in Anbetracht der miesen Verpflegungslage der Zivilbevölkerung. Ob die Ernährung aber wesentlich durch die Ernte auf der Kolchose verbessert wurde? Niemand von uns Gefangenen kann das wissen.

Das Kommando am großen Graben, wo wir Minen auffinden, ausgraben und unschädlich machen sollten, war abgeschlossen. So wurden wir gleich im Anschluß daran, auf die Lagerkolchose verlegt. Dort war schon eine Brigade, wir mußten sie nur wegen der gestiegenen Arbeit, verstärken. Die Brigade hatten für uns sogar schon Unterkünfte vorbereitet. Ich will sie hier einmal beschreiben. Es war mittlerweile Ende Mai, mithin fast schon Sommer geworden. So einen Sommer, hätten wir in Deutschland gelebt und es wäre Frieden gewesen, hätte man als Idealsommer bezeichnen können. Es war durchaus möglich, nachts unter freiem Himmel zu schlafen. Wie vor einem Jahr in Ternawaja. In der Heimat wäre es eine schöne Abwechslung vom Alltäglichen gewesen, hier war es eine Notwendigkeit. Unsere Bleibe war die Kolchose, unsere Unterkunft eine Erdhöhle. Die Kolchose lag in einem langen Tal. Dementsprechend waren die Felder am ansteigenden Berg angelegt. Die einzelnen Erdhöhlen waren in diesen Berg, dort wo er am steilsten war, hinein getrieben worden. Ungefähr 6 bis 7 Meter tief, gut 3 Meter breit und so hoch, daß ein kleiner Kerl wie ich, gerade darin stehen konnte. Die Decke bestand aus Fichtenbrettern, die mit Laubwerk von Weiden, die in großen Mengen im Tal wuchsen, abgedichtet waren. Über diese Decke war dann Erde geschüttet und mit Grassoden abgedichtet worden. Bei guten Wetter war das keine schlechte Bleibe. Nur, bei starkem Regen, den es im Laufe des Sommers auch noch gab, wurde die Lage kritisch. Dann tropfte tagelang braune Brühe auf unser Strohlager. Links und rechts vom Mittelgang war in Kniehöhe unsere Lagerstatt aus dünnen Ästen, Weidenruten und Stroh, direkt auf der blanken Erde. Die Luft war in so einer Erdhöhle meist recht gut. Was nicht so schön war und uns sehr plagte, waren die vielen Stechmücken, die es, bedingt durch einen gestauten Bach, in immens großer Anzahl gab. Die Kolchosenküche war in einer Art Blockhaus, ähnlich den russischen Bauernhäusern, eingerichtet. Zwar recht primitiv, so wie auch unser ganzes Leben, aber doch noch erträglich. Waschen konnten wir uns täglich. Zu diesem Zweck war der kleine Bach

gestaut worden. Fast täglich gab es mehr oder weniger große Reibereien zwischen den Bewohnern der einzelnen Erdhöhlen. Aber die waren, im Vergleich zu den Gefahren, denen ein Soldat an der Front immer ausgesetzt war, verschwindend klein. Der tägliche Kampf hier war lächerlich. Meist war die Arbeitseinteilung, für die keiner von uns verantwortlich war, an diesem Kleinkrieg schuld. Jeder meinte, die andere Brigade hat die bessere und leichtere Arbeit bekommen. Dem war nicht so. Die Arbeit wurde doch von einem Russen eingeteilt und der dürfte schon so gehandelt haben, daß keinem ein Nachteil oder Vorteil entstand. Ein Mitspracherecht in der Arbeitseinteilung hätten die Russen niemals eingeführt.

Eine Sache, die in fast allen Lagern in denen ich im Laufe der Jahre war, eine heikle dazu, weil nur schwer zu bewältigen, war die Latrine. Hier auf der Kolchose wurde sie ganz einfach gelöst. In einer Ecke des Lagers war eine Grube von 3 - 4 Meter Länge, einer Tiefe von gut 1 Meter und 1 Meter Breite ausgehoben worden. Die ausgehobene Erde lag einfach dahinter. Einen Pfosten links und einen Pfosten rechts vom Graben, ungefähr 60 cm tief in die Erde getrieben, darüber einen dünnen, geschälten Fichten. - oder Tannenstamm, und fertig war der Freilichtklo. Nur nach hinten gab es einen, aus Weidenzweigen bestehenden, Sichtschutz. Nach den Seiten und nach vorne, nichts. Wer sollte sich auch an dem Anblick dort sitzender Gefangener mokieren?. Wir waren in einem Umkreis von mehreren Kilometern die einzigen Lebewesen. Abgesehen von Vögeln oder Hasen oder Füchsen. Toilettenpapier oder wenigstens eine Zeitung, gab es nicht. Eine Zeitung wäre viel eher als Zigarettenpapier verwendet worden. Hier genügte ein kleines Büschel Gras, das man sich schon vor der Erledigung des Geschäftes draußen auf der Wiese abgerissen hatte. Der Bewachung oder der Aufsicht, denen waren wir doch so egal. Die hatten ihre eigenen Unterkünfte, es waren auch nur so an die acht Mann. Wir waren allein da draußen, taten unsere Arbeit so gut es ging, gaben uns alle Mühe fleißig zu sein, dachten mit unter an die Front, der wir gut entkommen waren, auch an die Heimat, lebten in einigermaßen geordneten Verhältnissen und wollten unter keinen Umständen abhauen. Nur, wenn ich an den kommenden Winter dachte, dann wurde ich nachdenklich. Allein schon wegen der schlechten Bekleidung. Meine Uniform, oder besser gesagt, das was mir bei der Gefangennahme und der sich daran anschließenden Wegnahme meiner Schuhe und des Unterhemdes, verblieben war, war erbärmlich schlecht. Ein Unterhemd hatte ich nicht mehr. Die langen Winterunterhosen und das Uniformhemd aus irgendeinem Kunstgewebe, waren durch die immer wiederkehrende, heiße Entlausung, total brüchig geworden und voller großer Löcher. Die Uniformjacke und die Uniformhose waren so dreckig und speckig, daß sie fast bretthart waren. Da waren keine Knöpfe und Taschen mehr dran. Mit dünnem Draht wurden sie zusammen gehalten. Die Ärmel waren an den Ellbogen durchgewetzt, die Beine der Hose zerfranst und als Gürtel diente ein Stück Kordel. Schuhe, Strümpfe, Socken oder Fußlappen hatte ich schon lange nicht mehr. Meine Gummilatschen, die mir ein nicht so ganz schlechter Russe für meine fast noch neuen Schuhe,

einige Tage nach der Gefangennahme gab, waren längst verloren gegangen. Ich ging, tagaus, tagein, barfuß. Auch über die Felder oder den alle 2 Wochen stattfindenden Marsch zur Entlausung ins Lager. Als das Getreide abgeerntet war, sogar über die Stoppelfelder. Meine Fußsohlen waren hart, voller Schwielen und Hornhaut und sehr brüchig. Selbst bei dem langen Marsch ins Lager oder zurück, bluteten meine Füße nur ganz selten.

Gerste und Weizen gab es erschreckend wenig. Der Sommer war halt sehr heiß gewesen. Vielleicht war das Saatgut für den Anbau zu schlecht, vielleicht hat auch so ein Gauner zuviel davon verscheuert. Der Ertrag an Kartoffeln war dagegen recht gut. Besonders der Ertrag einer blauschaligen Sorte. Wie die hießen, darüber wurde auf der Kolchose von den Großbauern und den studierten Agronomen, jeder zweite Gefangene hatte eine der besagten Berufe, jeden Tag auf Teufel komm raus, gestritten. Mir war das egal. Ich hatte sie dort auf der Lagerkolchose, zum erstenmal in meinem Leben gesehen und auch gegessen. Gekocht und roh, sie schmeckten mir gut. Sie waren ganz glattschalig, länglich, also mehr lang als rund, nicht zu hart und schmeckten leicht süßlich. Für mich waren sie eine Delikatesse. Die Kartoffeln wurden von mir zum Essen nicht geschält. Mit was denn auch, ohne Messer? Ich aß sie mit der Schale, einfach so, wie man einen Apfel essen würde. Man durfte sich beim Klauen nur nicht erwischen lassen. Weniger wegen des Diebstahls, mehr wegen der panischen Angst der Russen vor einer Krankheit, die man hätte bekommen können und die dann nur sehr schwer zu heilen gewesen wäre. Ob die Sorte Kartoffeln zur Einlagerung geeignet waren, kann ich nicht sagen. Als sie geerntet und ins Lager verbracht worden waren, habe ich keine mehr gesehen. Auch nicht später, im Winter, als ich beim Küchenpersonal tätig war. In der Nähe des gestauten Baches war ein Brunnen gegraben worden Ob das Wasser darin zur Benutzung gut oder nicht geeignet war, wußte niemand. Wir durften auf jeden Fall kein Wasser davon trinken. Und das im Sommer, bei zu mindest um die Mittagszeit, wenn die Sonne fast senkrecht am Himmel stand, oft sehr hohen Temperaturen. Ich glaube, 33 bis 38 Grad Celsius waren im Sommer 1944 in Kursk keine Seltenheit.

Ich litt auf der Kolchose des öfteren an Sodbrennen. Hervorgerufen durch den Verzehr von Speisen, die mit Hirse.- oder Maismehl zubereitet waren. Da wir keinen Sanitäter auf der Kolchose hatten, der mir zur Linderung dieser Magenschmerzen hätte irgend etwas geben können, blieb mir nur eines über, ich mußte eine gehörige Menge Wasser trinken. Diese Methode hatte sogar Erfolg. Durch eine größere Portion Wasser wurde die Magensäure stark verdünnt und die Schmerzen wurden erträglich. Ein anderes Mittel war Kümmel. Aber den konnte ich leider nur alle 14 Tage bekommen. Und das war so. Nach 2 Wochen Arbeit auf der Kolchose gingen wir samstags morgens, recht früh schon, ins Lager zum Baden und Entlausen. Auf dem Weg ins Lager und zurück, an der Abzweigung unserer Straße von der Rollbahn zur Kolchose, kamen wir an einer Böschung vorbei. Dort wuchs wilder Kümmel. Irgend jemand aus unserer Brigade hat den einmal entdeckt. Die Bewachung

war zwar strikt angewiesen, uns an dem Verzehr des Kümmels zu hindern, aber die Burschen sahen oft in eine andere Richtung wenn wir dort vorbei kamen und die Stauden abrissen. Vielleicht dachten sie auch, laß die armen Kerle gewähren, die haben ja sonst nichts. Der Kümmel hat mir jedenfalls bei meinen Magenschmerzen geholfen und zudem schmeckte er bei dem ewig gleichbleibenden Essen ganz vorzüglich. Die Kost auf der Kolchose war nicht schlecht, vielleicht sogar besser als im Lager, nur furchtbar eintönig. Wie und womit und wer hätte sie auch geändert werden können? Die Zuteilung der Produkte blieb immer gleich und unser Koch war scheinbar ein Stümper.

Was arbeiteten wir auf der Kolchose? Soweit ich mich entsinnen kann, war unsere Hauptbeschäftigung das Jäten von Unkraut auf den verschiedensten Feldern, sowie das Ausbessern von Feldwegen. In allen Feldern stand das Unkraut in solchen Mengen, daß man die eigentliche Nutzpflanze, die dort wuchs, kaum noch sehen konnte. Hauptsächlich in den Tomaten.- und Kartoffelfeldern standen Melde und Disteln, fast so groß wie ich. Gearbeitet wurde auf der Kolchose die ganze Woche über, auch sonntags. Für uns dort draußen, gab es keinen freien Tag und keinen Feierabend. Die Lagerleitung begründete diese siebentägige Arbeitszeit damit, daß wir ja keinen Marsch zur Arbeitsstelle und zurück zum Lager hätten. Von den Arbeitsbrigaden, die in der Stadt arbeiteten, müßten viele jeden Tag bis zu sechs Kilometer Wegstrecke zur Arbeit und wieder zurück ins Lager gehen.. Das war schon richtig, wir lebten ja mitten in der Arbeit. Den siebten Arbeitstag glichen wir aber damit aus, daß wir ganz, ganz langsam arbeiteten. Komicherweise hat niemand an diesem Schlendrian Anstoß genommen. Selten kam mal eine Aufsicht zu uns ins Feld. Wäre unsere Arbeit an diesem Tag nach der gültigen Norm berechnet und vergütet worden, wir hätten keine 30 % geschafft, wir hätten vielleicht sogar mit einer Rüge rechnen müssen. Die Kommandos in der Stadt hatten aber auch noch den Vorteil, daß die Gefangenen ab und zu von der Bevölkerung etwas geschenkt bekamen. Was die geschenkt bekamen, klauten wir uns. Nur "Machorka", den konnten wir nicht klauen, den bekamen die in der Stadt aber doch schon hin und wieder. Machorka ist russischer Tabak. Grob geraspelt, Stengel und Blätter, sieht eher aus wie Sägespäne und schmeckt furchtbar. Die Zigaretten dreht man aus Zeitungspapier, den Tabak hat man lose in der Hosentasche. (Eine wird ja noch kein Loch haben). Daß die Bevölkerung den Gefangenen etwas schenkte, und wenn es nur eine Kartoffel, eine Tomate oder eine Zwiebel waren, kann man nicht hoch genug bewerten. Hatten sie selbst doch in allen Bereichen des täglichen Lebens nicht genug und litten selbst große Not.

Der Mangel an Einrichtungsgegenständen, Schuhen, und Bekleidung, bei der Bevölkerung, war noch lange nicht behoben. Richtig hungern taten sie wohl nicht. Der Russe ist ein genügsamer Mensch, der keine übertriebenen Ansprüche an das Leben stellt. Die meisten Familien hatten irgendwo vor der Stadt oder auch zwischen den Häusern, kleine Gärten angelegt, in denen sie Gemüse, hauptsächlich Kartoffeln, Tomaten, Gurken, Paprika, Weißkraut und

Karotten und was weiß ich noch für Sachen anbauten. Auch Hühner oder Gänse, die sie selbst züchteten, halfen den Hunger zu stillen. Gerade die älteren Menschen, und da wieder die älteren Frauen, hatten mit uns Gefangenen, oft Mitleid. Der Begriff, die sentimentale, tiefe, gutmütige, russische Seele, hier konnte man sie täglich sehen und auch oft genug spüren. Auch ich habe sehr oft diese Seele gespürt. Wenn ich mir den Ablauf der Zeit, die gegebenen Umstände wie sie nun mal waren, kritisch und ehrlich ansah, dann war ich mit dem Leben und der Arbeit auf der Kolchose, eigentlich zufrieden.

In der Zwischenzeit war es Oktober geworden. Gleich am Monatsanfang hatte es zum erstenmal ein wenig geschneit. Der Schnee blieb zwar noch nicht liegen, aber kühl war es in diesen Tagen doch. Am Tag schmolz der Schnee und der über den Sommer ausgetrocknete Boden wurde naß und glitschig. Unsere Kleidung verdreckte noch mehr. Über Nacht fiel wiederum ein bißchen Schnee und morgens froren wir in unseren Fetzen ganz erbärmlich. Es tropfte durch die Decke unserer Erdhöhle. Das Stroh, auf dem wir seit Ende Mai, Anfang Juni lagen, kurz war es geworden, warm hielt es schon lange nicht mehr, wurde naß und begann zu stinken. Es wird höchste Zeit, daß wir von hier fort und ins Lager kommen. Eine Zeitlang aber kann es noch dauern, denn, abgeerntet sind noch lange nicht alle Felder, es stehen noch viele Feldfrüchte draußen. Ob überhaupt alles geerntet wurde, kann ich mir nicht vorstellen. Ausgerechnet auf unserer Kolchose sollte die Ernte zur rechten Zeit eingebracht worden sein? Wo doch in ganz Rußland ein sehr großer Teil der Ernte in fast jedem Jahr auf den Feldern stehen blieb und nicht geerntet werden konnte. Millionen Tonnen Getreide sollen allein im Jahre 1946 in Sibirien wegen falscher Planung und fehlenden Arbeitskräften auf den Feldern stehend verfault sein. Eine, für unsere Begriffe und Arbeitsweise nicht begreifbare, aber wahre Tatsache. Wieviel Hunger hätte man mit dieser Menge Getreide stillen können? Millionen Brote hätte man backen können und Millionen Kinder wären satt geworden. Vielleicht hätte mancher überlebt.

Von einem Tag auf den anderen kommt der Rückruf ins Lager. Um den 15. Oktober kommen wir dort an. Braun von der Sonne sind wir, barfuß, mager, mit hundsmiserabler Kleidung und bestimmt auch ein bißchen wehmütig. Vielleicht trauern wir jetzt im Lager der doch relativen Freiheit auf der Kolchose nach. Die Zeit dort war bei aller Arbeit, die oft sehr schwer und für mich ungewohnt war, die nicht selten von morgens früh bis spät in der Nacht andauerte, nicht schlecht verlaufen. Ich war etwas mehr als vier Monaten auf der Kolchose gewesen. Hinzu kam, daß man die Kolchose einfach nicht mit einem Lager vergleichen konnte. Hier, auf der Kolchose, gab es einen einfachen Stacheldrahtzaun, im Lager war der doppelt stark. Im Lager gingen des nachts Posten zwischen den Zäunen, hier sah man niemanden. Die Arbeit hatte mir sogar ein wenig Freude und Spaß gemacht. Ich hatte mit der Arbeit und der Zeit auf der Kolchose Glück gehabt.

Wieder im Lager

Der Sommer war vergangen und mit dem 15. Oktober auch schon der halbe Herbst. Es hatte schon ein paar mal geschneit. Wenn auch nicht viel und der Schnee immer wieder schmolz. Eins war sicher und nicht ab zu wenden: es wird Winter werden, es wird kalt werden und Schnee wird fallen. Hoffentlich nicht allzuviel. Wie aber wird der erste Winter in Gefangenschaft verlaufen? Was wird er bringen? Werde ich weiterhin soviel Glück haben wie bisher?

Ich bekam für meine, für den Winter vollkommen untaugliche Uniform, eine andere Jacke und Hose. Sie waren viel besser als meine alten und stammten aus Wehrmachtsbeständen. Auch ein Paar Schuhe bekam ich, obwohl ich keine zum Umtausch vorlegen konnte. Man bekam immer nur dann eine unbrauchbare Sache umgetauscht, wenn man etwas abgeben konnte. Es war nicht leicht, den Magazinverwalter davon zu überzeugen, daß ich schon seit meiner Gefangennahme keine Schuhe mehr hatte. Typisch russische Schuhe bekam ich. Hier konnte ich sehen, daß es überall und an allem fehlte und noch lange nicht an eine wesentliche Besserung der Versorgungslage zu denken war. Einer meiner Schuhe war ein Stoffschuh mit Strohsohle, der zweite, auch aus Stoff, halbhoch mit einer Gummisohle aus einem LKW. Reifen. Der hatte zudem noch auf der Sohle einen tiefen, durchgehenden Schnitt, der bei jedem Schritt, auseinander klaffte. Nach nur acht Tagen Benutzung war der Strohschuh, der ja eigentlich ein Sommerschuh war, so naß geworden, daß die Sohle faulte. Den rechten Schuh konnte ich nicht mehr anziehen. Er war viel zu klein. Die Folge davon war, daß ich auf drei Zehen Blasen bekam, die nach einigen Tagen aufplatzten, die Ferse aufgelaufen war und eiterte. Zur Arbeit mußte ich trotzdem gehen. Zum Glück lag die Arbeitsstelle nicht weit vom Lager entfernt. Ich konnte keinen Schuh tragen, folglich ging barfuß zur Arbeit.

Die erste Arbeitsstelle nach unserer Ankunft im Lager war, wie ich oben schon schrieb, nur einige Hundert Meter vom Lager entfernt. Eine Pause zwischen Kolchose und neuer Arbeitsstelle, und wäre sie auch nur zwei, drei Tage gewesen, wurde uns nicht gewährt. Gleich am nächsten Tag mußten wir zur Arbeit gehen. Ich kam zu einer Brigade, die auf einem großen Holzlagerplatz arbeitete. Ich will einmal versuchen, die Arbeit dort zu beschreiben. Aus langen, dicken Baumstämmen wurden Bretter und Balken gesägt. Das ging so vor sich. Auf zwei Böcken, ähnlich denen, wie sie Zimmerleute auch heute noch beim Bearbeiten von schweren, langen Hölzern benützen, nur entsprechend höher und stärker, wurden die zu zersägenden Baumstämme gelegt. Allein schon diese Arbeit war sehr schwer und konnte von uns Gefangenen nicht bewältigt werden. Das mußten die Russen, die ebenfalls auf dem Holzlagerplatz arbeiteten, erledigen. Je nach Länge des Baumstammes standen die Böcke auseinander, manchmal bis zu 8 Meter. Ein Mann, wegen der Höhe der

Böcke, der kleinere von zweien, stand unter der ganzen Anlage. Ein größerer, der gleichzeitig auch der stärkere und zudem auch noch schwindelfrei sein mußte, stand oben auf zwei Brettern, die links und rechts des gerade in Arbeit befindlichen Stammes als eine Art Laufsteg, lagen. Mit einer gut 2,5 Meter langen, starken Säge, an deren beiden Enden hölzerne Griffe waren, so wie sie heute auch noch vereinzelt von den Waldarbeitern beim Bäumefällen verwendet werden, wurden im Takt durch Hochziehen und Abwärtsschieben, Bretter und Balken geschnitten. Ein Vorgang wie bei einen Gatter. Nur hier waren es Menschen, die diese schwere Arbeit verrichten mußten. Eine mörderische Arbeit, die sehr viel Kraft und Geschick erforderte und von dem oben stehenden zudem eine gehörige Portion Gleichgewicht. Die Bretter und Balken, die durch diese Arbeit entstanden, waren alles andere als gut. Krumm, buckelig, hier einmal dünn, dort wieder dicker, keine gute Ware. Aber scheinbar doch den Ansprüchen genügend, denn über Arbeit konnten wir uns nicht beklagen. Fast jeden Tag kamen Autos um die fertigen Bretter und Balken abzuholen. Auf dem recht großen Holzplatz standen so an die acht Sägeböcke und die produzierten schon eine stattliche Anzahl Bretter und Balken.

Für mich war die Arbeit an einer Säge zu schwer. Das stellte der Brigadier schon nach wenigen Tagen fest und ließ mich durch einen noch etwas kräftigeren Gefangenen ablösen. Die Arbeiter auf dem Kommando waren uns Gefangenen gegenüber recht stur. Ich hatte schon bessere kennen gelernt. Brot oder sonst was bekamen wir nicht, vielleicht hatten sie selbst nur das Allernotwendigste, vielleicht waren sie zu dieser schweren Arbeit verpflichtet worden und waren nur ungern hier. Hunger verleitet Menschen dazu, überall nachzusehen, wo was Eßbares zu finden ist. So kam eines Tages ein Gefangener auf die Idee, die kleinen roten Beeren der Rotdornbüsche, die am Rande des Holzlagers standen, zu probieren. Die schmeckten garnicht so übel, sie waren leicht süßlich und etwas mehlig, hatten kleine Kerne und wenn man eine größere Menge davon gegessen hatte, verspürte man schon weniger Hunger. Aber, kaum hatte ein Russe das gesehen, als er einen der Soldaten, die uns bewachen sollten und die sich um alles, nur nicht um uns kümmerten, auf unser Tun aufmerksam machte. Es war bei Strafe verboten, rohe oder unbekannte Früchte zu essen. Die Folge war, daß der Soldat ein mordsmäßiges Geschrei anfing und uns drohte, das jedenfalls entnahmen wir seinen Gesten, bei der Lagerleitung anzuzeigen. Das hätte natürlich eine Strafe zur Folge gehabt und die konnte niemand von uns gebrauchen. Karzer in dieser schlechten Zeit könnte tödlich sein. Schade, die Beeren der Rotdornbüsche waren als Nahrungsquelle dahin. Da die Arbeit auf diesem Kommando für mich doch zu schwer war und ich infolge dessen nicht die erwartete Leistung erbrachte, wurde ich nach nur 8 Tagen einem anderen Arbeitskommando zugeteilt. Ich war froh, ich wollte ja arbeiten gehen, die Arbeit sollte aber nicht in Schinderei und Quälerei ausarten.

Das nächste Arbeitskommando, dem ich zugeteilt worden war, lag auch nur so um die 500 Meter vom Lager entfernt. Fast an der gleichen Stelle wie das

Holzlager, nur auf der anderen Seite der Rollbahn. Es war eine LKW. Werkstatt, in der hauptsächlich ehemalige Autos der Roten Armee repariert wurden. Die Arbeit war nicht schwer. Zuerst wurden sie einmal vom gröbsten Dreck gereinigt, d.h. gewaschen, wenn auch nicht mit einer Spritze, so doch mit Eimer und Bürste. Meist waren die aus Brettern bestehenden Ladeflächen beschädigt. Da wurden dann die zerbrochenen Bretter ausgetauscht oder mit Streifen aus Blech übernagelt. Verbeulte Türen und Kotflügel wurden ausgebessert und mit Farbe angestrichen, platte Reifen geflickt oder ausgewechselt. Das alles war schon gut und leicht zu bewältigen, was mir aber garnicht gefiel, war das schlechte Benzin, mit dem ich zwangsläufig in Berührung kam. Das laugte meine Hände so stark aus, daß die Haut, besonders zwischen den Fingern, aufsprang und nur ganz schlecht verheilte. In der Zwischenzeit hatte ich sogar Schuhe bekommen. Welch eine Wohltat bei dem nassen, kalten Wetter.

Die Russen auf dieser Arbeitsstelle waren uns Gefangenen gegenüber etwas besser gesinnt als die vom Holzlagerplatz. Schon am zweiten oder dritten Tag brachte uns eine Frau ein Brot und einen "Kapusta" mit. Kapusta ist russisches Weißkraut und schmeckt, mit Brot gegessen, einfach köstlich. Mir jedenfalls schmeckte es besser als ein Weihnachtseßen. In den Arbeitspausen, die die Russen wie auch wir, ganz genau einhielten, saßen wir schon einmal zusammen und aßen auch gemeinsam Brot und Kapusta. Das menschliche Verstehen war auf diesem Kommando, wenn man bedenkt, daß noch Krieg war, ganz, ganz herzlich. Das zeigte sich auch bei folgendem Ereignis.

In einer Mittagspause, das Wetter war zum Glück wieder etwas besser geworden und die Erde wieder trockener, ging ich zur Latrine. Hinter der Latrine begann das freie Feld mit zum Teil noch bestellten Feldern. Das waren meist nur recht kleine Fleckchen Erde, wie sie die meisten Russen sich selbst angelegt hatten, um ihre karge Ernährung etwas aufzubessern. Eines der ersten war ein noch nicht abgeernteter Kartoffelacker, Am Vortage hatte ich gesehen, daß hier noch Kartoffeln in der Erde lagen. Und hier wollte ich ernten. Ich schleiche mich um die Latrine, versichere mich daß mich niemand beobachtet, sehe keinen Menschen, springe ein paar Schritte und liege im Kartoffelacker. Hier beginne ich sofort mit bloßen Händen an ein oder zwei Kartoffelstauden einige Kartoffeln auszubuddeln. An jedem Stock höchstens eine. Man soll ja nicht gleich sehen, daß da jemand was geklaut hat. Das geht gut, die Erde ist schön locker. Aber, was passiert dann? Ich bin in meine Klauerei, die schnell gehen muß, ich kann ja nicht lange von meinem Arbeitsplatz fortbleiben, so vertieft, daß ich alles um mich herum vergesse. Ich meine, ein Schatten fällt auf meinen Kopf, oder ist das nur Einbildung? Ich schaue auf und sehe neben mir eine junge Frau stehen. Nicht nur ich, auch sie ist überrascht. Sie sieht, daß ich mir einige Kartoffeln ausgegraben habe und wird darüber sehr böse. Es ist scheinbar ihr Kartoffelacker und da klaue ich, ein deutscher Kriegsgefangener, ihre Kartoffeln. Ich weiß, und mir wird in Sekundenschnelle klar, daß ich, wenn sie mich im Lager meldet, eine ganz

strenge Bestrafung zu erwarten habe. Ich sehe mich schon in einem Straflager in Sibirien. Was bleibt mir da noch anderes über als um Verstehen und Verzeihung zu bitten? Wie aber kann ich das tun? Russisch sprechen kann ich noch nicht viel. Da hilft nur ein betteln mit den Augen und den Händen. Ich sehe sie an, sie sieht mich an, sieht meine bettelnden Augen, sieht daß ich noch ein junger Kerl bin, sieht mein schäbiges Aussehen, meine Magerkeit und denkt vielleicht an meinen Hunger und daran, daß ich zu Hause Eltern habe die mich wieder sehen wollen. Vielleicht denkt sie auch an den Hunger, den sie selbst einmal hatte und wie weh der tut. Was wird sie tun? Fortlaufen kann ich nicht, das würde meine Lage nur erschweren. Also muß ich bleiben und auf ihr Verständnis hoffen. Was tut sie dann? Sie nimmt mir das kleine Säckchen, in das ich die paar Kartoffeln verstaut hatte ab, schlägt es mir auf den Rücken, haut mir mit einer Hand auf eine Backe, greift mich am Ärmel meiner alten Uniformjacke, dreht mich um, tritt mir kräftig in den Hintern, gibt mir einen Stoß und läßt mich laufen. Ich laufe nicht schnell weg, ich bin zu überrascht über das Verhalten dieser Frau. Ich gehe auf die Latrine zu, drehe mich dort noch einmal um und bedanke mich mit einer kleinen, unbeholfenen Geste.

Die Mittagspause war noch nicht um als ich wieder bei der Arbeit erschien. Niemand hatte scheinbar meine Abwesenheit bemerkt. Nachdenklich verlief der Nachmittag. Abends, nach Feierabend, als unser Arbeitskommando wieder zurück zum Lagertor kam, stand dort niemand der mich hätte anzeigen können. Die Frau, der ich Kartoffeln klauen wollte, hat mich nicht angezeigt. Das war mit eines der schönsten Erlebnisse in meiner Gefangenschaft. Eben, weil es so rührend menschlich war. Nach nur wenigen Tagen wurden wir nicht mehr auf dieses Kommando geschickt. Unsere Arbeit war leider beendet. Wir bedauerten das, es war dort, den Umständen entsprechend, schön gewesen. Ich hatte an dem geschilderten Tag, als ich Kartoffeln klauen wollte um meinen Hunger zu stillen, wieder einmal sehr viel Glück gehabt und ich hätte auf keinen Fall noch einmal in dem Feld der jungen Frau Kartoffeln geklaut

Ich kam zu einem anderen Arbeitskommando. Wir Gefangene mußten ja schließlich arbeiten und die zerstörten Häuser und Fabriken, Brücken und Bahnhöfe und was sonst noch alles kaputt war, wieder aufbauen helfen. Wir arbeiteten damals in den riesigen Wohnblocks an der großen Straßenkreuzung am Anfang der Stadt. Dort, wo die Rollbahn zu Ende war, wo links die Straße runter zum Bahnhof ging und geradeaus in die Stadt führte. Die Häuser waren durch Kriegseinwirkung, Beschuß, Brand und möglicherweise auch Sprengung, stark zerstört. Sie lagen voller Schutt, alle Fenster waren zerbrochen und ohne Glas, die Dächer ohne Ziegeln und Balken. Die hatten die russische Bevölkerung längst als Brennholz abgerissen und verbrannt. Außerdem lag eine Unmenge Abfall und Unrat in den einzelnen Räumen. Besonders im Erdgeschoß. Niemand hätte in diesen Häusern wohnen können. Unsere Aufgabe war es, die Räume vom Schutt zu säubern und wieder bewohnbar zu machen. Tagelang schaufelten wir den Schutt einfach durch die fensterlosen Maueröffnungen auf die Erde. Dabei entstand natürlich sehr viel Staub.

Gearbeitet wurde nicht viel. Das wechselhafte Wetter war etwas kälter geworden und in den Gebäuden herrschte, wegen der fehlenden Türen und Fenstern, eine ganz üble Zugluft. Wir machten uns zwar im Keller eines Hauses aus Holzresten, die wir zusammen suchten, ein Feuer. Aber viel wärmte das nicht. Zudem biß der Rauch mächtig in den Augen, das Holz war naß und oft mit Farbe beschmiert.

Die ersten bewohnten Häuser standen in einer kleinen Seitenstraße in einer Entfernung von ungefähr 100 Metern. Es waren die typischen kleinen, geduckte Russenhäuser, aus Holzbalken gebaut, ein Dach aus Blech oder zum Teil auch noch aus Stroh. Wie sie überall an den Stadträndern in Rußland anzutreffen sind. Die Mehrzahl hatten eine Veranda aus Holz und standen in einem meistens verwilderten Garten. So auch hier. Menschen habe ich den kleinen, stillen Straßen nie gesehen.

Hier muß ich von einem Erlebnis berichten, das ich auf diesem Kommando hatte. Von Fritz Stephan, ich werde ihn weiter hinten noch einmal erwähnen, hatte ich eine goldene Damenuhr zum Verkauf erhalten. Angeblich fand er sie vor einiger Zeit auf seinem Arbeitskommando, der Getreidemühle, in einer Ladung Weizen. Ich glaubte es aber nicht. Wie kann man eine Uhr in losem Getreide verlieren und welcher Russe hatte damals schon so was? Ich glaube eher, er hatte die Uhr trotz aller Filzungen und Untersuchungen seit seiner Gefangennahme irgendwo an Körper versteckt gehalten. Er hatte sie bestimmt noch aus seiner Soldatenzeit her. Ich versuchte also, in den schon erwähnten nahe gelegenen Häusern, die Uhr bei einem Mann oder noch besser, bei einer Frau gegen Brot zu tauschen. Ein, zwei Tage hatte ich mich vergeblich bemüht. Niemand war in den einzelnen Häuser anzutreffen, die Bewohner hatten entweder kein Geld, kein Interesse, oder vielleicht auch Angst, mit einem Kriegsgefangenen einen Tauschhandel zu machen. Erst bei meinem dritten oder vierten Versuch an diesem Tage hatte ich Glück.

Hier muß ich noch berichten, daß wir, wenn keine Bewachung bei uns war, des öfteren unsere Arbeitsstelle verließen um in den umliegenden Häusern, Brot oder sonst etwas Eßbares zu erbetteln. Ab und zu hatten wir Erfolg, oft aber auch wurden wir einfach fortgeschickt. Wie man einen Hund vom Hof schickt. Auch ich ging des öfteren auf Betteltour. Wir nannten die Betteltour oftmals auch “singen gehen”. Zu Anfang habe ich mich schon geschämt, später nicht mehr. Der Hunger, die Kälte und der Selbsterhaltungstrieb waren stärker als die Scham. Ich schäme mich auch heute noch nicht, daß ich sowas damals tat. Es hat mich viel Überwindung gekostet, singen zu gehen. Stolz hätte mich nicht satt gemacht. Hunger tut verdammt weh und keiner, der noch nie wirklich bohrenden Hunger hatte, kann ermessen, was es heißt, mit leerem Magen, mit Hunger schlafen zu gehen und am Morgen mit vor Hunger knurrendem Magen aufzuwachen. Und das tagein, tagaus, monatelang, jahrelang. Wenn ich was bekam, bedankte ich mich, nicht unterwürfig, aber auch nicht mit zuviel Stolz. Ich hatte oft Tränen in den Augen. Ich weiß, was es

heißt, die Hand aufzuhalten und nichts zu bekommen, sich umdrehen und mit leeren Händen wieder fortgehen zu müssen. Oder aus Haß fort gejagt zu werden. Ich weiß aber auch, was es heißt, von einem, der selbst nicht viel und auch Hunger hat, ein Stückchen Brot, eine Kartoffel oder sonst eine Kleinigkeit, was den Hunger etwas mildert, geschenkt zu bekommen.

Gerade diese Zeit in Gefangenschaft werde ich nicht vergessen. Wer weiß was es heißt die Hand aufzuhalten um ein Stückchen Brot zu erbettelln, wer weiß was Hunger ist und wer weiß wie kostbar ein kleines Stückchen Brot sein kann, und sei es auch noch so trocken, der kann mich verstehen. Ich habe in der Zeit zwischen März 44 und Juli 48 die Schattenseiten des Lebens erlebt. Ehrlos, rechtlos, hungrig und unfrei zu sein, tiefer kann ein Mensch durch andere Menschen verursacht, wohl kaum fallen.

Ich war in der Zeit als Arbeitsdienstmann, als Soldat und als Gefangener im Himmel gewesen, durch die Hölle gegangen und habe auf der Schattenseite des Lebens gestanden.

Ich hatte also bei meinem Versuch, die Uhr zu verscherbeln, Glück. Eine noch ziemlich junge Frau zeigte Interesse und bat mich in die Küche ihres Hauses. Sie ging fort ich glaubte mich schon am Ziel und rechnete mir aus, was ich wohl erhalten würde. Um so größer war mein Erstaunen und Erschrecken, als nach einigen Minuten ein Offizier der Roten Armee, vielleicht war er sogar Offizier im Gefangenenlager, in die Küche kam. Seine Frau, anders kann es nicht gewesen sein, hatte die Uhr immer noch in der Hand und redete auf ihren Mann ein. Ich ahnte, daß sie diese Uhr, die wirklich schön war, die zudem auch noch genau ging, gerne haben wollte. Richtig überrascht war ich, als mir der Offizier nach kurzer Zeit für die Uhr zwei große Brote und eine Hand voll Tabak gab. So viel Glück hatte ich nicht erwartet. Hätte der Offizier mir die Uhr abgenommen, sie einfach behalten, mich fortgeschickt oder noch beim Lagerkommandanten angezeigt. Die Folgen wären katastrophal gewesen. So aber hatte ich ein ganz gutes Geschäft gemacht. Man bedenke: für eine schöne, goldene Uhr, die in einem Juweliergeschäft der damaligen Zeit, mindestens zwei.- drei Hundert Mark gekostet hatte, bekam ich zwei Brote und Tabak. Das waren drei, bei guter Einteilung und wenn man nachts nichts geklaut bekam, sogar vier oder fünf Tage weniger Hunger.

Wie einfach ist doch das Leben eines Gefangenen. Von Fritz Stephan erhielt ich für meine Mühe, ein ganzes Brot. Das allerdings fraßen mir in der nächsten Nacht zur Hälfte Ratten unter dem Kopf weg. Ich hatte es dorthin gelegt, weil ich glaubte, hier wäre es sicher und niemand könnte es mir stehlen. Die beiden Brote in das Lager zu schmuggeln, war relativ einfach. Strenge Kontrollen an der Budka waren damals nicht üblich. Überhaupt waren die Russen uns Gefangenen gegenüber, mit wenigen Ausnahmen, sehr gutmütig und menschlich.

Die nächste Arbeitsstelle, auch sehr nahe beim Lager, auf der ich arbeitete, war eine Ziegelei. Die Arbeit dort war schwer und bestand darin, daß wir die

zwei Brennöfen entleeren mußten. Die Arbeit ging so vor sich: Nach dem Brennen der Ziegel, die damals je nach Brennmaterial, Beschickung mit Rohziegeln, Wetter.- und Windverhältnissen zwischen 8 und 10 Tagen lag, wurden die zugemauerten Eingänge zur Brennkammer wieder geöffnet. Nach weiteren 2 bis 3 Tagen der Abkühlung, wurden die fertigen Ziegel zum Lagerplatz gebracht. Da die Eingänge zur Brennkammer verhältnismäßig schmal waren, die Russen keine Schubkarren kannten und auch sonst keine mechanische Hilfe vorhanden war, wurden die Ziegelsteine einfach hinaus getragen. Mit bloßen Händen konnte ich die Ziegelsteine nicht anfassen. Wie die übrigen Arbeiter ebenfalls nicht. Allein schon wegen der immer noch sehr hohen Temperatur. Die Werksleitung hatte uns zu diesem Zweck Gummilappen aus LKW. Schläuchen gegeben. Diese Lappen konnten wir über die Handgelenke streifen und somit waren die Innenflächen der Hände vor der Hitze und der rauhen Oberfläche der Steine, einigermaßen geschützt. Hinaus getragen wurden die Steine von uns deutschen Gefangenen und Russen gemeinsam. Da gab es keinen Unterschied. Nur, die Russen trugen jeweils 10 Steine, wir nur 5 Stück. Zum Hinaustragen wurden sie Steine auf ein schmales Brett gelegt und das dann auf die Schulter gehoben. Mit dieser Last auf der Schulter, ging es hinaus ins Freie, auf den Lagerplatz. Der Weg dorthin wurde natürlich mit jedem mal länger. Der immerwährende Wechsel zwischen kaltem, nassem Novemberwetter draußen auf dem Stapelplatz und der noch recht großen Hitze im Brennofen, war schon anstrengend und stellte ein großes Risiko für meine Gesundheit dar. Hinzu kam das Gewicht von je Trage mit 20 kg. Das mindestens 8 Tage lang und mindestens 60 bis 70 mal pro Schicht. Eine ganz schöne Leistung für einen 21 Jährigen, schlecht ernährten Gefangenen.

Was noch ein Minuspunkt dieses Kommandos war, war die absolute Unmöglichkeit, eine zusätzlich Mahlzeit oder sonst etwas zum Essen zu ergattern. Die Russen, die da mit uns zusammen arbeiteten, hatten auch nur das Allernotwendigste an Essen oder Bekleidung. Ich glaube, daß die zur Strafarbeit verurteilt worden waren, denn freiwillig macht keiner diese schwere Arbeit. Verlassen konnte ich das Gelände wegen des hohen Zaunes und des bewachten Tores nicht. Da konnte niemand ohne einen Passierschein hinaus. Die wurden von einem Pförtner peinlichst kontrolliert. Sonst wäre ich auf Betteltour gegangen. So wie auf dem Kommando bei den großen Wohnblocks. Der Zaun war auch schon wegen der immens hohen Diebstahlsgefahr nötig. Wäre er nicht gewesen, die Ziegelsteine hätten über Nacht Beine bekommen und wären abgehauen. Die Russen hätten bestimmt dort sehr viele Steine geklaut um sie sonst wo gegen andere Waren einzutauschen. Nur erwischen lassen durften sie sich nicht. Aber, darin waren die Russen wahre Meister. Einer half dem anderen wenn es galt, irgendwo etwas zu organisieren. Wir nannten das "Organisieren" auch noch "Abstauben". Ich habe das Nichterwichtwerden auch ganz schnell gelernt. Doch davon später.

Die monatliche Untersuchung und Einteilung in Arbeitsgruppen

Dieses Kapitel will ich einmal etwas ausführlicher beschreiben. Einmal, weil es zeigt, welche Mühe man sich doch ab und zu mit der Gesundheit von uns Gefangenen machte, und zum andern, weil es vielleicht verständlich macht, wie in der ehemaligen UdSSR die Sache mit der Arbeit geregelt wurde.

Wir, die Gefangenen bis zu den höchsten Mannschaftsdienstgraden, d.h. Hauptfeldwebel, mußten arbeiten. Die Offiziere, wenn ich mich richtig entsinne, ab Hauptmann, dagegen nicht. Leutnants und Oberleutnants konnten freiwillig zur Arbeit gehen. Ich habe aber nur einen erlebt der das tat. Es war ein Oberleutnant aus Oberschlesien oder aus dem Egerland, mit einem unaussprechlichem Namen und, das sehe ich noch heute, einer ganz furchtbaren Akne auf den Schultern, am Hals und dem Gesicht bis zu den Schläfen hoch. Diese Akne war so stark, daß die einzelnen Stellen oft eiterten. Der Oberleutnant war der Schwager unseres deutschen Lagerkommandanten, der nach der Ablösung und Abschiebung des Polen Anton, die Geschichte werde ich noch ausführlicher berichten, eingesetzt worden war.

Also, wir mußten Wiedergutmachung leisten, die Offiziere, die doch auch Werte in Rußland zerstört hatten, vielleicht noch viel mehr als wir, durften zu Hause in den Lagern bleiben. Ob das von Vorteil war, bezweifle ich. Draußen, bei der Arbeit verging die Zeit doch viel schneller als eingesperrt im Lager. Ein möglicher Grund, die Offiziere nicht zur Arbeit zu schicken war vielleicht auch der, daß man den Offizieren keine Gelegenheit zur Flucht bieten wollte. Die Flucht aus einem Lager war so gut wie unmöglich, auf einem Arbeitskommando abzuhauen, dagegen doch wesentlich leichter. Wir, die Gefangenen, mußten die Kosten, die wir durch unsere Verpflegung, Unterkunft, Betreuung und ärztliche Versorgung der UdSSR verursachten, mit unserer Arbeitsleistung selbst finanzieren. Das heißt, unsere Arbeit wurde nach den damals in der UdSSR geltenden Richtlinien, bewertet. Für alles und jedes gab es die sogenannte “Norm". Die besagte, daß für eine Leistung, die ich nach der Vorschrift erfülle, einen bestimmten Lohn erhalte. Ein ganz kompliziertes Werk, das sehr viele von uns niemals verstanden. Ein Beispiel könnte so sein: Ziegel aus dem Brennofen bis 100 Meter auf den Lagerplatz tragen und stapeln. Für einen Arbeiter je Schicht 1000 Stück = 100 % und er erhält dafür einen Lohn von 10 Rubel. Erfüllt er die Norm nur zu 80 % erhält er nur 8 Rubel. Erfüllt er die Norm aber mit 120 % also 20 % darüber, erhält er auch 20 % mehr Lohn, folglich 12 Rubel. So, oder doch so ähnlich, gab es für alle Tätigkeiten Kataloge, die für Arbeit und Lohn verbindlich waren. Für alles gab es eine Norm, für alles eine Erklärung, nur verstanden, hat sie keiner. Eine Folge der Übererfüllung der Norm hatte später, zwangsläufig zur Folge, daß

die Norm, also 100 %, ganz schnell höher angesetzt wurde. Was heute 100 % war, wurde morgen nur noch mit 80 oder 90 % bewertet.

Wir Gefangene kosteten damals, irgendwo wurde uns das einmal von amtlicher Stelle in einer Produktionsversammlung gesagt, 250 Rubel im Monat. Verdienten wir durch unsere Arbeit mehr als diesen Betrag, sollte uns der Mehrbetrag ausbezahlt werden. Viele Gefangene, wohl die meisten, haben nie diesen Betrag erreicht und nie auch nur eine Kopeke ausgezahlt bekommen. Ich auch erst im Lager in Woronesch. Aber, bis dorthin war es noch ein langer Weg.

Zurück zur Norm und zur Einteilung in Arbeitsgruppen. Diese Einteilung war eine Weisheit für sich. Daß nicht alle die gleiche Arbeit zu gleichen Bedingungen mit gleichem Erfolg ausführen können, haben auch die Väter des Sozialismus, der Normwirtschaft, der Normentabellen und Normenkataloge erkannt. Also mußten je nach Kraft und Stärke der Arbeiter, Unterschiede in Klassen oder Gruppen gemacht werden. So wurden die Kräftigsten, egal ob Russen oder Gefangene, in Gruppe 1, die nächsten Schwächeren in Gruppe 2 und die dann noch Verbliebenen in Gruppe 3 erfaßt und eingeordnet. Dem entsprechend waren auch die Anforderungen und Leistungen eingestuft. Gruppe 1 die schwerste Arbeit mit der höchsten Norm, dann die Gruppe 2 mit verminderter Leistung und vermindertem Lohn. Gruppe 3 brauchte nur 4 Stunden Arbeit am Tage zu leisten, natürlich auch mit geringerem Lohn bei niedrigster Norm.

Die Festlegung und Einteilung von uns Gefangenen in Arbeitsgruppen und die damit verbundene Leistung, erfolgte einmal im Monat. Meist am letzten Samstag Nachmittag. Zu diesem Zweck mußten wir, nach dem wöchentlich einmal stattfindenden Bad und der obligatorischen Entlausung, nach erfolgter Rasur aller Körperhaare, auf dem Kopf und sonstwo, nackt wie ein Baby, vor der Untersuchungskommission, erscheinen. Das heißt, jeder mußte vor den Arzt oder der Ärztin, in der UdSSR gab es sehr viele Ärztinnen, weit mehr als bei uns, hintreten, seinen Namen, den seines Vaters und den Dienstgrad in der ehemaligen Wehrmacht, nennen. Das alles stand in Listen, die sehr penibel und korrekt geführt wurden. Der Arzt prüfte nun wie stark oder schwach der Gefangene war und in welche Arbeitsgruppe er einzustufen sei. Zu diesem Zweck befühlte er die Arme und Beine nach Muskeln, kniff auch schon mal in den Hintern oder den Bauch um festzustellen, wie fest sie noch waren. Konnte man so Kraft, Stärke und Arbeitsfähigkeit feststellen? Am Bauch und am Hintern? Den Blutdruck, die Herztätigkeit, das Lungenvolumen oder sonst eine Untersuchung, die Zähne oder der Augen, das alles spielte keine Rolle. Hauptsache war, da waren noch ein paar Muskeln und der Allgemeinzustand war den Umständen entsprechend gut, die Größe stimmte auch, und dann wurde der Gefangene eben in Gruppe 1 eingestuft. Nicht oft wurde man nach irgendwelchen Beschwerden oder Krankheiten befragt. Das hätte auch keinen Zweck gehabt. Wie auch immer, hätte man uns untersuchen können? Ich habe in keinem Krankenrevier oder einer Arztpraxis z.B. ein Röntgengerät

gesehen. Das waren doch ganz fremde Dinge, die vielleicht in einer Großstadt anzutreffen waren, in einem Gefangenenlager mit Sicherheit aber nicht.

Ich entsinne mich ganz genau auf folgendes Erlebnis. Wir hatten im Lager eine kleine, dickliche Frau als verantwortliche Ärztin. Allem Anschein nach war sie etwas ausgewachsen., denn sie hatte einen verhältnismäßig kleinen, breiten, kurzen, gedrungenen Oberkörper und nach unserem Ermessen, einen Rückenwirbel zuwenig. Zudem verhältnismäßig recht lange Beine. Menschen können verletzend sein, auch Gefangene. Als im Lager bekannt wurde, daß diese Frau eine deutsche Jüdin aus Frankfurt war und nicht zimperlich mit den Gefangenen umging, hatte sie gleich einen Spitznamen weg. Wir alle nannte sie nur, Maria Schick, so hieß sie mit Namen, "Maria Schick, Arsch beim Genick". Diese Frau, das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, stufte einen Gefangenen, der nur ein zwei Schritte vor mir in der Reihe der zu Untersuchenden stand, von daher konnte ich die Sache genau beobachten, in Stufe 1 ein, obwohl er bestimmt, wenn nicht krank, so doch eingeschränkt arbeitsfähig war. Er hatte einen unwahrscheinlich großen Hodenbruch, so groß, wie ich keinen weder vorher noch nachher wieder sah. Und diesen Hodenbruch nahm die Ärztin in beide Hände, schaukelte das Geschlechtsteil, mit lächelndem Gesicht, mindestens eine Minute lang, hin und her. Es machte ihr sogar scheinbar noch Spaß. Der Gefangene, ein sonst recht stabiler Mann, stand da mit den Händen auf dem Rücken, sah an die Zimmerdecke und hat bestimmt die Ärztin wegen dieser zynischen Gemeinheit, verflucht.

Bei dieser "Fleischbeschau", so der Ausdruck unter uns Gefangenen für die Untersuchung, wurde ich in Gruppe 3 eingestuft. Das hieß, nur noch 4 Stunden Arbeit pro Tag. Welch ein Glück, im Winter nur noch Halbtags arbeiten müssen. Es sollte aber noch besser für mich werden. Ein Österreicher, seinen Namen habe ich leider vergessen, daß er aber aus Baden bei Wien war weiß ich ganz gewiß, sah mich aus dem Untersuchungsraum kommen. Ich hatte ihn auf einem der ersten Arbeitskommandos kennen gelernt. Durch einen Landsmann von ihm war er Brotschneider geworden. Fast alle bessere Arbeiten und Aufgaben im Lager wurden von Österreichern gemacht. Der kam auf mich zu und fragte mich, was dort vor sich ging wußte er ja, in welche Gruppe ich eingestuft worden war. Auf meine Antwort, daß ich Gruppe 3 sei, sagte er, im Brotraum sei ein Platz zu besetzen. Dieser Platz war von einem Polen besetzt gewesen und die waren in ihre Heimat entlassen worden. Er würde sich beim Küchenchef für mich verwenden. Ich sagte ihm noch, in welcher Kompanie und in welchem Bau ich liege und hoffte auf ein Wunder. Und das Wunder geschah. Am nächsten Morgen wurde ich zum Küchenchef, er war ein Deutscher, gerufen. Der fragte mich nach meinem Beruf, woher ich käme, was ich bis jetzt gemacht hatte und noch mehr. Nach nur 15 Minuten, länger schätzte ich die Zeit nicht, war ich dann beim Küchenpersonal als Brotschneider. Und dort blieb ich bis gegen Ende Februar 1945. Was ich in diesen 12 Wochen in der Lagerküche erlebte, wie es mir erging, das steht im nächsten Kapitel.

Eine Sache, die zeigt wie einfältig und leichtfertig viele Gefangene mit ihrer Gesundheit spielten und umgingen, nur um nicht zur Arbeit gehen zu müssen, gehört noch in dieses Kapitel. Einen oder zwei Tage vor der monatlichen Untersuchung, der Termin stand immer fest, eben der letze Samstag im Monat, tranken einige Mitgefangene, einen starken Aufguß von Machorka. Man könnte dazu Tabaktee sagen. Durch diesen Tee, der außer einem wahnsinnigen Durchfall auch noch starke Herzbeschwerden verursachte, wollten die Betreffenden erreichen, daß sie krank geschrieben und vielleicht sogar entlassen würden. Sie nahmen eine regelrechte Vergiftung ihres Körpers in Kauf. Hier paarte sich Dummheit mit Wahnsinn. Einigen gelang ihr Vorhaben, vielen mißlang es, viele, die erwischt wurden, landeten im Karzer und büßten dort auch noch einen weiteren Teil ihrer Gesundheit ein. Diese Sache zeigt aber auch ganz brutal, wie dumm manche handelten, wie sie ein Risiko eingingen und ein vielleicht noch größeres Risiko fanden. Ich hatte mir bei der Gefangennahme fest vorgenommen, meine Gesundheit nicht leichtfertig aufs Spiel zu setzten, ich machte diese Dummheit nicht mit. Wenn ich wirklich das Glück habe und komme wieder heim, dann doch als möglichst gesunder Mensch. Ich werde doch meine Gesundheit nicht ruinieren.

Ich hatte mit der Einstellung als Brotschneider im Brotraum, wie schon so oft in meinem Leben, schon als Soldat und jetzt wieder einmal viel Glück gehabt.

Im Brotraum

Mein Umzug in die Schlafräume des Küchenpersonals ging ganz einfach und ganz schnell vonstatten. Was hatte ich denn auch schon viel mitzunehmen aus dem Schlafsaal meiner Kompanie? Nichts, oder doch nur sehr wenig. Alles was ich besaß, hatte in einer Hosentasche Platz. Ein kleines Stückchen Stoff, das ich als Verbandstuch benutze wenn ich mir mal einen Finger verletzt hatte, den besagten Holzlöffel, ein Stückchen einer Korundscheibe das ich als Nagelfeile benutzte und ein kleines Stückchen Bleistift. Das Säckchen, das ich hin und wieder zum Heimtragen von Kartoffeln oder das was man schon mal sonst geschenkt bekam, hatte mir ja die junge Russin bei meinem Versuch Kartoffeln zu klauen, bei der Latrine abgenommen. Ersatz hatte ich noch nicht gefunden, zum Heimtragen gab es auch recht wenig. Ein Taschentuch, wie es jeder normale Mensch täglich benützt, hatte ich nicht. Die Nase schneuzte ich mit zwei Fingern. Ab und zu sieht man wie das gemacht wird. Die Russen waren darin wahre Meister. Auch ich brachte es in dieser Hinsicht zu einer gewissen Perfektion. Man lernt viel, wenn man will und wenn man muß. Außer den Kleidern, die ich auf dem Leib trug und die ganz schön dürftig waren, besaß ich nichts.

Was staunte ich als ich mich beim Stubenältesten meldete. Betten hatten wir zwar auch keine. Wir schliefen genau wie die anderen Gefangenen auch, auf Holzpritschen. Aber nicht auf zwei Etagen übereinander, sondern nur auf einer. An den Längswänden der großen Stube waren die Pritschen aufgestellt. Darauf lagen dicke Matten und die waren mit weißen Bettlaken bezogen. Ich dachte, ich käme in das Paradies. Über jedem Mattenlager hingen an den Wänden Handtücher, war ein Bord angebracht auf dem wenigen, persönlichen Utensilien wie, Tabaksdose, Zigarettenpapier, Seife, Zahnbürste, Taschentücher usw. lagen. Zahnpasta brauchte man nicht. Die Zähne wurden eben mit Seife geputzt. Auch Kämme benötigte man nicht, wir alle hatten blank geschorene Köpfe. Auch das Personal aus der Küche. Natürlich waren diese Sachen weit primitiver als die gleichen Dinge in Deutschland. Aber, hier sah ich doch etwas, was ich seit fast einem Jahr, nicht mehr gesehen hatte. Hier war wenigstens Ordnung und Sauberkeit und etwas Kultur. Wie armselig, wie dreckig und voller Gestank und Mief waren doch die Schlafräume der Arbeitskommandos. Wie eng lebten die normalen Gefangenen in ihren Buden? Dort schlief man mit den Klamotten am Leibe, hier konnte man sich des Nachts ausziehen Wer hier ein und aus ging, wer hier lebte, in seiner Freizeit schlief und sich aufhalten konnte, gehörte zur Lagerhierarchie, der war was Besonderes. Jetzt soll und darf ich hier leben? Jetzt nur nicht überschnappen und sich für was besseres, für was weiß ich halten. Schließlich war ich immer noch ein Gefangener. Ich hatte ein klein wenig mehr Freiheit als viele andere. Die ganz große Freiheit war aber immer noch weit weit weg. Ich nahm mir ganz fest vor, alles zu tun was man an Arbeit von mir verlangt. Ich werde fleißig und ehrlich sein, ich werde nicht murren und krakeelen. Ich werde keinen Anlaß zu Tadel und Beschwerden geben, nur, kriechen werde ich auch jetzt noch nicht.

Mit einem Zettel vom Stubenältesten wurde ich zur "Banja", der Badestube, zur Entlausung und zum Baden geschickt. Man glaubt nicht, was so ein kleines Stückchen Papier alles bewirken kann, welche Wirkung und Macht von ein paar geschriebenen Zeilen ausgehen können. Wenn ich mit der Brigade von der Lagerkolchose ins Lager zum Baden, Haareschneiden und Entlausen kam, ging das immer mit Schreien, Schimpfen und Antreiben vor sich. Damals bekam ich ein kleines, vielleicht 10 g schweres Stückchen graue Kernseife, eine Emailleschüssel lauwarmes Wasser, ein grobes, blaues Handtuch und mußte mich verdammt beeilen. Und jetzt? Genau das Gegenteil war der Fall. Ein ordentlich großes Stück Seife, zwar immer noch grau, Wasser soviel ich brauchte und so heiß wie ich wollte, zwei, und wenn ich gewollt hätte, sogar drei Handtücher, schön glatt, wie gebügelt und viel, viel Zeit. Es waren ja nur 5 oder 6 Gefangene im ganzen Raum. Das waren, wie ich, Leute, die im Innendienst des Lagers beschäftigt waren. Auf der Schreibstube, im Lazarett, bei einem Kompanieführer, Friseur, Schneider, Schuhmacher, Schlosser, Schreiner, Stellmacher usw. Die Badezeit für die, ich will mal sagen, Normalgefangenen, begann erst nach dem Eintreffen der Arbeitskommandos gegen Abend oder an einem Samstag Nachmittag. Wir, die Prominenten, hatten von daher noch genügend Zeit für uns. Niemand ermahnte uns zur Eile, niemand sagte

auch nur ein Wort zu uns, freundlich und nett waren Frisör und Bademeister. Der Verwalter der Kleiderkammer machte in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Wartet ab.

Meine alten Klamotten bekam ich nicht mehr zu Gesicht. Ich bekam zwar keine neuen, aber alles, was ich bekam, war ordentlich sauber. Da fehlten keine Knöpfe, da gab es keinen Riß und wenn doch einer zu sehen war, dann war er ordentlich geflickt. Alle Sachen waren noch in einem sehr gutem Zustand. Was fehlte, war lediglich ein Rangabzeichen an der Uniformjacke. Sonst war wirklich alles in Ordnung. Die Unterwäsche war dieselbe wie sie die Russen auch trugen, aus Leinen und furchtbar weit, ohne Knöpfe, denn sie wurde, wo es nötig war, zugebunden. Schuhe konnte ich mir sogar aussuchen. Ich konnte solange anprobieren, bis ich das passende Paar gefunden hatte. Als ich zum Ende des Sommers von der Kolchose kam, damals vor fast zwei Monaten, hatte der Kammerverwalter mir einfach zwei Schuhe, einen Schuh mit Strohsohle und einen Stoffschuh mit eingerissener Gummisohle, der zudem noch zu klein war, zugeworfen. Ob die paßten oder nicht hatte den damals garnicht interessiert. Heute, derselbe Magaziner, gab sich alle erdenkliche Mühe, mich zufrieden zu stellen. So schnell, so gründlich, ändern sich die Zeiten. Ob er mich erkannt hatte, weiß ich nicht. Ich nehme es aber an. Oder hatte er sich ausgerechnet, daß er, wenn er freundlich und zuvorkommend ist und ich mich an ihn erinnere, vielleicht einmal ein Stück Brot von mir erhalten könnte? Ich saß ja jetzt, wenn auch nur als kleiner Arbeiter, im Brotraum, an der Quelle des Sattwerdens. Da war es vielleicht ganz gut und konnte von Vorteil sein, wenn man sich als Wohltäter und Freund in Erinnerung brachte. Es ist nun mal im Leben so, eine Hand wäscht die andere und zwei das ganze Gesicht. Einer soll dem anderen helfen. Nur, wenn einer dem anderen nur dann hilft, wenn er selbst einen Vorteil erwischen kann, wird die Sache heikel. Gerade in Zeiten der Not kann man dieses Phänomen besonders gut beobachten. In Gefangenschaft, in einer wirklich armen Zeit, trieb die gegenseitige Hilfe die bizarrsten Blüten. Gib mir ein Stück Brot, ich gebe dir ein Stück Seife. Ich gebe dir ein Paar gute Schuhe, bekomme ich dann Brot von dir? Daß auf diese Weise viel von dem, worauf jeder ein Anrecht hatte und was der Allgemeinheit gehörte, in die falschen Hände kam, interessierte die vielen falschen Freunde nicht.

Meine Arbeit als Brotschneider begann noch in der ersten Nacht. Zusammen mir dem Österreicher ging ich auf Schicht. Wer gedacht hatte, diese Arbeit sei das reine Vergnügen, hatte sich ganz gewaltig geirrt. Es war eine harte Arbeit, die viel Kraft erforderte und auch Geschick. Hunger hatte ich ab diesem Tag keinen mehr. Ich war so satt geworden wie schon lange nicht mehr. Wenn ich mich zurück erinnere, seit Ende Februar nicht mehr. Ab da war der Hunger mein ständiger Begleiter. Ich fühlte mich wie Hans im Glück. Um die Arbeit im Brotraum genau zu beschreiben und was alles damit zusammenhing, muß ich etwas weiter ausholen. Ich hatte wieder einmal Glück gehabt.

Der Brotraum ist eine Nebenabteilung der Lagerküche. Genau wie der Kartoffelschälraum. Diese drei Abteilungen, Küche, Brotraum und Schälraum befanden sich in einem besonderen Gebäude, zusammen mit dem großen Speisesaal. Der Haupteingang zur Küche und zum Brotraum lag auf der Längsseite des Gebäudes, dem Antreteplatz gegenüber. So in der Mitte des großen Lagers. Der Raum selbst war ca. 20 m2 groß. An allen Wänden, sogar über der Tür standen Regale, vom Boden bis zur Decke. An der Wand zum Speisesaal befand sich in der Mitte ein Schalter zur Brotausgabe. Für jede Brigade waren entsprechend ihrer Stärke und der geleisteten Arbeit, Brotportionen vorbereitet und lagen in einer flachen Holzkiste. Wenn nun eine Brigade zum Essen im Speisesaal erschien, meldete der Brigadier seine Leute am Brotschalter an und erhielt die entsprechende Kiste mit Brot. Der Brigadier verteilte das Brot, womit sicher gestellt war, daß sich kein Fremder in die Brigade einschmuggeln konnte. Vorher aber hatten die Männer der Brigade an zwei anderen Schaltern bereits ihre Suppe und den Kascha empfangen. Oder, morgens und abends je eine Portion Suppe und Kaffee. Natürlich war das kein Bohnenkaffee, sondern irgendwas anderes, was nur nach Kaffee aussah. Da war kein Zucker und keine Milch drin. Aber jeder freute sich jetzt im Winter, auf dieses heiße Getränk. Die gesamte Essenfasserei mußte selbstverständlich sehr schnell gehen, denn zu jeder Mahlzeit, also dreimal am Tag, kamen alle Gefangene in den Speisesaal. Wir sorgten dafür, daß die nötigen Portionen Brot zur rechten Zeit am richtigen Platz standen. Neue Listen, wieviele Portionen für die jeweiligen Brigaden benötigt wurden, erhielten wir jeden Tag von der Lagerleitung. Das Kursker Hauptlager war im Durchschnitt mit 2000 bis 2500 Mann belegt. Es können aber auch mehr gewesen sein. Dreimal kam jeder Gefangene in den Speisesaal zum Essen und folglich mußten dreimal so viele Brotportionen vorbereitet werden. Sechshundert Gramm Brot war die Tagesration für jeden Gefangenen. Hinzu kam noch das Brot, das diejenigen bekamen, die zur Arbeit gingen. So kam ein Gefangener, der die gültige Norm für seine Arbeit mit 100 % erfüllte, auf 1000 g. Brot täglich. Ein Gefangener aus der Gruppe 2, die Norm war etwas niederer als die der Gruppe 1, der die Norm mit nur 80 % erfüllte, erhielt immer noch 800 g. Brot. Das heißt somit, täglich wurden 6000 bis 7500 Portionen zu 200 g geschnitten. Hinzu kamen mindestens 600 bis 800 zusätzliche Portionen für die Arbeiter der Gruppe 2 und noch einmal gut 1000 Portionen zu 400 g. für diejenigen, die 100 % geleistet hatten. Alles zusammen zwischen 7500 und 9200 Portionen.

Ein Brot wog rund 2 kg wurde wie folgt geschnitten. Da es in einer Blechform, unserem Kommißbrot sehr ähnlich, gebacken wurde, konnte man einen Laib ganz gut auf eine der beiden schmalen Seiten stellen. Mit einem großen Messer wurde es der Länge nach in zwei gleich große Teile zerschnitten. Diese wiederum in je 5 Stücke, so daß aus einem Laib 10 Stücke zu je 200 g. entstanden. Wir waren von der Lagerleitung verpflichtet worden, nach einer bestimmten Anzahl geschnittener Portionen, Gewichtproben zu machen. Damit sollte sicher gestellt sein, daß auch alle Brotstücke das Gewicht von 200 g hatten. Beim Zubereiten der einzelnen Portionen gab es immer wieder

Stücke, deren Gewicht nicht stimmte. Einmal war das Stück zu groß, ein ander mal zu klein. Von daher gab es natürlich auch Abfallstücke. Diese Stücke mußten aber auch ausgegeben werden. Sie kamen mit abgerissenen Krusten, die manchmal in großer Menge anfielen, in kleine emaillierte Schüsseln, wurden nie genau gewogen und waren von daher bei den meisten Gefangenen besonders beliebt. In Anlehnung an das ungarische Wort für Schüssel, hieß diese Brotportion "Miskibrot". Die waren, wie schon geschrieben, nie genau gewogen, es war aber bestimmt mehr als 200 g. darin. Um also 7500 bis 9500 Portionen, die für einen Tag benötigt wurden, zu erhalten, mußten zwischen 1500 und 1900 kg Brot zerschnitten werden. Das war eine ganz schöne Leistung für 3 Mann je Schicht. Wir arbeiteten in drei Schichten, rund um die Uhr. Ganz selten ist es vorgekommen, daß die Ärztin oder gar der Lagerkommandant unseren Brotraum zu einer Inspektion betrat. Eine Beanstandung oder gar eine Ermahnung hätte es nicht gegeben. Unsere Arbeit wurde ehrlich und korrekt erledigt und sauber war unser Arbeitsplatz zu jeder Zeit. Wir waren doch froh, so einen sicheren Arbeitsplatz zu haben, wer stellt den leichtsinnig aufs Spiel?

Die Hauptbestandteile des Brotes waren sehr unterschiedlich und daher auch sehr unterschiedlich die Dicke und der Geschmack. War der Hauptbestandteil Gerstenmehl, war es leicht bitter, war das Brot aber hauptsächlich aus Hirse. - oder Maismehl, schmeckte es süßlich. Immer aber wurden Kartoffeln mit verarbeitet. Waren etwas mehr Kartoffeln im Teig, was sogar recht oft vorkam, dann schmeckte es am besten und blieb am längsten frisch. Der Teig, oder treffender gesagt, die Masse, aus dem das Brot gebacken wurde, wurde nicht wie bei uns, in großen, sich drehenden, elektrisch angetriebenen Bottichen, geknetet, sondern war ein, je nach Hauptbestandteil mal heller mal dunklerer Brei. Er sah aus wie Mörtel und war auch so flüssig. Von daher wurden die Brotformen, immer 4 Stück zusammen, nicht mit einem gekneteten Teigballen gefüllt, sondern einfach mit dem beschriebenen Brei, mittels einer Kelle, gefüllt. Zum Backen, je nach Anzahl der Formen und Art verschieden, kam das Brot in einen langen, hinten und vorne verschließbaren Tunnelofen. Ich habe mir sagen lassen, daß das Brot nach gut einer Stunde Backzeit, fertig war. In meiner Zeit als Brotschneider, gab es zwei verschiedene Sorten Brot in der UdSSR. Einmal das schon beschriebene und zum andern, eine Art Weißbrot. Das wurde aus besseren Mehlsorten hergestellt und war nur für Kranke bestimmt. Zwei bis dreimal je Woche wurde Brot von der Brotfabrik, die kurz vor der großen Kreuzung am Anfang der Stadt, rechts von der Rollbahn lag, angeliefert. Meistens in der Nacht, zwischen 0:00 und 1:00 Uhr. Dann roch das ganze Lager so köstlich nach Brot wie in Friedenszeiten vor Weihnachten die Häuser nach Lebkuchen und Gebäck. Die Landser, die während der Winterzeit nicht zur Arbeit nach draußen mußten, paßten immer höllisch auf und wollten beim Abladen helfen. Natürlich konnten auch etliche helfen, denn alles selbst abladen konnten wir wirklich nicht. Wie sollten 3 Mann einen ganzen Lkw. voll Brot in ganz kurzer Zeit entladen? Zum Abladen fuhr der LKW rückwärts so nahe an ein Fenster des Brotraumes heran, daß

nur ein möglichst schmaler Spalt zwischen der hinteren Bordwand des Lkws und dem Fenster blieb. Dadurch wurde gewährleistet, daß kein Brot gestohlen wurde oder einem, neben dem LKW Stehenden, untergeschoben wurde. Die Ablader, so will ich die Helfer einmal nennen, brachen sich während des Abladens schon einmal ein Stück aus einem Brotlaib und steckten ihn schnell in den Mund. Das kam sogar oft vor, wurde von uns auch nicht so tragisch genommen, nur, wenn einer zuviel des Guten tat, dann wurde er fortgeschickt und durfte nicht mehr helfen. Ehrlichkeit hat sich auch hier bewährt. Nach dem Abladen, das von einem Brotschneider überwacht worden war, gab es für die Ehrlichen, einen Kanten Brot. Wir machten auch Kontrollen, denn es war in der zurückliegenden Zeit vorgekommen, daß sich Helfer trotz aller Aufmerksamkeit unserer seits, ganze Brote unter die Jacke schieben und damit verschwinden wollten. Eine Maßnahme, dies zu verhindern, war, daß die Ablader immer 2 Brote zusammen anfassen und weitergeben mußten. Kam nur 1 Brot im Brotraum bei einem Brotschneider an, wurde sofort kontrolliert was da passiert war. Hatte einer was geklaut, war der Teufel los. Daß das Diebstahl und somit strafbar war, wurde wohl jedem der Ertappten klar. Aber das Risiko, ertappt zu werden, nahmen hin und wieder schon welche auf sich. Nach dem Abladen sah ich oft Gefangene, die im Schnee vor dem Fenster, durch das das Brot gereicht worden war, die Krümel des Brotes, die dort hinab gefallen waren, auflasen und aßen. Der Hunger war so groß, da wurde alle Vorsicht, das klare Denken und alle Furcht vor Strafen und Krankheiten vergessen und beiseite geschoben. Obwohl wir aufgefordert worden waren, peinlichst genau beim Brotabladen auf zu passen, habe ich niemanden beim Diebstahl erwischt. Ob ich einen angezeigt und gemeldet hätte, weiß ich nicht, ich weiß aber, was Hunger ist und was man dann alles tut. Ich weiß, dann ist das klare Denken ausgeschaltet. Ich kann mich nicht entsinnen, daß bei unserer Schicht, ein Dieb gemeldet und anschließend bestraft wurde. Kameradendiebstahl kam oft genug vor, die Betroffenen gingen eine Woche in Arrest. Dort war die Verpflegung noch um vieles schlechter als im Lager. Wer dort einmal drin war, stahl niemals wieder einem Mitgefangenen irgend etwas. Der war für alle Zeiten geheilt.

Die Arbeit im Brotraum machte mir sehr viel Spaß. Ich war die Wintermonate über im Trockenen, hatte einen schönen Arbeitsplatz, eine saubere, prima Unterkunft und alle Kameraden waren schwer in Ordnung. Was aber am meisten zählte, ich hatte keinen Hunger mehr, hier wurde ich satt. Hier möchte ich bis zum Ende meiner Gefangenschaft bleiben. Es kam aber anders.

Wenn nur der verfluchte Krieg endlich zu Ende wäre. Dann kämen wir auch in absehbarer Zeit wieder nach Hause. So jedenfalls wurde uns bei jeder Gelegenheit von den Russen versichert. Spätestens ein halbes Jahr nach Kriegsende würden wir entlassen. Wie die Lage in Deutschland war, wo die sowjetischen und die alliierten Truppen schon überall standen, welche Städte bereits bombardiert worden waren, das erfuhren wir im Gegensatz zu noch vor einem Monat, jetzt recht oft. In Deutschland sei die Versorgung der

Bevölkerung äußerst schlecht, fast unmöglich. Täglich würden Hunderte deutscher Soldaten zu den Sowjets überlaufen. Die Zivilbevölkerung in den Städten hätte sehr große Verluste. Die Verluste der deutschen Wehrmacht seien so groß und die Kampfmoral so schlecht, die Verluste der Russen, Engländer, Franzosen und Amerikanern dagegen, verschwindend gering. Eine Stadt nach der anderen, im Westen wie im Osten falle in die Hand der Alliierten. Ein Ende sei ganz nahe. Wenn ich an den vergangenen Winter und die damalige schlechte Lage an der Front, an die Verluste an Soldaten und Material, auch in unserer Einheit, an den täglichen Rückmarsch, an die Aufgabe von Stellungen und Gelände dachte und mich erinnerte, mit welchen Unmut und unter welchen Gefahren wir die wahnsinnig großen Strapazen damals ertrugen, dann kam auch ich zu der Überzeugung, die ich schon bei meinem Urlaub hatte, daß der Krieg für Deutschland verloren war. Über das, was nach dem Kriegsende kam, machte ich mir und wohl die meisten anderen Gefangenen auch, keine große Gedanken. Daß die Niederlage Deutschlands so verheerende Folgen haben würde, daran dachten nur wenige. Die Wirklichkeit, wie sie später eintraf, die konnte sich niemand vorstellen. Selbst nicht die größten Pessimisten und Schwarzseher nicht. Nie zuvor hat es in der niedergeschriebenen, überschaubaren Geschichte eine Epoche gegeben, die mit der Zeit nach 1945 vergleichbar gewesen wäre.

Meine Gedanken und Sorgen waren anderer Natur. Immer, jeden Tag, fast in jeder Stunde mußte ich an meinen Bruder an der Front und an meine Angehörigen daheim, denken. Ob mein Bruder, der im Februar, als ich zu Hause in Urlaub war, in Ostpreußen bei Allenstein, in der Nähe der Wolfsschanze, wo damals das "Führerhauptquartier" war, noch lebte? Ob meine Eltern noch lebten? Die mußten doch jetzt schon wissen, daß ich vermißt werde. Wird man ihnen meine Gefangennahme mitteilen, oder sagt man ihnen, ich sei tot, oder was sonst? Das waren schon bohrende Sorgen. Was würden sie tun, wenn sie wüßten, daß ich am Leben bin und daß es mir relativ gut geht? Zumindest im Moment. Welche Sorgen und Ängste würde man ihnen nehmen, wenn sie wüßten, daß es mir, wenigstens in diesem Winter gut geht, daß ich noch lebe. Ob ich aber wieder nach Hause käme, das stand auf einem anderen Blatt.

Viel Abwechslung im täglichen Arbeitsablauf gab es nicht. Eine Begebenheit, von angenehmer Natur, will ich hier noch schildern. Unser Küchenchef war ein Fleischgroßhändler und Metzger aus Stuttgart. Ich hatte noch nicht oft Gelegenheit gehabt, mit ihm zu sprechen, ich weiß nicht warum, Tatsache aber war, er konnte mich gut leiden, ich hatte, wie man so sagt, bei ihm einen Stein im Brett. Der kam eines nachts zu uns, wir waren nur zu zweit im Brotraum und bat um ein Stück Brot. Natürlich bekam er das. Irgendwie kann man das schon verkraften und einsparen, eine Portion fällt nicht ins Gewicht. Dafür, so sagte er, könne ich mir in der Küche ein Stückchen Fleisch abholen. Das Angebot war so verlockend, daß ich sofort mit ihm in die Küche ging. Es war dies das erstemal, daß ich die Lagerküche betrat. Durch die Tür hatte ich

schon mal ganz kurz hinein geschaut, jetzt war ich dort drin. Mein Erstaunen war riesengroß. So sauber, so hell hatte ich sie mir nicht vorgestellt. Fünf oder sechs große, gemauerte Öfen standen dort in der Mitte des hellen Raumes. An einer Längswand wiederum drei, vier kleinere. In einer Ecke stand ein großer Tisch aus Holz und darauf lagen mindestens sechs große, lange Schlachtermesser. Und so gut gerochen hat es in der Küche, wie zu Hause bei einem Schlachtfest im Winter. Ich meinte im Schlaraffenland zu sein. In allen Kessel dampfte und kochte das Essen für die morgendliche Essenausgabe. Zwei Küchenhelfer spülten einige große Fässer, ähnlich der Benzinfässer bei der Wehrmacht. Nur, diese hier hatten abnehmbare Deckel mit Sprengringen. In diesen Fässern wurde das uns zugeteilte Fleisch transportiert. Das Spülwasser wurde übrigens nicht weggeschüttet. Das kam in die Suppe, denn chemische Spülmittel wie heute, gab es damals noch nicht. Das Fleisch, das wir Gefangenen bekamen, waren meist Innereien, Lungen, Herzen, Kuheuter, Panzen, Mägen, Hirn, Milz, Nieren und Hoden, Schwarten und Füße, Knochen und Köpfe. Die Russen aßen, selbst bei der wahrhaftig schlechten Versorgung mit Fleisch, solche Sachen nicht. Für uns war es geradezu eine Köstlichkeit und eben besser als nichts. Im Winter ging das ja. Bei der großen Kälte die herrschte, war das alles in den großen Fässern in Klumpen zusammen gefroren. Im Sommer aber war das oft schon halb verdorben.

Auf dem großen Tisch, auf dem die Messer lagen, wurde das Fleisch nach dem Kochen vom Küchenpersonal mit eben diesen Messern klein gehackt und dann auf die einzelnen Kessel verteilt. In dieser Nacht bekam ich vom Küchenchef einen länglichen, einem Osterei ähnlichen Fleischbatzen. Nun hatte ich schon des öfteren bei Hausschlachtungen gesehen, was alles an einem Schwein oder Kalb dran ist. Dieses Stück Fleisch habe ich aber noch nicht gesehen. Auf meine Frage, was das sei, bekam ich zur Antwort, ich solle nicht viel fragen, ich solle essen, es würde gut schmecken, er würde das auch essen, es wäre was wirklich Feines. Zur Bekräftigung schnitt er sich tatsächlich eine Scheibe davon ab, bestreute sie mit etwas Salz und aß sie zu dem Brot, das er gerade von mir bekommen hatte. Wenn das dem schmeckt, warum sollte es mir nicht auch schmecken? Ich aß das Stück Fleisch und dann sagte der Küchenchef ungefähr so zu mir: So, Bub, jetzt hast du einen ""Schellestaa", gegessen. Schellestaa ist schwäbischer Dialekt und heißt auf gut deutsch, Stierhoden. Seit der Zeit habe ich sowas wissentlich nicht mehr gegessen. Damals schmeckte er mir wirklich vorzüglich. Lungen, ganz gleich ob von Schweinen oder Rindern und Kuheuter waren dagegen nicht so gut. Diese Stücke schwammen wegen ihrer porösen Struktur, wie kleine Schwammstückchen auf der Suppe. Sie wurden aber trotzdem gegessen. Besser das als nichts. Ich habe nur ganz wenige Gefangene gesehen, die solche Sachen nicht aßen. Hunger ist schon in normalen Zeiten ein guter Koch. Je größer der Hunger, um so besser schmeckt sogar eine ganz normale, einfache Pellkartoffeln, selbst ohne Salz.

Ich habe in diesem Kapitel von unserer Ernährung geschrieben und von dem Fleisch, das wir erhielten. Erwähnen muß ich noch folgende folgendes. Als Brotschneider im Brotraum hatte ich die Gelegenheit, ab und zu in die Küche gehen zu können. Dort sah ich eines Tages in einem Regal Konservendosen mit der deutschen Aufschrift "Oskar Meyer rettet Rußland" stehen. Ich traute meinen Augen nicht und besah mir die Dosen einmal genau. Es waren große, mit schönen, bunten Etiketten beklebte Weißblechdosen auf denen das Bild eines lachenden Pagen war. Dieser Page hielt ein Schild mit der Aufschrift "Meyer" in den Händen. In den meisten Dosen waren 5 lbs., (engl. Gewicht) oder so um die 2,25 kg Kokosfett. Aber auch Rindfleisch, Schweinefleisch, Corned Beef, Wurst verschiedener Sorten, Zucker, Margarine, Butter und Speiseöl. Diese Dosen mit Lebensmittel wurden von den Amerikanern als Militär.- und Wirtschaftshilfe an die UdSSR geliefert. Ich fand die in deutscher Schrift geschriebene Worte, “Oskar Meyer rettet Rußland”, in einem russischen Lager mit deutschen Gefangenen, grotesk. Oskar Meyer und mit ihm noch viele andere, rettete nicht nur die russische Zivilbevölkerung und Soldaten vor dem Verhungern, sondern auch vielen deutschen Gefangenen das Leben. Ohne die amerikanische Hilfe wäre die Versorgung der russischen Bevölkerung und somit auch unsere, nicht gewährleistet gewesen. Oskar Meyer soll ein deutscher, emigrierter Juden gewesen sein. Ich weiß es nicht

Die leeren Dosen waren zudem ein sehr beliebtes und begehrtes Material für alle möglichen Dinge des täglichen Gebrauchs. Unsere Lagerklempner machten daraus, Siebe, Becher, Töpfe, Trichter, Bratformen, Tabaksdosen, kleine Eimer, Suppenteller, Schüsseln, Unterteile für Petroleumlampen und noch vieles mehr. Diese Dinge wurden angeblich auf dem Basar zu unseren Gunsten verkauft. Das nun, das glaube ich nicht. Die Sachen wurden bestimmt von den Offizieren verscheuert und das Geld verschwand für Wodka, Tabak und wer weiß für was noch, in den eigenen Taschen.

Die Zeit im Brotraum zählt zu den schönsten die ich in Gefangenschaft erlebte. Ich hatte Glück gehabt. Das Jahr 1944 ging langsam zu Ende. Was wird uns 1945 bringen? Bringt es den Frieden? Hört endlich das unsinnige Töten auf?

Weihnachten 1944

Ein Erlebnis, das mich jahrelang nicht zur Ruhe kommen ließ und an das ich mich selbst heute nur mit Schaudern erinnern kann, ein unsagbar makabres Ereignis, geschah am Heilig Abend 1944. Es war ein Ereignis, das sich ganz tief in meine Erinnerung eingegraben hat. Waren die Toten bei dem Kirowograder Gefängnis vom April schon ein furchtbares Erlebnis, dies hier war nicht minder grausam.

Noch ist es nicht zu spät

In einem großen Lager, wie das in Kursk eins war, gab es naturgemäß viele Kranke. Selbst bei bester Fürsorge, sterben von diesen bedauernswerten Menschen, auch in normalen Zeiten, mehr oder weniger viele. Das war immer schon so und wird auch immer so bleiben. Das war bei der deutschen Wehrmacht der Fall und auch in allen anderen Armeen der Welt. Nur hier, in Gefangenschaft, bei der überaus schlechten Ernährungslage und dem geschwächten Allgemeinzustand der Gefangenen, war die Zahl der Todesfälle dramatisch hoch. Obwohl schweren Erkrankungen wie Herzversagen und Tbc. Krebs und Bluthochdruck meines Wissens nach nicht besonders häufig vorkamen. Es waren mehr die in normalen Zeiten und bei normalen Verhältnissen harmloseren Krankheiten. Durchfall, Lungenentzündung und vor allem, Unterernährung waren die Gründe der meisten Todesfälle. Geradezu panische Angst hatten die Russen vor diesen Krankheiten und vor Seuchen. Nicht wegen den eventuellen Toten, ein Mensch, zudem ein Gefangener, galt damals bei manchen Menschen nicht viel, sondern vor der vielleicht unkontrollierbaren und somit möglicherweise uferlosen Ausbreitung und die dadurch verbundenen Bedrohung der Zivilbevölkerung. Verheerende Zustände wären die unweigerliche Folge gewesen. Wer und mit was hätte man eine Epidemie stoppen können? Eine uferlose Ausbreitung wäre die Folge gewesen.

Die Folge dieser Erkrankungen war, daß im Dezember 1944 eine Unzahl Gefangener gestorben waren. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Lagerleitung alles in ihrer Macht stehende getan hat, die Zahl der Todesfälle so niedrig wie nur möglich zu halten. Aber die katastrophal schlechte Versorgung mit Medikamenten, die im Lazarett nicht ausreichende, wenn auch etwas bessere Verpflegung als die im Lager, die ungenügende Hygiene, die nicht mehr vorhandene Kraft mit Krankheiten fertig zu werden, vielleicht auch die Resignation und nicht zuletzt die Angst vor der mehr als ungewissen Zukunft, lähmten die Abwehrkräfte der Erkrankten und brachten oft allzuschnell den Tod.

So lagen im Freien, neben dem Lazarett, am Heiligen Abend 1944 eine nicht geringe Zahl tote Gefangene. Ein Stapel, aufgeschichtet wie Brennholz im Wald. Wenn ich recht informiert worden bin und ich mich recht entsinne, waren es 156 Tote. Ausgezehrte, magere, glatzköpfige Gestalten, die höchstens noch 35 - 40 kg wogen. Es war ein grausiger Anblick. Bei vielen hatten die Ratten, von denen eine Unmenge im Lager herum huschten, die Augen, Ohren, Nasen und Lippen angenagt. Mich schauderte, als ich diese Jammergestalten sah. Hohlwangig, eingefallene Bäuche, dicke unförmige Knie, überall, am ganzen Körper blaue Flecke. Alle Knochen und die Rippen waren unter der fahlen, farblosen, wie Pergament aussehenden Haut, zu sehen. Der kahlgeschorene Kopf war nur ein Knochen und darüber eine fleckige Haut. Keine Backen mehr und keine Brauen. Und die mußten wir vom Lagerpersonal beerdigen.

Schon am frühen Morgen wurde mit dem Transport der Toten zum Katzenhügel, so nannten wir das Massengrab, das garnicht weit vom Lager entfernt ausgehoben worden war, begonnen. Es waren nicht die ersten Toten dort. Das Grab bestand schon längere Zeit. Ich mußte am Nachmittag mithelfen. Diese Arbeit war, das kann ich mit Gewißheit behaupten, die grausigste, nur vergleichbar mit der oben erwähnten, die ich in meinem ganzen bisherigen Leben verrichten mußte. Den letzten Toten, der beim Schein der Lagerbeleuchtung am Außenzaun vorbeigetragen werden sollte, konnte ich nicht mehr mit auf der Schulter tragen. Wir befestigten an seinen steifgefrorenen Füßen ein kurzes Stück Seil und zogen ihn durch den festgetretenen, holprigen Schnee. So, wie man einen Schlitten oder einen Akja hinter sich herziehen würde. Nicht oft schaute ich zurück während wir die Toten hinter uns herzogen. Wenn ich aber doch zurück schaute, dann sah das wegen der Furchen und dem fest getretenen Schnee so aus, als würde er uns zunicken.

Beim Katzenhügel angekommen, wurde über die Toten eine Schicht Stroh ausgebreitet. Das wurde, wenn wieder eine Anzahl Tote zu beerdigen waren, nur zur Seite geräumt. Darauf kam dann die nächste Lage. Das Massengrab hätte man sowieso nicht zugeschaufelt. Die Erde war steinhart gefroren. Mit der Beerdigungsaktion wurde nur so schnell und überraschend begonnen, weil angeblich eine Kommission des "Internationalen Roten Kreuzes" aus der Schweiz angesagt war. Jedenfalls so ging ein Gerücht im Lager um. Gerüchte nannten wir auch "Scheißhausparolen". An den meisten Scheißhausparolen war ein Quentchen Wahrheit. Die angesagte Kommission kam aber nicht. Wäre sie gekommen, die Küche und den Brotraum hätte man ihr bestimmt vorgeführt. Wir von der Küchenmannschaft hätten das auf alle Fälle gemerkt. Die Küche im Lager war jedenfalls in Ordnung. Die konnte man sich anschauen. Da hätte es keine Beanstandung gegeben. War die Kommission nur wegen der strengen Kälte dieses Jahr nicht gekommen?

Zurück zu den Toten. Wieviele es im ganzen seit Bestehen des Lagers waren, kann ich natürlich nicht wissen. Um da etwas Genaues zu sagen, hatte ich ja keinen Einblick in die Aufzeichnungen des Lazarettes. Ich glaube auch, daß viele Tote beerdigt wurden, ohne sie richtig registriert zu haben. Ein toter Gefangener mehr oder weniger, spielte, so konnte man oft annehmen, keine große Rolle. Wenn nicht alle Tote registriert wurden, hatte das Lager eben keine und das war doch ein gutes Zeichen, oder? Es gab ja Hunderttausende, ja Millionen. Von vielen Vermißten wäre das Schicksal heute noch zu klären, wenn genaue Aufzeichnungen und Listen vorhanden wären. Die meisten Toten wurden einfach verscharrt. Ich war so lange in Gefangenschaft, sehr viele Tote habe ich nicht gesehen, es gab bestimmt eine unwahrscheinlich hohe Anzahl. Ein Grab, und wenn es noch so unscheinbar und armselig gewesen wäre, sah ich in einem einzigen Lager. Nur in einem Lager sah ich einige Einzelgräber. Darauf waren kleine, runde Holztafeln mit Nummern, keine Namen, keine Daten. Doch davon später.

Das war für mich der "Heilige Abend 1944". Sonst ein Fest des Friedens und der Freude, ein Fest der Geschenke und des guten Essens. Ein Fest für Kinder und Erwachsene gleichermaßen. Hier, wohl für die meisten Gefangenen, ein Tag des Grauens, der Not, des Hungers, des Alleinesein, des Ausgelöschtwerdens und der Vergessens. Ein Tag der Erkenntnis, daß ein Mensch nichts gilt. Ein Tag, dessen Ablauf ich nicht vergessen werde, so lange ich leben werde. Ich hatte zwar Glück, großes Glück sogar, aber die anderen? .

Sylvester 1944

Das Jahr 1944 ging zu Ende. Es hatte für mich sehr große Veränderungen gebracht. Die meisten davon waren nicht erfreulich gewesen. Wenn ich an den Heiligen Abend dachte, war gerade das Ereignis an diesem Tage dasjenige, das sich mir am tiefsten in die Erinnerung eingeprägt hatte. Den Tag meiner Gefangennahme sah ich in diesen Tagen als meinen zweiten Geburtstag mit ganz anderen Augen. Ich kann sagen, es war ein reiner Glückstag. Was ich noch als eine positive Erfahrung mit in das neue Jahr nehmen konnte, war die Tatsache, daß die Russen, entgegen der nationalsozialistischen Propaganda, keineswegs brutal, barbarisch und unmenschlich waren. Engel waren sie keine. Waren wir welche? 294 Tage war ich schon in Gefangenschaft. Wielange wird sie noch dauern? Viel Elend hatte ich gesehen, Vieles hatte mich nachdenklich gemacht. Ich habe aber auch Erfreuliches erlebt. Hier muß ich an die Freude, ich könnte fast sagen, Übermut der Russen denken, als in Kursk das Attentat auf Hitler im Juni in der Wolfsschanze, bekannt wurde. Ich war damals noch auf der Lagerkolchose, aber unsere Brigade war aus irgendeinem Grunde an diesem Tag in der Stadt mit Aufräumungsarbeiten in einem großen Kindergarten beschäftigt. Kurz vor Feierabend wurde es auf einmal in der zerstörten Stadt ganz lebhaft. Alle Leute, es waren meist Frauen und ältere Männer, liefen durcheinander, waren irgendwie aufgeregt und lachten, wie ich noch niemand jemand in Kursk hatte lachen sehen. Wir sollten sehr bald den Grund hierfür erfahren. Aus dem Kindergarten kam eine Erzieherin auf uns zu, sie konnte sich vor Freude kaum fassen und versuchte, uns verständlich zu machen, daß der Krieg aus, zu Ende sei. Ihre Worte, zuerst hatte ich sie nicht verstanden, waren, einige Male hintereinander: "Woina sakonschel, Gitler kaput, Woina sakonschel, Gitler kaput" Aber, und das ließ mich erstaunen, zwei oder drei Kadetten, aus einer dicht beim Kindergarten stehenden Kadettenanstalt, kamen ebenfalls zu uns, verspotteten uns zuerst, um dann aber doch mit frohen Gesichtern uns die gleichen Worte zuzurufen. "Krig kaput, Gitler kaput, Krig kaput, skora damoi". Das heißt: Der Krieg ist aus, bald kommt ihr nach Hause. Daß aus dem bald noch drei Jahre werden sollten, ahnte ich damals noch nicht.

Zwei Begegnungen von anderer, besserer Art, will ich nun erzählen. Wenn auch sehr viele Gefangene im Lager waren, zeitweise zwischen 2000 und 2500 Landser, so kannte ich doch recht viele mit ihren Namen. Leider habe ich heute viele dieser Namen vergessen Ich konnte mir damals sehr gut Namen, Gesichter und Adressen merken. Wenn man in der knappen Freizeit einmal zusammen saß, im Sommer war das ab und zu möglich, kam das Gespräch immer auf die Heimat und das was man dort alles hatte. Thema 1 war immer das gute Essen und das schöne Haus daheim und wie reich jeder war. Die Frauen und die damit verbundenen Stunden, waren ganz in den Hintergrund gerückt. Beim Kommiß waren sie das Thema 1 gewesen, heute, in Gefangenschaft dachte wohl keiner an die Liebe. Vielleicht die verheirateten Kameraden die aber auch nicht in Bezug auf Sex. Dieses Thema war total vergessen.

So saßen wir eines Tages zusammen und redeten über unsere Heimat.. Da lernte ich einen kennen, der genau wie wir alle, von seinem schönen Zuhause schwärmte und was er alles unternehmen würde, wenn er erst wieder dort sei. Am Dialekt merkte ich, daß er wohl aus meiner Gegend komme. Er kam, das sagte er mir als ich ihn daraufhin ansprach, aus Kirn an der Nahe. Er hieß Fritz Stephan, war bei der Wehrmacht Feldwebel gewesen, war wie ich, noch nicht verheiratet und lebte noch bei seiner Mutter, In Kaisers Kaffeegeschäft am Marktplatz in Kirn. Von Beruf war er Angestellter bei der Gemeindeverwaltung. Was ihm fehlte und was sich im Laufe der Gefangenschaft immer mehr bemerkbar machte, war der Wille zum Durchhalten. Dafür war seine labile und negative Einstellung zu Allem und Jedem überaus stark ausgeprägt. Er beteiligte sich nur ganz wenig an einem Gespräch, er war irgendwie immer geistig abwesend. Und seine Kleidung erst. Gut, unsere war nicht sauber oder gepflegt, meine war auch sehr schäbig und zerrissen. Seine war noch schlechter, noch zerrissener und verdreckter. Die Hosenbeine ausgefranst, die Mütze speckig und verkehrt herum auf dem Kopf, ein Bild des Jammers. Gewaschen hat er sich wohl nie. Wir dufteten alle nicht nach 4711, er aber stank. Er stank ganz fürchterlich nach Urin. Vielleicht war das eine Blasenschwäche die durch die Unterernährung hervor gerufen wurde, vielleicht war es aber auch nur sein Sichgehenlassen. Seine Uniformhose, die einen Ledereinsatz hatte, den er aber schon verscheuert hatte, war am Gesäß von getrocknetem Urin ganz zerfressen und ausgebleicht. Er war immer in Arbeitsgruppe 3 eingestuft. Folglich ging er nur vier Stunden täglich zur Arbeit, obwohl er ein gutes Stück größer als ich war und nur ein paar Jahre älter. Sein Gehen war immer sehr langsam, nach Vorne gebeugt, wie ein alter, gebrechlicher, müder Mann. Ich habe ihn im Lager nicht oft gesehen, er wollte auch keinen Kontakt zu mir. Ob er immer im Hauptlager von Kursk blieb, wo er gearbeitet hat und was, wann er entlassen wurde, das kann ich leider nicht sagen. Ich habe ihn in Kirn nicht besucht, weiß aber, daß er auch nach der Gefangenschaft, ein kranker Mann war und so um das Jahr 1985 starb. Fritz Stephan war der Gefangene, von dem ich die Goldene Uhr zum Verscheuern erhielt. Die ich an den Offizier für zwei Brote und eine Handvoll Tabak verkaufte. Heute tut es mir unendlich Leid, daß ich ihn nach der Gefangenschaft nicht besucht hatte.

Einen anderen Gefangenen, den ich schon als Schulbub von gerade zehn Jahren kannte, traf ich auch in Kursk. Er hieß Dieter Mühleis und stammte aus Kastellaun. Als Bub, er war zwei, drei Jahre älter als ich, war er des öfteren bei seiner Oma und seinem Opa, den Eheleuten Heinrich Schranz, hier in Baumholder während der Sommerferien zu Besuch. Er hatte das Gymnasium besucht, das Abitur gemacht, anschließend Tiermedizin studiert und promoviert. Da er als Veterinär im Offiziersrang stand, brauchte er nicht zur Arbeit zu gehen. Er war mit noch einigen anderen Offizieren, die auch im Kursker Lager waren, in einer besonderen Baracke untergebracht. Die erhielten auch eine etwas bessere Verpflegung als wir, die wir doch nur einfache Soldaten gewesen waren. Außerdem erhielten sie Tabak, den schon genannten Machorka, den wir auch nicht bekamen. Ich habe diese Kraut schon einmal beschrieben. Zu Anfang meiner Gefangenschaft mußte ich mich erst an dieses Zeug gewöhnen. Erst hat er mir nicht geschmeckt, aber dann doch. Die Russen hingen die fingerdicken Zigaretten, die oft die Form einer kleinen Tüte hatten, einfach in einen Mundwinkel. Solange, bis sie vom Speichel durchweicht und nicht mehr zu rauchen waren. Es gab unter uns Gefangenen eine nicht kleine Anzahl, die dann diese nassen, unansehnliche Kippen gesammelt, den Tabak getrocknet und wieder verwendet haben. Ich habe das nicht gemacht. Was die Russen nicht mehr rauchen konnten, war auch für mich nicht mehr gut. Tabak gebettelt habe ich oft, sehr oft sogar. In einem späteren Kapitel werde ich noch einmal über das Thema Tabak schreiben. Zwei, höchstens dreimal habe ich den Dieter Mühleis, im Lager besucht. Er tat dann immer so gönnerhaft und großmännisch. Gut, einmal schenkte es mir einen Fisch, der ihm scheinbar zu salzig war. Einmal schenkte er mir auch eine kleine Portion Tabak. Nicht daß es ihm peinlich gewesen wäre, mit einem Gefangenem eine Freundschaft einzugehen, er hatte einfach zu niemanden guten Kontakt. Was aus ihm geworden ist, wann er nach Hause kam, ob er bis zu seiner Entlassung immer in Kurs blieb, weiß ich nicht. Auch ihn habe ich nie mehr getroffen. Einmal, es kann im Jahr 1990 gewesen sein, habe ich mit ihm telefoniert. An die Zeit in Kursk konnte er sich nur ganz undeutlich und schemenhaft erinnern. Meinen Namen hatte er angeblich nie zuvor gehört. Einen Besuch meinerseits, den ich vorschlug, lehnte er ebenso ab wie meine Einladung an ihn, einmal nach Baumholder zu kommen. Er hatte kein Interesse. Lassen wir es sein. Ich glaube, er und seine Frau waren durch die Kriegserlebnisse etwas weltfremd und sonderlich geworden. Schade drum.

Das Jahr 1944 ging zu Ende, wie es begonnen hatte. Der Krieg war immer noch nicht aus, und niemand dachte im Ernst noch an einen Sieg. Wieviele Soldaten an der Front und Zivilisten in der Heimat hatten in den letzten 12 Monaten ganz unsinnig und vollkommen überflüssig ihr Leben verloren. Und wieviele werden im Jahr 1945 noch sterben müssen? Welche Werte hat Deutschland und wieviel an Eigentum haben die Menschen verloren? Über die Lage in Deutschland und an der Front, wo die überhaupt war, wußte niemand richtig Bescheid. Nur das, was wir von den Offizieren oder der russischen Zivilbevölkerung erfuhren. Zeitungen gab es nur in russischer Schrift und die

konnte ich damals noch nicht lesen. Ein Radio stand zwar beim Lagerkommandanten im Büro aber, verstehen, was da gesprochen wurde, konnten nur die Dolmetscher. Ich konnte schon einige Worte russisch, aber das war nicht soviel, daß ich mich mit ihnen hätte unterhalten können. Wir waren mehr als schlecht informiert. Wir waren froh, daß wir das Datum wußten. Nicht immer stand es auf einem Schild am Haus der Lagerleitung.

Wir in Europa leben nach dem Julianischen Kalender. Die osteuropäischen Länder, folglich auch die Russen haben den Gregorianischen. Da die Russen zudem Atheisten sind und somit nicht an Christus und Gott glauben, feiern sie nur einen Tag ein ähnliches Fest wie wir Weihnachten. Weihnachten 1944 war das vierte Weihnachtsfest, das ich nicht zu Hause feierte. Die Russen nennen das Fest, das sie in den ersten Tagen im Januar feiern: "Väterchen Frost". Weil nun die Russen eben nur einen Tag dieses Fest feiern, mußten wir die Arbeitskommandos am zweiten Weihnachtsfeiertag, zur Arbeit gehen. Genauso gingen wir zur Arbeit, wenn ein Monat einen fünften Sonntag hatte. Meistens wurden wir dann nicht auf reguläre Kommandos geschickt, sondern an Offiziere oder einflußreiche Privatpersonen vermietet. So jedenfalls sah es aus. Das war eigentlich recht gut so. Fast immer bekamen wir auf diesen zusätzlichen Arbeitsstellen etwas zu Essen. Auch wenn es nur Kapusta und Brot war. Beides zusammen schmeckt sogar sehr gut. Ich habe es nie erlebt, daß wir auf einem Platz garnichts bekamen.

Von meinen Angehörigen hatte ich seit meinem Urlaub nichts mehr gehört. Hoffentlich ahnen sie, daß ich noch am Leben bin. Wissen können sie das ja nicht. Die Wehrmacht behauptet bestimmt immer noch, daß der Russe keine Gefangenen macht. Wie schön und beruhigend wäre es, wenn sie wüßten, daß genau das Gegenteil der Fall ist. Normalerweise feiern die Russen an Sylvester und Neujahr recht laut, mit viel Essen und noch mehr Trinken. Die Wachsoldaten von unserem Lager taten das nur in ganz beschränkten Maßen. Schließlich wurde an der Front mehr als nötig geknallt. In der Heimat war es in dieser Hinsicht bestimmt ganz ruhig

Das Jahr 1944 war zu Ende. Wird das neue Jahr endlich den Frieden bringen und wie wird er aussehen?

Das Jahr 1945

Auf einer Kolchose

Das Jahr 1944 war vergangen und ein neues hatte begonnen. Hoffentlich bringt es auch das Ende des Krieges. Den letzten Monat des alten Jahres hatte ich im Brotraum verbracht und war auch die Monate Januar und Februar dort. Es war eine recht schöne Zeit gewesen. Zu den anderen Leuten vom Küchenpersonal hatte ich ein gutes Verhältnis, wir verstanden uns alle bestens. Eine Sache, nicht sonderlich der Rede wert, muß ich aber noch berichten.

Hunger hatten wir, vom Brotraum, nicht mehr. Wir wurden jeden Tag satt. Brot spielte keine Rolle mehr, nur ab und zu wünschte ich mir ein Stückchen Fleisch. Das bekamen wir selbstverständlich vom Küchenpersonal. Ich war eines Abends in der Küche um mir eben so ein Stückchen zu erbitten. Ein Koch, das waren alle prima Kerle, sagte zu mir, nimmt dir eins aus dem zweiten oder dritten Kessel. Das Fleisch wurde im größten Kessel gekocht und wenn es weich genug war, zerhackt und auf die anderen, verteilt. Ich gehe zu dem Kessel hin, ergreife den Henkel des Deckels, hebe ihn scheinbar zu schnell hoch und verbrühe mir an dem ganz plötzlich austretenden, kochend heißen Dampf mein Gesicht. Blitzschnell lasse ich den Deckel fallen, wodurch der Dampf mir noch einmal so richtig ins Gesicht geblasen wird. Der Koch sieht das, kommt schnell zu mir und preßt mir einen eiskalten nassen Lappen fest auf mein Gesicht. Er schimpft mit mir und erklärt er mir, daß man den Deckel ganz langsam erst dann hochheben kann, wenn man seitlich neben, und nicht direkt vor dem Kessel steht. Durch Schaden wird man klug. Die Folge meiner Unerfahrenheit und Unachtsamkeit war, daß ich tagelang nicht in die Kälte, die ausgerechnet in diesen Tagen draußen herrschte, gehen konnte ohne mein Gesicht mit einem Tuch zu schützen.

Es ist im Leben nun mal so, daß alles einmal zu Ende geht. Die schlechten Zeiten wie auch die guten. Gute Zeiten vergehen schneller, schlechte, leider viel zu langsam. Die gute Zeit, die ich im Brotraum verbringen konnte, ging schnell zu Ende. Aus einem dünnen, mageren Gefangenen war in drei Monaten ein relativ kräftiger und stabiler Gefangener geworden. Und die müssen arbeiten und nicht noch dicker werden. Bei der monatlichen Untersuchung, am letzten Samstag im Februar, wurde ich und mit mir noch einige andere aus der Küche und dem Brotraum, eben weil wir gut ernährt und somit auch recht kräftig waren, in Arbeitsgruppe 1 eingestuft. Wir mußten ab dem 1. März wieder arbeiten gehen.

Wieder hatte ich etwas Glück. Außer mir wurden noch acht weitere deutsche und neun ungarischen Gefangene als "Raskonvois" auf eine Kolchose abgestellt. Raskonvois sind Gefangene auf einem Kommando, das ohne Bewachung von Soldaten auf eine Arbeitsstelle gehen kann, oder dort lebt und arbeitet. Ich habe während meiner Gefangenschaft nur dieses eine Kommando erlebt. Bereits am 1. März machten wir 18 Gefangene uns unter Aufsicht eines Zivilisten, auf den Weg zur Kolchose. Wir gingen zu Fuß, mit einem Schlitten wurde die Verpflegung für die nächste Woche transportiert. Sehr weit war der Weg nicht. Auf der Rollbahn nach rechts, der selbe Weg wie zu unserer Lagerkolchose, nur etwas weiter. Nach vier - fünf Kilometer rechts ab, hinunter durch ein kleines Tal, wieder ansteigend einen flachen Hang hinauf, dann noch einmal ein - zwei Kilometer, wir waren auf der Kolchose. Die Kolchose an sich war nicht sehr groß und viele Gebäude waren irgendwie nicht intakt. Nicht, daß die zerschossen oder ausgebrannt waren, sie waren einfach in einem schlechten Zustand. Was dort auf der Kolchose in früheren Jahren angebaut worden war, weiß ich nicht, viel kann es nicht gewesen sein. Tiere waren fast keine zu sehen. Ein, zwei Kühe, ein Kalb, ein struppiges Pferd, ein paar Hühner, das war schon alles. An Arbeitern waren, vielleicht wegen des Winters, auch nur wenige da. Was sollen wir dann erst hier machen? Welche Arbeit sollen wir verrichten?

Unsere Aufgabe auf der Kolchose war, Mistbeete für die Frühjahrsaussaat herzustellen. Obwohl noch recht viel Schnee lag, begannen wir gleich am zweiten Tag mit der Arbeit. Die Arbeit klappte einigermaßen gut, denn wir hatten wider Erwarten, sehr gutes Werkzeug erhalten. Die Erde war unter der Schneedecke garnicht so fest gefroren wie man hätte annehmen können. Welch ein Glück für uns. Der Schnee wurde zur Seite geschaufelt und die Erde ca 40 cm tief ausgehoben. Ein Mistbeet war ca. 5 Meter lang und gut 1 Meter breit. Ungefähr 10 Stück haben wir in den nächsten drei, vier Wochen ausgehoben. Auf den Boden kam eine Schicht Stroh und dann warteten wir auf Pferdemist. Pferdemist erzeugt bei seiner Verrottung, Wärme. Auf die untere Lage, dem Stroh, kam eine gut 20 cm dicke Schicht Mist, dann eine weitere ebenfalls 20 cm dicke Schicht Erde. Im Laufe der Zeit würde die lose Erde noch etwas zusammen fallen, so daß der eingesäte Samen gute Wurzeln bilden kann. Ein sogenannter Agraringenieur hatte unsere Arbeit jeden Tag ein paar mal kontrolliert. Die ganze Arbeit war erst gegen Mitte April fertig gestellt. Die Zeit hatte gerade mal ausgereicht, die uns gesetzte Frist war gut bemessen. Wir überarbeiteten uns nicht, wir schufteten nicht, wir waren aber immer in Bewegung. Aufsicht im herkömmlichen Sinne hatten wir keine, wir hatten uns verpflichtet, keinen Fluchtversuch zu unternehmen.

Als unsere Arbeit fertig gestellt war, begann die Aussaat. Die wurde von einigen jungen Russinnen erledigt, die jeden Morgen eigens zu dieser Arbeit mit Lkws. aus Kursk heraus kamen. Überarbeitet haben auch die sich nicht. Immer schön “pomalo”. Pomalo heißt: langsam, nichts überstürzen. Hauptsächlich Paprika und Tomaten wurden auf unserer Kolchose, die sich auf

Anzucht und Vermehrung von Gemüsepflanzen spezialisiert hatte, ausgesät, vereinzelt, pikiert und soweit heran gezogen, daß sie zur Verpflanzung auf anderen Kolchosen geeignet waren. Ich glaube, das waren letzten Endes, bestimmt einige Zehntausend Stück. Wie viele Kolchosen sich hier mit Stecklingen versorgten weiß ich allerdings nicht. Es dürften mehr als fünf gewesen sein. Man muß sich die Tomatenpflanzen aber ganz anders vorstellen als sie hier in Deutschland sind. In Rußland können wegen der immens großen Zahl keine Pfähle an die einzelnen Pflanzen gesteckt werden. Die Pflanzen werden höchstens 40 bis 50 cm hoch, liegen oft auf dem Boden auf und tragen nicht so reichlich Früchte wie hier. Eine Anlage zur Tomatenzucht wie sie heute sind, mit in der Erde befestigten Drähten an denen die Pflanzen fest gebunden und hoch geleitet werden, gab es damals in Rußland noch lange nicht. Auch die Paprikapflanzen sind kleiner, nicht so dicht und stark gewachsen wie bei uns. Auch deren Früchte sind wesentlich kleiner. Ab dem Tag, als wir mit den Erdarbeiten und Ausbringen von Pferdemist fertig waren, zimmerten wir aus Holz Transportkisten für die Stecklinge. Auch das war eine Arbeit, die Spaß machte und von uns gerne erledigt wurde.

Das Leben auf der Kolchose war im Vergleich zum Lagerleben, geradezu fürstlich. Wir wohnten in einem alten, etwas verfallenem und von den ehemaligen Besitzern verlassenen Bauernkate. Wenn ich mich recht entsinne, so hatte dieses kleine Häuschen, gerade mal drei Räume. Einen hatten wir ausgefegt, mit etwas Wasser Tisch und Bänke gesäubert und so hergerichtet, daß er zum Schlafen und Wohnen geeignet war. Es war etwas eng, aber doch irgendwie gemütlich und warm. Holz, oder anderes Brennmaterial gab es auch, wir mußten allerdings sparsam damit umgehen. Betreut wurden wir von einer jungen Russin. Sie war um die 30 Jahre alt und hatte einen kleinen Sohn von ungefähr 3 Jahre. Sie hieß Hella, sprach leidlich Deutsch und wollte uns erklären, daß der Vater ihres Sohnes, ein deutscher Soldat gewesen sei. Ich glaubte dies nicht. Eine russische Frau, die von einem Deutschen, einem "Fritz" ein Kind bekommen hätte, wäre von ihren Landsleuten geächtet, wenn nicht sogar nach Sibirien zur Zwangsarbeit deportiert worden. In dieser Hinsicht waren gerade die Russen sehr streng und unnachsichtig. Hella war eine prima Frau und uns Gefangenen gegenüber wie eine Mutter. Obwohl sie nur ein paar Jahre älter war als wir. Als Gehilfen hatte sie einen jungen Kerl von gerade mal 18 Jahren. Der hatte nur ein Bein, das rechte war oberhalb des Knies, amputiert. Uns erzählte er immer, ein deutscher Granatsplitter hätte ihm das Bein abgerissen. Hella dagegen sagte aber einmal, als er zum wiederholten Male, über die Deutschen geschimpft hatte, die ihm die Gesundheit ruiniert hätten, daß Nikolai, so hieß der junge Kerl, in Kursk als Schwarzfahrer unter die Straßenbahn gefallen wäre. Er war nicht schlecht, er war ja erst 18 Jahre alt, er war nur etwas dumm. In der Natur kannte sich der Bursche allerdings prima aus. Er hat uns manch guten Tip gegeben und viele brauchbare Dinge beigebracht. So hat er, schon gegen Mitte Mai, einmal in einem Nest, das Raben auf einer sehr hohen Pappel gebaut hatten, mit langen Pferdeschwanzhaaren die gerade eben erst geschlüpften Junge festgebunden.

Damit wollte er verhindern, daß sie das Nest schon verlassen, nicht aber, wenn sie flügge waren, das Weite suchen konnten. Obwohl Nikolai nur ein Bein hatte, kletterte er so flink den Baum hinauf, daß ich nicht schneller hätte sein können. Er konnte wirklich sehr gut mit einem Bein und einer selbst gebauten Krücke laufen, hüpfen, springen und klettern. Schade, ich hätte gerne gesehen, wie und wann er die Raben aus dem Nest geholt hat. Nach Nikolais Erzählungen füttern angeblich die alten Raben ihre Jungen so lange, bis sie aus dem Nest wegfliegen, was sie, wenn sie angebunden sind, natürlich nicht können. Nikolai wollte sie auf diese Art mästen wie Hähnchen und ich nehme an, sein Vorhaben ist ihm gelungen. Angeblich machte er diese Sache bereits zum dritten mal. Man mußte vorsichtig sein und höchstens die Hälfte von dem glauben, was uns Nikolai erzählte. So hat er auch behauptet, sein Vater wäre in der Sowjetarmee gewesen. Wenn man seine Mutter sah, die ebenfalls einen kleinen Posten auf der Kolchose hatte, konnte man schon anderer Meinung sein.

Verpflegt wurden wir vom Lager aus. Um die Verpflegung in die Kolchose zu bringen, fuhr jede Woche ein anderer von uns 18 Gefangenen mit einem Schlitten, vor den ein recht kleines, struppiges Pferdchen gespannt war, samstags ins Lager. Für je eine Woche wurden dort die sogenannten Produkte, viel war es nie, hauptsächlich war es Brot, in der Küche, wo die Ration bereits fertig zusammen gestellt war, abgeholt. Derjenige, der diese Aufgabe übernommen hatte, er war vorher von uns allen ausgewählt worden, war auch für die Lebensmitteleinteilung und für den Verbrauch, verantwortlich. Gleichzeitig war er der Koch. Jede Woche kam ein anderer an die Reihe. Eine Woche ein Ungar, dann ein Deutscher und so fort. Schon in der dritten Woche wurde ich mit dieser Aufgabe betraut. Ich fuhr um die Mittagszeit mit einem kleinen, hölzernen Schlitten, auf Bildern sieht man sie abgebildet, ins Lager. Wie die Russen, nur nicht gerade so dick vermummt wie die, so kniete ich auf dem Schlitten und fuhr durch den Schnee ganz allein die ungefähr 8 Kilometer zum Lager.

Wie in den zwei vorher gegangenen Wochen, so merkten wir auch in der dritten, daß vom Brotvorrat ein ganzer Laib fehlte. Von uns Gefangenen konnte keiner der Dieb sein. Die Vorratskammer war nämlich nicht in unserer Unterkunft, wo unsere Küche lag, sondern neben der Gemeinschaftsküche für die Arbeiter im Hauptgebäude der Kolchose. Am Abend, dienstags oder mittwochs, beim Brotempfang für den nächsten Tag, machte ich den Magaziner wegen dem fehlenden Brot heftige Vorwürfe. Da ich zu diesem Zeitpunkt leidlich Russisch verstand und mich sprachlich einigermaßen verständigen konnte, sagte ich zu ihm, ungefähr folgenden Satz: "Stalin skasal, no gram Chleb bolsche, no gram Chleb mensche". Was auf Deutsch etwas so lautete. "Stalin sagte, kein Gramm Brot zuviel, kein Gramm Brot zu wenig". Ich sehe heute noch die überraschten Gesichter der drei oder vier Männer, die bei dem Magaziner in dessen Büro waren. Mit meinem Mut, den Diebstahl des Brotes zu reklamieren, hatte er nicht gerechnet. Ich war über meinen Mut genau so

erstaunt wie er. Die Folge aber war, daß er, ohne ein Wort zu sagen, von dem Tisch, der ihm als Schreibtisch diente, aufstand, in einen Nebenraum ging, ein Brot von dem Vorrat der Kolchosenarbeiter der gesondert auf einem Regalboden lag, weg nahm und zu unserem Vorrat legte. Für mich war das der Beweis, daß irgend einer vom russischen Personal, ein Brot, das uns gehörte, geklaut hatte, und, daß er, der Verwalter der Kolchose, von dem Diebstahl Kenntnis hatte. Ab dem Tag stimmte unsere Verpflegung ganz genau. So leicht betrügt man deutsche Landser nicht. Wir hatten uns verpflichtet, keinen Fluchtversuch zu unternehmen, da müssen die Russen schon ehrlich mit uns umgehen, denn eine Ehre ist die andere wert.

Wir hatten zwar weniger Hunger als im Lager, aber ausreichend war die Verpflegung doch nicht. Um unseren Hunger zu stillen, kam ein Ungar, das waren übrigens alles ganz gewitzte prima Kerle und gute Kameraden, auf folgende, kuriose Idee. Um diese Geschichte aber verständlich zu machen, muß ich ein wenig weiter ausholen und etwas über die Verhältnisse, die Arbeit und die Gewohnheiten der Russen, der kommunistischen Partei, ja der ganzen Staatsführung, schreiben. Ich hab das zwar schon einige Male getan, werde es aber bestimmt noch mehrmals tun müssen. Ich weiß auch nicht, ob meine Worte verständlich genug geschrieben sind und die paar Sätze genügen, um die große Problematik der russischen Staatsführung, wenigstens zum Teil, zu erklären.

Alles, oder wenigstens fast alles, das habe ich schon ein paar mal geschrieben, war in Rußland eine Erfindung oder Errungenschaft der Sowjets. Für alles gab es Vorschriften, alles paßte in einen Rahmen. Jeder, ganz gleich ob Mann oder Frau, groß oder klein, in der Stadt oder auf dem Land, hatte sich an diese Verordnungen und Reglementierungen zu halten. Außerdem war alles und jedes genormt und geplant. So auch alle Arbeiten die man verrichten konnte und mußte. Alles war in einen Rahmen gepreßt. Die Folge dieser Planung war oft eine Verplanung. Weil irgendwo einem Trottel in der weitläufigen Verwaltung ein Fehler unterlief, lief alles falsch, bis zum kleinsten Arbeiter. Die Fehlplanung wirkte sich bis ganz nach unten hin aus. Niemand hatte Interesse, mehr zu tun und länger zu arbeiten, mehr Verantwortung zu tragen, als die Planung vorschrieb. Nur soviel zu tun und zu lassen, als gerade notwendig war, um nicht unangenehm aufzufallen. Wir, die Gefangenen, hatten gerade diese Erkenntnis recht bald angenommen und lernten, wie man gut über die Runden kam. Es war ja gleich, ob man viel oder wenig arbeitete. Nur die Zeit war maßgebend. Man mußte nur anwesend sein und immer so tun, als wäre man, wer weiß wie fleißig, unabkömmlich und durch niemand zu ersetzen. Ob man viel oder wenig arbeitete, der Lohn war stets der gleich und meistens nicht den Realitäten entsprechend. Also arbeitete man nur soviel, daß man gerade die "Norm" oder das "Soll", erfüllte. Und wenn man sie nicht erfüllte, konnte man das Ding schon irgendwie in Ordnung bringen. Es gab genug Mittel und Wege dies zu tun. Nicht nur die Arbeit an sich, auch die Zeit spielte eine wichtige Rolle im Ablauf der Dinge. Natürlich auch das Wetter.

War zum Beispiel geplant, ab 15. April werden die Kartoffeln gepflanzt, dann wurde das auch nicht vor dem 15. gemacht. Egal, wie das Wetter war. Ebenso ging es mit der Ernte. War als Zeitpunkt für die Weizenernte der 15. August vorgesehen, dann wurde ab 15. August geerntet. Sollte der Weizen aber schon 14 Tage früher erntereif sein, wurde trotzdem bis zu dem festgesetzten Termin gewartet. Plan ist Plan, ganz gleich ob richtig oder falsch. Jeder und alle haben sich an die Einhaltung zu halten. Daß diese zwei kleinen Beispiele nicht die Fülle der vielen falschen Entscheidungen, der Fehlplanungen und der dadurch hervorgerufenen Mißernten erklären, ist hoffentlich allen klar. Hinzu kam noch, daß man irgendwo schon einen finden wird, dem man den Mißerfolg in die Schuhe schieben kann. Auch Schiebungen, Unterschlagungen, Beziehungen, Protektionen und Diebstähle waren an vielen Mißständen schuld. Oft saßen eben die falschen Leute am falschen Platz. Falsche Leute, falscher Platz, falsche Entscheidungen und schon läuft alles aus dem Ruder. Dieser kleine Abschnitt ist natürlich noch lange nicht alles was man über die Russen und ihre Arbeit, ihr Wesen und ihre Art, schreiben kann. Sie erklären nicht die ganze Philosophie, ihre Moral und Weltanschauung, aber doch einen kleinen Teil davon. Vergessen darf man einen ganz wichtigen, unberechenbaren Faktor nicht, den Krieg. Mir erklärte gerade der letzte Aspekt sehr viel wenn soviel in diesem Land falsch lief.

Zurück zu der Idee der Ungaren. Wir Arbeiter auf der Kolchose, profitierten natürlich von diesen Fehlplanungen. Draußen auf den unendlich großen Feldern, die oft 20 und mehr Hektar groß waren, waren große Mengen an Kartoffeln, Sonnenblumen und Paprika nicht geerntet worden. Ganz gleich aus welchem Grund. Die Kartoffeln lagen noch in der Erde, waren aber nicht verfault, sondern durch den Frost, nur geforen. Man konnte sie nach dem die Erde aufgetaut war, ausbuddeln. Sie waren zur reiner Stärke geworden. Wir gruben die Kartoffeln aus und machten daraus Puffer. Wir würzten sie mit dem Samen von Paprika, der ebenfalls über Winter auf einem Feld stehen geblieben und nicht geerntet worden war. Es fehlte uns nur an Salz. Als Brennmaterial dienten uns die Stengel der auch nicht geernteten Sonnenblumenkerne. Wieviel Hektar Kartoffeln, Paprika und Sonnenblumen nicht geerntet worden waren, kann ich nicht sagen. Es waren riesengroße Felder. Tausende Sonnenblumenstiele standen auf einem Feld, wie ein Wald kleiner, astloser Bäume. So hatten wir Gefangene einen willkommenen Nutzen aus den Fehlplanungen irgendeines Verantwortlichen, der von seinem Metier vielleicht garnichts oder doch sehr wenig verstand.

Der Leiter der Kolchose erklärte zwar, daß der vergangene Winter zu früh eingesetzt habe und daß daher die Mißernte des vorangegangenen Jahres herrühre. Hella sagte aber gerade das Gegenteil wäre der Fall gewesen. Nicht die Zeit und der Winter waren schuld an der mißlungenen Kartoffel.- Paprika.- und Sonnenblumenernte, sondern die Tatsache, daß zum Zeitpunkt der Reife nicht genügend Personal, Gerät und Benzin vorhanden waren. Da hatte irgendwer falsch geplant. Selbst nicht der Einsatz aller verfügbaren

Arbeitskräfte, ganze Betriebe und ganze Schulen mußten bei der Ernte helfen. konnte die dringend benötigte Ernte retten. Trotz aller Mühe verdarben im Winter 1943/44 in Sibirien mehr als 2 000 000 Tonnen Getreide. So sagte uns einmal ein Russe. Ob das wirklich stimmt? 2 000 000 Tonnen sind eine wahnsinnig große Menge. Wieviele Brote hätte man daraus backen können? Wieviel Hunger wäre gestillt worden? Rechne ich richtig, eine 1 000 000 000 Brote?

Da wir neun Deutsche uns mit den neun Ungaren, die alle prima Deutsch sprachen, gut verstanden, machten wir auch beim Beschaffen von zusätzlicher Kost, gemeinsame Sache. Zwei gruben Kartoffeln aus, zwei besorgten Sonnenblumenstengel und zwei backten Kartoffelpuffer. Gebacken wurden die Plinzen, so bezeichnete ein Rheinländer der Puffer, auf der heißen Herdplatte. Ganz einfach, ohne Fett, ankleben konnten die nicht. Was nicht so gut war, war die Heizkraft der Sonnenblumenstengel. Da mußte man schon eine gehörige Portion verfeuern um eine Mahlzeit zu kochen. Mindestens zwei mannsdicke Bündel Stengel wurden dazu benötigt. Nach Feierabend, der für uns genau wie für die Russen, um 17:00 Uhr begann, kümmerte sich niemand mehr um uns. Wir konnten praktisch tun und lassen, was wir wollten. Daß dann fast die Hälfte von uns draußen auf den Feldern, die bis zu 2 Kilometer von der Kolchose entfernt lagen, Kartoffeln, Paprika oder Sonnenblumenstengel für unsere Zusatzkost besorgten, war dem verantwortlichen Leiter gang egal. Wenn der mit seinen Kumpeln einen Wodka heben konnte, war er glücklich. Mehr als einmal haben wir ihn besoffen gesehen. Niemand, höchstens Hella oder ganz selten Nikolai, kamen zu uns in unser Haus. Was wir dort taten, war auch denen egal. Daß einer von uns fliehen würde, davor brauchten die Leute von der Kolchose oder die Verantwortlichen im Lager, keine Bange haben. Wir hatten zwar keine Verpflichtung unterschrieben, aber doch unser Wort gegeben, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Ein gegebenes Wort bricht man nicht, auch nicht als Gefangener. Wir achtzehn Gefangene auf der Kolchose hielten uns an unser Versprechen. Im Winter wäre eine Flucht sowieso total sinnlos gewesen.

Vielleicht hat jemand beim Lesen sich gefragt, am 1. März zur Kolchose, in der dritten Woche mit dem Schlitten noch durch den Schnee zum Lager und Mitte April ist schon fast Frühling? Genauso war der Ablauf der Dinge und der Zeit. Man muß bedenken und berücksichtigen, Rußland hat im europäischen Teil Binnenklima mit schnell wechselnden Temperaturen. Im Sommer sehr heiß, im Winter entsprechend, kalt. Dies gilt besonders für die Ukraine, und hier wieder für Kursk. Zudem bestehen dort die Felder aus einem fruchtbaren Sandboden, der sich schnell erwärmt. Wie gut das Klima und die Erde bei Kursk sind, sieht man daran, daß dort Früchte wachsen, wie sie bei uns nur in der Pfalz anzutreffen sind. Ein untrügliches Zeichen für das gute Klima waren die großen Felder mit Tomaten, Paprika, Wassermelonen, Zuckerrüben und Machorka. Alles Früchte, die schon eine gewisse Wärme zum Gedeihen brauchen. Kursk nennt man auch nicht ohne Grund, die Stadt der

Nachtigallen. Gerade diese Vögel, die nur dort anzutreffen sind, wo ein mildes Klima herrscht, waren in dem Park, der rechts der Hauptstraße, nach der großen Kreuzung am Beginn der Stadt lag, in recht großer Zahl des nachts anzutreffen. Ich habe zwar keine gehört, wie sollte ich auch zu dem Zeitpunkt dort hingehen können.

Ein sehr schönes Erlebnis muß ich noch erzählen. Ein Erlebnis mit Vögeln. Es war gegen Ende des Monats April. Wir kamen gerade vom Mittagessen an unsere Arbeitsstelle zurück, als ganz plötzlich in der Luft ein Schwirren und Rauschen hörbar wurde. Unerklärlich war uns allen das Geräusch und wir schauten zum Himmel. Wie ein Spuk fielen in wenigen Augenblicken Tausende von Vögeln auf einer Wiese ein, nur einige Schritte von uns entfernt. Sie waren etwa so groß wie Stare, ich kannte sie nicht. Nach nur ganz kurzer Zeit, vielleicht einer halben Stunde, in der sie eifrig pickend und durch einander laufend das spärliche, nur ganz kleine Gras abgepickt hatten, verschwanden sie so schnell und plötzlich wie sie gekommen waren. Nie vorher und auch niemals danach sah ich so eine große Schar von Vögel auf einem so kleinen Fleckchen Erde. Nikolai sagte uns, er wisse nicht um welche Vögel es sich handelte, woher sie kämen und wohin sie flögen, er wisse aber, diese Vögel kämen in jedem Frühjahr und im Herbst für eine kurze Rast in diese Gegend.

Diese zwei Monate auf der Kolchose waren ein Stück relative Freiheit in einer unfreien Zeit. Wohl wir alle achtzehn Gefangene, wären gerne auf der Kolchose geblieben. Am letzten Wochenende des Monats April waren wir wieder im Hauptlager in Kursk. Ich hatte wieder einmal, viel Glück gehabt.

8. Mai 1945. Ende des Krieges

Der Monat April und damit die Arbeit auf der Kolchose, war vorbei. Wir waren wieder im Hauptlager und waren eigentlich etwas traurig. Wenn wir schon arbeiten mußten, was wir sogar recht gerne taten, warum dann nicht weiterhin dort draußen auf der Kolchose? Dort waren wir relativ frei gewesen, wir konnten uns ohne Aufsicht bewegen, niemand machte uns Vorschriften, hier sind wir wieder eingesperrt. Niemand trieb uns zur Arbeit an, hier wird es nicht mehr so sein. Mit den anderen Arbeitern auf der Kolchose, den Russen, konnten wir uns arrangieren, mit denen konnten wir gut auskommen. Nach dem Zwischenfall mit dem geklauten Brot, war das Einvernehmen zwischen Russen und uns, ganz gut geworden. Und was das Schönste an der Kolchose war, es gab keinen Stacheldraht. Kein tägliches Antreten, kein Zählappell, kein Geschrei beim Verlassen des Lagers, keinen Mief in der Unterkunft, keine hundert Mann im Schlafsaal, oder wie im Pferdestall sogar noch viel mehr. Es gab kein Anstehen zum Essen, draußen ging das so reibungslos vor sich, wir

wurden sogar dank der zusätzlichen Kost, die wir uns verschaffen konnten, satt. Auf der Kolchose herrschte nach der Arbeit ein idyllischer Frieden. Wie bei uns in Deutschland beim Bauern auf dem Dorf. Auf der Kolchose hätte ich gerne den Rest meiner Gefangenschaft verbracht. Im Lager war das alles ganz anders, da war immer ein Kommen und Gehen. Auf der Kolchose gab es das, was man als Kameradschaft bezeichnen konnte, hier, Fehlanzeige. Eigentlich schade drum.

Der 1. Mai, der "Tag der Arbeit", wurde in der Sowjetunion, seit der Oktoberrevolution von 1917 immer schon mit großen Aufmärschen, Paraden und vielen, langen, klugen und doch nichtssagenden Reden und Ansprachen der Führungskräfte aus Staat, Partei und Militär, mit viel Pomp und Blabla gefeiert. Viel, fast alles wurde versprochen. Bessere Arbeitsbedingungen, bessere, höhere Löhne, mehr Freizeit für Familie und Sport, mehr Urlaub, mehr Reisen. Was wurde von den Versprechungen eingehalten und eingelöst? Nichts, oder fast nichts. Nur der Sport. und die Belange der Familie Hunderttausende waren auf den Beinen. Die Angehörigen ganzer Betriebe marschierten mit großen, roten Fahnen in langen Kolonnen, jubelnd und händeklatschend, an den Tribünen der Parteioberen vorbei. Da wurde soviel von den großen Errungenschaften, den großen Entdeckungen und den großen Erfolgen, in allen Bereichen des Lebens, vom Glück und Wohlergehen aller Völker der Sowjetunion geredet, der großen, siegreichen, ehrenhaften "Roten Armee", von der beglückenden, freien Arbeit, da wurde soviel gejubelt und gefeiert, daß man meinen konnte, hier wäre das Paradies auf Erden. Kinder, hauptsächlich kleine, zierliche Mädels gingen zu den versammelten Parteibonzen auf die Tribünen, wurden auf den Arm genommen und abgeküßt, die Menge klatschte Beifall und jubelte. Man hätte annehmen können, hier ist alles in bester Ordnung. SCH++++. In der Nationalhymne der Sowjetunion, heißt es ja auch, welch eine Ironie: "Vom Amur bis zur Beresina, von der Taiga bis zum Kaukasus, schreitet froh der Mensch mit heitrer Miene, ist das Leben Wohlstand und Genuß". Daß dies nicht der Fall war, sahen wir täglich. Was wir sahen, waren keine freie, glückliche Menschen mit heitrer Miene im Paradies. Wir sahen Not und Elend. Nicht nur hervor gerufen durch uns, den Deutschen, auch durch die schon geschilderte, falsche Planung und durch schlechte Arbeit. Gut, es war ja immer noch Krieg, und der hatte große Teile Rußlands verwüstet und zerstört. Er hatte viel Leid gebracht, aber, wir konnten doch Vergleiche ziehen zwischen dem Leben der Bevölkerung in Deutschland und dem Leben hier. Und die fielen in Allem nicht zu Gunsten der Russen aus. Uns Deutschen war das Rußland, so wie es in der damaligen Zeit war, garnicht bekannt. Rußland war ein Buch, wenn nicht mit sieben, so doch mit einigen Siegeln und vielen Rätseln. Die Sowjetregierung tat doch alles, um ihre Bevölkerung nicht wissen zu lassen, wie es draußen, außerhalb ihrer Grenzen aussieht und wie dort die Menschen leben. Das Zarenreich war noch überschaubar gewesen, die Sowjetunion war verschlossen und uns weitgehend unbekannt.

Selbstverständlich war der 1. Mai für alle die abkömmlich waren, arbeitsfrei. Dafür mußten alle "Werktätigen", in der UdSSR gab es keine Arbeiter, an diesen Veranstaltungen, teilnehmen. Das taten sie auch gerne, denn es gab, zumindest in den ersten Jahren, freie Verpflegung. Wir, die Kriegsgefangenen, brauchten am 1. Mai nicht zur Arbeit zu gehen, wir hatten einen freien Tag. Daß wir uns aber im Lager auch die großen Sprüche und die großen Versprechungen von Lagerleiter, Arbeitskommissar und den Antifaleuten anhören mußten, versteht sich von selbst. Uns wurde vorgehalten, daß ja wir an unserem Schicksal letzten Endes selbst schuld wären, denn, hätten wir nicht Hitler gewählt, keinen Krieg begonnen, die Sowjetunion nicht überfallen, alles zerstört hätten und so weiter, dann würden wir in Frieden mit den Russen leben, wären in Deutschland bei unseren Familien und die Welt wäre voller Sonnenschein. Wir sollten schön brav arbeiten, die Lehren der Antifaleute annehmen und verwirklichen und alles tun, um den Schaden den wir angerichtet hätten, wieder gut zu machen. Uns wurden Brigaden als Vorbilder für gute Pflichterfüllung und erstklassige Arbeitsleistung vorgestellt und namentlich mit ihrer Normüberschreitung in Prozenten genannt. Aber auch jede Menge Ermahnungen und Aufforderung zu besserer, effektiverer Arbeit. Und, daß wir den Kommunismus und Sozialismus nach Deutschland bringen sollten. Wir, wenigstens ich, hörte schön brav zu, versprach auch so gut wie möglich zu arbeiten, meine Gesundheit zu schonen und zu lernen, daß wirklich nur wir am Krieg die Verantwortung hätten. Zum guten Schluß sangen wir dann stramm stehend, so richtig kämpferisch mit erhobener Faust, "Die Internationale". So mit "Völker, höret die Signale, auf zum letzten Gefecht, die Internationale erkämpft das Menschenrecht, ein Nichts zu sein ertragts nicht länger, Alles zu werden lauft zu Hauf" und die schon erwähnte Nationalhymne. Leider kann ich mich nur auf diese paar Zeilen erinnern. Ich müßte den Text eigentlich noch kennen, denn oft genug habe ich ihn gesungen. Nicht mit Begeisterung, es war halt so. Anfügen muß ich aber noch, daß wir, die Gefangenen, die Arbeit, die am 1. Mai nicht ausgeführt werden konnte, in den folgenden Tagen nacharbeiten mußten.

Ich wurde einer neuen Brigade in der Stadt zugeteilt. Es war das Kommando "Opel zess", auf deutsch, das Elektrizitätswerk. Jeden Tag mußten wir zweimal den langen Weg bis zum Fluß durch die ganze Stadt, zu Fuß zurück legen. Unsere Arbeit war das Entladen von Waggons mit Steinkohlen. Das waren zum Teil ganz dicke Brocken von gut und gerne 3 - 6 Zentnern Gewicht. Diese unverschämt dicke Brocken wurden mit "Lomiks", so nannten die Russen ihr Universalwerkzeug, eine Brechstange, ruckweise aus den Waggons auf eine Betonrutsche, geworfen. Eine schwere Arbeit. Gut, daß ich mich auch hierbei recht gelehrig zeigte und daß immer vier Mann zusammen einen Waggon entleeren mußten. Das Ausschippen des Restes war ganz einfach. Schaufeln, wie wir sie kennen, hatten die Russen sehr selten, sie verwendeten fast immer und überall nur Spaten. Und mit diesen kratzten wir die Waggons leer. Natürlich blieb oft in den Ecken etwas von den Kohlen liegen. Der Rest hat aber bestimmt noch einen Abnehmer gefunden. Einer von

unserem Kommando behauptete, er war aus Oberschlesien, aus Gleiwitz oder Kattowitz, diese Kohlen kämen aus den dortigen Kohlengruben. Aber, das bezweifelte ich. Erstens waren bestimmt alle Bahnanlagen durch Rußland zerstört und auch mit Sicherheit die, die durch Rumänien, durch die Tschochoslowakei und Oberschlesien führten. Samt den Verladeeinrichtungen wurde doch alles auf dem Rückzug der deutschen Truppen in diesen Gebieten total zerstört oder doch unbrauchbar gemacht. Das habe ich doch selbst beim Rückmarsch mit meinen eigenen Augen gesehen. Zweitens, die Russen waren nicht so schnell und hatten all das Zerstörte bereits wieder aufgebaut. Das würde bestimmt noch Jahre dauern. Ich glaube, was wir das ausschaufelten, waren Kohlen aus dem Donezbecken. Dort arbeiteten einige Tausend deutsche Gefangene in den Kohlebergwerken, obwohl gerade diese schwere Arbeit nach internationaler Rechtsprechung, verboten war. Dieser Regelung hat sich kein Russen verpflichtet gefühlt. Sehr viele deutsche Gefangene arbeiteten im Donezbecken, in den Kohlengruben unter Tage, bei Bedingungen, die keiner Vorschrift entsprachen, monatelang, wenn nicht sogar jahrelang. Viele trugen bei diesen Arbeiten Krankheiten davon, die sie niemals mehr ausheilen konnten. Viele starben oder wurden durch Unfälle zum Krüppel. Und dann der Lohn? Im Lager wurde zwar erzählt, die Gefangener dort würden für die schwere Arbeit gut bezahlt. Ich habe mit einigen Gefangenen die dort gearbeitet hatten, gesprochen, keiner hat das erlebt, niemand erhielt Lohn.

Nach der Tagesschicht, so gegen 18:00 Uhr abends, wir hatten bis 17:00 Uhr gearbeitet, waren wir auf dem Heimweg ins Lager. Wir gingen den Weg durch die Hauptstraße, die vom Fluß Sjem am Postamt, am Roten Platz und am Stadtsowjet vorbei, immer bergauf bis zum Lager führt und kamen an dem schon einmal erwähnten Kindergarten und der Kadettenanstalt vorbei. Als wir diese Stelle passierten, kamen uns die jungen Insassen mit freudigen Gesichtern entgegen, sprangen um uns herum und riefen immer wieder "Woina sakonschel, skora damoi, Woina sakonschel, skora damoi". Die selben Worte, die wir vor gut 11 Monaten an dem selben Platz schon einmal vernommen hatten. Nur, heute waren die ersten zwei Worte, Woina sakonschel, Wirklichkeit geworden, der Krieg war zu Ende. Die beiden anderen Worte: skora damoi, das bald nach Hause, war ein leeres Versprechen, das war eine große Illusion. Bald, dieses kleine Wort, beinhaltet doch soviel. Bald kann morgen sein, übermorgen, nächste Woche, nächstes Jahr, sogar zehn Jahre sind bald.

Zuerst war ich skeptisch und glaubte den jungen Burschen nicht, die wollen nur ihren Scherz mit uns treiben. Aber immer mehr, dann auch ältere Menschen blieben stehen und besahen sich uns, die wir mit verdreckten Klamotten, von der Kohlenschipperei ganz schwarz im Gesicht und an den Händen waren, freuten sich offensichtlich und wiederholten immer wieder die gleichen Worte. Sollte tatsächlich der Krieg zu Ende sein, sollte das unsinnige Töten auf beiden Seiten vorüber sein? Wohl wurden wir in den letzten Monaten bei den monatlichen Produktionsversammlungen von den Offizieren

und auch den Antifaleuten über die Lage in Rußland, Deutschland, in Italien, Norwegen und sonstwo, unterrichtet. So wußten wir z.B., daß die Alliierten in der Normandie gelandet waren, daß fast alle Städte in Deutschland bombardiert worden waren, daß die Russen durch Ostpreußen und große Teile von Polen hindurch gestoßen waren, aber, daß der Krieg so plötzlich zu Ende ging, das konnten wir kaum glauben. Im Lager angekommen wurden wir freudig von den schon vorher eingetroffenen Kommandos mit derselben Nachricht empfangen. Sogar die russischen Soldaten und Offiziere waren anders als sonst. Sie waren ebenso wie wir, froh und gut gelaunt und freuten sich mit uns. Auch sie sagten Woina sakonschel, skora damoi. Für sie war es der Tag der Befreiung ihrer Heimat im "Großen Vaterländischen Krieg" vom Naziterror. Ob er auch für uns der Tag der Befreiung und somit tatsächlich eine baldige Rückkehr in unsere Heimat sein wird? Ich, wohl wir alle, glaubten an die Parolen. Wir alle wollten daran glauben und hofften, spätestens an Weihnachten wieder in Deutschland bei unseren Angehörigen zu sein. Wie sehr wir uns geirrt hatten, wie sehr wir enttäuscht wurden, das merkten wir sehr, sehr bald. Alles leere Versprechungen und Vertröstungen, die damals schon niemand einhalten wollte. Was aber zählte und positiv war, allen Menschen war eine ungeheuer große Angst und Sorge genommen. Jetzt ist der Krieg endlich aus.

Wieviel Glück hatte ich bis zu diesem 8. Mai 1945 schon gehabt. Hoffentlich bleibt das so. Sogar an diesem Tag, ein Tag den man nie vergessen kann, hatte ich ein kleines Zipfelchen Glück erwischt. Ganz in der Nähe des Kindergartens, der schon zum zweiten mal eine unvergeßliche Rolle in meinem Leben gespielt hatte, schenkte mir eine alte Frau, ein verspätetes Osterei. Für dieses kleine Geschenk, das ich von einer alten Frau bekam, gibt es nur ein Wort mit dem man es richtig bezeichnen kann, mit dem Wort, Glück.

(Ich habe dieses Kapitel am Heilig Abend 1995 geschrieben).

Im Bahnhofslager

Ich kann nicht sagen, daß sich unsere Lage nach der Kapitulation schnell und grundlegend geändert hätte. Dafür waren die Probleme, die zu bewältigen gewesen wären, zu vielseitig und zu schwer. Schlechter wurde unsere Lage nicht, sie blieb eher so wie sie war. Ob aus dem versprochenen "Skora damoi budit" was werden wird?

Schon gegen Ende des Monats Mai änderte sich für mich vieles. Ich wurde mit noch gut 100 anderen Gefangenen in ein neu eingerichtetes Nebenlager verlegt. Weil es ganz in der Nähe des Kursker Bahnhofes lag, wurde es das "Bahnhofslager" genannt. Es lag rechts von der Straße, die vom Bahnhof hoch in die Stadt führte, zwischen dem Bahndamm, der ungefähr 3 Meter höher als der Lagerhof war, und einer Nebenstraße. Also gewissermaßen in einem

großen Dreieck, das am hinteren Teil fast spitz zulief. Die Einfahrt zum Lager war in der Ecke Hauptstraße / Nebenstraße. Wenn man das Lager betrat, kam man zuerst auf den Appellplatz, an dem das Hauptgebäude mit den Unterkünften für die Gefangenen lag. Daran anschließend war die Waschanlage mit Banja und Entlausungsstation, Küche, der Speisesaal, die Werkstätten und am hinteren Ende, dort wo sich Bahndamm und Nebenstraße trafen, war die Latrine. Auf der linken Seite des Lagers war ein Backsteingebäude mit einem Schulungsraum, die Schreibstube der Lagerverwaltung, die Unterkunft der Wachsoldaten und das Produktemagazin. Als letztes in dieser Reihe stand eine Baracke für die Kutsche und das Pferd des Lagerkommandanten. Unser Kommandant fuhr grundsätzlich mit dieser Kutsche. Eine schöne Marotte von ihm. Gegenüber dieser Baracke lag in der Mitte des Lagers, ein unterirdischer Keller für Kartoffeln, Kapusta, Tomaten und was sonst noch wärmeempfindlich war. Selbstverständlich war das ganze Lager von einem hohen Bretter.- und Stacheldrahtzaun umgeben. Auch hier wäre ein Fluchtversuch unweigerlich gescheitert.

Wir waren die ersten Insassen dieses Lagers. Es war alles noch im Aufbau. Unsere Hauptarbeit war auf dem nahegelegenen Bahnhof. Der war, wie ich schon geschildert habe, sehr stark zerstört und ohne Dach. Von den Innenwänden standen nur noch kümmerliche Reste. Ebenso stark zerstört waren die Gleisanlagen und das Stellwerk. Trotzdem war alles irgendwie provisorisch hergerichtet worden. Die Züge konnten nur auf einem Gleis und dann noch sehr langsam den Bahnhof passieren. Wir haben das zerstörte Bahnhofsgebäude vom Schutt gesäubert, die noch stehenden Mauerreste eingerissen, den Schutt und die zerbrochenen Ziegelsteine in Bomben.- und Granattrichter auf dem Bahnhofsvorplatz geschüttet. Brauchbare Ziegel wurden aussortiert und für den späteren Gebrauch außerhalb des Gebäudes, gestapelt. Von den verbogenen Gleisen, die zum Teil meterhoch in die Luft ragten, haben wir die hölzernen Schwellen abgemacht, indem wir die langen, starken Schwellennägel herauszogen, dann die Schienen abgemacht und auf Waggons verladen. Die noch brauchbaren Holzschwellen wurden bis zur Wiederverwendung auf Stapel gesetzt, die zersplitterten nahmen die Russen als Brennholz mit nach Hause oder verbrannten sie an Ort und Stelle bei der Zubereitung ihrer Mittagsmahlzeit. Bei einer dieser Aufräumarbeiten kippte ein großes, verbogenes Schienenstück plötzlich um und verletzte einen Gefangenen recht schwer. Noch am selben Tag wurde er ins Lazarett im Hauptlager verlegt. Angeleitet und beaufsichtigt wurden wir bei diesen Arbeiten von einem jungen Oberschlesier. Angeblich war er Bahnbauingenieur. Da er recht gut polnisch sprach, Polnisch und Russisch in mancher Hinsicht verwandt sind, konnte er sich mit den Russen etwas verständigen. Das war an sich kein schlechter Kerl, zur Arbeit hat er uns nicht angetrieben, nur hin und wieder kehrte er den Aufseher raus. Übrigens, sehr viele Oberschlesier waren (angeblich) Ingenieure.

Wir haben neue Schwellen, neue Schienen, neue Nägel und neue Ziegelsteine abgeladen. Die Trasse wurde von uns neu eingeebnet, Schwellen wurden

eingebracht, in Sand gebettet und dann die Schienenstücke aufgelegt. Das war wohl die schwerste Arbeit, die ich in Gefangenschaft verrichten mußte. So ein Schienenstück war gut 25 Meter lang und verdammt schwer. Zangen zum Heben und Tragen, wie bei uns, gab es nicht. Die Schienenstücke wurden mit viel Mühe und Geschrei vom Stapelplatz genommen, auf Tragehölzer gelegt, die dann von gut und gerne 30 bis 40 Gefangenen, an jeder Seite der Schiene 15 bis 20 Mann, zur Baustelle getragen und dort auf die Schwellen gelegt. Ausgerichtet und nivelliert wurden sie von russischen Arbeitern. Die Schienen wurden nicht wie bei uns festgeschraubt, sondern, wie in Amerika, mit ca. 20 cm langen Nägeln auf die Schwellen genagelt. Nur die kräftigsten Gefangenen konnten diese schwere Arbeit verrichten. Einen ganzen Tag lang, mit einen schweren Hammer umzugehen und zu arbeiten, immer wieder den relativ kleinen Nagel zu treffen, erforderte viel Kraft und große Geschicklichkeit. Das konnten wirklich nur ganz wenige von uns. Die erfüllten jeden Tag die ihnen gesetzte Norm und hatten die Brotzulage von 400 g. redlich verdient.

Einmal ein paar Worte über den Vorgang der Schuttbeseitigung. Der Schutt wurde wiederum nicht wie bei uns mit Schubkarren transportiert, sondern von je 2 Mann mit einem "Nasilki" nach draußen getragen. Ein Nasilki, das wir Gefangene auch Sklavenbrett nannten, sah so aus: Zwei Stangen aus Holz, wenn sie besonders gut ausgearbeitet waren, konnte man auch Holme sagen, zwischen 2 bis 2,5 Meter lang, darüber in der Mitte einen mehr oder weniger großer Kasten, ebenfalls aus Holz, genagelt. Damit man das aufgeschichtete Material besser ausschütten konnte, war der Kasten auf einer Seite, offen. Fertig war das einfache und ganz simple Transportgerät. Unter den gegebenen Umständen aber effektiv und sehr praktisch. Wenn zwei Mann, die das Ding trugen, gut drauf waren und immer in Bewegung blieben, konnte kein Vorgesetzter oder Aufseher etwas aussetzen. Und den Bogen hatten wir bald raus. Wir lernten sehr schnell wer mit wem gut zusammen arbeitet, wie man sich anpassen kann und wie man sich verhalten muß wenn man nicht anecken will. Gute Lehrmeister in dieser Hinsicht und gute Vorbilder waren die Russen mit denen wir hier zusammen arbeiteten. Die hatten das schnelle und gute arbeiten auch nicht erfunden. Von denen hörten wir nur ganz selten einmal "dawai, dawai, po pistre", was soviel wie "schnell, schnell mach vorwärts", hieß.

So verging der Mai und auch noch einige Tage des Juni. Dann gab es von einem Tag zum anderen große Aufregung im Lager. Irgendwer, ich glaube, es war der Kutscher des Kommandanten, Heinz Rost, aus Lichtentanne in Thüringen stammte er und, da er von Beruf Landwirt war konnte er gut mit Pferden umgehen, brachte das Gerücht in Umlauf, daß in wenigen Tagen eine größere Anzahl Gefangene zu uns kämen. Tatsächlich, nur wenige Tage danach kam ein Transport auf dem Bahnhof an. Wie staunten wir "Altgefangenen", über das Aussehen und die Ausrüstung der Ankömmlinge. "Kapitulationssoldaten", nannten sie sich selbst. Sie waren doch tatsächlich von den Versprechungen der Russen überzeugt und glaubten felsenfest daran, daß sie nur zur "Umschulung" nach Rußland kämen und nach längsten 3 Monaten wieder

zurück in Deutschland wären. Von daher dürften sie auch alles, was sie noch aus den Lagern in Deutschland an Ausrüstung und persönlichen Dingen mitgebracht hatten, vorerst behalten. Nichts würde ihnen weggenommen. Sie hatten wirklich noch ihre gesamte Ausrüstung. Zum Teil besaßen sie noch Tornister oder Sturmgepäck, Zeltplane, Wolldecke, zweite Garnitur Unterwäsche und Socken, Laufschuhe oder Schnürschuhe und was besonders überraschend war, Toilettengegenstände wie Zahnbürsten, Rasierapparate, Kämme, Scheren, Uhren, Taschenmesser, Eßbestecke, sogar einige Fotoapparate habe ich gesehen. Zigaretten, Tabak, auch Schnaps und jede Menge Geld und Fotos. Alles Dinge, die wir seit über einem Jahr nicht mehr gesehen hatten. Die staunten aber auch über uns und sahen uns ungläubig an. Wie war doch unser Aussehen, unsere Bekleidung, unser Schuhwerk? Viele hatten überhaupt keine Schuhe mehr. Erbärmlich war unser Aussehen. Meine Kleider waren noch einigermaßen gut. Ich war ja erst vor zwei Monaten aus dem Brotraum gekommen. Aber die anderen, wie sahen die aus? Keine oder kaputte Schuhe, keine Mütze mehr, kein Hemd zum Wechseln. Auf unsere Bitten, uns von ihren Klamotten etwas abzugeben, sagten sie nur, daß ihnen versprochen worden war, sie würden bald wieder nach Deutschland zurück gebracht und dürften eben alles behalten. Sie seien keine Kriegsgefangene, sondern "Kapitulationssoldaten" und wären nur zur "Umschulung" und "Umorientierung" nach Rußland verbracht worden. Sie waren tatsächlich erst nach dem 8. Mai in Gefangenschaft gekommen als der berühmt, berüchtigte General "Schörner" mit seiner Armee in Oberschlesien und der Tschechei kapitulierte. Dieser General, der nicht kapitulierte, sondern sich ergab, was tatsächlich ein Unterschied ist, hatte mit den Alliierten vereinbart, daß “seine Soldaten”, die Soldaten der Armee Schörner, keine Kriegsgefangenen, sondern Kapitulationssoldaten seien und nicht in Gefangenenlager, sondern in Umerziehungslager nach Rußland gebracht werden sollten. Kein Mensch der Alliierten, allen voran die Russen, haben sich jemals an diese Abmachung gehalten. Das war, wenn man so will, das Recht des Stärkeren

Unsere Warnung, daß man ihnen alles wegnehmen würde, glaubte kaum einer. Wir bekamen also nichts von diesen Soldaten, und was besaßen sie noch als sie an der Latrine vorbei waren und an der Unterkunft der Wachsoldaten ankamen? Dort wurde ihnen alles, buchstäblich alles was sie besaßen, ganz gleich was es war und wie es aussah, abgenommen und auf einen großen Haufen geworfen. Nur das, was sie am Leibe trugen, besaßen sie noch. Alles andere hatte man ihnen abgenommen. Gepackte Tornister, Packtaschen voll mit Klamotten, Schuhe, Mützen, Socken, Handtücher, Seifendosen, Rasierapparate, Spiegel, Kämme alles, was ein Soldat braucht, dort lag es nun. Ich sehe heute noch ein Paar ganz neue, kaum getragene Schuhe lagen ganz oben auf dem Haufen. Wie bitter nötig hätte die einer von uns gehabt. Nun hatten sie die Russen. Was den gerade erst angekommenen Gefangenen noch fehlte, waren eigentlich nur die Waffen. Unsere Voraussage und unsere Warnung war ganz genau eingetroffen. Das Komischste und Bizarrste zugleich an diesem Tage aber sah man in der Latrine. Dort

schwammen in der Scheiße Hunderttausende Reichsmark, polnisches und tschechisches Geld in unvorstellbaren Mengen. Ein unwahrscheinlich großes, stinkendes, jetzt vollkommen wertloses Vermögen. Dazu hunderte von Fotos. Familienfotos mit Frauen und Kindern die an der Front die Soldaten an ihre Angehörigen erinnerten, versanken langsam in der stinkenden Brühe.

Am nächsten Tag, nach dieser Generalfilzung, wurden die Neuankömmlinge ins Hauptlager gebracht. Wielange sie dort waren und wann sie nach Hause kamen, weiß ich nicht. Wohlweislich sonderte man sie von uns ab. Wir sollten keinen Kontakt mit ihnen aufnehmen können. Ich habe keinen gekannt, sie höchstens einmal gesehen und über ihren Verbleib nie was gehört oder erfahren. Wielange hat wohl die angesagte Umorientierung und Umschulung gedauert und was erbrachte sie, nach der Erfahrung die die Kapitulationssoldaten gleich am ersten Tag in Rußland machen mußten? Hat da die Umorientierung und Umschulung Früchte gebracht? Ich kann mir gut vorstellen, alle oder doch die meisten, hatten gleich am ersten Tag in Rußland die Schnauze voll von der niemals beabsichtigten Einhaltung der getroffenen Vereinbarungen. So kann man kein Vertrauen aufbauen.

Die Zeit verging im Bahnhofslager recht schnell. Die Arbeit war nicht immer schwer, abgesehen von den Tagen, an denen wir die neuen und recht langen Schienenstücke der wiederhergestellten Gleise einbringen mußten. Es gab auch Tage, an denen so gut wie garnicht gearbeitet wurde. Wir Gefangene taten dann das, was uns die Russen vormachten. Wir standen in schlecht einsehbaren Ecken herum, drehten dort Däumchen, liefen dann mal wieder wie schwer beschäftigte Arbeiter mit irgendeinem Arbeitsgerät durch die Gegend, kurz wir spielten unseren Vorgesetzten etwas vor. Wir spielten das russische Märchen der Potemkinschen Dörfer. Ich glaube, die durchschauten uns schon, sie spielten zusammen mit uns das sagenhafte russische Märchen aus der Zeit Katharinas der Großen.

Die Sonne meinte es gut mit uns, es gab durchweg nur schönes Wetter in diesen Sommer. Das Bahnhofsgebäude, in dem wir einige Wochen gearbeitet hatten, war gesäubert, die Gleise zum größten Teil erneuert, es sah gut aus auf dem Bahnhof. Nur das Stellwerk war noch nicht funktionsfähig. Bis das wieder arbeiten kann, wird noch eine sehr lange Zeit vergehen. Das kann noch Monate dauern bis alle Geräte geliefert und installiert sind.

Wir vom Bahnhofskommando hatten mit den Russen, die ebenfalls hier arbeiteten, einen sehr guten Kontakt und respektierten einander. Da der Kontakt, jetzt da der Krieg endlich vorüber war, innerhalb weniger Wochen immer besser wurde, kam es ab und zu schon mal vor, daß ein Russe, oder eine Russin, dem einen oder andern von uns, eine Kleinigkeit zum Essen schenkte. Meist waren es Kartoffeln, seltener eine Gurke oder Tomaten. Oder Brot, oder "Machorka", oder Äpfel oder eine kleine Hand voll Sonnenblumenkerne. Machorka ist der am meisten gerauchte russische Tabak. Die ganze

Tabakpflanze, einschließlich dem dicken starken Stengel wird nicht geschnitten, sondern geraspelt. Der Tabak sieht daher nicht so aus wie bei uns, sondern eher wie Sägemehl. Dem entsprechend stinkt und schmeckt er auch. Für unseren Geschmack und unsere Nasen war er anfangs garnicht geeignet. Im Laufe der Zeit gewöhnte man sich aber auch an diesen eigenartigen Tabak der Russen. Da der Teufel in der Not auch Fliegen frißt, rauchte ich aus der Not heraus auch Machorka. Allerdings auch nur dann, wenn man als Zigarettenpapier Zeitungspapier nimmt.

Meine Sprachkenntnisse waren in den vergangenen Wochen und Monaten so gut geworden, daß ich mich mit den Russen, die meist nur einfache Leute waren, gut verständigen konnte. Es war garnicht so schwer zu sagen, wie alt ich war, woher in Deutschland ich kam, (als ob die gewußt hätten, wo z.B. Saarbrücken lag), wie meine Eltern hießen und wie alt die seien, ob ich Geschwister hätte und ob ich bald nach Hause käme. Alles einfache Fragen, die ich mit ein paar einfachen Worten und Sätzen beantworten konnte. Das Ende des Krieges hat alle Leute, gleich ob wir Gefangene oder die russischen Zivilisten, friedfertiger und umgänglicher gemacht. So war es nicht verwunderlich, daß oft ein recht gutes Einvernehmen zwischen uns und den russischen Arbeitern zu stande kam. Für uns hatte sich vieles zum Guten gewendet. Nur ganz selten noch verspürte man Unwillen oder Ärger, Haß schon gar nicht mehr. Das Ende des Krieges hat die Menschen einander zugänglicher gemacht.

Fast alle von uns besaßen nun auch schon einige persönliche Dinge, die wir meist selbst aus den unmöglichsten Materialien hergestellt hatten. So zum Beispiel ein Brieftasche aus groben, russischem Uniformstoff, ein Messer aus einem Metallsägeblatt, einen Blechlöffel aus einer Konservendose, eine Tabaksdose aus einem Stück Aluminiumrohr, ein Feuerzeug aus der Hülse einer Leuchtpatrone, sogar Taschentücher und Füßlinge aus Teilen von Unterwäsche. Einige dieser Sachen, nicht alle stammen aus der Zeit im Bahnhofslager, habe ich heute noch. Ich hatte mir mein eigenes Eßgeschirr und einen eigenen Kaffeebecher hergestellt. Durch Tausch mit Kartoffeln besaß ich einen Aluminiumnapf der ehemaligen ungarischen Armee. Die Ungaren nannten so ein Ding "Misky", ca. 15 cm breit, 20 cm lang, 6 - 7 cm tief und war besonders gut zum Kochen geeignet. Kochen konnten wir auf einer der obersten Pritschen im Schlafsaal. Dort hatte ein Gefangener, vielleicht war er ein besonders guter Elektriker gewesen, aus Stahldraht, der von einem dicken Abschleppseil eines zerschossenen Panzers stammte, einen Elektrokocher gebastelt. Das Ding funktionierte bestens. Wer etwas zum Kochen ergattert hatte, mußte dem Eigentümer des Kochers einen Teil, meist waren es ja Kartoffeln, als Entlohnung für die Benützung, abgeben. Ab und zu konnte ich den Kocher auch benutzen, immer dann, wenn ich draußen, auf einem Kommando, etwas Eßbares ergattert oder geschenkt bekommen hatte. Man glaubt garnicht, wie oft dies der Fall war. Nicht nur ich hatte das Glück etwas zu ergattern, auch viele andere kamen mit Kartoffeln heim.

Und nun kommt ein Ereignis, wie es nur in Zeiten der Not, vorkommen kann.

Heinz Rost

Mittlerweile, es war bestimmt schon September geworden, arbeitete ich mit noch einigen anderen, in zwei Schichten in einem nur wenige Minuten entfernt gelegenen Sägewerk. Unsere Aufgabe war, das in großer Menge anfallenden Sägemehl mit großen Nasilkis, nach draußen vor das Sägewerk, zu tragen. Eine einfache und zudem noch recht leichte Arbeit. Nur, wenn die russischen Arbeiter sehr fleißig waren, sich so richtig ins Zeug legten und unbedingt die Norm übererfüllen wollten, das kam auch schon mal vor, mußten auch wir uns mächtig anstrengen. Dann gab es keine Bummelschicht und keinen Leerlauf. Sehr beliebt war die Spätschicht, die meist bis 2:00 Uhr, oder auch schon mal, wenn besonders viel Holz angeliefert worden war, bis 4:00 Uhr ging. Normalerweise wurde auf dieser Schicht, im Verhältnis zur Frühschicht, nicht so viel gearbeitet. Hier konnten wir ganz leicht etwas zusätzliches zum Essen erarbeiten. Wir trugen dann nicht nur das Sägemehl nach draußen, sondern halfen den russischen Arbeitern, die gerade hier meist Frauen waren, beim Wegtragen der geschnittenen Bretter. Die Frauen mußten die gleichen, oft sehr schweren Arbeiten, genauso verrichten, wie die Männer. Nur entsprechend weniger, wie sie die Norm vorschrieb. So mußten immer einige die manchmal bis zu 13 Meter langen und bis einem halben Meter dicke Baumstämme zum Gatter rollen. Und dabei halfen wir dann freiwillig, allerdings in der Hoffnung, gut entlohnt zu werden. Daß nach kurzer Zeit einige Arbeiterinnen den Arbeitsplatz verließen und nicht mehr bei der Arbeit waren, interessierte uns nicht sonderlich. Was die Russinnen während dieser Zeit wohl taten? Wir wußten es nicht, das war zumindest mir, ganz egal. Der Lohn für unsere freiwillig geleistete zusätzliche Arbeit waren meist einige Kartoffeln oder ein Päckchen Tabak. Ab und an auch schon mal ein Apfel, oder eine Gurke und nur das interessierte uns.

Eines nachts bekam ich für meine freiwillige Hilfe, einige Kartoffeln. Nach der Schicht und wieder im Lager, wir wurden nie kontrolliert wenn wir von der Arbeit kamen, hatte ich sie auf dem besagten Elektrokocher, gekocht, mit meiner Portion "Stints", das waren kleine, scharf gesalzene Fische, gewürzt und in dem ungarischen Kochgeschirr in zwei möglichst gleiche Teile, geteilt. Die eine Hälfte für mich, die zweite war dem schon vorhin erwähnten Heinz Rost, zugedacht. Wir hatten uns in die Hand versprochen, alles, ganz egal was auch immer, brüderlich zu teilen. So weit ich mich entsinne, wurde dieses Versprechen, von uns beiden auch eingehalten. Wir saßen also beide auf der oberen Etage der langen Pritsche in unserer Unterkunft, ließen uns die zusätzliche Mahlzeit schmecken und unterhielten uns über die augenblickliche Lage. Dabei spielte der kommende Winter und die dann zu erwartende Arbeit eine

große Rolle. Das aber alles überragende Thema war die immer noch nicht ausreichende Ernährung und der damit verbundene Hunger. Heinz meinte, ich hätte wesentlich mehr Glück als er, wenn es darum ging, irgend etwas Eßbares zu ergattern oder zu organisieren. Organisieren ist gleich bedeutend mit “klauen oder stehlen”. Er, obwohl Kutscher des Kommandanten, hätte nie soviel Glück wie ich. Daß ich auf dem Sägewerkkommando hin und wieder, hauptsächlich bei der Spätschicht, in einem nahe gelegenen Feld Kartoffeln klaute, wußte er. Scheinbar schenkte er dieser Tatsache nur wenig Glauben, denn er meinte, es wäre doch auch denkbar, daß ich einem Kameraden etwas wegnehmen würde. Ob er meine Versicherung, sowas nie zu tun, glaubte, weiß ich nicht. Ich kann mir keinen Grund denken, warum Heinz auf solch einen absurden Gedanken kam. Es kam so, wie es oft der Fall ist. Aus einer Kleinigkeit, die vielleicht nicht richtig ausdiskutiert wurde, die keinerlei großes Gewicht hatte, die in normalen Zeiten garnicht passiert wäre, wird eine große Sache. Wir disputierten auf Teufel komm raus, er vertrat seinen Standpunkt, ich versuchte ihn vom Gegenteil zu überzeugen, ohne großen Erfolg. Ein Wort ergab das andere, wir kamen uns zumindest wörtlich, in die Haare. (Obwohl wir ja gar keine Haare auf dem Kopf hatten, wir hatten doch alle vollkommene Glatzen). Fast wäre aus unserem heftigen Disput ein handgreiflicher Streit geworden. Unser Verhältnis hatte einen gewaltigen, tiefen Riß bekommen. Wir sprachen zwar noch mit einander, wenn sich gerade mal die Gelegenheit dazu bot. Unsere Verhältnis zu einander, das einmal sehr kameradschaftlich, fast brüderlich gewesen war, kühlte sich in den Wochen nach dieser Meinungsverschiedenheit merklich ab, obwohl mir Heinz in der Folgezeit seine Schwester als Ehefrau vermitteln wollte. Wir verloren uns aus den Augen, ich weiß nicht, ob und wann er das Bahnhofslager verließ, wohin er kam und auch nicht, wann er aus Gefangenschaft entlassen wurde Nur einmal, lange nach meiner Entlassung aus Gefangenschaft, es mag das Jahr 1950 gewesen sein, hat Heinz mich in einem Brief gebeten, ihm bei der Umsiedlung aus der DDR in die Bundesrepublik behilflich zu sein. Damals, ich war noch ledig und mit meiner eigenen Zukunft beschäftigt, war es mir leider nicht möglich, ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Heute, nach diesem großen Wandel in allen Bereichen des täglichen Lebens, würde ich alles daran setzen, ihm zu helfen. Heute würde ich drei gerade sein lassen, alles was einmal schief gelaufen ist und nicht so war wie es hätte sein sollten, vergessen, und nur noch den Mensch Heinz sehen. Wer weiß, ich weiß es nicht, was damals falsch lief.

Doch zurück, zu dem Kartoffelessen auf der Pritsche im Bahnhofslager in Kursk. Die Kartoffeln, über die unser Disput entstand und zur Abkühlung unseres Verhältnisses führten, waren wirklich das Geschenk einer Russin aus dem Sägewerk gewesen. So sind halt Notzeiten. Ich versichere jedem und ich wiederhole mit reinem Gewissen, daß ich nie einem Kameraden etwas weggenommen habe. Wenn ich etwas stahl, dann war es Mundraub. Dann geschah das nur bei Russen. Ich weiß, die waren selbst sehr arm und ernährten sich auch nur spärlich, aber auch ich hatte Hunger, mein Selbsterhaltungstrieb war größer als die Angst vor dem Ertapptwerden und ich wollte wieder nach

Hause. Das, so sagte ich mir, rechtfertigt den Diebstahl von Lebensmittel. Etwas anderes als Eßwaren habe ich nie gestohlen. Nur wer dauernd, Tag aus, Tag ein, monate und jahrelang, tagsüber wenn er arbeiten muß und nachts, wenn er wach wird, Hunger, bohrenden, alles überragenden Hunger hat und aushalten muß, wer immer nur einen Gedanken mit sich herum trägt, der Gedanke, wann hört der Hunger endlich auf, wo bekommen ich etwas zum essen her, wann hat der Hunger ein Ende, kann ermessen, was es heißt, einmal satt werden, den Hunger für eine kleine Weile vergessen zu können. Wer das weiß, kann mitreden, der rechtfertigt und versteht mich. Wer das nicht kann, mag bitte schweigen.

Ein jugoslawischer Wachposten

Eine andere Geschichte, wie sie auch nur in der damaligen Zeit passieren konnte, ereignete sich ebenfalls im Sägewerk beim Bahnhofslager.

Der Krieg war nun schon fast ein halbes Jahr zu Ende. Die Bewachung von uns Gefangenen wurde daher etwas lockerer und war nicht mehr so streng und genau wie vor dem 8. Mai. Die ehemaligen Soldaten der einmal mit Deutschland sympathisierenden Nationen, der Franzosen, Österreicher, Belgier, Holländer, Spanier, Dänen, Norweger, Letten, Litauer, Estländer, Polen und Jugoslawen, hatten mehr Freiheiten als wir. Vor einem Jahr waren sie noch unsere Verbündete gewesen, heute waren sie unsere, fast hätte man sagen können, Gegner. Die Folge dieses Umdenkens war, daß eines Tages ehemalige jugoslawische Soldaten unsere Bewachung im Sägewerk waren. Und die schikanierten uns ganz gewaltig. So mußten wir immer den Weg zum Sägewerk und zurück zum Lager, im Gleichschritt marschieren und dabei auch noch ein Lied singen. Sowas hatte es bei den russischen Wachsoldaten nicht gegeben. Mußte einer von uns einmal austreten, so mußte er bei ihnen um Erlaubnis fragen, sich ab und auch wieder zurück melden. So wie es einmal zu Zeiten der deutschen Wehrmacht üblich war. Eine Schikane in Vollendung. Wir warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, ihnen ihr blödes und dummes Verhalten zu vermiesen. Und die Gelegenheit kam sehr bald.

Wir waren wieder einmal den kurzen Weg vom Lager zum Sägewerk singend im Gleichschritt marschiert. Unsere Bewachung waren nur zwei Jugoslawen. Einer davon schien recht einfältig gewesen zu sein. Einen intelligenten Eindruck machte er auf keinen Fall. Die Arbeit verlief in der gewohnten Art und Weise, alles lief seinen Gang. Draußen war es kalt, im Sägewerk, wenn man nicht gerade am offenen Tor, dort wo die Stämme auf der Zuführung zum Gatter hereinkamen, stand, war es etwas wärmer. Am wärmsten aber war es in der Nähe des großen Elektromotors. Diesen Platz hatte sich der besagte Soldat ausgesucht um dort auf einem Stapel Bretter etwas auszuruhen. Sein

Gewehr hatte er zwischen die Knie gestellt und war dann nach einigen Minuten eingenickt. Das war die Gelegenheit, ihm für sein mieses Verhalten uns gegen über eins auszuwischen. Einer von uns schlich sich ganz vorsichtig zu ihm hin, nahm das Gewehr, das er nicht mehr in Händen hielt, an sich, ein anderer entfernte die Patronen aus dem Lauf, warf sie in ein mit Sägemehl gefülltes Nasilki und der letzte stellte dann ganz langsam und behutsam das Gewehr wieder an seinen Platz zwischen den Beinen des Soldaten. Bei aller Eile, die geboten war, ging der gesamte Vorgang ruhig und ohne Aufregung vor sich. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wäre der Soldat wach geworden. Man macht halt solche Dummheiten. Die Arbeit ging zu Ende und wir marschierten wieder zum Lager. Natürlich im Gleichschritt und singend. Gespannt warteten wir, was passiert, wenn der Soldat sein Gewehr an der Budka zurück gibt.

Ein furchtbares Brüllen, ein Hin.- und Herlaufen der Russen war die Reaktion. Das gute Einvernehmen zwischen den Russen und den jugoslawischen Wachsoldaten war mit einem Schlag dahin. Der Soldat stand dumm da, der zweite nicht minder, guckten einander blöd an und keiner wußte eine Antwort. Uns fragte niemand. Keiner kam auf die Idee, daß wir mit der Sache unmittelbar zu tun hatten, daß wir die Patronen entfernt und weggeworfen hatten. Was mit den beiden Kerlen anschließend geschah, weiß ich nicht. Ich und auch die anderen vom Sägewerk, haben sie danach nicht mehr gesehen. Ich kann mir vorstellen, daß sie in ein anderes Lager verbracht wurden. Eine Strafe werden sie wohl bekommen haben. Hauptsache für uns war, die waren wir los und wenn wieder einer sich so dumm und arrogant anstellt, erhält auch der eine Abreibung.

Auf diesem Kommando, oder wie die Russen sagten, in dieser Brigade arbeitete ich bis etwa Mitte Dezember. Der Winter war so kalt geworden und es war so viel Schnee gefallen, daß man uns kaum noch zur Arbeit schicken konnte. Durch die lang anhaltende, große Kälte, waren die zu zersägenden Baumstämme so stark gefroren, daß keine Säge dazu mehr in der Lage war. Wir Gefangene mit unserer dürftigen Kleidung, aber auch die Russen, die besser und wärmer angezogen waren als wir, konnten in dem zugigen Sägewerk kaum noch etwas arbeiten und verdrückten uns in vom Wind nicht so stark durchzogene Ecken und Winkel. Die Folge war, das Sägewerk wurde geschlossen und wir blieben im Lager. Hier muß ich nachtragen, daß einige Stämme am unteren Ende dicker als 70 cm waren. Verschiedentlich mußten die Erdstücke erst mit Beilen oder Äxten so bearbeitet werden, daß die Stämme in dem 70 cm Gatter eingeführt und zersägt werden konnten. Ich hatte selten so dicke und schöne Baumstämme gesehen. Es war mehr als schade, daß dieses Holz nur zu Brettern und Latten zersägt wurde. Es wäre das schönste Möbelholz gewesen.

Der "Dicke Anton"

Hier nun eine Begebenheit, von der ich ganz zufällig Zeuge geworden war. Einige von uns, der Nachtschicht vom Sägewerk, mußten eines Tages mit ins Hauptlager fahren, um dort noch zusätzliche Winterbekleidung abzuholen. Es kann Anfang bis Mitte November gewesen sein. An diesem Tage, nachmittags, wurden die polnischen Gefangenen in ihre Heimat entlassen. Das waren so um die 100 Mann. Als die Kolonne schon durch das erste Tor hindurch gegangen war, sich also zwischen dem 1. und dem 2. Tor befand und darauf warteten das Lager endlich zu verlassen, kam plötzlich aus der Lagerleitung ein Angehöriger des russischen Personals. Er lief zu dem Offizier, der an der Wachstube Dienst tat und sagte ganz aufgeregt etwas zu ihm. Der ließ das schon fast offenstehende Außentor schließen. Dieses Tun interessierte uns natürlich sehr und wir verfolgten aufmerksam, was sich dort abspielte. Der wachhabende Offizier ging mit einem Blatt Papier in der Hand zu den wartenden Polen. Er sprach mit einem von denen und dann las er, die Worte verstanden wir allein schon wegen der Entfernung nicht, außerdem sprach er schnell, einen Namen vor. Er hatte mithin einen schriftlichen Befehl in der Hand. Ein Pole trat daraufhin vor die Kolonne, wurde von zwei Wachsoldaten in die Mitte genommen und zur Budka geführt. Die anderen verließen den Raum zwischen den beiden Toren, gingen die paar Schritte hoch zur Rollbahn und dann nach links in Richtung Stadt. Alles verlief gespenstisch ruhig und ohne große Hektik. Der Pole, der aus der Kolonne heraus genommen worden war, war der ehemalige Lagerkommandant. Das konnten wir einwandfrei feststellen. Anton hieß er, er war uns allen gut bekannt. Einen Kerl, wie der einer war, mit einer Figur wie er sie hatte, vergißt man nicht. Er war gut 1,90 Meter groß und wog mindestens 125 bis 130 kg. Ein Gewicht für einen Gefangenen, das nur durch übermäßiges Essen möglich war. Er trug immer eine polnische Uniform und die typische, viereckige Offiziersmütze. Ein normal langes Koppel war zu kurz für seinen Leibesumfang, zwei Stück waren zu einem zusammen genäht worden. In seine Stiefel mußte in den Stiefelschaft ein großes, dreieckiges Stück Leder eingesetzt werden, sonst wären sie zu klein gewesen. Ein Mann wie er, fiel jedem auf, der war nicht zu übersehen. Nach einigen Tagen ging die Parole um, Anton wäre ein Pferdeschlächter aus Krakau oder Warschau gewesen und hätte mit der deutschen Besatzungsmacht kollaboriert. Durch seinen Verrat wären viele Polen im KZ gewesen und auch gestorben. Kurz vor ihrem Transport in die Heimat hätte ihn ein Mitgefangener wieder erkannt, ihn identifiziert und an die Lagerleitung verraten. Hier sieht man wieder einmal, daß Lügen kurze, im Falle des Dicken Anton, aber dicke Beine haben, daß alle Verbrechen irgendwann einmal gesühnt werden. Ob der letzte Teil der hier geschilderten Ereignisse, von dem Zeitpunkt ab, als Anton in die Budka gebracht worden war, der Wahrheit entspricht, weiß ich natürlich nicht, dafür

kann ich nicht garantieren. Bis zur Zurückhaltung des Anton an der Budka, entspricht sie ganz der Wahrheit. Was mit Anton passierte, weiß ich natürlich nicht. Der Erfahrung nach und was durchaus möglich ist, wurde Anton den polnischen Behörden übergeben. Diese Begebenheit wurde von vielen Gefangenen beobachtet. Vor meinem geistigen Augen sehe ich heute noch die Polen auf der Rollbahn in Richtung Stadt marschieren.

An diesem Tage und bei dieser Gelegenheit sah und hörte ich zum erstenmal unsere Lagerkapelle. Die Kapelle war im vergangenen Sommer gegründet worden und war folglich noch nicht sehr groß. Nur ein paar alte, mehr oder weniger verbeulte Trompeten, ein, vielleicht auch zwei Klarinetten, die ebenfalls nicht mehr die besten waren, eine dicke und eine kleine Trommel und das war schon alles. Wir hatten im Hauptlager auch eine kleine Artistengruppe. Zu der gehörten Clowns, Taschenspieler, Jongleure, Zauberkünstler, Seiltänzer und was weiß ich noch für Künstler. Ihr Chef war ein Gefangener aus Oberschlesien, hieß mit Familiennamen Heilig und stammte aus einer kleinen Zirkusfamilie. Er war Trompeter in der Kapelle. Einmal sah ich ihn, und mit mir fast alle Soldaten des Wachkommandos bei einer Veranstaltung in unserem Speisesaal, wie er durch einen eisernen Ring von nur 40 cm Durchmesser, schlüpfte. Nicht nur ich, alle Anwesenden, keiner ausgenommen, waren sprachlos vor Staunen. Einige Wachsoldaten, konnten einfach nicht glauben, daß ein Mensch durch so einen kleinen Ring schlüpfen konnte und prüften die Stabilität des Ringes. Kopfschüttelnd mußten sie feststellen, daß der Ring keine Schwachstellen aufwies, daß das, was der Heilig zeigte, schon seine Richtigkeit hatte. Heilig war Artist von Kind auf. Wegen der engen Platzverhältnisse und dem unerwarteten Andrang reichte eine Vorstellung nicht aus bis alle Gefangenen unsere Artisten einmal gesehen hatten. Da waren schon einige mehr notwendig. Es klingt vielleicht etwas seltsam und mancher meint, das könnte nicht der Wahrheit entsprechend. Es ist aber die Wirklichkeit. Die Artisten lebten übrigens weit aus besser als wir. Die meisten hatten einen einträglichen Posten in der Lagerverwaltung. Die Lagerkapelle spielte übrigens irgendeinen Marsch als die Polen das Lager verließen und über die Rollbahn in Richtung Kursk marschierten. Sie spielten nicht lange, der Frost ließ die Trompeten und Klarinetten einfrieren. Auch so etwas gab es im Lager Kursk. Es gab nicht nur Trübsal. Mir wurde erzählt, im Sommer wären vor dem Stacheldraht auf der Straße nach Kursk, die Russen stehen geblieben und hätten der Lagerkapelle zugehört als sie einmal an einem schönen, warmen Abend spielte. Vielleicht spielten sie einen Marsch. Dafür konnten sich selbst die Russen begeistern.

Ein weiteres, über das Normale hinausgehende Vorkommnis im Lagerleben, ereignete sich um die Weihnachtszeit 1945 im Bahnhofslager. Wie schon des öfteren, so waren in den letzten Tagen einige Gefangene gestorben. Drei oder vier, die man nicht mehr ins Lazarett im Hauptlager transportiert hatte. Sie waren bestimmt an Durchfall oder Lungenentzündung, die man nicht schnell genug erkannt hatte, gestorben. Das Wetter war sehr kalt, es hatte starken

Frost gegeben und die Leichen wurden im ehemaligen Pferdestall abgelegt. Weil die Erde so tief gefroren war, mußten sie auf ihre Beerdigung warten. Wie vor einem Jahr im Hauptlager, hier war die Parallele. Nur, damals waren es weit mehr als hundert Tote.

Der Sani von der Krankenstube, den ich gut kannte, fragte mich eines morgens als ich ihn wegen eines eiternden Fingers aufsuchte, ob ich etwas Außergewöhnliches sehen wollte. Die Sache, die dann kam, war nicht ganz ungefährlich. Nicht nur für ihn, auch für mich. Natürlich war ich nun neugierig und ging mit ihm. Beim Pferdestall angekommen, versicherte er sich zuerst einmal ob uns niemand sehen konnte, denn das was jetzt kam, war nicht für die Gefangenen bestimmt. Das sollte und mußte geheim gehalten werden. In dem halbdunklen, eiskalten Raum, der nicht größer als höchstens 15 Quadratmeter war, lagen, wie ich schon erwähnte, ein paar abgemagerte, kahlköpfige, unwahrscheinlich weiße Leichen. Nebeneinander auf dem Rücken, so als würden sie zur Decke sehen. Und quer über ihnen eine auf dem Bauch liegende, wohlgenährte Leiche. Ohne ein Wort zu sprechen ging der Sani zu diesem Toten hin, faßte ihn an den Füßen und drehte ihn um auf den Rücken. Das war nicht ganz einfach, es ging aber doch. Was ich dann sah, sah ich weder vorher noch nachher. Der Tote war vom Schambein bis zum Kehlkopf aufgeschnitten und dann wieder mit recht großen Stichen und kräftiger Kordel zugenäht worden. An einigen Stellen hatten sich aus der austretenden Körperflüssigkeit kleine trübhellrote Eiszapfen gebildet. Ich war so schockiert, daß ich kein Wort sagen und keinen Blick von diesen Eiszapfen wenden konnte. Nach nur ganz wenigen Minuten verließen wir beide den Pferdestall mit diesen für mich grausigen Anblick. Ich hatte schon viele Tote gesehen, eine sezierte Leiche aber noch nicht. Der Sani sagte mir später, der Tote wäre ein entflohener deutscher Gefangener, der auf der Flucht von russischen Soldaten wieder eingefangen worden wäre. Dabei muß er wohl zu Tote gekommen sein.

In den kurzen Augenblicken, in denen ich die Leiche sah, konnte ich keine Spuren von Gewalteinwirkungen sehen. Keine blauen Flecke und keine Hautabschürfungen. Auch keine Spur einer Schußverletzung. Ich frug mich nur, warum und weshalb versucht ein Gefangener, mitten im strengen, kalten Winter, bei Schnee und Eis, zu fliehen? Warum wartet er nicht den Frühling oder den Sommer ab, wenn man in der Natur soviel Eßbares findet und sich überall verstecken kann? War der Tote womöglich ein Kriegsverbrecher, der sich bis zu diesem Zeitpunkt gut getarnt als Antifaschist verbergen konnte und der nach seiner Enttarnung zum Tode verurteilt worden war? Oder, war er ein Russe, der einmal mit den Deutschen gemeinsame Sache gemacht hatte und nun sein Leben wegen einer Kleinigkeit verlor? Diese Fragen werden wohl nie beantwortet werden. Wie so viele andere auch. Auf jeden Fall, ihm ging es vor seinem Tod ganz gut.

Mit diesem Erlebnis endete das Jahr 1945, das Jahr, das uns den Frieden gebracht hatte. Von "skora damoi" war keine Rede mehr. Mich bewegte immer

wieder die eine, alles andere in den Hintergrund stellende Frage, wissen meine Eltern, daß ich in Gefangenschaft bin und daß es mir, den Verhältnissen entsprechend, gut geht, leben sie, werde ich sie bald wieder sehen? Ich hatte so oft geträumt, wieder bei ihnen zu sein. Wann geht der Traum in Erfüllung?

Trotz allem was geschehen war, ich hatte viel Glück gehabt.

Heinrich Heil

-Deutschland-

СОЮЗ ОБЩЕСТВ
КРАСНОГО КРЕСТА и КРАСНОГО ПОЛУМЕСЯЦА
СССР

ПОЧТОВАЯ КАРТОЧКА ВОЕННОПЛЕННОГО
Carte postale du prisonnier de guerre

Бесплатно
Franc de port

Кому (Destinataire) Fam. Eugen Heil
-Deutschland-

Куда (Adresse) Baumholder -Nahe- (Rhld.)
(страна, город, улица, № дома, округ, село, деревня)
Hauptstr. 33

Отправитель (Expéditeur)
Фамилия и имя военнопленного
Nom du prisonnier de guerre Kgf.
Heinrich Heil

Почтовый адрес военнопленного
Adresse du prisonnier de guerre U.d.S.S.R.
Lager 7082/2

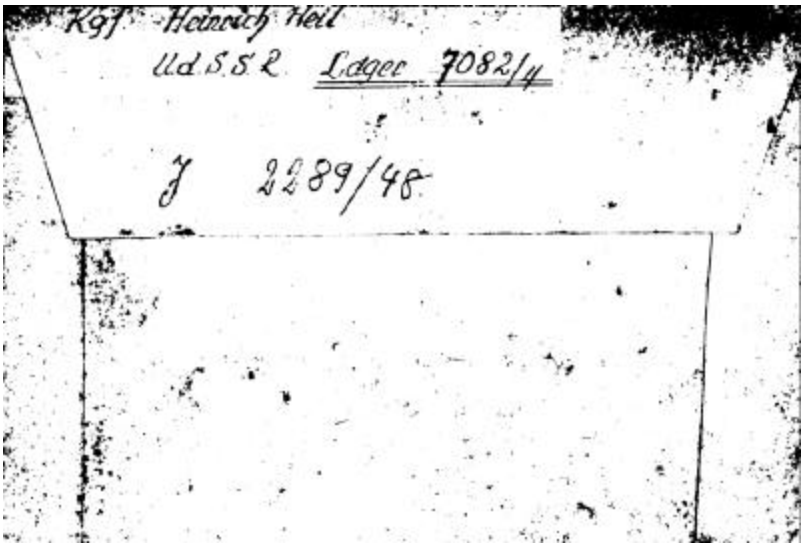
Т-3, 6. IX—1946 г. 14649

Kgf. Heinrich Heil
U.d.S.S.R.
Lager 7082/2

Kriegsgefangenenpost!
-Deutschland

Fam.
Eugen Heil.
-Deutschland- Baumholder -Nahe-
(Rhld)
Postfach 1

Post aus russischer Gefangenschaft



Ein selbstgefertigter Briefumschlag

Das Jahr 1946

Gleich in den ersten Tagen des neuen Jahres wurde unser Lager, das wir Bahnhofslager nannten, aufgelöst. Warum wir überhaupt und dann noch so plötzlich, vom Bahnhofslager fortkamen, kann ich nicht sagen. Arbeit hätten wir jedenfalls mehr als genug gehabt. Wir packten unsere paar Sachen zusammen und marschierten durch den Schnee, zurück ins Hauptlager am Rande der Stadt, an der Rollbahn nach Orel. Das Lager war mir schon gut bekannt. Ich kam in eine mir gut vertraute Umgebung und war froh, nicht wieder in ein kleines Nebenlager gehen zu müssen.

Die Unterkunft, die uns zugewiesen wurde, war der "Pferdestall". Warum er so hieß, war nicht ganz klar. Als Stall war er nämlich vollkommen ungeeignet. In einem Pferdestall sind doch Boxen, Krippen und Tröge, Vorratsräume, Schubkarren, Gabeln, Eimer und wer weiß noch was. Hier fehlte das alles. Das ganze Gebäude war nur ein einziger, großer Raum. Es war der erste Bau neben dem Speisesaal. In der Mitte stand ein großer, gemauerter Ofen. Keine Pritschen wie in den anderen Unterkünften, nur eine dünne Schicht Stroh auf dem Boden, das war unsere Schlafstelle. Wir lagen dort so dicht zusammen,

daß sich kaum einer richtig auf die andere Seite umdrehen konnte. Wenn jemand während der Nacht zum Austreten auf die Latrine ging, was wegen der schlechten Ernährung und dem dadurch hervor gerufenen Vitaminmangel, der bei uns allen eine große Blasenschwäche verursachte, war bei seiner Rückkehr der Platz bestimmt belegt. Einen großen Vorteil aber hatte diese fürchterliche Enge doch. Auf diese Art wärmte einer den anderen. Wir lagen so dicht, daß ein Gefangener den anderen berührte. In normalen Zeiten wäre diese Art zu schlafen wegen der damit verbundenen körperlichen Berührung vollkommen unmöglich gewesen und wäre wohl von jedem vermieden worden. In dieser Situation aber half sie uns, zu überleben. Der gemauerte Ofen war stets umlagert, obwohl man sich in der unmittelbaren Nähe garnicht lange aufhalten konnte. Die Hitze war zu groß. In den Ecken des großen Raumes und an der Eingangstür aber, war es recht kalt. Die dort liegen und sich aufhalten mußten, froren ganz erbärmlich. Verantwortlich für das Feuer, das auch über Nacht brannte, war jeden Tag eine andere Brigade. Fast die gesamte Belegschaft des Pferdestalles, immerhin mehr als 300 Mann, arbeitete auf verschiedenen Stellen innerhalb des Lagers als Gruppe III. Nur wenige Kommandos gingen nach draußen. Ich war wieder in Gruppe III eingestuft worden. Genau wie im Winter 1944 vor meiner Zeit im Brotraum.

Mein erstes Kommando, auf dem ich arbeitete, war das sogenannte Holzhakkerkommando. Die Arbeit, die wir verrichten mußten, bestand darin, die Sauna, oder besser gesagt, die Banja, die Küche, die Öfen der Unterkünfte, der Lagerleitung, der Sanistube, kurzum alle Brennstellen im gesamten Lager mit Brennholz zu versorgen. Andere Brennstoffe, wie Kohlen oder Brikett, hatten wir ja nicht, es blieb nur das Holz. Ich war also Holzhacker geworden. Eine ganz neue und ungewohnte Arbeit für mich. Was haben wir für schönes Holz zerhackt. In Deutschland wäre es als Nutzholz für das schönste Möbel verwendet worden, hier wurde es einfach verheizt. Gerade gewachsene Buchen und Eichen von manchmal mehr als 50 cm Dicke. Es war schade um dieses schöne Holz. Für die Öfen in der Banja wurden die 1 Meter langen Stücke in Scheite, für die Küche und die anderen Brennstellen, zuerst in ofengerechte Stücke zersägt und dann gespalten. Die vor dem Schuppen im Schnee liegenden Holzstücke waren durch die große Kälte steinhart gefroren und zersprangen ganz leicht, wenn man sie mit der Axt richtig traf. Nur das Zersägen war eine unheimlich harte Arbeit. Hätten wir schlechtere Arbeitsgeräte gehabt, ich hätte nicht lange bei der Arbeit mitgemacht. Ich habe diese Arbeit recht schnell gelernt und war froh, wieder in einem Raum und nicht draußen, womöglich unter freiem Himmel, in Eis und Schnee, arbeiten zu müssen. Einen Tag ohne Arbeit, immer nur im Pferdestall liegen oder stehen, wäre stumpfsinnig und verblödend gewesen.

Es war keine schlechte Arbeit die wir ausführten, zumal wir das meiste Holz in die Küche bringen mußten. Jeder wollte das tun, denn fast immer fiel dort irgend etwas Eßbares ab. Der Brigadier achtete aber sehr genau darauf, daß jeder einmal an die Reihe kam. Unser ganzes Sinnen und Trachten war nur

auf das Essen gerichtet. Jeder wollte doch etwas zu seiner täglichen Ration hinzu ergattern. Wer nie einen so bohrenden Hunger verspürt hat, wie wir ihn verspürten und erleiden mußten, einen Hunger, der tagtäglich und zu jeder Zeit gegenwärtig war, der Menschen zu den unmöglichsten und fragwürdigsten Dingen verleitet, der Menschen Dinge tun läßt, die oft schon kriminell waren, der einen zermürbt und stumpfsinnig werden läßt, der kann nicht mit einem Kriegsgefangenen in Rußland, fühlen und kann auf keinen Fall mitreden. Der muß einfach schweigen und versuchen, uns zu verstehen. Der versteht auch nicht die Sache mit dem Raben.

Der Holzhackerschuppen war gleich im Anschluß an den Kartoffelkeller. Für den Transport zu den einzelnen Brennstellen verwendeten wir zweirädrige Karren. Diese, aber auch die Fässer im Kartoffelschälraum und in der Küche, die großen, hölzernen Fässer der "Scheinwerferbatterie", überhaupt alle Gegenstände aus Holz, wurden in der Lagerschreinerei hergestellt. Nach Beendigung der täglichen Arbeit mußte unser Brigadier die am Tage benötigten Sägen, Beile und Äxte zur Budka bringen. Es wäre ja möglich gewesen, ein Gefangener hätte eine Axt behalten und damit einen Russen erschlagen, oder er hätte mit einer Säge die Pfosten der Lagerumzäunung umgesägt? Und dann wären alle Gefangenen getürmt. Wer von uns wäre auf so eine grotesk absurde, lächerlich dumme Idee gekommen? Jeder war doch froh, wenn er sein bißchen Leben einigermaßen über den Winter brachte.

Im Kartoffelschälraum passierte eines Tages folgende Geschichte. Die, für die Gefangenen bestimmten Kartoffeln wurden, nicht wie bei uns in Deutschland, wo man oft noch im April und Mai Kartoffeln aus der Vorjahresernte essen konnte, in großen Kellern eingelagert, sondern in Erdmieten. Draußen, irgendwo auf einer Kolchose. Die Folgen dieser Einlagerung, die oft mit unverantwortlich falschen Mitteln vorgenommen wurden, waren, daß die am Rande der Miete liegenden Kartoffeln erfroren, angefault oder von Mäusen angefressen waren. Die so entstandenen schadhaften Stellen wurden von den Kartoffelschälern meist sehr großzügig abgeschnitten und zum Abfall geworfen. So hatte einmal ein Mitgefangener, der auf dem Abfallhaufen nach noch eßbaren Resten suchte, mit solch einer hart gefrorenen Kartoffelscheibe, mit einem gezielten Wurf einen Raben, die es im Lager in sehr großer Zahl gab, am Kopf getroffen. Der fiel um, schlug mit den Flügeln um sich und versuchte davon zu fliegen. Aber der Landser war schneller. Ob er mit Absicht nach dem Raben warf oder ob das nur ein Zufall war, wer weiß das. Mit ein paar unbeholfenen Sprüngen war er bei dem Raben, ergriff ihn an den Flügeln, schlug ihn zwei - dreimal auf den harten, gefrorenen Boden und steckte ihn blitzschnell unter seine "Kofaika". Eine Kofaika ist eine wattierte, gesteppte, gut warmhaltende, russische Winterjacke. Ich habe noch eine, die ich bei meiner Entlassung als Mantelersatz erhielt. Zurück zur Rabengeschichte. Der Landser hatte den Raben unter seine Jacke gesteckt und lief nun, so schnell es ihm möglich war, in Richtung Pferdestall. Dort angekommen, riß er dem Raben so gut es ging, die Federn aus, schnitt ihn auf und nahm die Eingeweide heraus. Um ihn

herum standen schon eine ganze Menge Landser, die das Geschehen verfolgten. Wie dünn und mager war nun der Rabe. Trotzdem hatte der Landser versucht, diesen Raben in einem russischen Stahlhelm, den er in ein Stahlrohr, die zur besseren Wärmeausnützung durch den gemauerten Ofen von einer Seite bis zur anderen gingen, zu kochen. Immer wieder mußte er Wasser nachgießen, so schnell verdunstete es. Auf dem Stahlhelm war ja kein Deckel. Nach gut einer Stunde, oder war es doch etwas länger, hat er dann versucht den inzwischen an den Flügeln und Beinen angekohlten Raben, zu essen. Trotz des riesigen Hungers den er hatte, nach kurzer Zeit mußte er diesen Versuch aufgeben. Der Rabe wäre eher verbrannt als eßbar und weich geworden. Voller Enttäuschung hat er ihn anschließend im Ofen verbrannt. Und das heißt schon viel bei dem Hunger, wenn ein mühsam ergattertes zusätzliches Essen ungenießbar ist.

Jetzt muß ich einmal etwas über die Post in die Heimat und von dort zu uns, schreiben. Wir, die "Altgefangenen", das waren die Gefangenen, die schon 1944 und noch früher, in Gefangenschaft gekommen waren, hatten gleich in den ersten Tagen des Jahres 1945 und dann zwei drei Monate nach der Kapitulation, Postkarten mit anhängenden Antwortkarten des "Sowjetischen Roten Kreuzes", die wir unseren Angehörigen schreiben konnten. erhalten. Sie sollten durch das "Internationale Rote Kreuz" über die Schweiz unseren Angehörigen in Deutschland zugestellt werden. Die erste Karte, die ich erhielt und schrieb, kam bei meinen Eltern nicht an und folglich bekam auch ich keine Antwort. Ich nehme an, daß die deutsche Post sie nicht befördern durfte. Sie wären ja der Beweis dafür gewesen, daß die Russen doch Gefangene gemacht hatten und nicht, wie immer behauptet wurde, alle deutschen Soldaten erschießen würden. Wir durften auf diese Karten zunächst einmal nur 25 Worte schreiben. Natürlich konnten wir nur schreiben, daß es uns gut geht und daß wir halt arbeiten müßten. Eine Karte mit anderem Inhalt wäre bestimmt aussortiert worden. Später, das heißt nach 1946, durften wir sogar Briefe schreiben. Natürlich wurden auch die auf den Inhalt hin kontrolliert. Das Papier dazu mußten wir uns allerdings irgend woher selbst besorgen. Diejenigen, die zu einigermaßen schreibfähigem Papier kamen, hatten natürlich einen Vorteil denjenigen gegenüber, die solchen Sachen nicht organisieren konnten. Beliebt war das Papier von Tabakpäckchen. Und da ich später, in Woronesch mich als Tabakhändler betätigte, habe ich manchen Rubel verdient. Aber dazu mehr im Kapitel Woronesch. Die Tinte zum Schreiben machten wir uns selbst. Das war ganz einfach. Wie viele andere, hatte ich mir schon einige Gegenstände, die man als Gefangener so brauchte, u.a., die Tinte, selbst gemacht. Ein Russe hatte mir auf einem Kommando einen kleinen Stummel Kopierstift geschenkt. Nicht groß, so an die 4 cm lang. Ein Stückchen Miene von nur 1 cm Länge ergab eine tiefviolette Tinte von gut 1/4 Liter. Die, in eine kleine Flasche gefüllt, ein selbstgemachter Federhalter mit einer gebrauchten Feder und fertig war das Büro. Zum Schreiben von Postkarten habe ich beide Sachen gegen eine geringe Gebühr, meist ein Stück Brot von 100 g. an die anderen ausgeliehen. Und die bezahlten diese Gebühr recht gerne. Nicht jeder hatte ja

die Gelegenheit und die Idee sowas auf die Beine zu stellen. Auf meine erste Karte, die ich, wie geschrieben, Monate vor dem 8. Mai 1945 schreiben konnte, hatte ich aus den geschilderten Gründen, keine Antwort erhalten. Warum ich auf die zweite, die ich nach der Kapitulation bekam, auch keine Antwort erhielt, kann ich nur ahnen. Ich wurde im März 1946 wieder einmal in ein anderes Lager verlegt. Möglicherweise wurde die Post aus dem Hauptlager nicht in das Nebenlager weiter geleitet. Obwohl es nicht weit vom Hauptlager entfernt lag.

In der Akkufabrik

Wie das neue Lager hieß, ob es überhaupt einen besonderen Namen hatte, weiß ich nicht und nehme es auch nicht an. Nur ca 2 Kilometer vom Fluß L'gow entfernt, man konnte die Stadt Kursk sehen, lag das Lager in der Nähe einer im Aufbau befindlichen Akkufabrik. Inmitten von Feldern, auf denen vor allem Mais und Getreide angebaut wurde. Unsere Unterkünfte waren Holzbaracken, ähnlich denen des RAD. Nur nicht so sauber und auch nicht so eingerichtet. Schlafen mußten wir, wie das bis jetzt immer war, auf harten Holzpritschen und hatten nur eine alte, gebrauchte Schlafdecke aus Beständen der Sowjetarmee zum Zudecken. Fließendes Wasser gab es draußen zwischen den Baracken an 5 oder 6 Wasserhähnen. Das Abwasser lief einfach in den sandigen Boden. Die Latrine, die primitivste, die ich je sah und die man sich primitiver nicht vorstellen konnte, lag in einer Ecke des Lagers. Ein roh behauener Baumstamm, vier Seitenwände aus geflochtenen Zweigen, unter freiem Himmel mit einem wunderbaren Blick in der Nacht zum Mond, oder bei Tag, zur Sonne. Groß war das Lager nicht, höchstens 4 Mannschaftsbaracken, eine für die russischen Wachsoldaten und eine diente als Offiziersunterkunft und Büro. Das Lager war nur wegen der im Bau befindlichen Akkufabrik errichtet worden.

Wir waren gut und gerne 400 Mann. Zwei Kompanien deutsche und zwei Kompanien ungarische Gefangene. Genau eingeteilt in je zwei Baracken. Unsere Arbeitsstelle war die nahe gelegene Fabrik. Etwas Gutes hatte das Lager aber doch, es war nicht weit bis zur Arbeitsstelle. Höchstens 15 Minuten Fußmarsch. Aber, bis wir dort waren, bis wir auch nur aus dem Lager waren, das war ein Ding. An der Budka, also am Wachhäuschen, das Lager hatte übrigens nur einen Stacheldrahtzaun und nicht wie das Hauptlager zwei, stand der "Steppenwolf". Der Steppenwolf war unser "Arbeitsnatschalnik", der Offizier, der für die Arbeitseinsätze und die Arbeitskommandos zuständig war. Steppenwolf sagten wir zu ihm, weil er immer so grimmig schaute, recht lange Haare hatte, die unter seiner Mütze hervor sahen und außerdem furchtbar zerzaust und unordentlich waren. Von wem er den Namen Steppenwolf erhielt, war nicht feststellbar. Ich glaube, er war im Krieg wegen "Tapferkeit vor dem

Feind", Offizier geworden. Denn, er war recht dumm, aber herzensgut. Dumm, das merkte man beim Nachzählen der Gefangenen, und seine Gutmütigkeit wurde uns dadurch bewußt, daß er nie laut zu uns wurde oder uns gar anbrüllte. Wenn er einmal laut wurde, dann zu den Wachsoldaten. Ich schätze, der Steppenwolf stammte aus Sibirien. Einen Kerl wie den, den kann man nicht vergessen, selbst nicht in hundert Jahren. Ich meine, ihn heute noch zu sehen.

Wenn wir morgens das Lager verließen, oder abends wieder heimkamen, mußten wir uns immer mit je fünf Mann unterhaken und dann im einem Block von fünf Reihen am Steppenwolf vorbeigehen. War das geschehen, machte er einen Strich auf einer Liste. Nach vier Blöcken zu je 25 Mann, machte er noch einmal einen Strich und so wußte er, nun haben 100 Mann das Tor passiert. Daß wir nur so zum Spaß auch schon hin und wieder mit sechs Reihen an ihm vorbeigehen wollten, es gelang zwar selten, konnte ihn nicht aus der Ruhe bringen. Wir mußten halt alles noch einmal von vorne beginnen. Geärgert hat er sich wohl nicht darüber. Angeschnauzt hat er immer nur die Wachsoldaten. Sehr viele dieser Soldaten kamen aus den asiatischen Republiken der UdSSR. Junge Kerle, bestimmt nicht älter als ich. Ganz eintönig und stumpfsinnig war deren Dienst. Sie gingen morgens mit uns auf das Gelände der Fabrik, bezogen ihren Posten, der meist auf einer Art Hochsitz war, standen oder saßen dort an einem Stück bis zum Feierabend und gingen dann wieder mit uns zum Lager. Erst dann konnten sie ihren Posten verlassen. Eine Ablösung während des Tages gab es nicht. Verpflegt wurden sie wie wir. So gegen 12:00 Uhr kam ein Essenfahrzeug auf das Werksgelände und brachte die Mittagssuppe, die kleine Portion Kascha und 200 g. Brot. Die Verpflegung, die die Wachsoldaten bekamen, war nicht wesentlich besser als unsere. Ein Soldat der Bewachung brachte seinen Kameraden das Essen auf ihren Hochsitz. Wir Gefangene konnten uns schon mal im Laufe des Tages von unserer Arbeitsstelle fortstehlen, die Wachsoldaten mußten stur ihren Dienst ausführen, bei jedem Wetter, egal ob Regen fiel, die Sonne schien oder der Wind blies. Für das gesamte Kommando, alle 400 Mann arbeiteten in der Akkufabrik, natürlich außer den täglichen Kranken, gingen nur 10 Soldaten als Bewachung mit. Ich hatte gerade auf diesem Kommando des öfteren Gelegenheit, die Soldaten zu beobachten. Dabei habe ich festgestellt, daß sie zwar auch nicht Russisch sprechen konnten, jedenfalls nicht besser als ich, sonst aber recht ordentliche, niemals schimpfende und uns gegenüber nicht feindlich gesinnte Kerle waren. Ich glaube, die hatten genau soviel und genauso oft Heimweh wie wir. Irgend jemand hatte einmal im Zusammenhang mit diesen Soldaten erwähnt, der wollte es sogar von einem Russen selbst erfahren haben, daß die russischen Rekruten im Alter von achtzehn Jahren eingezogen werden und dann eine sechsmonatige Ausbildung durchmachen müßten. Ausgang, so wie wir ihn nach der Ausbildung bekamen, samstags und sonntags bis zum Zapfenstreich, würden die selbst in ihrer ganzen Soldatenzeit nicht erhalten. Wenn bei uns in Rußland, während des Krieges, Urlaub auch für uns ein Fremdwort war und wir ihn nur selten erhielten, die russischen Soldaten bekamen niemals Urlaub. Die wurden eingezogen, wurden ausgebildet, kamen an die Front, wurden

verwundet oder fielen, wenn sie Glück hatten, so wie ich, überstanden sie den Krieg, waren aber nie zu Hause gewesen. Hier herrschten Unterschiede wie Tag und Nacht.

Produziert wurde in der Fabrik noch nichts. Sie war ja erst im Aufbau und noch lange nicht fertig. Von daher war unser Arbeitseinsatz auch sehr vielfältig. Eine der ersten Arbeiten, zu der ich eingeteilt worden war, war mitzuhelfen, die Mauer, die das riesige Werksgelände umgab, fertig zu stellen. Die Mauer, die aus Schlackenbeton bestand, war gut 2,5 Meter hoch, hatte ein Fundament von 75 cm Tiefe und war am Erdboden so an die 40 cm dick. An der Mauerkrone war die Dicke immer noch 30 cm. Auf der Mauerkrone wurden im Abstand von jeweils 50 cm Stücke aus Baustahl von 75 cm Länge einbetoniert. An diesen Stangen sollte später Stacheldraht gespannt werden. Über vier Kilometer lang war die gesamte Mauer. Allein aus dieser Tatsache kann man ersehen, wie groß das Gelände war. Der Beton für die Mauer wurde immer in unmittelbarer Nähe der Baustelle in sogenannten Zwangsmischern, hier hörte ich zum erstenmal diesen Ausdruck, hergestellt. War die Mauer um ca. 50 Meter fortgeschritten, wurde die gesamte Anlage, Zwangsmischer, Boxen für Sand, Schlacke usw., sowie der Wasserleitung und Stromzufuhr ebenfalls weiter verlegt. Die Arbeit überwachte ein dienstverpflichteter Bauingenieur. Er stammte, wie der Ingenieur beim Kursker Bahnhof, aus Oberschlesien, aus Kattowitz, Gleiwitz oder Hindenburg.. Er war so um die Mitte 30 und kein schlechter Kerl, kein Schikanierer und kein Antreiber. Die meisten Gefangenen auf der Baustelle mochten ihn ganz gut leiden

Meine Arbeit war, mit noch ein paar anderen Gefangenen, gemahlene Schlakke, losen Zement und Sand aus den jeweiligen Boxen im genauen Verhältnis zu einander in den Aufzugsbehälter der Mischmaschine zu schaufeln. Eine Mischung ergab jedesmal fast 1 m3 Beton. Die Schlacke, die wir verwendeten, kam fast ausschließlich aus Bahnbetriebswerken. Es gab damals noch fast keine Dieselloks oder E. Loks. Daher war der Kohlenverbrauch der Eisenbahnen und somit auch der Anfall von Schlacken, enorm hoch. Für die gesamte Länge der Mauer wurden über 4000 m3 Beton verbraucht. Das Material hierzu wurde laufend von kleinen ausgesonderten Lkws. der Roten Armee, angeliefert. Die Lkws. hatten natürlich keine Kipper. Der Sand, der Zement oder die gemahlene Schlacke wurde von anderen Arbeitskommandos mit Spaten von den Ladeflächen geschaufelt. Die mußten schnell und zudem viel arbeiten. Während auf anderen Kommandos oft ein Engpaß von Baumaterial entstand, klappte der Nachschub an Material auf dieser Baustelle besonders gut. Wenigstens in den ersten paar Wochen. Vielleicht sollte das Werk ein Vorzeigeobjekt werden.

Da die ganze Arbeit nach Plan erfüllt werden sollte, der Direktor der angehenden Fabrik irgendwo mit seiner Leistung Eindruck machen wollte, oder er hatte einfach nur Angst zuviel Baumaterial oder sonstige Dinge auf der Baustelle würden geklaut werden, wurde gerade bei dieser Arbeit ein Tempo vorgelegt,

das wir zum Glück nur kurze Zeit aushalten mußten. Dann war wieder einmal der Zement ausgegangen. Oder sonst was fehlte trotz, oder gerade wegen der schon so oft zitierten falschen Planung. Diese schwere Arbeit hätte ich auch nicht mehr lange mitgemacht. Das Arbeitskommando hier, war eine einzige Schinderei.

Die nächste Arbeit war gemütlicher. Obwohl in der Fabrik noch lange nichts produziert werden konnte, wurden doch schon Material zur Batterieherstellung angeliefert. So u.a. Blei und Zinn. Oder auch Maschinen, von denen ein großer Teil aus Deutschland kamen. Wir mußten Lkws. mit Bleibarren entladen, auf kleine, vierrädrige Karren packen, in eine Halle transportieren und dort stapeln. Angeliefert wurde das ganze Zeug mit ehemaligen Armeelastwagen. So ein Bleibarren wog, so schätzte ich zwischen 20 und 25 kg. Wenn man den ganzen Tag mit diesen, für uns viel zu schweren Dingern hantiert hatte, waren die Arme abends so lang, daß man meinte, ohne sich bücken zu müssen, könne man sich an den Füßen kratzen. Auf einen Stapel Bleibarren kamen an die Hundert Stück. Die Arbeit hatte aber den Vorteil, daß man sehr oft in die schattige Halle kam, denn der Sommer wurde recht heiß. Die halbe Halle, oder besser gesagt, der halbe Boden war mit Bleibarren bedeckt.

Von den Maschinen, die wir abluden, wie ich schon erwähnte, kam ein großer Teil aus Deutschland. Die kleinen waren in Kisten verpackt, die großen und schweren waren einfach auf Holzbohlen festgeschraubt. Abgeladen wurden dies schweren, großen Teile, auf folgende Art. Hinter dem Lkw. der in die Halle gefahren wurde, wurde in Höhe des Fahrzeugbodens eine Art Podest aus Bohlen und starken Brettern gebaut. Die äußeren Balken und Bohlen wurden mit Bauklammern zusammen gehalten. Auf dieses Podest, das je nach Größe und Gewicht der Maschine schon sehr stabil und breit sein mußte, wurde die Kiste mit Rollen, ganz langsam und vorsichtig, geschoben. Dann wurde eine Lage nach der anderen von dem Podest entfernt, so, daß die Kiste oder Maschine immer etwas tiefer kam bis sie endlich auf dem Hallenboden stand. Ein mühevolles, einfaches aber auch gleichzeitig billiges Verfahren, wenn man es beherrschte. Im Improvisieren waren manche Russen wahre Meister. Die damaligen, mit guten Werkzeugen schlecht ausgerüsteten Fabriken, zwangen die Arbeiter zu Maßnahmen, über die man heute nur lachen und den Kopf schütteln kann. Ganz zum Schluß meiner Arbeit in dem Transportkommando kam ein nicht funktionierender und zudem noch viel zu kleiner Flaschenzug. Vollkommen unbrauchbar, wie so vieles im damaligen Rußland. Die kleineren Kisten hätte man zur Not damit abladen können, für große Maschinen war er vollkommen unbrauchbar. Hebewerkzeuge, Gabelstapler oder Flurförderer wie heute, gab es damals noch nicht. Unsere Werkzeuge waren Brechstangen und Hebebäume, damit wurde gearbeitet Und die hatten wir, zum größten Teil wenigstens, selbst hergestellt. Nach ungefähr 10 Tagen war auch diese Arbeit beendet und wir alle wurden anderen Arbeiten zugeteilt. Ich wunderte mich nur, daß die doch recht wertvollen Maschinen in einer großen Halle untergestellt wurden, und nicht, wie das so oft der Fall war,

einfach irgendwo draußen unter freiem Himmel, in Regen, in praller Sonne und dann im Winter, im Schnee.

Da ich von Beruf Kaufmann war, also kein Handwerk in der Bauwirtschaft erlernt hatte, war ich in den Augen der Russen kein Spezialist, sondern ein sogenannter "Schorno Rabotschik", ein Schwarzarbeiter. Wieso ein Nichthandwerker ein Schwarzarbeiter war, habe ich nie erfahren und ist mir auch heute noch nicht ganz klar. Irgendwer kam auf die blöde Idee, ich könnte Maurer werden. Ich wollte aber nicht, denn ich sagte mir, werde bloß kein Spezialist. Die erhielten zwar mehr Brot wenn sie ihre Norm erfüllten, bleiben aber bestimmt länger in Gefangenschaft als diejenigen, die nicht soviel produktive Arbeit leisten, die mehr kosten als sie nützen. Kurz und gut. Eines morgens wurde ich mit noch einigen anderen in eine große Halle geführt. Hier sollten wir Neulinge unter Anleitung eines russischen Maurers, als Maurer ausgebildet werden und mußten noch am gleichen Tage, in der besagten Halle, Zwischenwände aus Ziegelsteinen errichten. Bis zur Mittagspause hatte ich tatsächlich 4 oder 5 Reihen Steine auf einer Länge von ungefähr 5 Meter, Stein auf Stein, ohne sie zu versetzen und ohne Fuge, krumm und schief, mit großen und kleinen Abstände und garnicht "im Blei", einfach aufeinander gemauert. Eben wie ein Schorno Rabotschik so was macht.. Kurz vor der Mittagspause kam der russische Spezialist, wo er den halben Vormittag über gewesen war, wußte ich nicht und ob er ein gelernter Maurer war, glaube ich auch nicht, besah sich mein Werk, raufte sich die Haare, schrie mich an, brüllte etwas von "Sabotage", stieß mit einem Fußtritt mein Kunstwerk um und mich zur Halle hinaus. Meine Lehrzeit als Maurer dauerte einen ganzen Vormittag lang. Unter normalen Umständen hätte ich mich schon gelehriger gezeigt. Aber hier? Soll ich durch eine gute, solide Arbeit meine Gefangenschaft selbst verlängern? Dauerte die nicht schon viel zu lange? So blöd kann doch nur ein Hirnamputierter sein.

Ab der Mittagspause war ich Handlanger in einer Stukkateurkolonne. Die führten die Russen mit einer Vollkommenheit an der Nase herum, daß es schon eine Unverschämtheit war. Was die am gestrigen Tag verputzt hatten, zählten sie am heutigen Tag mit der Hälfte zur Tagesleistung hinzu. Man muß sich das mal vorstellen. Die Halle, in der ich meine Maurerprüfung mit einem Fußtritt bestanden hatte, wurde mittels Ziegelmauern in kleinere Räume eingeteilt. Diese Mauern wurden beiderseits mit Zementputz versehen. Ein Stukkateur mußte, sagen wir mal, nach der Norm, an einem Tag 25 m2 verputzen. Die Norm kann vielleicht noch höher gewesen sein. Kurz vor Abnahme der geleisteten Arbeit, zu welcher Zeit der Brigadier kommt, hatte man am dritten Tag schon heraus bekommen, wurde ein Teil der gestern verputzen Wand tüchtig mit Wasser angespritzt und mit frischem Mörtel ganz dünn überzogen. Das sah dann so aus, als wäre die gesamte Fläche, heute fertig geworden. Ich habe nicht erlebt, daß ein Stukkateur wegen so einer Manipulation, die sogar eher ein Betrug war, aufgefallen ist. Daß eine Wand, die tatsächlich nur 100 m2 groß war, letzten Endes 130 m2 und noch größer wurde, fiel wohl nie auf.

Schließlich hatte der deutsche, gefangene Spezialist dem russischen Vorarbeiter oder Brigadier mit seinem Betrug ja auch geholfen, vor seinem Vorgesetzten als guter, zu großen Leistungen bereiter Brigadier zu sein. Auch der Chef hatte seinen Vorteil aus dieser Betrügerei. Letzten Endes war er ein guter, erfolgreicher Direktor, bei dem alles klappte, der sich überall beliebt machte und der zur Lösung noch größeren Aufgaben fähig war. So wurde damals schon der russische Staat belogen und betrogen. Wo die kleinen Leute im kleinen Rahmen bescheißen, bescheißen die großen Leute in noch größeren Rahmen. Jeder beschiß jeden, bis in die höchsten Ämter und jeder schmierte jedem Dreck in die Augen. Daß mit dieser Methode auf Dauer keine Erfolge zu erzielen waren, daß der Karren immer tiefer in den Dreck gefahren wurde, das leuchtet doch wohl jedem ein. Der Betrug, der Beschiß und die Korruption begann ganz unten, beim kleinsten Brigadier und setzte sich durch alle Ebenen, bis zum zur höchsten Stelle durch. Mich wundert es, daß so was so lange gut gehen konnte.

Wenn die Spezialisten die ihnen gesetzte Norm zu 100 % erfüllten, hatten wir Handlanger, zu denen ich gehörte, nur 80 - 90 % erreicht. Warum? Warum das so war, habe ich nie begriffen. Das war mir damals und blieb mir bis heute, ein Buch mit mehr als sieben Siegeln. Schließlich konnte doch ein Stukkateur, wenn sein Handlanger keine 100 %ige Leistung erbringt, auch keine 100 %ige Arbeit abliefern, oder? In einem klassenlosen Staat wurde alles in Klassen und Leistungsgruppen eingeteilt. Dort wurde auf Teufel komm raus beschißen und betrogen. Fürwahr ein schöner, uns immer als Vorbild hingestellter und zur Nachahmung empfohlener Staat. Hätten wir tatsächlich dieses Ansinnen befolgt wir wären genau dort hingekommen wo die schon lange waren. Nämlich an den Rand des Chaos und Versagens.

Ich komme nun zu einem recht traurigen Ereignis, das sich auf dieser Baustelle ereignete. Wie ich schon geschrieben habe, arbeiteten alle Lagerinsassen, 200 Deutsche und 200 Ungaren in der Akkufabrik. Das Werksgelände war sehr groß und zum Teil auch noch recht unübersichtlich. Überall lagen Gerüstteile, Stapel von Baumaterial, waren Fundamente für weitere Hallen, Gräben für die Wasserleitung und Abwässer, für Telefon.- und Elektrizitätskabel ausgehoben. Es herrschte ein rechtes Durcheinander, ein Tohuwabohu. Nur die Einfahrt und das Portierhaus waren fertig. Dort wurden auch gelegentlich Kontrollen durch geführt. Außer uns, den Gefangenen, arbeiteten ja noch eine größere Zahl Russen dort und die wurden schon einmal kontrolliert. Die konnten doch alles gebrauchen. Wieviele Russen in der angehenden Akkufabrik arbeiteten, wußte niemand

Wir hatten wieder einmal einen Tag mit mehr oder weniger viel Arbeit, mit mehr oder weniger Schlendrian und Nichtstun, hinter uns gebracht und freuten uns auf den sauer verdienten Feierabend. Pünktlich wie die berühmten Maurer, begaben wir uns zum Sammelplatz. Seit mindestens dreißig Minuten hatten wir, irgendwo versteckt, sehnlichst auf diesen Moment gewartet. Beim

Noch ist es nicht zu spät

Nachzählen vor dem Heimmarsch zum Lager, wir hatten uns wie jeden Abend kompanieweise aufgestellt, wurde festgestellt, daß zwei Gefangene fehlten. Wir mußten solange in Reih und Glied stehen bleiben, durften uns nicht von der Stelle bewegen, bis der aus dem Lager, das ja nicht weit von der Arbeitsstelle entfernt lag, herbeigerufene "Steppenwolf" zur Klärung dieser mißlichen Situation erschienen war. Obwohl der keine große Leuchte war, stellte er doch nach einiger Zeit fest, daß wir, die Deutschen alle angetreten waren, von den Ungaren aber zwei Mann fehlten. Wir durften uns daraufhin auf dem Antreteplatz ins Gras setzen, die Ungaren mußten stehen bleiben. Und nun begann das große Suchen. Eine Unordnung war das, kaum vorstellbar. Die gesamte Wachmannschaft, verstärkt durch die aus dem Lager gerufenen Soldaten der Freischicht, begann mit der Suche nach den fehlenden Gefangenen. Wie, wer und wo beginnen? Bis irgendeiner der anwesenden Offiziere einen brauchbaren Vorschlag zur erfolgversprechenden Suche gemacht hatte und System in die Sache brachte, verging mindestens eine halbe Stunde.

Die Wachsoldaten begannen als erstes einmal die Hallen, dann die Gräben der Versorgungsanlagen, dann die einzelnen Lagerplatze und zum Schluß die Arbeitsstellen der ungarischen Brigaden, abzusuchen. Natürlich ohne das kleinste Ergebnis. Die beiden Vermißten blieben verschwunden. Was nun tun? Also wurden die Brigadiere der ungarischen Arbeitskolonnen zur Suche an die jeweiligen Arbeitsstellen mitgenommen. Vielleicht hatten sich die zwei Ungaren nur vor der Arbeit gedrückt, waren irgendwo eingeschlafen und hatten den Abmarsch in das Lager versäumt. Bei der Masse Menschen die hier arbeiteten, fielen zwei Bummler nicht auf. Ergebnislos wurde die Suchaktion nach geraumer Zeit abgebrochen. Zurück auf dem Antreteplatz wurden nacheinander die einzelnen Brigaden der zwei ungarischen Kompanien aufgerufen und die Brigadiere mußten nachzählen, ob die Kolonne vollzählig war. Es stellte sich nach kurzer Zeit heraus, bei welchem Kommando die Gesuchten fehlten und wie sie hießen. Ich konnte mir vorstellen, daß die Ungaren schon beim Antreten wußten, wer von ihnen fehlte und wie sie hießen. Zweihundert Mann sind doch überschaubar, die kennt man doch namentlich, wenn man wochenlang zusammen arbeitet. Die wußten bestimmt, daß die auf der Flucht waren.

Die ganze Sucherei blieb über lange Zeit ohne Erfolg. Eine Stunde verging, ohne daß man sie fand. Nach mehr als zwei Stunden Sucherei wurden die Entflohenen entdeckt. Am Ende des langen Abwasserkanals, wo die fast mannshohen Betonrohre ins freie Gelände gingen, kurz vor dem Fluß L`gov wurden sie gefunden. Das Rohrende war, aus Angst vor Dieben, die auf diesem Wege in das Werk gelangen könnten, mit zolldicken Gitterstäben versperrt. Der Abstand dieser Stäbe untereinander war so klein, daß kein Mensch sich durchzwängen konnte. Somit war klar, daß die beiden abhauen wollten. Sie wollten den Abwasserkanal als Fluchtweg benützen. Keine schlechte Idee. Daß ihre Flucht schon nach nur einigen hundert Meter am vergitterten Kanalende scheitern würde, damit hatten sie nicht gerechnet. Wären sie gleich nach dieser Feststellung umgekehrt, wären sie vielleicht

wieder rechtzeitig bei ihrer Brigade gewesen und niemand hätte ihre Flucht bemerkt. Vielleicht aber auch hätten sie sich in dem verzweigten Abwasserkanal verirrt und wären gar noch abgesoffen. Wer weiß das schon. Tatsache aber war, die beiden Ausreißer wurden mit Schlägen zum Antreteplatz gebracht. Dort wurden sie von den Wachsoldaten ganz fürchterlich zusammen geschlagen. Man kann sogar sagen, unmenschlich brutal und ohne Rücksicht welchen Körperteil sie mit Fäusten, Gewehrkolben und Fußtritten trafen, geradezu mißhandelt. Wehren konnten sie sich nicht. Höchstens die Hände über den Kopf halten. Vielleicht wollten uns die Russen durch dieses brutale Vorgehen zeigen, daß eine Flucht letzten Endes keine Chance hat, daß wir schon nach nur kurzer Zeit wieder eingefangen wären und mit Strafen rechnen müßten. Ich habe schon des öfteren von der tiefen, gutmütigen russischen Seele geschrieben. An diesem Tag, bei diesem Ereignis, gut, das hatten sich die beiden Ausreißer selbst gesucht, sah ich in einen Abgrund in der Seele der Russen, ich sah eine grenzenlose, fast tierische Brutalität.

Dieses brutale, unmenschliche Vorgehen der Russen den beiden Ungaren gegenüber, mußten wir mit ansehen. Der Steppenwolf hat auch noch was dazu gesagt, niemand hörte ihm richtig zu. Mich bestärkte das Erlebte aber soweit, daß ich mir sagte, abhauen, die Flucht wagen, hat überhaupt keinen Sinn. Die Gefahren des weiten Weges nach Deutschland, der Hunger und die Strapazen sind viel zu hoch. Ich sagte mir, bleibe hier, ewig können dich die Russen nicht festhalten und ich war ja gerade erst 23 Jahre alt. Nach unserer Rückkehr im Lager war die erfolglose Flucht der beiden ungarischen Gefangenen das alles beherrschende Thema. Noch nach Tagen wurde darüber geredet. Was mit den beiden eingefangenen Ausreißer passierte nachdem sie im Lager waren, kann ich nicht sagen. Zur Arbeit gehen konnten sie bestimmt nicht in den ersten Tagen. Andererseits kann ich mir kaum vorstellen, daß sie keinen Arrest bekamen oder gar eine Schonfrist erhielten um ihre Verletzungen, von denen sie eine recht große Menge abbekommen haben, zu heilen.

Ein weiteres, auch nicht sehr erfreuliches Ereignis, passierte nicht lange nach der mißlungenen Flucht der zwei Ungaren. Die russische Lagerleitung hat immer wieder darauf hingewiesen, bei Strafe sogar verboten, nicht abgekochtes Wasser zu trinken. Ich habe zwar nie erlebt, daß ein Gefangener wegen Übertretung dieses Verbotes bestraft wurde, aber seine Berechtigung hatte das Verbot doch. Wir wurden ganz plötzlich und mit Nachdruck belehrt, daß man sich an Verbote halten soll. Auch dann, wenn man meint, sie seien blödsinnig oder man würde schikaniert. Am eigenen Leibe erfuhr ich, daß es sinnvoll ist, Verbote zu beachten.

Eines Tages lief im Lager das Gerücht um, die Ruhr wäre ausgebrochen. Schon bei der Wehrmacht hieß es immer, an jeder Scheißhausparole ist ein Körnchen Wahrheit. So auch hier. Was zuerst wie ein gewöhnlicher Durchfall aussah, entpuppte sich als die Ruhr. Immer mehr Gefangene kamen mit Fieber, Bauchkrämpfen und blutigem Durchfall ins Krankenrevier. Dort wurden

sofort Untersuchungen angestellt und es bestätigte sich die Vermutung, die Kranken haben die Ruhr. Mich hat es nach einigen Tagen auch erwischt. Beim Marsch zur Akkufabrik mußten eine ganz schöne Anzahl Gefangener aus der Marschkolonne raustreten, zuerst im Straßengraben und dann anschließend im freien Gelände, die Hosen runter reißen und versuchen, ihre Notdurft zu verrichten. Die uns zur Fabrik führenden Soldaten waren vollkommen machtlos und verhinderten auch zum Schluß nicht mehr die Gefangenen, die davon betroffen waren. Mir erging es eben so, wie so vielen an diesem Morgen. Auf dem relativ kurzen Weg zur Fabrik mußte ich mindestens viermal aus der Marschkolonne raus rennen, im Straßengraben die Hosen wenden und versuchen, den Stuhlgang los zu werden. Als nach wiederholtem Versuch nur noch Schleim und Blut kam, wußte ich, daß auch ich die Ruhr bekommen hatte. Nachdem wir mit Verzögerung in der Fabrik angekommen waren, wurden wir, die scheinbar an der Ruhr Erkrankten, mit einem Lkw. zurück ins Lager gebracht. Sofort nach unserer Ankunft dort mußten wir in Quarantäne, in eine schon seit Tagen geräumten Gerätebaracke. In der waren unsere Holzpritschen, ohne Strohsäcke und ohne Zudecken, nur das blanke Holz provisorisch aufgestellt worden. Die Kleider wurden uns abgenommen, wir mußten uns, nackt wie Adam, im Freien mit kaltem Wasser waschen und durften ab sofort keinen Kontakt mehr mit den anderen Lagerinsassen aufnehmen. Die Quarantänebaracke lag an äußersten Ende des Lagers und wurde noch am gleichen Tag mit einem hohen Maschendrahtzaun eingezäunt. Angeblich wurden unsere Kleider verbrannt, ich glaube es aber nicht. Die Russen hatten doch viel zu wenig Klamotten für uns. Ich nehme eher an, daß sie in einer Entlausungsanlage sterilisiert worden sind. Als Krankenkost erhielten wir Weißbrot, statt Kaffee Tee und sogar hin und wieder gekochtes, mageres Fleisch. An Medikamenten bekamen wir dreimal pro Tag irgendwelche Tabletten. Jeweils zwei Stück. Hier muß ich anmerken, daß die Ärzte sich jede erdenkliche Mühe machten uns zu heilen und alles taten, die Krankheit in den Griff zu bekommen. Daß das sehr schwer war, war uns allen bewußt. Die Mittel, die den Ärzten zur Verfügung standen, waren halt äußerst bescheiden. Ob die russischen Ärzte sich aus reiner Menschlichkeit heraus so anstrengten, kann ich nicht sagen, sie hatten, das glaube ich, auch eine wahnsinnige Angst, diese Krankheit könnte sich zu einer Epidemie ausweiten.

Tagsüber hielten wir uns meist im Schatten der Baracke auf. Die Sonne schien in diesen Tagen besonders heiß, und das war gut so. Nachts war es meist kalt und an Schlaf war nicht zu denken. Die Baracke war total verfloht und voller Wanzen. Dann versuchten wir im Freien, vor der Baracke, im Sand, der noch von der Sonne etwas warm geblieben war, ein wenig Schlaf zu finden. Selbst zwei starke, brennende Karbidlampen im Innern der Baracke konnten das Ungeziefer nicht vertreiben. Und draußen waren Sandflöhe die uns zusetzten und quälten. Zu der Ruhr kamen noch diese lästigen Quälgeister. Ich glaube mich erinnern zu können, daß ich so um die 14 Tage in der Krankenstation war. Dann kam ich wieder zurück zu meiner Kompanie. Nervtötend langweilig war es in der Krankenbaracke, da ist es viel besser, man geht zur Arbeit,

wurde der nachfolgende Patient gerufen und der mußte die Bohrmaschine in Bewegung bringen. Je schneller der die Kurbel drehte, um so schneller drehte sich der Bohrer und um so schneller war die Bohrerei beendet. Wenn selbst bei ganz modernen Bohrmaschinen die Schmerzen oft unerträglich werden, wie stark sind sie dann bei dieser Art der Behandlung? Zum Glück brauchte ich mich nicht als Assistent der Ärztin zu betätigen. Ich brauchte die Bohrmaschine nicht in Schwung zu bringen.

Nachdem die Ärztin festgestellt hatte, daß sie mir einen abgebrochenen Zahn entfernen sollte, versuchte sie, ihn mit der ihr zur Verfügung stehenden Mitteln, heraus zu ziehen. Das gelang ihr aber nicht auf Anhieb. Statt ihn heraus zu ziehen, natürlich ganz ohne Betäubung, brach sie den kleinen Rest, der über dem Kiefer heraus ragte, zum Unglück auch noch ab. Nun versuchte sie mit einer anderen Zange, die sie für diesen Fall über der Flamme des Bunsenbrenners keimfrei gemacht hatte, den abgebrochenen Zahn, der fest im Kiefer saß, zu entfernen. Das gelang wieder nicht. In der Zwischenzeit war schon reichlich Blut geflossen, und da sie einsah, daß die ganze Behandlung doch recht schmerzlich war, brach sie die Zahnzieherei ab und schickte mich mit einem Zettel zurück ins Lager. Dort angekommen sagte mir der Sani im Krankenrevier, daß ich noch einmal zu der Ärztin hin müsse, dann aber ein Schmerzmittel mitbringen solle. Da die Zuteilung solcher Mittel für Gefangene recht selten und zudem noch schleppend war, konnte ich erst nach einer Woche noch einmal zu der Ärztin ins Dorf.

Im Wartezimmer, oder besser gesagt, im Warteflur, saß diesmal ein junger Mann. Und nun ereilte mich doch noch das Schicksal, Assistent der Ärztin zu sein. Ich mußte die Bohrmaschine in Gang bringen und möglichst schnell drehen. Der junge Kerl hat ganz fürchterlich gestöhnt, geschrieen hat er nicht. Er konnte sich doch vor einem Kriegsgefangenen keine Blöße geben. Ich habe mithin geholfen, einem Russen die Schmerzen zu nehmen. Nach dem Russen kam ich an die Reihe. Hier begann eine schmerzvolle, wenn auch von der Ärztin nicht beabsichtigte, halbe Stunde mit starken Schmerzen. Sie spritzte mir das mitgebrachte Schmerzmittel NOVOKAIN in das Zahnfleisch. Vielleicht war es nicht die gesamte Menge, möglich daß sie etwas für jemand anderen aufbewahrte, denn ganz gefühllos wurde meine linke Backe nicht. Nach einer kleinen Wartezeit versuchte sie dann, den im Kiefer steckenden, abgebrochenen Rest des Zahnes in zwei Teile zu spalten um ihn besser entfernen zu können. Da sich wiederum sehr viel Blut in meinem Munde angesammelt hatte und sie dadurch nicht genau sehen konnte, ob und wie weit der Zahn nun entfernt war, brach sie Behandlung wieder ab. Ein Stückchen Zahn verblieb in der Wunde.

Mit einem "Nietschewo", das so viel wie machs gut oder nimm's leicht bedeutet, schickte sie mich zurück ins Lager. Ich glaube, sie war hier überfordert und von daher froh, mich entlassen zu können. Erst lange nach meiner Entlassung, Jahre danach, es kann 1950 gewesen sein, wurde der Rest des Zahnes, der

mir damals so viele Schmerzen bereitet hatte, von Dr. Droste, entfernt. Probleme hatte er mir allerdings nie gemacht.

Es kann jetzt die Frage auftauchen, ging ich ohne einen russische Soldaten als Bewachung, zwei mal ins Dorf zur Behandlung bei einer Zahnärztin? Dem war so. Wie dumm wäre ich gewesen und wie leichtsinnig hätte ich gehandelt, mit Schmerzen, mit der Aussicht auf eine Steigerung der Schmerzen, mit der Aussicht auf eine Infektion die Flucht zu wagen und somit das Risiko irgendwo auf dem langen Wege von Kursk nach Baumholder zu sterben, zu krepieren wie ein verlassener Hund, wäre doch der Wahnsinn in Vollendung gewesen. Allein schon das Risiko der Flucht war riesengroß und dann noch als gerade von der Ruhr geheilter und geschwächter "Plenni" ? Ich blieb, wo ich war.

Die Tage in diesem namenlosen, jedoch bestimmt nicht nummernlosen Lager gingen zu Ende. Zwar war die Akkufabrik noch lange nicht fertig und funktionfähig, aber wir mußten aus dem bestimmt nicht winterfesten Lager zurück ins Hauptlager. Es ging das Gerücht um, das, wie ich schon einmal beschrieb, ein Körnchen Wahrheit enthielt, wir sollten, wenigstens zum Teil, nach Woronesch, verlegt werden. Bis es aber so weit war, hier noch einmal ein Erlebnis. Es zeigt, daß gerade die einfachen Leute und die kleinen Soldaten, für uns Gefangene ein Herz hatten.

Eines Sonntags morgens, wurden wir, so wie wir nach dem ersten Essen aus dem Speisesaal kamen, auf dem Antreteplatz geschickt. Dort wiederum wurden wir, in der Reihenfolge wie wir hinkamen, zur Budka geschickt und zu einem außerplanmäßigem Arbeitskommando, zusammen gestellt. Aus welcher Kompanie und aus welcher Brigade, spielte dabei keine Rolle. Mich erwischte es diesmal auch. Wir mußten also zur Budka gehen, uns dort melden, aufstellen, wurden abgezählt und dann mit je 30 bis 40 Mann auf Lkws. verfrachtet. Spätestens jetzt wurde mir klar, daß dies kein freier Tag, sondern ein Tag wird, der mit vielleicht viel Arbeit verbunden war. Warum nur war ich ausgerechnet heute so langsam beim Essen gewesen oder, war ich gar zu schnell?

Auf den Lkws. stehend ging es kurze Zeit später, die Rollbahn entlang hinaus aus der mir bekannten Gegend auf eine Kolchose. Insgesamt waren wir nach meiner Erinnerung, fünf Lkw, also so um die 150 bis 200 Leute. Wie weit wir fuhren, keine Ahnung. Wir wurden ganz schön auf der holprigen Rollbahn durchgeschüttelt. Die Fahrer hatten es ganz schön eilig. Endlich kamen wir zum Ziel. Scheinbar hatten hier die Leute, hauptsächlich die Kinder noch keine Gefangene gesehen oder die deutschen Soldaten waren selbst während des Krieges nicht bis hierher gekommen, so erstaunt wurden wir angesehen. So wie das berühmte Kalb das berühmte neue Scheunentor anschaut. Wir wurden angestarrt und angegafft wie Wesen aus einer anderen Welt. Was macht's? Man hatte uns eine zusätzliche, gute Mittagssuppe mit Brot versprochen und unsere Verpflegung im Lager würde uns verwahrt. So sollte es auch kommen.

Wir wurden nach garnicht langer Wartezeit wieder mit den Lkws. zu den einzelnen Arbeitsplätzen gefahren. Wieder sollten wir bei der Ernte helfen. Meine Arbeitsstelle war wieder ein mal riesengroßes, fast schon abgeerntetes Tomatenfeld. Die Sonne schien recht stark an diesem Vormittag und die Arbeit ging deswegen recht langsam voran. Außerdem machte mir ein Furunkel auf meiner rechten Hüfte seit einigen Tagen zu schaffen. Nicht, daß das besonders weh tat, es behinderte mich mehr als es schmerzte. Das Bücken, Aufrichten, die Körbe zum Feldrand tragen, wieder bücken, tragen und immer wieder etwas weiter gehen, machten mir dann doch Schmerzen. Ein Wachposten, der nicht weit weg stand und uns paar Mann beaufsichtigen sollte, muß dann gesehen haben, daß ich mit dem rechten Fuß hinkte. Er stand plötzlich neben mir und fragte mich auf Russisch: "Potsche mu blochoi robotti" ? (Ob diese Worte richtig geschrieben sind, weiß ich nicht). Das heißt so viel wie: Warum arbeitest Du so schlecht? Ich erklärte ihm, auch auf russisch, "Ja bolchoi malad", was auf deutsch ungefähr: ich bin sehr krank, bedeutet und zeigte ihm das Furunkel, das so groß wie ein Geldstück war. Er besah sich das Ding, legte sein Gewehr zur Seite und drückte mit beiden Daumen das Geschwür aus. Dann sagte er wieder etwas auf Russisch, was ich aber in der Eile leider nicht verstehen konnte. Mit Gesten erklärte er mir, daß ich mich am Feldrand auf den Bauch legen sollte. Hoffentlich schießt er mich nun nicht tot. Aber, das wäre doch für einen gewöhnlichen Soldaten eine fast unmögliche Entscheidung gewesen. Wir sind doch nicht mehr im Krieg, da wäre das schon möglich gewesen. Im Gegenteil, er krempelte mir das kurze Hemd hoch, die geflickte russische Uniformhose ebenso und legte das Furunkel wieder frei. Mit Gesten gab er mir zu verstehen, daß ich hier liegen bleiben und das Furunkel von der Sonne austrocknen lassen solle. Für mich sei die Arbeit für heute zu Ende.

Das war am Nachmittag, nicht lange nach dem Essen. Man bedenke; ein einfacher Soldat zeigt so viel Courage, einen erkrankten Gefangenen von der Arbeit zu befreien und hilft ihm somit ein bißchen gesund zu werden. Er handelt vielleicht gegen einen Befehl und zeigt mithin eine kleine, rührende, menschliche Geste. Vielleicht hat er mir ungewollt das Leben gerettet. Ohne dieses, nicht selbstverständliche Tun, hätte das Geschwür leicht eitern können und eine Blutvergiftung wäre die mögliche Folge gewesen. Eine Blutvergiftung an dieser Stelle wäre vielleicht mein Tod gewesen. Ich bin diesem einfachen Menschen, den ich bestimmt nicht mehr sah und auch nicht mehr sehen werde, heute noch unendlich dankbar. Ich hatte an diesem Tag wieder einmal Glück gehabt und tat wieder einen Blick in die tiefe, russische Seele.

Dieser Tag, der eigentlich arbeitsfrei sein sollte und den ich mit zusätzlicher Arbeit auf einer Kolchose weit ab vom Lager verbrachte, hat mich viel über die Russen gelehrt. Sie waren lange nicht so unmenschlich und gemein, wie sie uns geschildert worden waren. Im Gegenteil, sie waren warmherzig, hatten Verständnis für unsere miese Lage und versuchten sehr oft, uns zu helfen wo es ihnen bei ihren bescheidenen Verhältnissen möglich war. Gut, es gab natürlich auch bei den Russen Ausnahmen, nicht alle waren uns gut gesinnt.

Konnte man das, wenn man sich die unmittelbare Vergangenheit näher ansah, nicht verstehen? Hätten die nicht mehr als alle anderen Völker in Europa, fast ein Recht auf Vergeltung der ihnen zugefügten Leiden, gehabt?

An diesem Tage, an dem ich so oft an meine Eltern gedacht hatte, mußte ich an ein Ereignis denken, das ich hautnah erlebte, als die ersten französischen Kriegsgefangenen im Jahre 1940 in der Stadt Baumholder zur Arbeit eingesetzt worden waren. Baumholder, im Jahre 1940, die französischen Gefangenen, sie wurden bestimmt nicht besser behandelt und verpflegt als wir in Rußland, lagen im Gefangenenlager am Wilhelmswald. Bei uns, das heißt, im Geschäft meines Vaters arbeitete damals ein Franzose aus Marsailles, war von Beruf Bäcker und hieß, Benno. Der hatte es gut. Er wurde jeden Tag satt, er durfte, was streng verboten war, in unserer Küche essen, hatte keine all zu schwere Arbeit und bekam des abends noch ein Stück Brot mit ins Lager. Die anderen aber, die diese Vergünstigungen nicht hatten, mußten schwer schuften, wurden nie satt und bekamen auch kein Brot zur Nacht. Damals war in der Kanalisation, die nicht so tief lag wie heute, ein Rohr gebrochen. Ausgerechnet vor unserer Hofeinfahrt. Eine Kolonne Franzosen kam und schaufelte dieses Rohr frei. Wie das so geht, bei ungeübten Leuten, einer von ihnen verletzte sich an einem scharfen Scherben Tonrohr. Seine rechte Hand war in ganz kurzer Zeit so stark mit Blut verschmiert, daß man die eigentliche Verletzung gar nicht sehen konnte. Was sollte der Soldat tun? Der Aufseher half ihm nicht, aber auch keiner seiner Kameraden. Wie hätten sie auch helfen sollen? Keiner hatte auch nur das kleinste Stückchen Pflaster oder sonstiges Verbandsmaterial. Vielleicht hilft man ihm am Abend im Lager? Meine Mutter muß durch Zufall gesehen haben daß der Franzose an der Hand verletzt war, holte aus unserer Küche eine saubere, sterile Mullbinde und verband diesem armen Kerl die Hand. Dies zu tun, überhaupt, jede Hilfe und Vergünstigung den Gefangenen gegenüber, war bei Strafe strengstens verboten. Meiner Mutter war dieses Verbot bestimmt bekannt und trotzdem hat sie einem Menschen, der in Not war, der auch nicht für die politischen Vorgänge in der Welt verantwortlich war, geholfen und ihm vielleicht das Leben gerettet. An diese kleine menschliche Geste, die eigentlich selbstverständlich sein sollte, dachte ich an diesem Sommertag bei der Arbeit auf der Kolchose. weit in Rußland. Meine Mutter hat einem Gefangenen einmal geholfen, heute half mir, auch einem Gefangenen, ein junger Russe. So, oder doch so ähnlich, sollten alle Menschen denken und jeder dem andern helfen. Vielleicht war die Hilfe, die mir der Russe angedeihen ließ, nur die gerechte Vergeltung der Hilfe, die meine Mutter einem Franzosen gewährte.

Wie und wann wir von der Kolchose nach Hause, das heißt, in das Lager fuhren, weiß ich nicht mehr. Ich weiß aber, irgendwie war ich trotz aller Beschwernisse ein Bißchen glücklich. Die uns im Lager entgangene Mittagssuppe und das nicht empfangene Brot erhielten wir, wie versprochen, am nächsten Tag. An diesem Tag waren wir alle auf dem Kommando richtig satt geworden und ich hatte wieder einmal Glück.

Heinrich Heil

Die Fahrt zum Lager in Woronesch. Lager No. 7082/2

An jedem Gerücht ist ein Körnchen Wahrheit. So eine alte Landserweisheit. Auch an dem Gerücht, daß ein Teil des Lagers nach Woronesch verlegt werden sollte. Die Tage bis zur geplanten Verlegung vergingen sehr schnell. Für mich sollte es das fünfte Lager werden.

Eines morgens, nach dem Zählappell, wurden mehrere Kommandos nicht zur Arbeit geschickt. Darunter war auch die Brigade, in der ich arbeitete. Ein Offizier der Lagerleitung schickte uns in unsere Unterkunft und befahl uns, alle Sachen, auch die, die wir uns so nach und nach angeschafft oder selbst gemacht hatten, mit auf den Antreteplatz zu bringen. Zuerst dachten wir, es handele sich hierbei um eine kurzerhand angeordnete Visitation unserer Habseligkeiten. Es war nämlich keine Seltenheit, daß ganz überraschend so eine Filzung, wie wir das nannten, angeordnet wurde. Man suchte dann nach verbotenen Dingen, hauptsächlich nach Messern oder auch nach Geld, das gab es auch schon mal, oder halt nach Dingen, die uns hätten gesundheitlich schädigen können. Was darunter zu verstehen war, war mir allerdings unklar, das habe ich nie kapiert. Die Russen suchten und fanden schon was. Vor gesundheitlichen Schäden unsererseits hatten die Russen sehr viel Angst. Scheinbar hatte unsere Gesundheit und Arbeitskraft, in Anbetracht des gewonnen Krieges und der sich allmählich bessernden Lage, etwas an Wert gewonnen. Diesmal war das keine Suche nach gesundheitsschädlichen Dingen, es war was ganz anderes.

Als alle Brigaden wieder vollzählig auf dem Antreteplatz standen, las der Dolmetscher unsere Namen vor. Jeder der aufgerufen wurde, mußte "hier" rufen, vor die Kompanie treten, seinen Vornamen, seinen letzten Dienstgrad bei der Wehrmacht und den Vornamen seines Vaters nennen. Durch diese Maßnahme sollte eindeutig festgestellt werden, daß keine Verwechslung vorkam. Da solche Aufrufe stets nach dem ABC erfolgten, kam ich mit dem Buchstaben “H” immer recht schnell an die Reihe. Hier muß ich einmal erwähnen, daß die Russen sehr schlecht den Buchstaben "H" aussprechen können. Entweder sagen sie ein "G" oder ein "CH" dafür. Sowas hört sich dann manchmal recht komisch an. Statt HEIL, GEIL oder CHEIL. Hier, im Sinne von hier bin ich, oder komm hier her, heißt auf russisch: "idi suda". Nach einer relativ kurzen Zeit waren alle aufgerufen und die Verladung auf bereit stehende Lkws. begann. Es begann eine Fahrt, die ich in meinem Leben nie vergessen werde. Genau so wie die Fahrt von Kirowograd nach Kursk, so wurde auch diese Fahrt nach Woronesch, eine Horrorfahrt.

Zuerst aber wurden wir zwei - dreimal gezählt, immer wieder von anderen Offizieren. Ich kam mir vor wie ein Sklave auf einem Sklavenmarkt. Oder wie

ein Hammel auf einem Viehmarkt. Wer nun annimmt, daß die Verladung gut verlief, irrt sich. Viel zu hoch waren die Ladeflächen der Lkws. Nur mit Hilfe einer kleinen Leiter kamen wir da hinauf. Als alles geordnet war, hielt ein Offizier eine kurze Ansprache, die vom Lagerdolmetscher übersetzt wurde. Dabei wurde uns mitgeteilt, daß wir nach Woronesch verlegt würden. Er sagte u.a. auch, daß die Begleitmannschaft unweigerlich schießen würden, wenn einer von uns versuchen sollte, diese Fahrt zur Flucht zu benützen. Wer von uns würde, vollkommen unvorbereitet, eine Flucht unternehmen? Eine wahnwitzige Idee. Das müßte schon ein Verrückter oder Lebensmüder sein. Oder, versuchten und gelangen wirklich so manchem Gefangenen die Flucht?

Unser Convoi verließ das Lager, bog auf der Rollbahn rechts ab und fuhr die gleiche Richtung, die wir vor garnicht langer Zeit sonntags fuhren als wir auf der Kolchose zu Erntearbeiten waren. Nur, diesmal waren die Bordwände der Lkws. mit Brettern und Latten auf gut 1,50 Meter erhöht worden. Das zeigte uns gleich, daß wir wesentlich weiter transportiert werden sollten. Und dabei bestand die Gefahr, daß einer wegen der niedrigen Bordwand, der oftmals sehr schlechten Beschaffenheit der Straße, der damit verbundenen Schaukelei der Autos und dem manchmal schnellen Tempo, herunterfallen könnte oder die Gelegenheit zur Flucht benützen würde. Auf jedem Lkw. stand in der vorderen linken Ecke, auf einem kleinen Kasten, ein Wachsoldat. Niemand hat auf der Fahrt einen Fluchtversuch unternommen. Wie dumm wäre der doch gewesen.

Auf einer Ladefläche von vielleicht 2,50 X 6 Meter, standen so an die 30 bis 40 Gefangene, mit ihrem wenigem Gepäck. Hinsetzen war unmöglich. So ging es über die Rollbahn. Mal war sie glatt, mal war sie voller Schlaglöcher oder war so schlecht geflickt, daß überall Huckel und Knuppel waren. Mal fuhren die Fahrer schnell, mal im Schneckentempo. Zu Beginn der Fahrt wurde es, wir waren kurz nach 8:00 Uhr abgefahren, an der Stirnseite der Ladefläche, durch den Fahrtwind für die dort Stehenden, sehr kalt. Die froren tüchtig und verlangten, sich ab und zu in der Mitte der Gruppe aufhalten zu dürfen. Die in der Mitte wollten davon natürlich nichts wissen und blieben stur auf ihren Plätzen stehen. Bis der Wachposten die Lage und den Disput verstand und unmißverständlich in die recht heftige Diskussion eingriff. Wenigstens einige konnten von vorne oder den Seiten in Mitte treten und sich dort ein wenig aufwärmen. Hier waren sie vor dem recht scharfen Fahrtwind etwas geschützt. Die Fahrt ging über Stunden und die Temperatur wurde durch die aufkommende Sonne, etwas besser. Wasser gab es nicht, auch keine Verpflegung. Nur der Wachsoldat hatte etwas Brot und Speck bekommen. Wie haben wir den um seine karge Mahlzeit beneidet.

Zu Mittag wurde auf einer Kolchose, die etwas abseits der Rollbahn lag, Halt gemacht. Wir waren nun schon über 4 Stunden unterwegs und standen immer nur auf einem kleinen Platz. Steh mal jemand, dicht bei dicht, auf einem kleinen Fleckchen Boden von gerade mal 40 cm. Stundenlanges Laufen oder

kilometerweites Marschieren war schon eine Qual. Das Stehen auf dem Lkw. nicht minder. Frag niemand, wie wir unsere Notdurft verrichteten. Ganz einfach. Laß die Sache laufen, oder warte bis zu einem Stop. Hier auf der Kolchose gab es als Mittagessen das mitgeführte Brot und dazu abgekochtes, lauwarmes Wasser. Sonst nichts. Abgekochtes Wasser, weil die Russen vor Krankheiten eine geradezu panische Angst hatten. Ich nehme an, und da gehe ich nicht fehl, daß die russischen Wachsoldaten, denen für den heutigen Tag unsere Verpflegung mit gegeben wurde, das Kaffeepulver, einfach für ein paar Rubel, Machorka oder Wodka verscheuert hatten. Vom normalen Sold konnte sich ein Sowjetsoldat nämlich keinen Wodka leisten. Die nutzten genau wie wir, jede Gelegenheit aus, nicht um an Brot, sondern um an Wodka zu kommen.

Nach einer nur kurzen Pause, in der wir uns die Beine vertreten und uns etwas bewegen konnten, in der wir unser Brot empfangen und mal die Hosen gewendet hatten, ging die Horrorfahrt weiter. Es waren nicht immer Rollbahnen, auf der wir fuhren, es kamen auch Abschnitte von Straßen und Wegen, die nicht befestigt oder geteert waren. Dann wurden durch die Lkws. so eine Menge Staub aufgewirbelt, daß ab dem zweiten Auto eine Staubwolke über der Straße stand und in der Luft war, die den Fahrern oft die Sicht nahm und uns auf den offenen Ladeflächen das Atmen schwer machte. Wieviel Staub haben wir an diesem Tage geschluckt. Unsere Gesichter waren mit einer Staubschicht überzogen und die Augen brannten. Ohne Pause, nur zum Auftanken der Autos aus den mitgenommenen Benzinkanistern, wurde halt gemacht. Dabei durften wir die Lkws. verlassen um unsere Notdurft zu verrichten. Natürlich durfte sich keiner weiter als 4 Meter vom Auto entfernen. Beim Wiederaufsteigen auf die Ladefläche waren fast alle so steif und die Beine so gefühllos geworden, daß einer dem anderen durch hochziehen oder hinaufheben, helfen mußte. Nur wenige schafften diese Anstrengung ohne fremde Hilfe. Städte, oder wenigstens größere Ortschaften, haben wir nicht passiert, höchstens drei oder vier kleinere Dörfer. Die Gegend war sehr dünn besiedelt. Nur ganz selten meinte man noch Einwirkungen des Krieges zu sehen. Oder war hier niemals die Front verlaufen?

Erst gegen 18:00 Uhr, es dunkelte schon, kamen wir an unser Tagesziel. Ich entsinne mich, wir fuhren eine leichte, nicht steile, unbefestigte Straße hinab und kamen in ein kleines Dorf. In Windeseile hatte sich unter den bestimmt nicht mehr als 200 Einwohnern, darunter besonders viele Kinder, unsere Ankunft herum gesprochen. Die standen, nachdem wir mehr gefallen als gestiegen, die Lkws. verlassen hatten, um uns herum, bestaunten und begafften uns als wären wir Menschen vom Mond. Ich hatte den Eindruck, als gäbe es in diesem Dorf besonders viele dumme Menschen, vielleicht sogar noch Analphabeten. Unsere Lkws. standen, einer hinter dem anderen, etwas abseits der einzigen Straße die durch das ganze Dorf führte, unter Bäumen an einem Bach. Und in diesem kleinen Bach, der nur sehr wenig Wasser führte, in den bestimmt auch Abwässer gelangten, in dem Enten und Gänse schwammen

und vielleicht Kühe und Schweine hinein schissen, sollten wir uns waschen.? Dachte hierbei niemand an die gesundheitlichen Risiken? Ich habe nicht einen Gefangenen gesehen, der sich dort gewaschen hat. Keiner tat dies. Und wenn es einer doch getan hätte und wäre erkrankt? Was dann? Hätte dann jemand von diesem dreckigen, vielleicht mit Bakterien verseuchtes Bach berichtet und Recht bekommen?

Nachdem wir in unseren "Miskys" die dünne Abendsuppe und ein Stück Brot von 200 g erhalten und mit Heißhunger aufgegessen hatten, mußten wir zum Teil in einem leeren Geräteschuppen der Dorfkolchose und der Rest unter freiem Himmel auf einer nahen Wiese übernachten. Ich war bei denen, die als Stubendecke den Sternenhimmel hatten. Wir rückten alle ganz eng zusammen um uns gegenseitig etwas zu wärmen, denn gegen Morgen wurde es schon empfindlich kalt und der Tau legte sich auf unsere erbärmlich dünne Kleider. Das ganze Dorf, die Häuser, sogar die Wiesen und Felder, alles war mit einer braunen Staubschicht bedeckt. Sogar das Wasser im Bach war braun. Die Erde, die hier stellenweise bloß lag und keinen Bewuchs aufwies, war aus braunem, knochentrockenem Lehm. Der entstehende Staub wurde durch den stetigen Wind, der über das fast flache Land blies, aufgewirbelt und überall hingetragen.

Am nächsten Morgen, in der braunen Brühe des Dorfbaches hatte sich wiederum niemand gewaschen, Handtücher hatte sowieso keiner, gab es den gewohnten dünnen Kaffee und einen, schon etwas angetrockneten Kanten, Brot. Das war die Verpflegung für einen halben Tag. Wieder auf dem Lkw., wieder so zusammen gedrängt wie gestern, ging es weiter in Richtung Woronesch. Riesengroße Felder, auf denen hauptsächlich Mais, Zuckerrüben, Tomaten, Paprika aber auch Kartoffeln und Sonnenblumen wuchsen, wechselten mit kleinen Birkenwäldern und Wiesen ab. Alles war so groß, daß sich so ein Feld oft über 2 - 3 Kilometer an der Rollbahn oder an einer geschotterten Straße, entlang zog. Arbeiter sah man ganz selten auf den Feldern, scheinbar war da alles in Ordnung, oder war die Arbeit schon beendet, oder hatte niemand große Lust auf Arbeit? Nur das Brummen unsere Lkws. war zu hören, und das sogar recht laut. Sonst aber machte die Gegend einen einsamen, armen, aber friedlichen, idyllischen Eindruck.

Wieder wurde erst gegen Mittag irgendwo Rast gemacht. Daß es gegen 12:00 Uhr war, konnte man nur am Stand der Sonne sehen. Uhren hatten selbst die Soldaten der Wachmannschaft nicht, höchstens ein uns begleitender Offizier besaß eine. Nach einer Pause, auf freiem Feld gab es eine Portion Brot und Wasser, ging es dann nach gut einer Stunde weiter auf die letzte Etappe der Fahrt in Richtung Woronesch. Dort kamen wir zwischen 15:00 und 16:00 Uhr, vollkommen apathisch, hungrig und durstig, verdreckt, zum Umfallen erschöpft vor dem Tor des Hauptlagers, an. Den kleinen Schritt vom Lkw. zur Erde hat keiner gewagt. Jeder mußte sich setzen und war auf die Hilfe der Wachsoldaten angewiesen. Ich glaube, die meisten von uns wären sonst

umgefallen. War eine ähnlichen Situation nicht schon mal irgendwo eingetreten?

Nach dem obligatorischen Abzählen, Nachzählen und wiederholtem Aufrufen unserer Namen, bei der festgestellt wurde, daß wir alle in Woronesch, wenn auch nicht wohlbehalten so doch vollzählig angekommen waren, nach der ersten Inaugenscheinnahme von uns Jammergestalten, was verhältnismäßig schnell ging, wurden wir ins Innere des recht großen Lagers geführt und auf die Unterkünfte verteilt. Das waren, wenigstens zum Teil, genau wie im Hauptlager in Kursk, zweistöckige Steinbauten. Das Lager war vielleicht auch einmal ein Kaserne gewesen. Es gab aber auch einige flache Holzbaracken und nur wenige Nebengebäude. Aber, und das war die Überraschung, hier gab es eine Kantine. Die war im Küchengebäude, in dem auch der Speisesaal, der Brotraum und ein Schulungsraum lagen. Wer allerdings in der Kantine etwas kaufen sollte und vor allem, konnte und mit was, das war mir vorerst ein Rätsel. Später war das anders. Der Kantiner war übrigens ein "Held der Sowjetunion" und hatte jede Menge Orden auf dem Revers seines Zivilrockes, den er zu einer Uniformhose trug. Es gab natürlich auch ein Badehaus mit Entlausungsöfen, Friseurstube, Sanistube, eine kleine Krankenstation und eine Wachbaracke mit zwei Räumen. Das Ganze sah recht ordentlich aus und machte einen respektablen Eindruck. Im Volksmund sagt man, der erste Eindruck ist der beste. Hier traf das Sprichwort zu. Das Gefangenenlager in Woronesch machte einen wirklich guten Eindruck und war in Ordnung.

Zu erwähnen ist noch, daß die Suppen und die Kaschas, die uns in den zwei Tagen des Transportes nicht ausgegeben werden konnten, portionsweise nachgereicht wurden. Scheinbar war man doch an der Erhaltung einer einigermaßen guten Arbeitskraft von uns Gefangenen, interessiert. Ein toter oder kranker oder schwacher Arbeiter macht nur Mühe, bringt unnötige Arbeit mit sich, er bringt keine Leistung. Ein gesunder, genügend starker Gefangener kann noch über Jahre hinweg, natürlich bei ausreichender Verpflegung, Wiedergutmachung leisten und, wenn man ganz streng urteilen will, für die Verbrechen der Nazis, büßen. Auch so muß man das Leben der Gefangenen sehen. Das Verhalten uns Gefangenen gegenüber und die Ansichten, wie man uns verpflegen und behandeln sollte, hatte sich tatsächlich sehr zu unseren Gunsten geändert. Möglich, daß sich auch die allgemeine Lage bei der Zivilbevölkerung gebessert hatte.

Was wird in dieser zerstörten Stadt wohl meine Arbeit sein und wie lange muß ich noch in Gefangenschaft bleiben? Das waren so meine Gedanken an diesem ersten Abend im neuen Lager. Daß ich da, für einen gewöhnlichen Gefangenen, schon recht seltsame Dinge, erleben würde, daran habe ich bestimmt nicht gedacht. Das, was da kommt, hätte ich mir in den kühnsten Träumen nicht vorgestellt. Dazu fehlte mir die nötige Phantasie. Warten wir es ab.

Hatte ich mit der Verlegung nach Woronesch Glück gehabt?

Im Hauptlager in Woronesch

Hier will ich nun einmal versuchen, die Stadt Woronesch so zu schildern, wie ich sie damals angetroffen hatte und wie sie mir heute noch im Gedächtnis ist.

Woronesch war z. Zt. der UdSSR eine der bedeutendsten, reinen Industriestädte im europäischen Teil der Sowjetunion. Sie ist es auch heute noch. Die Stadt liegt am Fluß Woronez, der etwas südlich der Stadt in den berühmten Don mündet. Die Geographie entspricht etwa der von Rheinhessen oder der Pfalz. Kleine wellige Hügel, nicht steil, wechseln mit flachen Ebenen ab. Das Klima ist im Sommer sehr heiß und im Winter bitter kalt mit recht viel Schnee. Wie überall in Rußland, so waren auch in der Gegend von Woronesch einige, zum Teil sogar große Kolchosen. Erlebt habe ich einige davon.

Der deutsche Vormarsch war 1941 bis hierher gekommen und kam dann zum Stehen. Weil die Russen einen ganz erbitterten Widerstand leisteten und die deutsche Heeresleitung alles daran setzte, diese Stadt einzunehmen, kam es zu ganz schweren Kämpfen. In deren Verlauf wurde die Stadt von beiden Seiten, der russischen wie der deutschen, mit allen zur Verfügung stehenden Waffen, mit Artillerie, Nebelwerfer, Granatwerfer, Panzern, Stalinorgeln, Flammenwerfern und mit Flugzeugen aus der Luft, ununterbrochen, tage. - und nächtelang angegriffen und immer mehr zerstört. Die Front wechselte hier innerhalb nur kurzer Zeit mehrfach den Besitzer und die aufgegebenen Stellungen wurden vom Gegner besetzt. Heute verlief die deutsche HKL hier, morgen ganz wo anders. Wo heute der Russe seine Stellung versuchte auszubauen, waren am nächsten Tag die Deutschen. Und umgekehrt. Tage und nächtelang tobte der Kampf zwischen Deutschen und Russen in den Straßen und im Umland. Immer wieder mußte das eroberte Gelände aufgegeben werden. Die Folge war eine fast totale Zerstörung der Stadt. Es gab Straßen in der kein Haus mehr stand oder wo nur die Grundmauern noch andeuteten, daß hier einmal Menschen gewohnt, gelebt und gearbeitet hatten. Woronesch war nach der letzten Rückeroberung durch die Russen, fast menschenleer und fast gänzlich zerstört.

Die drei Brücken, die über die Woronez führten, waren gesprengt und die Trümmer lagen im Fluß. Wieviele Einwohner hier einmal lebten, kann ich nicht sagen. Um das festzustellen und zu erfragen, fehlten mir doch noch die nötigen Sprachkenntnisse. Was ich aber doch weiß, ist, daß es hier einmal Fabriken für landwirtschaftliche Geräte, für Haushaltsgegenstände, ein Flugmotorenwerk und eine Fabrik für künstlichen Gummi, den sogenannten BUNA, gab. Wie so vieles auf der Welt, so hatten ja gerade die Russen, wenigsten nach deren Meinung und Aussage, auch diesen Artikel erfunden.

Uns erzählten die Russen voller Stolz von dieser Erfindung und nannten zu Ehren des Erfinders, diese Gummifabrik, "Sawod KIROV", zu deutsch, Werk Kirov. Das Werk Kirov, ein sehr großes Werksgelände, lag, wie fast alles in dieser Stadt, vollkommen in Trümmern und war vorerst nicht in der Lage, auch nur ein kleines Stückchen Gummi herzustellen. Überall ragten zerrissene Rohrleitungen und umgeknickte Lichtmasten in die Luft, standen Mauerreste von Fabrikgebäuden ohne Fenster und Türen, waren Granat.- und Bombentrichter über das gesamte Gelände verstreut und lagen die Wege voller Schutt und waren nicht passierbar. Und dieses, bis auf einige wenige Ausnahmen fast total zerstörte Werk sollte meine ersten Arbeitsstelle in Woronesch werden.

"SAWOD KIROV", die erste Arbeitsstelle

Ich habe schon einmal geschrieben, daß ich kein Spezialist, sondern ein Schwarzarbeiter, war. Bei uns würde man Handlanger ober bestenfalls Bauhelfer sagen. So war auch hier meine vornehmlichste Aufgabe, wie bei fast allen Baustellen vorher, das Abreißen von Trümmern, Sortieren von noch brauchbaren Gegenständen, Wegtransportieren von Bauschutt und Stapeln von verwendbaren Ziegelsteinen, Rohrleitungen, Eisenträgern, Brettern und Balken. Das Wegtragen von Bauschutt war die einfachste Arbeit und gleichzeitig meine liebste Beschäftigung. Hierbei mußte man nur immer schön in Bewegung bleiben. Ob man viel auf dem Nasilki hatte oder nur wenig, war fast egal, nur stehen bleiben, das durfte man nicht. Die Posten trieben uns schon einmal zu schnellerem Arbeiten an, genutzt hat das nicht viel. Nach kurzer Zeit ging alles wieder seinen alten, gewohnt langsamen Trott. Die hier arbeitenden Zivilisten waren, wie auf den meisten anderen Arbeitsstellen ebenso, Frauen. Die drückten sich, wenn es irgendwie ging, auch vor allen Arbeiten. Wir lernten das von denen und das ganz schnell. Wir waren zwar noch lange keine Meister in dieser Art der Arbeitsbewältigung, aber wir waren auf dem besten Wege dorthin und lernte schnell wie man gut über die Runden kam, ohne sich besonders weh zu tun. Wie man einen Arbeitstag ohne große Anstrengung gut verbringen kann, das hatten wir in kürzester Zeit gelernt.

Auf einer meiner, - Vor der Arbeitdrücken Pause -, kam ich eines Tages am ehemaligen, ausnahmsweise nicht all zu stark zerstörten Magazin vorbei. Ich war ein bißchen erstaunt, daß sogar eine Rampe noch heil geblieben war. Auf der Rückseite löste ich ein kleines Brettstück und konnte im Inneren einen großen Haufen grauweiße Platten sehen. Ich kroch in das Magazin, besah mir eine Platte und stellte fest, daß sie aus Paraffin war. Nun wußte ich, daß die Russen wegen dem noch immer nicht funktionierenden Stromnetz, zum Beleuchten ihrer Wohnungen Kerzen dringend benötigten, und auch, daß, gerade billigen Kerzen zum Teil aus Paraffin hergestellt wurden. Irgendwie kam mir in den folgenden Tagen im Lager zu Ohren, daß die Ungaren, von

denen es im Lager eine recht große Anzahl gab, einen schwunghaften Handel mit selbst hergestellten Kerzen außerhalb des Lagers mit Einwohnern aus Woronesch, betrieben. Eines abends, es war schon recht spät, besuchte ich daraufhin eine Brigade der Ungarn, die im Hauptgebäude nahe der Budka, in mehreren Räumen ihre Unterkünfte hatten. Es war nicht sehr schwer, diese Räume zu finden. Auf dem langen Flur herrschte ein reges Kommen und Gehen von allen möglichen Gefangenen, meistens Ungarn. Und laut was es hier. Garnicht so leise wie in anderen Bauten.

Was habe ich für Augen gemacht als ich den Raum betrat. Nicht nur, daß es dort recht laut war, herrschte doch geradezu eine ausgelassene, fröhliche Stimmung, die so garnicht zu dem öden, elenden und eintönigen Leben eines Gefangenen paßte. Außerdem war in dem hell erleuchteten Raum ein Geruch, den ich seit über zwei Jahren, selbst in der Küche im Hauptlager Kursk, als ich Brotschneider war, nicht mehr in der Nase hatte. Auf selbst hergestellten Elektrokochern brutzelten in Pfannen mehrere Schnitzel und Koteletts. Ein Anblick wie im Paradies. Ich glaubte, im Schlaraffenland zu sein. So, das war mein erster Gedanke, läßt sich sogar die Gefangenschaft einigermaßen ertragen. Mir lief das bewußte Wasser im Munde zusammen, ich mußte schon ein paar mal recht kräftig schlucken und es dauerte eine Weile, bis ich diesen, man kann sagen, Schock, verdaut hatte. Einer der Stubeninsassen fragte mich, was ich wolle. Ich klärte ihn auf und sagte ihm, es wäre mir bekannt, daß sie, die Ungaren, Kerzen herstellen und über Mittelsmänner draußen in der Stadt, verkaufen würden. Ich könne das dazu benötigte Paraffin beschaffen. Gesagt, getan. Er verschwand und kam nach einigen Minuten mit einem anderen Ungarn zurück. Übrigens, unsere Unterhaltung führten wir in Deutsch. Die meisten Ungaren sprachen mehr oder weniger gut unsere Sprache. Die Ungarn überhaupt waren durchweg sympathische Kerle. Ich habe unter denen keinen Schuft oder miesen Kerl kennen gelernt. Wir wurden uns schnell handelseinig. Sie versprachen mir, jede erreichbare Menge Paraffin die ich ins Lager schaffen könne, recht gut zu bezahlen. Ich dagegen bestand darauf, daß dies jedes Mal wenn ich welches hätte, geschehen müsse. Auf meiner Stube würde ich es ohne Gefahr entdeckt zu werden, nicht aufbewahren. Auch darüber wurden wir uns sehr schnell handelseinig. Daß wir unseren Handel mit einem zweifachen Handschlag bekräftigten, entsprach den damals unter Freunden noch geltenden Regeln. Schließlich stammten die Ungaren vom Balkan und dort war ein Handel ohne Handschlag so gut wie undenkbar.

Das nächste, was ich nun machen mußte, war mir einen recht großen und weiten Wehrmachtsmantel, einen sogenannten Fahrermantel, wie ihn die Artilleristen und die Kradmelder der ehemaligen deutschen Wehrmacht getragen hatten, zu beschaffen. Das war relativ leicht. In der Baracke, in der die Dystrophiker, also die unterernährten, kranken Gefangenen, die zu keinerlei Arbeit mehr fähig waren, die apathisch und teilnahmslos den Tag vor Kraftlosigkeit verschliefen und dahindämmerten, untergebracht waren, würde ich bestimmt von einem dieser bedauernswerten Mitgefangenen, so einen Mantel

bekommen. Für Brot oder sonst was, vielleicht für Tabak, für zwei oder drei Portionen Kascha, ein paar Tomaten oder ein paar Gurken, die immer noch geerntet wurden, wäre bestimmt einer bereit seinen Mantel gegen meinen Mantel, zu tauschen. Schon nach dem zweiten Tag hatte ich Glück. Ich fand einen, der bereit war, diesen Handel einzugehen. Nun hatte ich den Mantel, der erstens gut gegen die in ein paar Wochen einsetzende Kälte war und gleichzeitig so weit geschnitten war, daß er die gestohlenen Paraffinplatten, die ich an meinem Körper verstecken wollte, verdecken würde. Der erste Teil meines Planes hatte geklappt.

Das Organisieren, den Ausdruck "stehlen" will ich nicht benützen, kann man sagen, ging leicht. Am Vormittag wird so gearbeitet, daß eine eventuelle Inspektion keinerlei Beanstandungen findet. Nach der Mittagspause, kurz vor Feierabend einen schnellen Abstecher in das besagte Magazin, mit einem angespitzen Stück Holz, extra für diesen Zweck bearbeitet, aus seinem Versteck geholt und mit einem schnellen Ruck zwei Platten Paraffin von dem sehr großen Stapel, abgebrochen. Schnell die zwei Platten unter den Mantel geschoben und eiligst durch das Loch in der Hinterwand des Magazins wieder hinaus. Natürlich durfte ich nicht vergessen, das Brett wieder an seinen alten Platz zu drücken und fort vom "Arbeitsplatz". Ob mich heute jemand gesehen hat? Vielleicht ist es gut, daß es immer früher dunkel und immer etwas kälter wird. Dadurch sind nie so sehr viel Russen oder Gefangene unterwegs und die Gefahr, entdeckt zu werden, wird geringer.

Das Paraffin hatte im vergangenen Sommer durch die Hitze die im Innern des Magazins herrschte, eine leichte Wölbung bekommen und paßte sich prima meinem Oberkörper an. An der Arbeitsstelle machte ich mit einem großen Nagel in jede Platte ein Loch, zog dadurch ein Stück Kordel und hing das Ganze wie einen Schal um meinen Hals, so daß die Platten unter meiner Achsel hingen. Darüber dann den Fahrermantel, die Mütze tief ins Gesicht gezogen und der Heimweg konnte beginnen. Natürlich durfte von der ganzen Aktion möglichst niemand was sehen. Wie leicht hätte ein Neider oder ein Hosenscheißer mich verraten können. Für ein Stück Brot ist schon so mancher zum Verräter geworden. Ich mußte also schon gut aufpassen, wenn ich mich für den Heimweg präparierte. Auch auf dem Heimweg hieß es, Augen auf und geschaut, was da kommt. Es kam nämlich dann und wann schon einmal vor, daß die heimkehrenden Brigaden auf gestohlene Sachen hin untersucht wurden. Wir nannten das dann, gefilzt. Hauptsächlich Kommandos, die auf Arbeitsstellen eingesetzt waren, auf denen Eßwaren geerntet, gelagert oder verladen wurden. Was aber soll man in einem total zerstörten Fabrikgelände, in dem nichts produziert wurde, schon stehlen? Auf den Gedanken, daß dort auch noch was Nutzbringendes und Brauchbares für einen Gefangenen, herumlag, kam zum Glück für mich, niemand. Obwohl gerade die Russen doch alles gebrauchen konnten und aus allem was nur im entferntesten zu verwenden war, etwas für den täglichen Bedarf herstellen konnten. Oder, wenn

sie das so hergestellte nicht selbst verwenden konnten, dann doch irgendwo als Tauschobjekt benutzten.

Wenn unser Kommando, das mit zu den größten zählte, die aus diesem Lager zur Arbeit gingen, abends nach Hause kam, wurde meist nur die genaue Anzahl festgestellt und konnte dann das Tot passieren. Nur ganz selten kamen ein oder zwei Soldaten der Torwache, gingen in die ersten fünf oder sechs Reihen der Kolonne, griffen dort dem einen oder anderen in die Manteltasche und damit war die Suche nach geklauten Gegenständen erledigt. Finden konnten sie kaum was. Um aber trotzdem vor einer Filzung meiner Taschen möglichst sicher zu sein, ging ich immer als dritter, also in der Mitte einer Fünferreihe und dann auch noch weit hinten in der Kolonne. Bis die Filzer zu mir gekommen wären, hätte ich meine organisierten Platten ganz einfach auf die Erde fallen lassen und mit einem Fußtritt an den Straßengraben gestoßen. Ich hatte aber immer wieder Glück. Nicht ein einziges Mal in den kommenden vierzehn Tagen wurde ich oder auch nur eine Reihe in meiner Nähe auf Diebesgut gefilzt. Nach drei, vier Tagen wurde ich so kühn, daß ich es wagte, an Stelle von zwei Platten, deren vier mitgehen zu lassen. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Auf diese Weise gelang es mir, in einem Zeitraum von ungefähr vierzehn Tagen, gut und gerne 50 bis 60 Pfund Paraffin ins Lager zu schmuggeln. Dann hat doch einer im Werk mich entweder gesehen oder sonstwie festgestellt, daß von dem Paraffin, das, als das Werk noch produzierte, zum Auswalzen des Rohgummis verwendet wurde, immer etwas abhanden kommt. Sollte mich einer gesehen und nicht angezeigt haben, war das ein prima Kerl und ich bin ihm heute noch dankbar. Vielleicht aber auch stahl der jetzt an meiner Stelle Jedenfalls, montags morgens, war der Weg ins Magazin zugenagelt. Aus der Traum. Und trotzdem hatte ich an diesem Tag doch noch eine Beute gemacht. Ich ließ eine Glühbirne in meiner Tasche verschwinden, für die hatten die Ungaren ebenfalls Verwendung.

Wenn nun auch meine Einnahmequelle durch den Verkauf der Paraffinplatten an die Ungaren, versiegt war, hatte ich mir doch einen schönen Batzen Rubel verdient. Ich konnte mir draußen schon einmal ein Stück Brot, sogar eine Art Weißbrot, ein Stück sogenannte Leberwurst, eine Melone, Zigaretten oder Tabak, eine Nähnadel, Garn, Knöpfe und andere Dinge kaufen. Ich war immer darauf bedacht, alles zu tun um gesund zu bleiben, mit meiner Kraft und Gesundheit fürsorglich umzugehen, jedes Risiko einer Entdeckung bei dieser Aktion, auszuschalten oder so gering wie möglich zu halten. Ich wollte die Gefangenschaft ohne Schaden zu nehmen, gut überstehen. Ich weiß, daß, wäre ich beim Diebstahl, denn es war ja sonst nichts anderes, erwischt worden, hätte mir eine sehr harte Bestrafung, vielleicht ein Arbeitslager in Sibirien, gedroht. Aber, der Einsatz, das Risiko und die tägliche Angst entdeckt zu werden, haben sich ausgezahlt. Spielte ich nicht doch VA BANQUE mit meinem Leben und mit meiner Gesundheit? Auf der anderen Seite hätte ich auch sagen können: wer nichts wagt, gewinnt auch nichts.

Ich hatte wieder einmal viel Glück gehabt.

Ich werde Tabakhändler

Das Geld, oder besser gesagt, die Rubel, ich schätze, daß es weit mehr als 500 waren, war der Grundstock für ein "Geschäft", das ich nach dem Versiegen meiner Paraffinquelle, begann. Ich wurde Tabakhändler und verdiente damit noch mehr als mit der Vermarktung des Paraffin. Wer nun meint, der Heinrich spinnt, lese nicht weiter. Obwohl er dann die wohl riskanteste, aber auch die einträglichste und fast nicht zu glaubende Geschichte, die ein Gefangener erleben konnte, verpassen würde. Ich glaube, was ich da machte, brachte nur ich fertig, die Geschichte dürfte einmalig sein.

Ich habe ganz selten einen Gefangenen erlebt, der Nichtraucher war. Rauchen war, abgesehen von dem täglichen Gespräch über gutes Essen, Trinken und allem Schönem vor dem Krieg, das monatelangen Faulenzen und Nachholen der versäumten Jugend nach der Gefangenschaft, beides die einzigen und unerschöpflichen Thema überhaupt und das ganze Vergnügen das uns Gefangenen blieb. Von daher war in jedem Lager immer ein gewisser Bedarf an Tabak und Zeitungen vorhanden, die als Zigarettenpapier verwendet wurden. Diese Tatsache nutzte ich ganz schnell aus. An Tabak heranzukommen war garnicht schwer. Es gehörte dazu nur das entsprechende Geld und eine Verbindung zu einem ehrlichen Helfer. Geld hatte ich, den ehrlichen Helfer mußte ich noch finden. Und ich fand ihn.

Auf jeder größeren Baustelle, wie Sawod Kirov eine war, arbeiteten mehrere hundert Menschen. Außer uns Gefangenen bestimmt so an die zwei.- vielleicht sogar dreihundert Russen. Für so viele Menschen muß nicht nur für Arbeit, sondern auch für deren Essen und Trinken gesorgt werden. Aus diesem Grunde war auf dem Werksgelände eine Bretterbude aufgestellt, in der eine staatliche Verkäuferin hauptsächlich Brot, aber auch Tabak und Zigaretten, sogenannte Papirossi, gelegentlich auch eine Art Wurst, Zeitungen, im Sommer Eis und im Winter Quasch, verkaufte. Mit dieser Maßnahme wurden zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Erstens hatten die Arbeiter keinen langen Weg zum Brotladen, konnten somit auch nicht lange von der Arbeit fernbleiben, und zweitens gab es dort schon Brot, wenn es in der Stadt keines mehr zu kaufen gab. Keine schlechte Idee.

Ein junger Arbeiter, mit dem ich mich etwas angefreundet hatte, war bereit, für mich an diesem Kiosk Tabak und Zeitungen zu kaufen. Ich selbst wagte mich nicht dort hin. Ein Gefangener mit Geld, zumal mit so viel, hätte leicht Neid und Aufsehen erregt, der Russe aber nicht. Also beauftragte ich ihn, zuerst einmal versuchsweise, mir einige Päckchen Tabak zu kaufen, so um die zehn Stück. Es sollte eine Art Probelauf sein. Der Versuch gelang, viel besser als

ich dachte, das Geschäft konnte beginnen. Ein Päckchen kostete im Kiosk fünf Rubel. Der Russe verdiente für seinen Botengang fünfzig Kopeken je Päckchen und ich verkaufte ein Päckchen im Lager für sechs Rubel. Für den Russen, wie für mich, ein Verdienst von 10 % oder anders gesagt 5 Rubel zusätzlich an einem Tag. Wohlbemerkt, an einem Tag. Wenn man bedenkt, daß der Durchschnittsverdienst eines Russen im Monat von 250 bis 300 Rubel damals die Norm war, garnicht schlecht, dieser Zusatzverdienst. Für den Russen noch ohne das geringste Risiko. Wäre er bei einem Botengang erwischt worden, eben weil er nicht auf seiner Arbeitsstelle war, er hätte immer sagen können, er besorgt für seine Freunde den Tabak. Mich hätte er nicht erwähnen müssen. Wer nun fragt, woher die Gefangenen Rubel hatten, muß bedenken, daß gerade in Woronesch, selbst zu der Zeit, schon viele Gefangene monatlich einen gewissen Betrag an Rubel verdienten. Das war anders als in Kursk, da gab es das nicht.

Wie mit Tabak, so handelte ich auch mit Zeitungen. Nicht, daß wir die lesen wollten, die benötigte jeder Raucher als Zigarettenpapier. Die "PRAWDA", das heißt Wahrheit, und die "ISWESTIA", d.h. Freiheit, waren die Zeitungen, deren Papier am besten als Zigarettenpapier zu verwenden war. Alle anderen schmeckten abscheulich, wie nach alten Lumpen. Nur selten hat ein Gefangener Pfeife geraucht. Der russische Tabak ist dazu nicht gut geeignet, Machorka schon garnicht, der ist zu krümelig und brennt schlecht.

Als ich feststellte, daß ich mit meinem Tabak.- und Zeitungshandel etwas verdienen konnte, hatte ich nach ganz kurzer Zeit den Mut, noch mehr als 10 Päckchen pro Tag ins Lager zu bringen. Hier tat mir der weite, lange Fahrermantel wieder gute Dienste. Unter ihm konnte ich bis zu 100 Päckchen, zwei mal 50 in einem Paket, verbergen und ins Lager bringen. Daß ich dem Kioskbesitzer im Lager, von dem ich ja schon berichtet habe, mit meinem Tabakhandel Konkurrenz machte, daran hatte ich vorerst, nicht gedacht. Der verlangte für den Krimtabak, eine besonders gute Sorte, die ich für sechs Rubel verkaufte, zehn Rubel. Machorka, den ich nicht “in meinem Sortiment” hatte, kostete etwas weniger. Wenn ich auf eine Stube oder in einem Schlafsaal kam um dort was zu verkaufen, war ich gleich von einer großen Schar Mitgefangener umringt. So billig wie bei mir, kamen diejenigen, die nicht aus dem Lager herauskamen, die krank waren oder auf einem Lagerkommando arbeiteten, folglich keine Gelegenheit hatten auf andere Art zu Tabak zu kommen, nicht zu diesem kleinen Vergnügen.. Ich wollte etwas an dem Tabak verdienen, ich wollte aber gleichzeitig die Kirche im Dorf lassen. Das Risiko, das ich einging, man hätte mir ja mein sauer verdientes Geld oder die paar Päckchen, die auch schon einmal nicht am gleichen Tag verkauft worden waren, des nachts einmal klauen können. Ganz umsonst ist nur der Tod. Nun kann wieder eine Frage auftauchen, die Frage, wie kommt ein Gefangener, der in Gruppe 3 ist, also nicht aus dem Lager kommt, zu Geld. Es gibt immer Leute, die ihre Gesundheit zu leicht nehmen und Sachen tun, die ihre Gesundheit untergraben. Dazu gehörten leider auch viele Gefangene. Was tun, wenn

ich rauchen will, aber kein Geld habe? Ich verkaufe mein Brot. Und das taten sie. Sollte ich mir Gedanken und Skrupel deswegen machen? Wer dachte an mich und meine Gesundheit? Niemand, außer mir. Ich dachte täglich an zu Hause, an meine Angehörigen und das Ende der Gefangenschaft.

Irgendwie hatte der Kantinenpächter von mir etwas in Erfahrung gebracht. Möglich, daß mich ein Neider, die gibt es ja immer und überall, besonders viele in Notzeiten wie diese, so auch hier in Woronesch, an ihn verraten. Vielleicht hat er aber auch an dem sich verschlechterndem Umsatz festgestellt, daß da eine Konkurrenz war. Die Folge war für mich fatal.

Eines Tages, die Dunkelheit war schon herein gebrochen, als wir als eines der letzten Kommandos an der Budka ankamen, ereignete sich die folgende Geschichte. Obwohl es sehr kalt war und sich die Posten am Tor sehr beeilten mit der Zählerei möglichst schnell fertig zu werden und wir sonst meistens auch unbehelligt das Tor passieren konnten, wurden wir heute peinlich genau gezählt. Als dann die Reihe, in der ich wie gewohnt in der Mitte mit meinem weiten Fahrermantel und dem darunter verborgenen Tabak stand, wurde ich aufgefordert, mit dem Posten zu gehen. Ganz gezielt kam ein Soldat auf mich zu., so als würde er mich kennen und nahm mir meinen Tabak ab. Ich ahnte schon, was da auf mich zukam.

Das gesamte Kommando, gut und gerne so um die dreihundert Mann, vielleicht sogar noch mehr, konnten das Lager betreten. Nur ich mußte mit einem Wachsoldaten zum Lagerkommandanten in dessen Büro gehen. In dem recht einfach eingerichteten Raum waren der Kommandant, ein recht junger Offizier, der besagte Kantinenpächter und ein Dolmetscher versammelt. Ich hatte an diesem Tag zwei Pakete mit je fünfzig Päckchen Tabak eingekauft und natürlich auch bezahlt. Das Corpus delicti, die beiden Pakete lagen schon auf einem Tisch. Nun begann das Verhör und daß sowas auf mich zukam, war mir beim Betreten des Büros sofort klar geworden. Das Verhör, das will ich gleich vorweg sagen, verlief sehr sachlich und ohne Gebrüll, nicht wie das sonst als der Fall war. Der Dolmetscher, er sprach leidlich deutsch, frug mich, bestimmt im Auftrage des Lagerkommandanten, ob dies mein Tabak wäre, woher ich ihn hätte, was ich dafür bezahlt hätte, ob ich ihn wiederverkaufen wolle und zu welchem Preis. Mein Gehirn arbeitete auf Hochtouren und blitzschnell schoß mir der Gedanke durch den Kopf: sag die Wahrheit, Lügen haben kurze Beine und auf kurzen Beinen kommst du noch nicht einmal zur Tür raus, die Wahrheit wird am ehesten geglaubt und vielleicht auch honoriert. Welchen Zweck hätte eine Lüge gehabt? Hätte mir jemand geglaubt, daß ich den Tabak für mich eingekauft hätte, oder, daß ich ihn gar verschenken und als Wohltäter im Lager in Erscheinung treten wolle? Alles Unsinn. Man hätte mich nur ausgelacht und an meinem Verstand gezweifelt. Also sagte ich ja, das ist mein Eigentum, der Tabak gehört mir, den habe ich im Kiosk auf dem Werksgelände des Sawod Kirov, für fünf Rubel je Päckchen eingekauft und werde ihn für sechs Rubel verkaufen. Als das alles vom Dolmetscher übersetzt

worden war, frug mich der Kommandant, ob ich nicht wüßte, daß der Kantinenpächter, der ein Held der Sowjetunion sei, auch Tabak verkaufen würde? Klar, das wüßte ich schon, aber zehn Rubel wären für die meisten Gefangenen eben zuviel Geld. Jetzt wollte der Kommandant wissen, welchen Beruf ich in Deutschland erlernt und wieviel Tabak ich bereits verkauft hätte. Den ersten Teil seiner Frage habe ich wahrheitsgemäß beantwortet, bei Teil zwei habe ich gewaltig gelogen. Ich sei Kaufmann, ob er damit was anfangen konnte, weiß ich nicht und hätte so um die 150 Päckchen Tabak bis jetzt verkauft. Daß mein Umsatz wesentlich höher, bestimmt schon das Zehnfache war, blieb mein Geheimnis. Wie gut auch, daß mich niemand nach einem eventuellen Helfer fragte. Was hätte ich auf so eine Frage antworten sollen? Ich hätte das allein gemacht? Den jungen, sympathischen Russen, der mir soviel half, der aber durch mich auch einen ganz schönen Batzen Geld verdiente, den hätte ich nicht verraten. Wie gut, daß man mir die Lügengeschichte glaubte und nicht meine Kleider durchsuchen ließ. Der Kommandant hätte weit über 1000 Rubel an verschiedenen Stellen versteckt, gefunden.

Wir einigten uns, es klingt unglaublich, ist aber die reine Wahrheit, daß ich fünfzig Päckchen Tabak behalten kann, der Kantiner die restlichen fünfzig bekommt und ich mit dem Tabakhandel aufhören soll. So endete der Tag, der als ein schwarzer Tag in meiner Erinnerung bleibt, mit einem Verlust von zweihundertfünfundsiebenzig Rubel. Mehr als ein Arbeiter damals im Monat verdiente. Der Kantiner hatte gut lachen, er machte einen unerwarteten Verdienst von zweihundertfünfundsiebenzig Rubel, ich guckte in die Röhre Trotzdem war ich froh, daß dies nur finanziell ein schwarzer Tag für mich war. Wie leicht hätte der Kommandant eine härtere Strafe, den Arrest von einigen Tagen, aussprechen können. Das wäre höchst gefährlich gewesen, bei den Minusgraden im Arrestraum. Vielleicht hat ihn aber auch meine Ehrlichkeit und mein Mut, eine außerordentliche Beschäftigung in einer außerordentlichen Zeit zu unternehmen, zu diesem Schritt bewogen. Hier sieht man, Ehrlichkeit zahlt sich immer aus und Lügen haben ganz kurze Beine. Den Grundsatz, ehrlich zu sein und ehrlich zu bleiben, selbst in ganz heiklen Situationen, habe ich mir damals zur Devise gemacht und ihn immer befolgt.

Trotz des Verlustes blieben mir am Schluß doch noch eine stattliche Summe Rubel. Nach einem Monat Handel mit Paraffin, Tabak und Zeitungen, ab und zu einer Schachtel Papirossi, hatte ich so um die eintausendfünfhundert Rubel in der Tasche. Eine riesige Menge, die mir natürlich auch Neider einbrachte. Daß mir nichts gestohlen wurde, verdanke ich einigen guten Kameraden mit denen ich auf der Stube lag. Sie profitierten von mir, mit Tabak hatte ich mir Freunde geschaffen. Ob die sich an diese Tage noch erinnern?. Die Geschichte hätte aber auch anders ausgehen können. Denken wir doch nur an Diebstahl, oder Raub, oder Erpressung, oder Überfall, oder Mord. Für soviel Geld wäre auch das möglich gewesen.

Diese Ereignisse fanden im Dezember statt, im Weihnachtsmonat. Zur Feier der Weihnacht, wenn man von einer Feier überhaupt sprechen will, es war ja mehr eine stille Erinnerung an dieses Fest, kaufte ich mir in der Kantine, bei meinem ehemaligen Konkurrenten, Weißbrot, Butter, Milch, Orangen, die waren zwar mächtig sauer, ein Stück Leberwurst und, man soll es nicht glauben, ein Päckchen Krimtabak. Mein Vorrat war aufgebraucht. Ob mich der Kantiner erkannt hat, vielleicht ja, vielleicht nein. Wenn ja, dann hat er gut geschauspielert, wenn nein, dann war er dumm. Die ganze Geschichte zeigt aber wieder einmal mehr die gute, tiefe russische Seele. Nur der Vollständigkeit halber muß ich, wie schon des öfteren erwähnen, daß wir am zweiten Weihnachtstag, zur Arbeit hinaus geschickt wurden.

Ich hatte, wie schon so oft, viel Glück gehabt.

Otto Hub

Jetzt, wo ich das Kapitel mit dem Tabakhandel abschließe, muß ich eine, mich sehr bewegende Begebenheit, einflicken.

Gleich am ersten Tag, als ich bei den Ungaren wegen des Paraffins in deren Stube war, sah ich, daß ein Landser ganz allein für sich auf seiner Pritsche, saß. Er machte einen stumpfsinnigen, apathischen und abwesenden Eindruck. Gut, nur wenige konnten wirklich fröhlich und guter Dinge sein, aber dieser Gefangene hier, war so weit weg von allem Geschehen, daß er mir sofort aufgefallen ist. An dem lebhaften, fast gelösten Eindruck, den die Ungaren beim Zubereiten ihres Essens machten, die brutzelten auf selbst gebauten Elektrokochern Schnitzel und Koteletts, nahm er überhaupt keine Notiz. Er saß auf seiner Pritsche, schaute wie geistesabwesend in ein Loch und paßte so garnicht in diese Gesellschaft. Ich sollte auch erfahren, warum das so war. Nachdem ich mit dem Wortführer der Ungaren handelseinig geworden war, wollte ich wissen, wer dieser Außenseiter war. Er war erst vor einigen Tagen aus dem Lazarett entlassen und auf ihrer Stube, weil da eine freie Pritsche war, eingewiesen worden. Er sei Deutscher und würde sich am Stubenleben kaum beteiligen. Zur Arbeit sei er noch nicht eingeteilt, er würde so eine Art Stubendienst für sie verrichten.

Ich ging zu ihm hin und fragte ihn, wo er in Deutschland wohne. Niemand, selbst einer mit der blühendesten Phantasie kann sich mein Erstaunen nicht vorstellen, als ich hörte, daß er aus Reichenbach bei Baumholder komme. Er sei dort verheiratet, stamme aber aus Frauenberg. Sein Name war, Otto Hub. Er war ein Überläufer gewesen und hatte trotz seines noch jungen Alters, vielleicht war er 4 oder 5 Jahre älter als ich, gar keinen Mumm mehr. Er meinte, daß er nur noch kurze Zeit zu leben hätte und daß er nie mehr nach Hause kommen würde. Er hat es aber doch geschafft. Zur Arbeit ging er nicht,

er war ein Dystrophiker, also zu keiner Arbeit mehr fähig. Solange ich mit den Ungaren das Geschäft mit dem Paraffin betrieb, traf ich Otto Hub im Lager. Später, nach dem Paraffin sah ich ihn immer seltener. Ich wurde nach einiger Zeit in ein anderes Lager verlegt und verlor ihn vollkommen aus den Augen. Wann er aus Gefangenschaft entlassen wurde, kann ich nicht sagen. Erst eine Zeitlang nach meiner Entlassung aus Gefangenschaft, habe ich ihn in Reichenbach aufgesucht. Er war der erste Mitgefangene, den ich in seinem Dorf besuchte. Otto Hub wohnte in einem kleinen, alten und windschiefen Häuschen. Wohl das älteste im Dorf. Er saß dort in einem alten, verschlissenen Ohrensessel, hörte fast nichts mehr und konnte sich an unser Zusammentreffen in Woronesch kaum noch entsinnen. Sein Verhalten, seine Bewegungen, sogar seine langsame, schwerfällige und undeutliche Sprache, waren genau so wie damals in Woronesch in Rußland.. Da hatte sich nichts geändert. Seine Arbeitsstellen nach dem Krieg war, wie auch schon davor, ein Telefonbautrupp bei der Bundespost gewesen. Jetzt war er Rentner. Ab und zu sah ich ihn dann in der Folgezeit hier in Baumholder. Er war als Kranker aus Gefangenschaft gekommen und ist nach ein paar Jahren, ich glaube kaum älter als 40 Jahre, verstorben. Die Gefangenschaft hat ihm wohl die Gesundheit geraubt, wie so vielen von uns. Die Gefangenschaft hat ihn körperlich ruiniert und seelisch zermürbt. Otto Hub verlor seine Gesundheit und letztlich auch sein Leben wegen der Gefangenschaft. Es erging ihm wie so vielen anderen auch. Als er nach Hause kam, war er ein menschliches Wrack.

Man muß sich einmal vorstellen, da trifft man, weit mehr als tausend Kilometer von der Heimat entfernt, einen Mitgefangenen, der nur fünf Kilometer von dem eigenen Haus entfernt, wohnt. Unter den miesesten, miserabelsten Umständen die sich ein Mensch ausdenken kann. Da trifft man jemand, der vielleicht nicht mehr nach Hause kommt. Der keine Kraft mehr zum Leben hat, der resigniert und allen Mut verloren und sich selbst aufgegeben hat. Das bewegt doch jeden. Selbst den, der hart gesotten ist, auch den, das ist keine Phrase oder Prahlerei, der selbst einmal durch die Hölle gegangen ist. So spielt das Leben Schicksal. Welch ein Zufall, wie klein ist doch die Welt. Wie hart muß man sein, wenn man dieses Leben ertragen kann?

Die letzten Tage im Jahr 1946

Die Arbeiten im Werk "Sawod Kirov", gingen ganz überraschend schnell zu Ende. Wie das schon des öfteren der Fall gewesen war. Die Russen waren scheinbar Meister der schnellen Entschlüsse. Oder zwangen sie die Umstände, wie sie in diesem Falle zutrafen, zu diesen Entscheidungen?

Ganz plötzlich, man kann sagen, über Nacht war es noch kälter geworden und viel Schnee war gefallen. Schon seit über einer Woche wurde auf der

Baustelle wegen der großen Kälte nicht mehr gearbeitet. Was sollte auch da getan werden? Alles lag ja unter hohem Schnee und war zudem hart zusammen gefroren. Die einzige Arbeit, die getan werden mußte, war die Wege im Werk frei zu schaufeln. Und welchen Nutzen konnte das schon bringen? Es war doch ganz egal, ob auf den Wegen Schnee lag oder nicht. Gearbeitet wurde sowieso nichts. Das Thermometer, an der Budka hing eines, zeigte tiefe Minusgrade. Genau konnten wir das allerdings nicht sehen, so nahe durften wir da nicht hingehen. Jeder versuchte so gut es ging und es ihm möglich war, sich vor der Arbeit zu drücken und sich irgendwo, wo der Wind nicht gar zu kalt blies, aufzuhalten. Ich glaube, die Russen hatten für unser Verhalten Verständnis. Die arbeiteten ja auch fast nichts mehr. Was sollte auch geleistet werden, bei dieser Witterung? Zerborstene Mauern einreißen, Schutt abtragen, Ziegelsteine säubern und irgendwo aufstapeln? Diese Arbeiten waren doch garnicht möglich, alles lag doch unter Schnee begraben und war nicht erreichbar. Die Werksleitung hatte ein Einsehen mit uns und untersagte letzten Endes jede Arbeit im Freien. Also machten wir es wie die Russen, wir verzogen uns an eine Stelle, die weit ab von der Aufsicht, irgendwo im Werksgelände lag.

So hatten wir mit unserer "Schorne Robotschik" Brigade, einen nicht ganz eingestürzten Keller in einem zerstörten Gebäude entdeckt. Dort unten haben wir ein ausgedientes, altes Benzinfaß, das einer aufgetrieben hatte, als Ofen aufgestellt. Zu diesem Zweck mußte es natürlich erst einmal hergerichtet werden. Mit einem Meißel, den einer von uns in einer provisorischen Werkstatt hatte mitgehen heißen, wurde der Deckel entfernt, in den Boden ein paar Löcher gehauen und ebenso in die Seitenwand. Diese sollten für einen entsprechenden Zug sorgen. Das Ganze hatten wir uns bei den Russen abgeschaut, die machten uns das vor und wir lernten viel von ihnen. Das so präparierte Faß wurde anschließend auf fünf, sechs Ziegelsteine gestellt und der Ofen war fertig. Fünf oder sechs Steine waren wegen einem sicheren festen Stand notwendig. Von nur vier Steinen wäre das Faß zu leicht umgekippt. Brennmaterial lag genügend auf dem Werksgelände herum. Wenn auch jetzt unter Schnee, man sah aber doch wo was herumlag. Zerbrochene Fensterrahmen, Türen und angebranntes Dachgebälk gab es in ausreichendem Menge. Wenn schon mal nichts zu finden war, wir waren ja nicht allein auf dem Gelände und die Russen wollten auch nicht frieren, dann wurde einfach irgendwo irgend etwas abmontiert oder geklaut. Immer war einer von uns unterwegs auf der Suche nach Holz. Da hieß es jetzt, Augen auf und zusehen, wo was herrenloses Brennbares herum lag.

So ein doch recht einfacher Ofen, war der ideale Wärmespender. Nur, stand man mit dem Gesicht zum Feuer, fror man auf dem Rücken, drehte man sich um, war es genau umgekehrt. Weil wir möglichst alle Löcher in den Wänden des Kellers wegen der Zugluft dicht gemacht hatten, konnte der Qualm und der Rauch, das meiste Holz war naß und brannte zuerst einmal nicht gut, nur sehr schlecht nach draußen entweichen. Die Folge davon war, daß wir, besonders wenn einmal ein mit Teer verschmiertes Stück Holz verbrannt wurde,

ganz fürchterlich stanken, uns die Augen schmerzten und tränten. Daß die Augen schmerzten, war schlecht, daß wir stanken, berührte keinen von uns. Wir waren in dieser Hinsicht garnicht empfindlich. Schließlich wohnten wir ja auch nicht in einer Villa und waren froh, daß wir noch am Leben waren und so gut versorgt wurden. Unser Schicksal wird sich schon einmal zum Guten wenden. Wenn das auch noch so lange dauert. Einmal ist diese Zeit zu ende. Es grenzt an ein Wunder, daß nicht mehr von uns durch diese Art zu leben, krank wurden und starben. Zum Glück war die Zeit dort drunten im Keller bei dem stinkenden, rußenden Benzinfaß, nur so um eine Woche. Dann hatte die Lagerleitung ein Einsehen, vielleicht auch darum, daß wir keine Leistung erbrachten und schickte keine Gefangene mehr nach Sawod Kirov. Das Kommando wurde aufgelöst und wir blieben im Lager. Im Lager war es fast gemütlich, es war einigermaßen warm auf den Buden, zu Essen gab es dreimal am Tage was, was will man noch mehr. Wir waren froh über diese Faulenzerei. Gearbeitet hatten wir schließlich den Sommer und Herbst über mehr als genug. Da kam uns die Kälte gerade recht. Lange wird die Auszeit sowieso nicht dauern. Wenn die Kälte nachläßt, wird man schon wieder Arbeit für uns finden. Dann hieß es wieder: “Rabotti nada, karascho Rabotti, Prawda. Das heißt: Arbeit ist nötig, gute Arbeit. Ehrlich. Dann kann man nicht mehr sagen: ja bolchoi malad, ja not krepky, po schalista po malo. Das heißt wiederum: ich bin sehr krank, ich bin nicht kräftig, bitte mach langsam.

Es war die Zeit kurz vor Weihnachten. Ich habe ja schon berichtet, daß ich mir, mit meinen ersparten Rubel, zum Weihnachtsfest, für die damaligen Verhältnisse, einen gewissen Luxus leisten konnte. Trotzdem ging ich mit meinen Rubelchen sehr sparsam um. Ich glaube, niemand ahnte etwas davon, wie reich ich tatsächlich war. Obwohl es mir viel besser erging und ich mir mehr leisten konnte als die meisten anderen Gefangenen, die Freiheit konnte ich mir allerdings auch nicht erkaufen. Von daher war ein trauriges Fest und gab uns trotzdem doch die Hoffnung, im Jahre 1947 wird sich für uns alles zum Guten wenden. Gerade an diesem Fest war es sehr still auf den Stuben. Hatten die vergangenen acht Weihnachtsfeste seit 1939 die Menschen schon stumm und nachdenklich gemacht, das dritte Weihnachtsfest für mich in Gefangenschaft, machte mich noch stummer, noch nachdenklicher und hatte mich noch zweifelnder gemacht Jeder hing seinen Gedanken nach, die bestimmt bei den Angehörigen in der Heimat waren. Was hat sich dort wohl geändert? Viele, darunter auch ich, haben wohl heimlich geweint, und trotzdem hatte ich wieder einmal Glück gehabt. Wie sehr wir uns nach Wärme und Geborgenheit, nach Liebe und Vertrauen, nach einem verständnisvollen Menschen sehnten, der alles mit uns teilt und mit uns lebt, der uns das gibt, was wir in der schrecklichsten Zeit unseres Lebens entbehren mußten und der uns hilft, diese Zeit zu überwinden, kann sich niemand vorstellen.

Heinrich Heil

Zwischen den Weihnachten und Sylvester 1946

In diesen Tagen, die man die Zeit zwischen den Jahren nennt, warum man sie so nennt, ist mir heute noch nicht ganz klar, passierte folgendes:

Irgend ein Idiot, anders kann man so einen Menschen nicht bezeichnen, hatte beim Arbeitsnatschalnik, eine Kolonne Gefangener angefordert. Die sollte einen, bereits im Sommer begonnenen und nicht mehr fertig gestellten Wasserleitungsgraben vom Schnee frei schaufeln und anschließend mit dem ausgehobenen, neben dem Graben gelagerten Erdreich wieder auffüllen. Eine Arbeit, die selbst bei normalem Wetter und guten Bedingungen schon auf die Knochen ging. Und die sollte jetzt, mitten im strengen Winter, bei Schnee, bei Eis und Kälte, durchgeführt werden. Eine an Wahnsinn grenzende Idee. Da wollte sich ein übereifriger Gernegroß einen roten Rock verdienen. Oder ein Menschenschinder hatte diesen verrückten Gedanken. Gefangene sind ja nur Menschen zweiter Klasse mit deren Leben und Gesundheit man Schindluder treiben kann. Daß Gefangene auch Menschen mit Gefühl, mit Angst, mit Hunger und mit Heimweh sind, die leiden und denken und ein Recht auf Leben haben wie andere Menschen auch, die frieren und sich dann vielleicht nicht aufwärmen können, daran hat wohl der Verantwortliche nicht bedacht oder denken wollen. Daß es aber auch gute Menschen mit Verstand und Verantwortungsbewußtsein gab, hatte der Chef des Sawod Kirov vor einigen Tagen bewiesen.

Auch mich hatte man, gleich morgens, nach der ersten Suppe und dem ersten Stückchen Brot, aus dem Speisesaal heraus geholt und zu diesem Kommando eingeteilt, oder besser gesagt, erwischt. Als Arbeitsgerät erhielten wir nur die üblichen Spaten. Schaufeln, wie wir sie benützen und auf jeder deutschen Baustelle zu finden waren, kannten die Russen nicht. Keine Brechstangen, die sogenannte "Lomiks" mit denen wir die gefrorene Erde hätten losbrechen können. Als Brennmaterial für ein Feuer, an dem wir uns hätten aufwärmen können, bekamen wir einen klobigen Balken von gut zwei Meter Länge. Keine Axt, kein Beil, keine Säge, mit denen man hätte zerkleinern können eben nur diesen Balken. Wie sollte da ein Feuer entfacht und unterhalten werden? Die ganze Geschichte wurde zum Hohn, zu einem Akt der Menschenverachtung. So dumm wie hier einer handelte, konnte doch ein denkender Mensch nicht sein.

Als wir am Wasserleitungsgraben ankamen, begann ein Drama. Er war auf einer freien Fläche, auf der kein Baum, kein Wald, kein Haus, kein Stall oder Hecke oder sonst was, ein bißchen Schutz vor dem schneidenden, eisig kalten Wind geboten hätte. Er war, an einigen Stellen konnte man das sehen, an die 1,5 Meter tief und fast überall bis zum Rand mit Schnee zugeweht. Den sollten

wir frei schaufeln und anschließend mit der steinharten, gefrorenen Erde, auffüllen. Bei diesem scharfen Wind. Nur durch immerwährendes Hin.- und Herlaufen und Inbewegungbleiben konnten wir uns vor Erfrierungen schützen. Selbst die zwei Soldaten, die uns bewachen sollten, rannten wie besessen am Graben entlang um warm zu bleiben und nicht zu erfrieren. Ich hatte meinen Spaten, genau wie die anderen auch, einfach in den Schnee geworfen, die Hände so tief wie nur möglich in die Taschen meiner Kofaika gesteckt und war mit dem Wind abgekehrte Gesicht auf einer Stelle herum gerannt. Nach höchstens 30 Minuten, keiner von uns hatte auch nur einen einzigen Handschlag getan, ließ uns ein Wachsoldat antreten, zählte uns und führte uns auf seine Verantwortung hin, zurück zum Lager. Den Weg zum Lager sind wir, so gut es ging, gelaufen. Zum Glück war das nicht weit entfernt.

Am Tor angekommen, wurde der für die Arbeitskommandos zuständige Offizier vom Lagerkommandanten, der den Lärm den wir dort machten gehört hatte und dadurch auf unsere Ankunft aufmerksam geworden war, zur Budka gerufen. Er wurde in unserer Gegenwart, ganz fürchterlich angebrüllt und zusammen geschissen und mußte dem Kommandanten Rede und Antwort stehen. Wieso und weshalb er auf so eine dumme, absurde, hirnverbrannte und aussichtslose Idee gekommen wäre. Alle Worte verstanden wir ja nicht, aber den Ton und die Lautstärke mit der unser Kommandant den verdatterten, dumm dreinschauenden Offizier zusammenschiß, den verstanden wir. Und der ließ uns den Kommandanten in einem guten Licht erscheinen. Unsere Meinung über ihn und unsere Hochachtung für ihn, stieg. Der Kommandant war ein Kerl. So wie ihn, so hätte man sich mehr gewünscht und hätten alle Lagerkommandanten so gehandelt wie er, viele Gefangene die nicht mehr nach Hause gekommen sind, hätten die Gefangenschaft überstanden und wären nicht zugrunde gegangen.

Von dem Kommando, das so um die 30 Mann stark war, kamen 28 mit Erfrierungen an Händen, Füßen, Gesicht, Nasen und hauptsächlich an Ohren, in das Lazarett. Allerdings und leider, nur für einige, wenige Tage. Auch ich war dabei. Die Erfrierungen waren zum Glück nicht all zu schwer. Nur die Initiative und der Mut des einfachen Soldaten der uns heimführte und etwas tat, was bestimmt nicht in seiner Dienstvorschrift stand und der gegen den Befehl eines Vorgesetzten handelte, der Menschlichkeit, Verständnis, Mitgefühl und Hochachtung vor dem Leben anderer zeigte, bewahrte uns und mich vor größeren, gesundheitlichen Schäden. Ihm sollte man einen Orden verleihen. Ihm bin ich heute noch für sein Verhalten dankbar. Ein kleiner, namenloser Soldat, irgendwo aus Rußland, hat sein wahres Gesicht gezeigt. Die sogenannten einfachen, kleinen Leute, denken einfacher, handeln einfacher und tun doch damit meist das Richtige. Es war für mich wieder ein mal ein Blick in die tiefe, russische Seele und ich hatte wieder einmal Glück gehabt.

Ich war nach dem Lazarettaufenthalt in die Arbeitsgruppe III eingestuft worden, d.h., wir wurden zu Arbeiten im Lager eingeteilt. Zu unserer Aufgabe gehörte

es, dafür zu sorgen, daß bei den wenigen Kommandos, die doch noch nach draußen zur Arbeit gingen, auf deren Stuben immer genügend Brennmaterial für die Öfen lag. Aber auch für die Küche, die Banja, die Büroräume und die Unterkünfte der Soldaten und Offiziere mußte gesorgt werden. Bei dieser Arbeit, die in einem Schuppen, nicht weit von der Küche entfernt, gemacht wurde, passierte mir folgendes Mißgeschick.

Das von draußen angelieferte Holz, wie bei uns, ein Meter lange Stücke, mußte erst einmal in ofengerechte Stücke zersägt und dann gespalten werden. Eine schöne und mir auch recht angenehme Beschäftigung, die ich schon einmal, im Hauptlager in Kursk, für kurze Zeit gemacht hatte. Eines Tages, ich war an einer Säge, einer sogenannten Drum.- oder Schrotsäge, eingeteilt, sprang die Säge gleich zu Beginn des Schnittes, aus dem Holz und verletzte mich mit zwei Schnittwunden am Zeigefinger meiner linken Hand. Im Lazarett wurde die Wunde zwar verbunden, aber ich mußte zurück zur Arbeit. War Schmutz oder war die Kälte schuld, ich weiß es nicht, ich hatte nach nur zwei Tagen einen stark eiternden Finger. Ich wurde als nicht arbeitsfähig auf die Stube geschickt und hatte somit für einige Tage Pause. Natürlich ging ich während dieser Tage mit meiner Brigade zum Essen, denn, die 200 g. Zusatzbrot ließ ich mir nicht entgehen. Kaum war dieser Finger geheilt, zog ich mir auf der gleichen Arbeitsstelle, einen kleinen Holzspan in das erste Glied des rechten Zeigefingers. Auch diese Wunde, den Span konnte der Sani nicht aus dem Finger herausziehen, eiterte schon nach ganz kurzer Zeit und der Finger war so stark angeschwollen, daß er im Lazarett aufgeschnitten wurde. Daß mir die Fingerkuppe erhalten blieb, ist nur dem Sani der dort Dienst tat, gut zu schreiben. Er war ein ehemaliger Unteroffizier der Wehrmacht. Ich kann mir vorstellen, daß ein russischer Arzt die Fingerkuppe einfach abgenommen hätte.

Unsere medizinische Versorgung im Lager war den harten Umständen entsprechend, nicht schlecht. Man muß sich immer vor Augen führen, daß Rußland zwar zu den Siegern des zweiten Weltkrieges gehörte, daß aber trotz allem überall ein überaus großer Nachholbedarf, auch der kleinsten und gewöhnlichsten Dingen des täglichen Lebens herrschte. Der Zivilbevölkerung ging es nicht viel besser als uns Gefangenen. In Saus und Braus lebten die Russen auch nicht. Gut, sie wurden, im Gegensatz zu uns, täglich satt, wenn auch meist nur von Brot und hatten ein Dach über dem Kopf, sie konnten gehen wohin sie wollten und waren nicht eingesperrt wie wir. Das heißt aber, nur innerhalb der Stadt durften sie sich frei bewegen. Verlassen durften sie die "Rajon" oder das Gebiet um Woronesch, nicht. Dazu benötigten sie schon eine Genehmigung und die bekamen sie nur in Ausnahmefällen. Im übrigen war ihr Leben auch nicht besonders abwechslungsreich. Kino gab es nicht, Tanzveranstaltungen waren höchst selten und sonstige Vergnügungen konnten wegen der fehlenden Räume nicht veranstaltet werden. Nur im sogenannten Kulturzentrum der Stadt oder der einzelnen Betriebe konnte man schon mal ein Fest feiern. Daß diese Feiern von der kommunistischen Partei oder den

Betriebsräten gelenkt, gefördert und überwacht wurden, war allen Beteiligten damals schon klar. Feiern dieser Art gipfelten und endeten meist in einem totalen Besäufnis und in handfesten Streitereien. Es gab für die Generation gleich nach dem Krieg eine unendlich lange Liste von Verboten, Vorschriften, Auflagen, Erlassen und wer weiß was noch. Ihr Leben war schon hart. Nicht umsonst ist der durchschnittliche Russe ein starker Wodkatrinker. Nach Feiertagen sah man oft viele Alkoholleichen in den Straßen und Trinker waren fast die Regel. Wenn nach schlechten Zeiten sich das Leben wieder normalisiert, kommt es unweigerlich zu Auswüchsen und Exzessen. Das war in der Vergangenheit schon so und wird auch in der Zukunft so bleiben. Es ist ja auch verständlich, alle wollen die schlechte Zeit vergessen und das Versäumte nachholen.

Die Narben an meinen beiden Zeigefingern, sowie die Narbe des Furunkels an meiner rechten Hüfte, sind heute noch gut sichtbar. Wenn ich meine Hände besehe, erinnern sie mich täglich an die Zeit im Hauptlager in Woronesch.

Sylvester 1946 war der 1024 Tag meiner Gefangenschaft.

Das Jahr 1947

Noch im Hauptlager in Woronesch

Das Jahr 1947 begann genau so traurig, mit viel Schnee und großer Kälte, wie die vergangenen Jahre 1945 und 1946. Die Frage, die uns alle immer mehr bewegte und die täglich mehr an Bedeutung gewann, war die Frage, ob uns das neue Jahr endlich die ersehnte und wie wir meinten, auch berechtigte Entlassung aus Gefangenschaft und die Rückkehr in die Heimat bringen wird.

Die ersten Tage brachten durch die Holzhackerei etwas Abwechslung in den tristen Alltag. Obwohl mein rechter Zeigefinger noch nicht ganz abgeheilt war, ging ich doch zu meinem kleinen Kommando in den Holzhackerschuppen bei der Küche. Dort gab es immer etwas Neues zu erfahren. Ganz untätig sein, das wollte ich auch nicht und das konnte ich auch nicht. Etwas Arbeit und Bewegung tat schon ganz gut. Die Zeit vergeht dann etwas schneller, bei totaler Untätigkeit verblödet doch ein Mensch

Überall, in den Stuben, den Schlafsälen und Korridoren, vor der Lagerküche, manchmal sogar vor der Latrine, überall standen die Gefangenen, die nicht zur Arbeit nach draußen geschickt wurden in kleinen Gruppen herum. Graue, geduckte und eingeknickte Gestalten, ohne Mumm in den Knochen, mit

traurigen, hoffnungslosen, leeren Blicken, eingefallenen, hohlen Backen und kahl geschorenen Köpfen. Viele, die im Sommer noch einigermaßen kräftig und von der Sonne gebräunt waren, waren heute mager und blaß, hatten die Hoffnung, überhaupt noch einmal ihre Heimat zu sehen, aufgegeben. Die Gespräche, die sie führten, drehten sich nur um das Essen. Ein anderes Thema gab es nicht mehr. Alles Sinnen und Streben war nur auf die nächste Mahlzeit gerichtet. Kartenspiele oder sonstige Spiele, selbst wenn sie nur die Geschicklichkeit gefordert hätten, war in diesem Lager ganz streng untersagt. Schlafen, oder auch nur sich über Tag auf die Pritsche legen, das durfte man ebenso nicht. Warum nur, wo doch sonst das Lager in vielen Bereichen geradezu ein Musterlager war. Wer erwischt wurde, wurde bestraft. Meist war diese Strafe zwar nur eine kleine, zusätzliche Arbeit, wie z.B. Schneefegen auf den Gehwegen im Lager, Hinaustragen der Asche, Aufwischen der Flure usw. Aber selbst diese leichten Arbeiten waren schon zu schwer für viele der sehr geschwächten Gefangenen.

Hier entsinne ich mich besonders auf einen Gefangenen, den ich gleich in den ersten Tagen des neuen Jahres, an einem Fenster des ziemlich langen Flures unserer Unterkunft stehen sah. Mein Schlafsaal befand sich in der ersten Etage eine Backsteinbaues, der vor uns bestimmt einmal eine Kaserne gewesen war. Der Landser stand immer mit dem Rücken zum Flur und es hatte den Anschein, als würde er sich nur den Schnee draußen oder das gegenüber liegende Haus anschauen. Mich interessierte sein Verhalten, zumal er mit seinen Schultern immer ein und die selbe, rhythmische Bewegung machte. Von links nach rechts und von rechts nach links. Oft ganz langsam, dann wieder schnell. Am zweiten oder dritten Tag ging ich zu ihm hin und begann ein Gespräch. Als er mich kommen hörte, schon bei meinem Nähertreten, drehte er sich um und versteckte einen kleinen Gegenstand in seiner Hosentasche. Nun war mein Interesse erst richtig geweckt. Wir fanden einander irgendwie sympathisch und unterhielten uns. Zuerst einmal über das Leben im Lager, die Heimat, die uns immer wieder zugesagte Entlassung und dann, so zum Schluß, fragte ich ihn, was er da in der Hosentasche hatte verschwinden lassen. Ich sah ihm an, daß er sich überrascht fühlte und meinte in seinen Augen ein Mißtrauen zu sehen. Es wäre ja möglich, daß ich ein Spion der Lagerleitung sei, denn sowas gab es auch. Was aber kann ein kleiner Gefangener schon an Geheimnissen haben, bestimmt keine Sabotage oder Gedanken an Flucht, jetzt mitten im Winter. Die Russen hatten eine unheimliche Angst vor Sabotage, in jedem zweiten Satz kam mindestens einmal dieses Wort vor. Wenn ein Gefangener wirklich ein Geheimnis hatte, dann das, daß er vielleicht seine Zugehörigkeit zur SS oder Feldgendarmerie verschweigen wollte. Sonst wohl nichts. Unser Gespräch, das eine kleine Weile ins Stocken geraten war, kam wieder in Fluß. Er überwand sein anfängliches Mißtrauen mir gegenüber, das sah ich ihm an, griff in seine Tasche und brachte ein kleines Stückchen braunen Stoff zum Vorschein. In diesem Stoff, der von einer russischen Soldatenuniform stammte, staken so an die sechs bis sieben Nähnadeln verschiedener Länge. Meine Überraschung war perfekt. Alles hatte

ich erwartet, nur keine Nadeln. Des Rätsels Lösung war, er stellte die Nadeln aus dünnem Stahldraht, den er einmal auf einem Arbeitskommando geklaut hatte, selbst her. Seine schaukelnde Bewegung kam dann zu stande, wenn er an einem Stück Karborundstein, den er in der hohlen linken Hand hielt, die Spitze der Nadel feilte. Bis zu diesem Zeitpunkt durfte ich ihm sogar zuschauen. Wie und mit was er das Nadelöhr bohrte, das durfte niemand sehen. Das blieb sein Geheimnis. Darum stand er auch mit dem Rücken zum Flur. Mit der Herstellung von Nadeln, die er nicht nur an uns Gefangene im Lager verkaufte, sondern auch durch einen Mittelsmann nach draußen zu den Zivilisten in der Stadt brachte, verdiente er sich ein recht gutes Zubrot und half ihm, den Winter und die schlechte Ernährung gut zu überstehen. Ich nehme an, daß seine Beschäftigung im Lager gleichzeitig sein Beruf in der Heimat war. Bei den wenigen Dingen, die ich aus meiner Gefangenschaft mit nach Hause brachte, befindet sich auch eine Nadel von dem Gefangenen am Fenster in Woronesch. Ich habe sie ihm abgekauft. Der Kauf fiel mir nicht schwer, ich hatte immer noch eine Menge Rubel und eine Nadel kann man immer gebrauchen. Seinen Namen habe ich leider, wie fast alle aus der damaligen Zeit, vergessen. Ich kann mich nur entsinnen, daß er aus dem Ruhrgebiet stammte. Damals trafen wir uns ab und zu im Lager, heute würde ich ihn gerne noch einmal sehen.

Ein zweites, immer wieder diskutiertes Thema, war die Entlassung und die Heimkehr. In den monatlichen Produktionsversammlungen wurden uns Daten und Zahlen von Transporten mit Gefangenen vorgelesen, die nach Deutschland entlassen worden wären und die uns staunen ließen. Ob das alles den Tatsachen entsprach, konnte natürlich niemand feststellen. Ich glaube, da wurden wir ganz schön belogen wenn man uns glauben machen wollte, daß die Entlassenen in Personenwagen der russischen Eisenbahn transportiert würden. Ich sagte mir, wenn die russische Zivilbevölkerung und die russischen Soldaten schon in umgebauten Viehwaggons reisen müssen, werden Gefangene wohl kaum in beheizten Personenwagen transportiert. Die Gefahr, bei den weiten Wegen nach Deutschland und den damit verbundenen langen Transportzeiten, während der Wintermonate unnötig viele Ausfälle an Kranken und vielleicht auch Toten unter den Gefangenen zu riskieren, war wohl doch sehr hoch. Züge mit Entlassenen werden bestimmt erst wieder mit Beginn der warmen Jahreszeit möglich sein. Ob auch ich dann unter den Glücklichen sein werde?

Genauso plötzlich, wie die kalte Jahreszeit, der Winter, gekommen war, kam auch der Frühling. Jetzt wird alles wieder gut. Ende Februar, Anfang März, wurden so an die zweihundert Mann, zu denen auch ich gehörte, in ein neues Lager verlegt. Nicht weit vom Hauptlager entfernt. Vielleicht lag es nur an anderen Ende der Stadt, denn nach einer, nur kurzen Fahrt mit einem Lkw., waren wir dort. Es war ein recht kleines Lager und unsere Unterkunft lag in der vierten Etage eines hohen Fabrikgebäudes, in dem einmal kleine Elektroartikel hergestellt werden sollten. Vorerst waren die Werkhallen aber noch leer. Nur

vereinzelt standen einige Maschinen, die bestimmt auch aus dem besetzten Deutschland stammten, in der zweiten und dritten Etage. Ein relativ kleiner Antreteplatz, das Magazin, die Büroräume der Lagerleitung und die Unterkünfte der Bewachung im Erdgeschoß des Fabrikgebäudes, die Küche und der Brotraum diesem Gebäude gegenüber und, was ganz Neues, eine Latrine, die über einen durch das Lager geleiteten kleinen Bach gebaut worden war. Wir hatten eine "Toilette" mit Wasserspülung. Zwei dicke Bohlen, die einen Spalt von ca 25 cm Breite über diesem Bach frei ließen, eine dünne Stange links und rechts zum festhalten, das war schon alles. Hier hockten die Landser einer hinter dem anderen, zielten gut und ab mit dem menschlichen Abfall, direkt in den Bach. Der dann, nach dem er den Lagerbereich verlassen hatte, draußen, irgendwo weit weg, in den Don floß. Der schöne, stille, vielbesungene Don.

Eine Besonderheit, die ich nur in diesem Lager gesehen habe, waren die Gräber der hier verstorbenen Gefangenen. Scheinbar waren es nur ganz wenige, denn auf der Begräbnisstätte, die gleich außerhalb des Lagers war, waren nur einige längliche Erdhügel zu sehen. So wie man sie heute noch im Orient sehen kann. Am Kopfende war an einem kleinen Pfahl eine ovale Tafel aus Holz angebracht und auf der stand eine Zahl. Die höchste Zahl, die mir in Erinnerung ist, war die 23. Hinter jeder Zahl und unter jedem Erdhügel also ein abgeschlossenes, verflossenes und ausgelöschtes Leben eines deutschen Gefangenen. Ob es tatsächlich deutsche Gefangene waren, kann ich mit letzter Sicherheit, nicht sagen. Obwohl mir ein schon länger in diesem Lager anwesender Mitgefangener versicherte, es seien die Toten des letzten Jahres. Wenn das der Wahrheit entsprach, warum auch sollte ich zweifeln, dann war dies die einzige Begräbnisstätte für Gefangene die ich sah, in der es Einzelgräber gab. Welch ein Gegensatz zu dem Massengrab in Kursk. Ein weiteres Indiz, daß es sich hier um Gefangene handelte, ist für mich die Tatsache, daß Russen, egal ob Soldaten oder Zivilisten, nicht in unmittelbarer Nähe eines Gefangenenlagers, sondern doch auf einem russischen Friedhof, auch wenn er nicht sehr gepflegt ist, beerdigt worden wären. Der Abstand der wenigen Gräber zum Lagerzaun betrug kaum mehr als 20 Meter. Ich glaube nicht, daß ich mit der Annahme, daß es sich bei diesen Erdhügeln um Gräber von Gefangenen handelte, falsch liege.

Im Waldlager

Kaum daß ich mich in diesem Lager etwas eingewöhnt hatte, kam die zweite Verlegung, innerhalb ganz kurzer Zeit. Diesmal war es ein besonderes, man hätte auch sagen können, ein Straf.- oder Arbeitslager. Über Nacht wurden wir in ein Waldlager verlegt. Ganz schnell ging das, wenn auch die eigentliche Fahrt dorthin doch sehr lange dauerte. Unter uns, die wir verlegt wurden, waren einige, die behaupteten, erstens einmal gehört zu haben wohin wir

kämen und dann auch noch die Gegend aus der Zeit als deutscher Soldat, zu kennen. Wir kämen in ein Waldlager im Briansker Wald. Wenn das stimmt, dann waren wir in einem Wald, der fast so groß wie die Hälfte des Landes Rheinland - Pfalz war. Dieser Wald war auf jeden Fall so groß, daß nur wenige Menschen ihn jemals ganz durchstreift hatten. Wege gab es nur bis zu einer geringen Tiefe, dann war es nur ein wilder, undurchdringlicher Wald. Ein Gewirr von allen möglichen Baumarten. Wer dort unvorbereitet hinein kommt, findet so schnell keinen Weg mehr heraus. Ich konnte mir vorstellen, daß sich in diesen unberührten, verfilzten Wald, voller umgestürzter und verfaulter Bäume und Gestrüpp, kein deutscher Landser jemals hinein gewagt hatte.

In diesem riesengroßen, dichten Wald, nicht sehr weit vom Waldrand entfernt, standen auf einer Lichtung, die dreimal so groß wie ein Fußballfeld war, in einem offenen Viereck, unsere Baracken. Richtig genommen, waren es eigentlich mehr Erdbunker, denn fast bis zum ganz flachen Dach, standen sie halb in der Erde, unter hohen Kiefern. Natürlich bestand alles aus nur ganz rohbehauenen Baumstämmen. Auch die Küche, die Unterkünfte der Soldaten und Offiziere und die Baracke mit der Schreibstube. Die Wände waren nicht isoliert. Es waren einfache, dünne Kiefernstämme, deren Zwischenräume mit Zweigen und Moos abgedichtet worden waren. Das Dach auf die gleiche Weise gebaut und als Bedachung, einfache Grassoden über den mit Moos verstopften Ritzen und Spalten. In diesen Erdlöchern, denn mehr waren sie nicht, war es am Anfang meiner Zeit dort, kalt und feucht. Im Sommer dagegen, feucht und heiß. Und immer lag ein Geruch von Fäulnis in der Luft. Wenn es regnete, was hier und da schon einmal vorkam, tropfte noch tagelang das Regenwasser auf uns und unsere paar Habseligkeiten. So stellte ich mir ein Straflager in Sibirien vor, von denen wir ab und zu etwas gehört hatten. Die Umzäunung war ein einfacher Stacheldrahtzaun, höchstens 2 Meter hoch und das Lagertor wurde nur des Nachts geschlossen. Über Tag stand es sperrangelweit offen. Daß ein Gefangenen von hier abhauen wollte, stellte ich mir als ein Unding und aussichtlos vor. Wer hier arbeiten mußte, war übel dran. Der war, ein anderer Vergleich fällt mir nicht ein, in der Verbannung.

Unsere Arbeit war in zwei ganz verschiedene Tätigkeiten eingeteilt. Während ein Teil der Lagerinsassen im Wald arbeitete, arbeitete der zweite Teil auf einer Bahnstation. Die Stärke der beiden Arbeitsgruppen, war ungefähr gleich. Ich will versuchen, beide Tätigkeiten, so gut und wirklichkeitstreu wie möglich, zu beschreiben.

Die Arbeit im Wald war sehr schwer. Dort wurden die oftmals sehr dicken und sehr langen Baumstämme, die schon seit Jahren auf großen Stapeln lagen, auf umgebaute Panzer der Roten Armee, verladen. Nicht mit einem Hebezeug, ganz einfach mit Menschenkraft, durch uns Gefangene. Das war einfacher und zudem auch noch billiger als ein kompliziertes Gerät. Außerdem hatten die Russen damals so was nicht. Die Panzer, die für den Transport der

Baumstämme umgebaut worden waren, waren meist T 34. Die von allen ehemaligen Wehrmachtsangehörigen gefürchteten und gehaßten Panzer der Roten Armee. Bei diesen Panzern hatte man den Geschützturm abgenommen und durch ein Gestell aus Rungen, ähnlich den Rungenwagen der Bundesbahn, ersetzt. Auf einer Seite der umgebauten Panzer, meist war es die rechte, waren die Stangen aus Eisenbahnschienen, fest zusammen geschweißt, auf der linken Seite konnte man sie abnehmen. Auf dieses Gestell wurden die oft bis zu fünfzehn, achtzehn Meter lange Baumstämme, mit zwei Seilen, an jedem Seil zogen manchmal mehr als fünfzehn Gefangene, über schräg an den Panzer angelegte Baumstämme, hochgezogen. Auf diese Weise ging das recht einfach, nur, wenn so ein dicker, schwerer Stamm bis zur Hälfte der Schräge hochgezogen war, mußte eine Pause eingelegt werden. Bei jedem Ruck den der Stamm nach oben gezogen worden war, wurde ein Holzkeil zwischen Stamm und Schräge gelegt. Eine gefährliche Arbeit, weit gefährlicher als das Hochziehen der Stämme. Hätte man keinen Keil untergelegt, wäre der Stamm zurückgerollt und die ganze Schinderei wäre umsonst gewesen. Aus diesem Grund wurden nach jedem Stamm, der auf dem Panzer zum Liegen kam, die zwei Gefangene mit den Holzkeilen, ausgetauscht Ein Panzer konnte je nach Dicke der Baumstämme, bis zu zwanzig Stück transportieren. Andere Fahrzeuge als die Panzer, selbst die stärksten Zugmaschinen, waren in dem unwegsamen Gelände, in dem es fast keine Waldwege, oder nur sehr schlechte gab, nicht einsetzbar. Zwei Panzerladungen ergaben eine Waggonladung. Wenn so ein beladener Panzer mit lautem Gedröhn durch den Wald fuhr, wegen der schlechten Bodenverhältnisse wippte er dann nach vorne und nach hinten, sah das ganz gespenstisch, vorsintflutlich aus. An die Fahrer der Panzer wurden sehr hohe Anforderungen gestellt. Es war eine schwere und risikoreiche Arbeit die sie verrichten mußten. Nur nach einer langen Fahrpraxis und mit viel Geschick war es möglich, diese Ungetüme sicher zu lenken und sich im Wald nicht fest zu fahren. Hatte eine Arbeitskolonne, die um die dreißig bis vierzig Mann stark war, an einem Arbeitstag zwei Panzer beladen, war das eine außerordentlich gute Leistung. Daß der Wald durch diese Art des Transportes von Baumstämmen sehr litt, braucht nicht erwähnt zu werden.

Zu den jeweiligen Lagerplätze der Stämme wurden wir mit Lkws. gefahren. Die Wege dorthin waren zu weit weg vom Lager und oft nur schwer zu finden. Da mußten selbst die Fahrer manchmal recht lange suchen. Zum Verladebahnhof, wo eine zweite Kolonne der Gefangenen die angefahrenen Baumstämme verlud, mußten wir marschieren. Der Weg mag drei Kilometer lang gewesen sein. So ca. ein Kilometer durch den Wald, den Rest über Feldwege, die auch von den Panzern benutzt wurden und daher tiefe Furchen aufwiesen. Wenn ein Panzer mit seiner Ladung über einen total zerfahrenen Feldweg fuhr, oft in schnellem Tempo, stand eine viele hundert Meter hohe Staubwolke über dem ganzen Gelände. Auf den Feldern, die zu einer Kolchose gehörten, die ich aber nirgends ausmachen konnte, wuchs hauptsächlich Getreide. Das Mittagessen wurde uns in den Wald und auch zum

Verladebahnhof gebracht. Jeden Tag mußten einige Gefangene in der Lagerküche aushelfen und die Essenausgabe auf den beiden Arbeitsstellen übernehmen. So kam jeder einmal in den Genuß, in der Küche zu helfen und sich dort einmal satt zu essen. Auch ich kam eines Tages an die Reihe und mußte nach der Arbeit in der Küche bei den zwei Waldkommandos das Essen austeilen. Auf dem Wege dorthin sah ich zum ersten mal in meinem Leben, an einer Wegkreuzung mitten im dichten Wald, ein kleines Rudel Waldwölfe. Nicht viele, vielleicht vier oder fünf. Struppige, magere Kerle mit dunklem Fell. Trotz des Wildes, von dem es im Wald bestimmt genug gab, litten sie scheinbar großen Hunger. Genau wie wir.

Während die Waldkommandos fast nicht bewacht wurden, wer wäre auch auf die blödsinnige Idee gekommen von dort abzuhauen, waren beim Verladekommando am Bahnhof, mindestens zehn bis fünfzehn Soldaten als Bewachung. Es hätte ja sein können, ein Gefangener benützt einen der ganz wenigen Züge, die am Bahnhof, einer kleinen Haltestelle ohne Personal, hielten, zur Flucht. Im Wald wäre eine Flucht ein kompletter Wahnsinn gewesen. Ein Flüchtender hätte sich in dem riesengroßen, undurchdringlichen Wald, mit Sicherheit verirrt. Am Bahnhof hätte man die Flucht nicht wagen können. Dafür waren erstens einmal zu viele Soldaten als Bewachung da und zweitens, das ganze Areal war viel zu gut einzusehen. Überall stand ein Soldat und keiner schlief. Die nahmen ihren Dienst ganz ernst. Ich hätte nie eine Flucht nicht gewagt, der Ausgang wäre mir zu ungewiß und zu riskant gewesen. Wie weit war den der Weg nach Deutschland, welche Gefahren und Hindernisse wären zu überwältigen gewesen auf dem langen Weg nach Hause. Irgend wann komme ich schon nach Hause.

Im Lager fand eines Tages, wir waren alle beim Arbeitseinsatz, eine Durchsuchung unserer Unterkunft statt. Als wir von der Arbeit heim kamen, stellten wir fest, daß alles durchwühlt worden war. Was hatten die Russen wohl gesucht bei uns armen Kerlen, wir hatten doch nichts. Nur die wenigsten von uns besaßen doch etwas von ganz bescheidenem Wert. Mir allerdings hatten sie von dem Rest meiner mühsam und mit Risiko ersparten Rubel, den ich nicht mit zur Arbeit genommen hatte, den unter der Pritsche versteckten Teil, mitgenommen. Gut, daß ich im Hauptlager schon das meiste ausgegeben hatte. Ich verlor immerhin noch so um die 50 bis 60 Rubel. Viel mehr als zwei Monate Sold der Soldaten. Wenn das Geld ein kleiner russischer Landser geklaut und eingesteckt hatte, soll es gut sein. Wenn der Dieb, als solchen bezeichnete ich denjenigen, der mein Geld mitgenommen hatte, aber ein Offizier gewesen war, soll es ihm ein Loch in die Hose gebrannt haben. Hätte ich doch alles im Lager verbraucht. Aber so ist man halt im Leben. Immer denkt man, verwahre was für Notzeiten. Jetzt kann eine schlechte Zeit kommen, die kommt sogar ganz bestimmt und ich habe keinen Notgroschen.

Als gegen Mitte Juli das Getreide schon heranreifte, machte ich über eine Woche lang folgendes. Beim Hinweg zum Bahnhof und beim Heimweg zum

Lager im Wald, gingen wir immer in einem losen Haufen an einem Haferfeld vorbei. Dabei streifte ich mit einer Hand schnell fünf, sechs, sieben Halme ab und steckte die Körner in meine Jackentasche. Mit Daumen.- und Fingernagel habe ich dann, Korn für Korn, die Schalen vom Haferkorn geschält und in einem kleinen Beutel gesammelt. Nach einigen Tagen hatte ich so viele Körner zusammen, daß ich mir in der Mittagspause in meinem Misky, eine Hafersuppe kochen konnte. Ganz ohne Salz, nur mit Wasser. Holzspäne für ein kleines Feuer lagen genug auf dem Verladeplatz und kein Posten sagte dazu ein Wort. Denen war das ganz egal was wir in der Mittagspause machten. Wenn die nur ihre Ruhe hatten und keiner von uns Gefangenen abhaute, wenn wir alle am Feierabend wieder hier waren.

Im August wurde das Lager, wieder einmal ganz überraschend, geschlossen. Es war gut so. Einen verregneten Herbst oder gar einen Winter mit Schnee und Kälte, hätte dort keiner überlebt. Die Arbeit war viel zu schwer, die Verpflegung viel zu schlecht und die Unterkunft schon im heißen Sommer vollkommen ungeeignet. Im Winter wäre das Stroh unserer Pritschen naß geworden und wäre zu Klumpen gefroren. Arbeiten im Wald wären außerdem fast unmöglich gewesen. Wer hätte die Holzstapel gefunden unter dem oft sehr hohen Schnee? Wer hätte die Stämme aufladen und transportieren können und dann noch auf Waggons verladen? Ob unsere Arbeit zu Ende war oder ob das Sägewerk in das die Stämme kamen, unsere Arbeit nicht bezahlt hatte? Oder hatte doch vielleicht ein hoher Offizier ein bißchen Erbarmen und Mitleid mit uns? Ein weiterer Grund, das Lager zu schließen, war möglicherweise auch der, daß man im Winter, wenn der auch noch gut drei Monate weit weg war doch das Risiko von Erfrierungen und der Erkrankung eines kompletten Lagers vermeiden wollte. Gründe, das Lager zu schließen, gab es mehr als genug. Aber darüber machten wir uns keine Gedanken. Wir waren mehr als froh über die Schließung. Wir beeilten uns sogar bei unserem Abtransport.

Eines muß ich noch anfügen. Die Stämme, die wir im Wald aufluden, waren vor gut drei Jahren von anderen Gefangenen gefällt worden. Das jedenfalls will einer von uns von einem Wachposten erfahren haben. Möglich war das schon, denn bei einigen Stapeln wuchsen durch die Lücken zwischen den Stämmen, kleine Bäumchen und Brombeerhecken.

Im Lager gab es auch zwei Tote. Einige Tage nach einem starken Regenguß wuchsen im Wald verschiedene Pilze. Von denen hatten die beiden Landser ein paar Bissen gegessen und sich dabei vergiftet. Wenn ich mich richtig entsinne, waren die beiden Tote Ungaren. Angeblich waren die Pilze Ziegenbärte und von daher eßbar. Vielleicht waren es aber welche, die den Ziegenbärten nur ähnlich sahen. Auf diesen Vorfall hin, durfte sich keiner beim Verzehr von rohen Früchten, erwischen lassen. Ihm drohte eine saftige Strafe. Und doch wurden, wenn es niemand sehen konnte, rohe Früchte gegessen. Die wenigen Früchte, die wir finden konnten und dann auch aßen, waren entweder die Beeren der Ebereschen oder die des Rotdorns. Eine Kolonne, die

auf einem Holzlagerplatz draußen, mitten im Wald die Baumstämme aufladen mußten, fand einmal in dem dort herrschenden Gestrüpp, einen Holzapfelbaum mit Früchten. Wie der wohl dahin gekommen war? Die Früchte sind bekanntlich sauer wie Essig, trotzdem war der Baum innerhalb ganz kurzer Zeit vollkommen leer. Niemand wurde erwischt und keiner wurde krank oder ist daraufhin gestorben. Vielleicht war aber auch der Vorfall mit den beiden Toten der Grund zur Schließung des Lagers. Trotz der schweren Arbeit und der miserablen Verpflegung im Wald kam ich ohne Schaden erlitten zu haben, wieder im Lager mit der Wasserlatrine gut an. Nur mein Geld war weg.

Ich hatte wieder einmal viel Glück gehabt.

Im Lager "Elektro Sawod"

Wieder zurück gekommen im Lager Elektro Sawod, das Lager, das sich in der vierten Etage einer Elektrofabrik befand, wurde die Brigade, der ich zugeteilt worden war, auf einer kleinen Kolchose, eingesetzt. Unsere Aufgabe war es unter anderem, die Wege, die in einem sehr schlechten Zustand waren, auszubessern. Und nun folgte eine Geschichte, die ich eine Kuriosität nennen möchte.

Nicht weit weg von der Kolchose, die ebenfalls nicht weit entfernt vom Stadtrand lag, war eine Lagerhalle. Die lag in einer stillen, eher einem Feldweg ähnlichen Nebenstraße. Schattig war es dort und wenn ein Lkw. hindurch fuhr, lag Staub in der Luft. In dieser Lagerhalle waren im betonierten Boden, vier oder fünf, ungefähr fünf mal fünf Meter im Quadrat und gut drei Meter tiefe Gruben. Ebenfalls aus Beton. In diesen Gruben wurde für den Wintervorrat, Sauerkraut eingeschnitten und gelagert. Vorerst war es aber noch nicht so weit, erst einmal mußten sie gesäubert werden. Das war unsere Aufgabe. Nur mit Wasser und Bürsten, nicht mit Chemikalien. Die Hosenbeine hochgekrempelt und mit bloßen Füßen arbeiteten wir zwei Tage lang in den Gruben. Bei der Hitze, die damals herrschte, eine willkommene Beschäftigung. Später, nach der Kappusernte, haben wir dort den angelieferten Kappus über Nacht vor Diebstahl durch die Russen, bewacht. Wir waren nur ein paar Gefangene und mußten schon die ganze Nacht über wach bleiben. Irgendwie war das doch ein guter Vertrauensbeweis für uns. Deutsche Gefangene bewachen Kappus, damit ihn die Russen nicht klauen. Das war, so meine ich, schon eine groteske Situation. Mit den Frauen die dort arbeiteten, meist waren es recht junge Dinger, die irgendwie schon mal ganz lustig und ausgelassen waren, hatten wir ein sehr gutes Verhältnis. Sie verstanden es wunderbar, sich vor der Arbeit zu drücken und wir taten es ihnen gleich. Die arbeiteten sehr wenig, sie machten erheblich mehr Unsinn und Dummheiten. Oft verschwanden sie ganz einfach für eine Zeitlang von der Arbeit. Wir haben uns mit ihnen prima

verstanden. Da gab es selten ein hartes. lautes Wort Schade, auf dem Kommando wäre ich gerne für längere Zeit geblieben. Aber, Kappus kann man halt nur während einer kurzen Zeitspanne zu Sauerkraut verarbeiten. Unsere Aufgabe in der Lagerhalle war, den mit Lkws. angelieferten Kohl, der draußen, vor der Halle auf einem hohen Haufen lag, von den äußeren, grünen und bitteren Blättern zu säubern, dann unter Zuhilfenahme von reichlich Wasser zu waschen, in die Schneidemaschinen zu werfen, die Auslaßrohre in die entsprechende Richtung zu lenken, immer so, daß der zerschnittene Kohl in die zu befüllende Grube fiel und für die benötigte Menge Salz zu sorgen.

Beim Einschneiden des Sauerkrautes, das nur entfernt eine Ähnlichkeit mit unserem hatte, es war kleiner und kürzer geschnitten, haben wir auch geholfen. Die Schneidemaschinen waren ähnlich einer Häckselmaschine, wie sie die deutschen Bauern im Winter zum Zerkleinern der Runkelrüben verwenden. Eine Maschine schaffte in einer Stunde so um die fünf Zentner Kappus. Mit eingeschnitten wurden dicke Karotten. In hohen Bogen flogen die zerkleinerten Kohlköpfe aus einem Rohr der Maschine und wurden dann unter Zugabe von reichlich viel grobem Salz, von Frauen mit nackten Füßen festgetreten. Ich habe während meiner Gefangenschaft, niemals Sauerkraut zu essen bekommen. Wohl aber grüne Tomaten und kleine Rote Bete, die auf die gleiche Art wie der Kappusta, eingesalzen und konserviert wurden.

Vielleicht war die Hitze schuld, vielleicht aber auch hatte sich ein Gefangener irgendwo draußen auf einem Arbeitskommando an irgend etwas infiziert; eine Magenverstimmung, die mit starkem Erbrechen und einem nicht endenden Durchfall einherging, erfaßte nach ganz kurzer Zeit, in nur wenigen Tagen, die gesamte Belegschaft des Lagers. Überall, in den Schlafsälen, in Fluren und Gängen, auf den Treppen die in das Erdgeschoß führten, drunten im Hof, auf dem Antreteplatz, vor der Küche und dem Magazin, überall erbrachen sich die Gefangenen und lagen Durchfallhaufen. Dazu die Hitze, der saure, bittere Gestank und vielen Millionen Fliegen. Eine Epidemie schien sich anzubahnen. Die Angst ging um im Lager. Wie und mit welchen Mitteln und Medikamenten war dieser Krankheit zu begegnen? Da war guter Rat wirklich teuer. Nur mit einem schnell wirkenden, radikalen Mittel, das der Lagerarzt gefunden zu haben schien.

Alle, ganz gleich ob sie erkrankt waren oder nicht, alle Insassen des Lagers, ohne Ausnahme, mußten in das Lazarett kommen und jeder bekam einen Liter lauwarmes Wasser, in dem Kaliumpermanganat aufgelöst war, zum Trinken. Kaliumpermanganat ist ein mindergiftiges Mittel und darf heute, im Jahre 1996, nur ganz selten in der Medizin eingesetzt werden. Damals mußten wir es unter Aufsicht eines Ärzteehepaares und der Sanis, die zum Teil ehemalige deutsche Sanitäter waren, in möglichst kurzer Zeit, trinken. Allein schon die enorme Menge lauwarmes Wasser, dazu dieses bitter schmeckende Kaliumpermanganat, füllte den Magen so dick auf, daß ein spontanes Erbrechen die Folge war. Im Lazarett, das zum Glück auf der gleichen Etage wie unser

Schlafsaal lag und das einen Boden aus Fliesen hatte, stand der erbrochene Mageninhalt, fast fingerhoch. Überall glitschte es und war die totale Nässe. Es war eine Roßkur sondergleichen, aber, sie half. Nach kurzer Zeit, keine Woche war vergangen, lagen nur noch die schwersten Fälle im Lazarett. Woher die Erkrankung kam, ob sie mit dem Essen eingeschleppt worden war, oder ob jemand verbotenerweise verseuchtes Wasser getrunken hatte, war nicht festzustellen. Zum Glück brachten die Ärzte die Krankheit recht schnell unter Kontrolle und es war nicht klar, um welche Krankheit es sich letzten Endes gehandelt hatte. Todesfälle kamen zum Glück nicht vor, es sind mir keine bekannt geworden. Wenn doch, so wurden sie peinlichst verschwiegen. Wie gut, daß es wenigstens dieses Kaliumpermanganat in ausreichender Menge gab. Man stelle sich vor, es wird kein wirksames Mittel in ganz kurzer Zeit gefunden, oder es muß erst mühsam von irgendwoher herbei geschafft werden, dann ist die Katastrophe nicht mehr abzuwenden. Dann geht die Sache schlecht aus und viele Landser krepieren. Hier gehört dem Ärzteehe-paar, die wir im Lager wegen ihres Alters, Oma und Opa nannten, ein Lob ausgesprochen. Ihnen ist es zu verdanken, daß niemand zu Schaden kam und ich muß anmerken, daß sie für uns Gefangene, irgendwie ein Herz hatten und uns gut gesinnt waren. Diese zwei Leute sollten im nächsten Jahr eine ganz entscheidende Rolle in meinem Leben spielen. Doch davon später.

Drei Ereignisse aus dem Lager

Leider verliefen die angesagten Ereignisse für die unmittelbar beteiligten Gefangenen nicht glimpflich.

Bei einer Produktionversammlung, die, wie ich schon einmal berichtet hatte, am letzten Sonntag eines jeden Monats, statt fand, wurde unser Magaziner, des Diebstahls von "Sowjeteigentum" angeklagt. Die Verhandlung fand Komicherweise im Lager, auf dem Antreteplatz vor dem Magazin statt und nicht, wie man hätte annehmen können und wie es bestimmt richtig gewesen wäre, vor einem ordentlichen Gericht. Die Lagerleitung hatte eigens für diese Verhandlung eine Art Bühne errichten lassen. Auf diesem Podium saßen zwei oder drei Offiziere, ein Dolmetscher, der “Dieb” mußte stehen bleiben. Wir Gefangene mußten uns kompanieweise, auf dem Antreteplatz auf die Erde setzen. Dem Magaziner wurde zur Last gelegt, in der städtischen Mühle, beim Empfang von Produkten, einen Sack Mehl, der ohne sein Zutun und ohne seine direkte Mithilfe zuviel auf den Lkw. geladen worden war, nicht zurück gegeben zu haben. Eine Sache also, die doch nicht sein Vergehen war, die nicht durch sein Verhalten eintrat. Alle seine Beteuerungen und Einlassungen, von der ganzen Sache nichts bemerkt und sie auf keinen Fall angeordnet oder veranlaßt zu haben, fanden kein Gehör. Daß da ein Sack Mehl zuviel in das Magazin gebracht worden war, fiel erst auf, als beim Abladen einer der im

Magazin beschäftigten Gefangenen, den verantwortlichen russischen Verwalter darauf hin ansprach. Hätte der dumme Kerl sein dummes, vorlautes Maul gehalten, nie wäre die Sache aufgefallen und wir Gefangene hätten einen Sack Mehl mehr zu unserer Ernährung gehabt. Der Magaziner wurde, so kann ich mich erinnern, nach einer nur kurzen Verhandlung, die eine Farce war, die nur den Anschein einer Gerichtsverhandlung hatte, in der er nicht die geringste Chance einer Rechtfertigung und Verteidigung hatte, in der er immer wieder seine Unschuld beteuerte, zur Zwangsarbeit in einem Straflager verurteilt und noch am gleichen Tag fortgebracht. Ob das alles rechtens war, oder ob man nur mal ein Exempel statuieren wollte? Beides war möglich. Oder büßte da ein Gefangener am Ende für das Verschulden eines anderen, eines wirklich Schuldigen? Jahrelang hatte der arme Kerl treu und brav seine Pflicht zur Zufriedenheit der Lagerleitung getan. Und dann kommt so ein fader, mieser Kerl, sagt vielleicht die Unwahrheit und die wird geglaubt und ein Unschuldiger verliert wo möglich sein Leben. Wenn ich mich recht entsinne, und da bin ich mir fast sicher, stammte der Magaziner aus Ludwigshafen oder Oggersheim. Er war ein kleiner, trotz der Gefangenschaft etwas dicklicher Mann, so um die 35 Jahre alt und soll in seiner Heimatstadt ein Fischgeschäft betrieben haben. Diese letzte Auskunft habe ich nicht überprüfen können. Sie stammt von einem Mitgefangenen, der schon länger im Lager war und die Verhältnisse einigermaßen kennen wollte.

Das zweite Ereignis geschah eines Nachts, lange nach Mitternacht, so gegen 5:00 Uhr früh.

Eine unangenehme Sache bei uns Gefangenen war, daß man bedingt durch die schlechte, eintönige und vitaminlose Ernährung, das Wasser nicht, oder doch nur sehr schlecht, einhalten konnte. Darunter litten alle Gefangenen, gleich welchen Alters. Bei Tag ging das ja, da war man irgendwo draußen beschäftigt, aber des nachts raus müssen unterbrach den Schlaf, den jeder Gefangene bitte nötig hatte. Drei.- viermal also hieß es, innerhalb von acht, neun Stunden, runter von der Pritsche, raus in die Latrine im Hof und wieder die neunundneunzig Stufen hoch in die vierte Etage auf die verwanzten, verflohten Bretter. So kam ich gegen halb fünf Uhr, nach einem wiederholten Mal Pinkeln, zurück in den riesengroßen Schafsaal und sah ganz in meiner Nähe, zwei Soldaten und ein Offizier bei einem Mitgefangenen an dessen Pritsche stehen und ihn ausfragen. Eine etwas seltsame, noch nie vorher dagewesene Situation. Ich hatte sowas vorher noch nicht gesehen und ich dachte mir, sieh mal zu was daraus wird, mach aber so, daß es aussieht, als würdest du schlafen. Unter den zusammen gekniffenen Augenlidern hindurch sah ich, wie der angesprochene Landser von seiner Schlafstelle stieg, die beiden Soldaten ihn in die Mitte nahmen und durch die nur vom Schnarchen der schlafenden Gefangenen unterbrochenen Stille des aufkommenden Morgens, abführten. Von seinen paar Habseligkeiten, die er wie fast alle von uns, besaß, durfte er nichts mitnehmen. Er war ein stiller, ruhiger Mann, der eigentlich nie besonders auffiel und mit keinem von uns näheren Kontakt

hatte. Das war nichts besonderes, viele von uns waren stille, in sich gekehrte Menschen. Wenn man bedenkt, was wir alle mehr oder weniger durch gemacht und erlebt hatten, war so ein von Scheu geprägtes, kontaktarmes Verhalten keine Seltenheit und nichts Ungewöhnliches. Frohe, heitere Menschen, die lachen und sich über jede dumme Sache freuen konnten, gab es in der damaligen Zeit sehr, sehr wenige. Mir erging es nicht viel anders. Ich hatte zwar zu vielen Leuten guten Kontakt und kannte auch recht viele mit ihren Namen, aber, gelacht habe auch ich damals nur selten.

Der abgeführte Landser war so an die vierzig Jahre alt. Ich glaube, daß außer mir, vielleicht nur gerade diejenigen, die in seiner unmittelbaren Nähe schliefen, sein Verschwinden bemerkten. Wochen später, keiner hatte ihn bis dahin wieder gesehen, noch etwas von ihm gehört, sickerte das Gerücht durch, er wäre ein Angehöriger der Feldgendarmerie gewesen. Woher dieses Gerücht kam oder wer es in die Welt gesetzt hatte, war nicht feststellbar. Möglich, daß es sogar von der Schreibstube kam, daß da ein Landser, der was wußte und über das, was er eigentlich nicht hätte sagen dürfen, seinen Mund nicht halten konnte. Bekannt war nur, daß die Russen alle Angehörige der Feldgendarmerie und der Waffen SS, deren sie habhaft werden konnten, ohne zu zögern, nach Sibirien in besondere Lager brachten. War dies so ein Fall? Verräter, und sei es auch nur um den Lohn einer Portion Brot, gab es immer und überall. Ich bin geneigt zu glauben, daß in diesem Falle auch hier so ein falsches Individuum den verschwundenen Gefangenen verraten hatte. Ist eine einfache Mahlzeit, ein einmaliges Sattwerden, ein Menschenleben wert? Napoleon sagte einmal, er liebt den Verrat, doch nicht den Verräter. Bei den Russen war es bestimmt nicht anders.

Die dritte Geschichte ist ganz anderer Natur, fast grotesk. Eine Geschichte, die täglich Tausende Male passierte und immer wieder passiert. Der deutsche Lagerführer war ein Mann von ca. achtundzwanzig, dreißig Jahren, stammte aus Oberschlesien, sah sehr gut aus, war aber nicht als Pole anerkannt und somit schon entlassen worden, sondern mußte wie wir, in Gefangenschaft bleiben. Er sprach sehr gut russisch und hatte aus seiner Position heraus, viel Umgang mit den im Lager tätigen Russen. Es blieb nicht aus, daß er mit einer jungen russischen Ärztin, die vorübergehend im Lager arbeitete, näher in Kontakt kam. So geschah das, was eigentlich nicht vorkommen durfte, aber nicht ausbleiben konnte. Beide fanden einander begehrenswert , die Liebe geht seltsame Wege, es kommt die Gelegenheit zu einem Techtelmechtel und der Oberschlesier machte der Ärztin, in einem, für beide hoffentlich schönen Schäferstündchen, ein Kind. Das hatte zwangsläufig für beide Teile fatale Folgen. Er wurde abgesetzt und in ein Straflager gebracht, die Ärztin wegen unerlaubten und verbotenen intimen Beziehungen zu einem ehemaligen Feind mit Gefängnis bestraft und ihr, nach der Geburt ihres Kindes, das Baby fort genommen. So das Gerücht, das der Wahrheit entsprechen mag. Möglich ist das schon. Beide wurden nach dem Vorfall nie mehr im Lager gesehen. Der Spitzname des Lagerführers war, wegen seinem Aussehen, "La Paloma", die

weiße Taube. Uns, dem gewöhnlichen Gefangenen, hätte so ein Ding nicht passieren können. Uns stand der Sinn nicht nach und Erotik, wir hatten kein Verlangen danach. Was war denn Sex? Eine Sache, die wir fast vergessen hatten. Sex wäre für uns unmöglich gewesen. Eher wäre das berühmte Kamel durch das ebenso berühmte Nadelöhr gegangen. Unsere Gedanken waren nur auf eine zusätzlich Mahlzeit ausgerichtet und auf unser Heimkommen.

Die Geschichte mit den Roten Beten

Es war in der Zwischenzeit Herbst geworden. Die Tage wurden kürzer und die Nächte länger. Zwar merkte man davon noch nicht allzuviel. Ein untrügliches Zeichen war nur die immer tiefer stehende Sonne. Wieder stand die kalte Jahreszeit mit Dunkelheit, Schnee und Kälte vor der Tür. Da kommt wieder die bedrückende Zeit der langen Nächte und der trüben Tage. Was wird sie mir bringen? An eine Heimkehr noch in diesem Jahr dachte ich nicht mehr, es sei denn, ein Wunder würde geschehen und an Wunder glaubte ich nicht. Ich hoffte nur, daß mich das Glück, das ich wirklich schon so oft hatte, nicht verlassen würde.

Die Verpflegung im Lager war eigentlich nicht schlecht. Die Ernährungslage hatte sich sowohl draußen bei der Zivilbevölkerung, wie auch bei uns, doch schon gebessert. Ich glaube, das habe ich schon einige Male geschrieben, der russischen Zivilbevölkerung erging es nicht wesentlich besser als uns. Auch die konnten nicht in Saus und Braus leben, da fehlte schon noch sehr viel, selbst Dinge, die man nicht zum Luxus zählen konnte. Es war nur gut, daß die Russen keine all zu hohen Ansprüche an das Leben stellten. Ich entsinne mich, und das ist schon bezeichnend, daß wir Gefangene eines Tages als Fleischzuteilung, getrocknete Ziegen bekamen. Zur gleichen Zeit konnten die Russen auf dem Markt, den sie Basar nannten, ebenfalls getrocknete Ziegen kaufen. Woher, aus welcher Republik der Sowjetunion die kamen? Wer weiß, vielleicht aus Asien. Da gab es doch riesengroße Ziegenherden. Das Fleisch der Ziegen, viel fand man ja nie in seiner Suppe, schmeckte nicht mal schlecht. Nur war es halt viel zu wenig. Aus einem Stück Rippe einer Ziege, das ich eines Tages, welch ein Wunder, in meinem Eßnapf fand, machte ich mir einen Griff zu meinem Taschenmesser. Leider wurde mir das Messer bei einer späteren Razzia abgenommen.

Mit dem Herbst kam aber auch die Zeit der Ernte. Die Zeit, in der ein aufmerksamer Gefangener sich hin und wieder, wenn er die Augen offen hielt, leicht eine zusätzliche Mahlzeit beschaffen konnte. So kam an einem Nachmittag ein Lkw. voll roter Bete bei uns im Lager an. Die sollten im Lagerkeller für den kommenden Winter eingelagert werden. Der Fahrer stellte den Wagen im Hof des Lagers ab und verschwand. Er hatte seinen Auftrag, den Lkw. ins Lager zu

bringen, korrekt ausgeführt, Weitergehende Order hatte er scheinbar nicht. Warum auch, für weitere Arbeiten gab es weitere Leute. Wohin er verschwand, keiner wußte es. Es dauerte keine halbe Stunde und von den gut drei Tonnen rote Bete, die ohne Abdeckung lose auf dem Lkw. lagen, war ein beträchtlicher Teil von den im Lager verbliebenen oder schon von der Arbeit gekommenen Gefangenen einfach geklaut worden. Blitzschnell erschienen die Kerle, sprangen so gut sie konnten an dem Lkw. hoch, grabschten zwei, drei Rüben, verstauten die unter ihrer schäbigen Jacke und verschwanden in irgend einer nahen Tür. Erwischt wurde keiner der Diebe, die hatten überall ihre Augen und verzogen sich wie der Wind, wenn sich irgendwo ein Russe blicken ließ. Bis der Magaziner etwas von den Diebereien bemerkte, ob er es überhaupt bemerken konnte und wollte, fehlte schon sehr viel.

Rote Bete schmecken vorzüglich. Leider mußten sie roh gegessen werden. Gekocht wären sie weicher und noch schmackhafter gewesen. Aber, wo, wie und mit was sollte man sie kochen? In diesem Lager war es, zum Gegensatz zum Bahnhofslager in Kursk, wo wir uns einen Elektrokocher aus einem Panzerabschleppseil selbst gebaut hatten, nicht möglich. Wenigstens vorerst noch nicht.

Roh wie gekocht haben die roten Bete, wegen ihres recht hohen Zuckergehaltes, eine abführende Wirkung. Das wußte damals scheinbar niemand. Am nächsten Morgen, schon sehr früh, sah man überall ihre Wirkung. Ähnlich wie vor einigen Wochen, bei der massiven Magenerkrankung, sah man heute rote Urinlachen und roten Stuhlgang liegen. Vom oberen Stockwerk des Fabrikgebäudes, wo unsere Schlafsäle lagen, die Treppen hinab, es waren fast hundert Stufen, über den Hof bis zur Latrine ging die Spur. Überall sah man die Auswirkung der roten Rüben. So erging es allen, die sich einige geklaut und verzehrt hatten. Der Magaziner soll, als er diese Spuren, besonders die in der Wasserlatrine, ich habe sie schon beschrieben, gesehen hatte, gesagt haben: hier liegen meine roten Bete. Im Winter werden sie allen fehlen. Was die Ärzte sagten, ist nicht bekannt. Sie waren bestimmt alles andere als froh. Die überall verteilten Hinterlassenschaften der Rohkost, auf Treppen, Fluren, im Hof und in der Latrine, mußten die im Lager verbliebenen Gefangenen der Gruppe III noch am selben Tag, mit viel Wasser, ohne Handschuhe oder sonst einem Schutz, bis zum Mittag, wegschaffen und aufwischen. Eine tragisch komische Geschichte. Ich hatte, wie so viele andere auch, eine rote Rübe geklaut und roh gegessen. Weil sie so furchtbar hart war, taten mir vom Kauen her die Backen weh und auch bei mir war die Wirkung ganz fatal. Die Hosen habe ich an dem besagten Tag nur ein einziges Mal fallen lassen, ich hatte sie nie richtig zugemacht.

Bei den Finnenhäusern

Das Ereignis, von dem ich nun berichten werde, klingt unglaublich, ist aber die reine Wahrheit, genau wie alles in diesem Buch und gehört zu den drei schon angesagten Ereignissen. Diese Geschichte ist aber durch eigenes Verschulden des Beteiligten zustande gekommen und hätte mit einigem klaren Denken verhütet werden können, während die Sache zwischen dem Lagerführer und der Ärztin mehr durch Zufall passierte. Der Zufall spielte, wenn man so will, hier auch eine Rolle.

Ich habe im Lager, da ich ja immer noch kein Spezialist, sondern immer noch ein Schorne Robotschik war, das Kommando und somit auch den Arbeitsplatz recht häufig gewechselt. So kam ich eines Tages auf eine Arbeitsstelle, die am Rande der Stadt lag. Die war so weit vom Lager weg, daß wir, wir sollten ja in Anbetracht des vor der Tür stehenden Winters, noch möglichst viel und gut arbeiten, mit Lkws. zur Arbeitsstelle gebracht wurden. Wir sollten Finnenhäuser aufstellen. Wir nannten sie so, weil sie aus Finnland importiert wurden. Vielleicht hießen sie anders, aber das war uns egal. Daß sie aus Finnland stammten, sah man an den aufgeklebten Versandzettel. Diese Häuser bestanden, es klingt wie gesagt, unglaublich, aus Holz und dicker Pappe. Das Holz war scheinbar noch nicht einmal imprägniert. Man sah jedenfalls nichts dergleichen. Die einzelnen Bauelemente, also Wände, Decken und Böden bestanden aus einem recht dicken Balkenrahmen und die Zwischenwände aus einer ca. 10 cm dicken, sehr porösen Pappeschicht. Ein Haus, oder besser gesagt eine Baracke, war ungefähr 8 Meter lang, 6 Meter tief und so an die 2,50 Meter hoch. Eigentlich hätte man zu den Dingern "Lauben" sagen sollen, denn sie waren alles andere, nur keine Häuser. Zur vorübergehenden Benutzung im Sommer, als eine Notlösung, waren sie schon gut. Nicht aber zum dauernden Darinwohnen. Schon garnicht im kommenden Winter. Sie sollten die Wohnungsnot, die in Woronesch, die Stadt war zu fast total zerstört, herrschte, mindern helfen. Keine Spur von dieser Hilfe, denn; es war in der Zwischenzeit schon viel Regen gefallen und in der Luft lag schon Schnee. Es mußte also sehr schnell gehandelt werden, die Zeit drängte. Die Häuser wurden einfach in die Gegend gestellt. Die hölzernen Rahmen verzogen sich, die Pappefüllung quoll auf, alles war naß und schwer. Ein Desaster bahnte sich an. Dazu kam die unsachgemäße Lagerung. Sowas sollte man auf einer festen, plangerechten Unterlage stapeln, gegen Wind, Wetter und vor allem gegen Regen mit Planen zudecken. Was aber tat man hier? Die Transporter brachten die einzelnen Kisten, wir Gefangene mußten sie abladen, forttragen und lagern. Da die Dinger aber sehr schwer waren, wir nicht genügend Kraft sie zu tragen hatten, fiel so manche Kiste schon hinter dem Lkw. in den Matsch. Die Kisten platzten auf, der Inhalt flog in den Dreck, nachts wurde dann das noch Brauchbare geklaut und übrig blieb nur ein kläglicher Rest. Der

war zu nichts mehr zu gebrauchen. Und das nennt man dann Planwirtschaft und Fortschritt. Fortschritt wohin? In eine bessere Zukunft?

Die Wege, an denen die Pappehäuser dann aufgestellt werden sollten, waren knietiefer, nasser, brauner Dreck und Morast. Keine feste Bodenplatte, keine Schotterdecke oder sonst ein fester Untergrund. Und da sollten dann diese Häuser stehen und darin sollten Menschen wohnen und leben. Eine an Wahnsinn grenzende Zumutung. Das war keine Problemlösung, das war ein Irrwitz. Ich habe nur ein einziges fertiges Haus gesehen. Und selbst dort war in einer Wand ein großes Loch. Groß wie drei zusammen geballte Fäuste. Das sah aus, als wäre dort jemand mit einem Fuß durch getreten. Die anderen, so an die 12 Stück sollten aufgestellt werden, lagen aber noch in Kisten und Kasten verpackt in der Gegend herum. Ob die je aufgestellt wurden, glaube ich nicht. Bis es so weit war, fehlten bestimmt irgend welche wichtige Teile. Ich habe selbst gesehen, wie ein Russe, er nannte sich Vorarbeiter, aus einer Kiste ein Paket Schrauben, die jedem Haus beigepackt waren, heraus nahm und forttrug. War das am Ende gar Diebstahl? So läuft es bei der Planwirtschaft.

Die Sache hier war wieder einmal ein Musterbeispiel dafür, wie dumm, ungeschickt und kurzsichtig in Rußland gedacht, geplant und gearbeitet wurde. Unsere Arbeit, die Häuser, die Zeit und das Geld, alles war ohne Sinn und brachte niemand einen Nutzen. Das war die russische Planwirtschaft. Das waren Potemkinsche Dörfer. Einer denkt falsch, plant falsch, handelt falsch, ohne große Überlegung und alles was dann folgt, geht bestimmt in die Hosen.

Auch auf diesem Kommando ereignete sich eine Sache, die man nur verstehen kann, wenn man in der Lage ist, sich vorzustellen, wie stark Hunger sein kann, wie dann von so manchem alle Vorsicht und das einfachste Denken an Leben und Gesundheit über Bord geworfen werden. Wenn man weiß und versteht, wie weit ein Mensch durch Hunger getrieben sinken kann, dann kann man vielleicht auch diese Geschichte verstehen.

Wie ich am Anfang dieses Abschnittes schrieb, lag meine Arbeitsstelle, weit weg vom Lager. Folglich wurden wir zu Mittag auch hier verpflegt. Die Verpflegung wurde in Thermosbehältern der ehemaligen Wehrmacht, angeliefert. Ich habe auch schon berichtet, daß es im Lager und auch bei der russischen Zivilbevölkerung, seit einigen Wochen, getrocknete Ziegen als Fleischzuteilung gab. So gab es neuerdings für eine oder zwei Wochen, frisch geschlachtete Gänse. Schlecht ausgenommen, aber mit wieder eingelegten Innereien, mit langen Hälsen und den daran hängenden Köpfen. Obwohl es mittlerweile fast Winter und somit schon recht kalt geworden war, mußten die Gänse wegen der Gefahr des Verderbens, möglichst schnell verbraucht werden. Alles was an den Gänsen brauchbar war, auch die Hälse, Flügel und die Innereien, wurde gekocht und kam in die Suppe. Nur nicht die Köpfe, die wurden auf den

Müllhaufen geworfen und der befand sich im Lager hinter der Küche. Zugang dazu hatte eigentlich nur das Küchenpersonal. So weit, so gut.

Eines Tages beobachtete ich, daß ein Mitgefangener kaum noch arbeitete, daß er im Laufe eines Vormittags, mindestens zehn Mal auf der Latrine verschwand. Es kam ja des öfteren vor, daß einer an einem vorübergehenden Durchfall oder Magenverstimmung litt und dann im Lazarett behandelt wurde. Jeder der so erkrankt war, bekam einige Tage Schonung und war froh, daß er für einige Tage nicht zur Arbeit in die Nässe und Kälte gehen mußte. Nicht so der, den ich beobachtet hatte. Er wurde innerhalb weniger Tage so hinfällig, schlapp und magerte erschrecken schnell zum Skelett ab. Er war Anstreicher, stammte aus Saarbrücken und war folglich fast ein Landsmann von mir. Daher kannten wir uns und sprachen ab und zu schon einmal mit einander. Jeder hatte irgendwie Interesse am anderen und dessen Ergehen. So ist auch meine Frage nach seinem Befinden zu verstehen. Auf meine Frage hin, ob er sich krank fühle und warum er sich nicht zur Behandlung im Lazarett melden würde, bekam ich eine Antwort, für mich, selbst in der damaligen harten Zeit, aus der Fassung brachte. Eine Antwort, die ich zuerst nicht glauben wollte, die mir so unglaublich wie irrsinnig, erschien. Er hätte sich vor gut einer Woche im Lager, vom Abfallhaufen hinter der Küche, drei oder vier Gänseköpfe gestohlen, sie aufgebrochen, das rohe Gehirn gegessen und nun habe er eine mordsmäßige Scheißerei. Nur aus diesem Grunde könne er nicht in das Lazarett gehen und sich krank melden. Dort würde man ihn nach der Ursache seines Durchfalles fragen und ihn wo möglich, als Saboteur und Drückeberger bestrafen. Ich dürfte ihn auf keinen Fall an jemanden verrate. Schon garnicht an einen Russen. Er war der festen Meinung und damit hatte er sogar bestimmt recht, daß er durch das Gehirn, das ja trotz des kalten Wetters schon in Verwesung übergegangen war, diesen Durchfall bekommen habe. Er würde bestimmt sterben und dann solle ich seinen Angehörigen seinen Tod mitteilen. Daß er sich den Tod selbst zuzuschreiben habe, daß er ihn fast selbst gesucht und daß er nicht zur Behandlung in das Lazarett gegangen wäre, das solle ich aber verschweigen. Ich habe ihm das in die Hand versprochen. Vielleicht war das falsch. Hätte ich ihn im Lazarett gemeldet, er hätte ja eine Geschichte, warum er diesen furchtbaren Durchfall habe, erfinden und lügen können, er würde vielleicht noch leben. Aber, ein gegebenes Wort bricht man nicht, auch ich nicht. Selbst nicht in dieser Lage. Wo wären wir, wenn man sein Wort bricht? Man muß sich das alles einmal vor Augen führen und dann versuchen, diese Handlungsweise zu verstehen. Seinen Namen habe leider vergessen. Ich weiß nur noch, daß er von Beruf Anstreicher war, daß er aus Saarbrücken stammte und so um die 35 bis 40 Jahre alt war. Die Geschichte, oder besser gesagt, diese Tragödie, die jämmerliche, krumme Gestalt mit den auf den Bauch gedrückten Händen und dem traurigen, verlorenen Blick, in denen sich eine unsagbare Angst spiegelte, die vergesse ich nie. Ich hatte schon viele gequälte Augenpaare gesehen, solche wie die des kranken Saarbrückers, aber noch nie. Hier sah ich, wie ehemals an der Front, Todesangst. Angst um das eigene bißchen Leben.

Ob die Finnenhäuser jemals fertig aufgestellt wurden, weiß ich nicht, glaube ich auch nicht. Denn, das wenige, was von ihnen nicht verfault und gestohlen worden war, konnte allein des Wetters wegen nicht aufgestellt werden. Wir fuhren dort nicht mehr hin. Dafür kamen wir zu einer anderen Baustelle, wo wir fast die gleiche Arbeit verrichten mußten. Nur diesmal waren es keine Pappehäuser, sondern finnische Iglus. Das waren runde, in der Mitte fast 2,5 Meter hohe und im Durchmesser an die 4 Meter betragende, den Schneeiglus der Eskimos vergleichbare Notunterkünfte aus recht solidem Sperrholz. An der Nordfront, in Karelien hatten sie während des Krieges den finnischen und deutschen Soldaten als Unterkünfte gute Dienste geleistet. Ein Iglu bestand aus acht Teilen für die Wände, acht Teile für den Boden und ebenso vielen Teilen für das Dach. Die Dachhaut war Teerpappe. Zusammengehalten wurden die einzelnen Teile mit Schloßschrauben, von denen aber, genau wie bei den Finnenhäusern, schon sehr viele geklaut worden waren. Fenster hatten die Iglus nicht. In der Decke war ein Loch für einen Ofen. Die fehlten allerdings. Irgend jemand hatte die mitgehen lassen. Als Notunterkunft für nur kurze Zeit im Sommer waren sie schon geeignet, nicht aber für einen Daueraufenthalt. Zudem noch im Winter. Da waren sie genauso ungeeignet wie die Finnenhäuser. Zudem hatten sie keinen Anschluß für Wasser, Abwasser oder Elektrizität. Wasser hätte man am Brunnen holen müssen und das Abwasser könnte man ja einfach in die Gegend schütten. Elektrischen Strom brauchte man nicht, was soll man damit tun, Elektrogeräte gab es nicht. Mit diesen primitiven Dingen wollte man das Wohnungsproblem und die Wohnungsnot lösen und lindern. Ein vergebliches, hoffnungsloses und aussichtsloses Unterfangen. Vielleicht wollte sich hier ein übereifriger Direktor mit der von vorne herein zum Scheitern verurteilten Maßnahme einen roten Rock verdienen. Die Dinger sind doch einmal bestell oder zugeteilt worden, wurden bestimmt erst lange Zeit nach Liefertermin geliefert, müssen folglich auch aufgestellt werden, wie sollten sie denn sonst belegt werden und wie erst soll denn der ausgearbeitete Plan erfüllt werden, wenn nicht so? Dumme Frage.

Beim Kommissar

In diesem Lager hatte ich auch mein zweites Zusammentreffen mit einem Kommissar, einem politischen Offizier der Roten Armee. Die erste Begegnung war, wie ich schon geschrieben habe, am 13. März 1944 bei Slatopol, am ersten Tag meiner Gefangenschaft. Wie damals, so sollte auch dieses Zusammentreffen mein Leben verändern. Damals rettete mir durch sein energisches Eingreifen ein jüdischer Kommissar das Leben, und diesmal kam ich für einige Wochen zu einem schönen Posten im Innendienst.

Ich weiß nicht mehr ganz genau wie das kam, oder besser gesagt, welcher Begebenheit ich diese gute Zeit verdanke. Wir waren von der Arbeit bei den

Iglus nach Hause gekommen, hatten unsere tägliche Abendsuppe und die restliche Brotration erhalten, unsere durchnäßte Kleidung, die nassen, verdreckten Schuhe zum Trocknen im Trockenraum abgegeben und waren dann in den großen Schlafsaal gegangen. In unserer russischen Unterwäsche standen wir in Grüppchen zusammen, redeten mit einander und einige wenige lagen auch schon auf ihren Pritschen. Es war bestimmt noch nicht 8:00 Uhr. Ein Helfer vom Lagerbüro kam in unseren Schlafsaal, in dem bestimmt weit mehr als 200 Gefangene schliefen und frug sich nach mir durch. Als er mich gefunden hatte, ich schlief wieder auf dem Platz, von dem aus ich die Verhaftung des ehemaligen Angehörigen der Feldgendarmerie gesehen hatte, sagte er mir, er habe den Auftrag, mich zum Kommissar zu bringen. Was wird da wohl passiert sein? Hat dich vielleicht vor langer Zeit jemand beim Diebstahl von Kartoffeln oder etwas ähnlichem beobachtet und dich denunziert? Das kann doch nicht wahr sein. Hier, im diesem Lager war kein Kommando auf dem ich was Unrechtes hätte getan haben können. Alle Gefangene klauten sich was Eßbares wenn das möglich ist, das tun doch alle, und die Tabakgeschichte lag schon fast ein Jahr zurück und war außerdem zur Zufriedenheit des russischen Kiosbesitzers bereinigt worden. In der Wehrmacht hast du auch keine Sachen gemacht, die nicht legal gewesen wären, abgesehen von der kurzen Zeit als Scharfschütze. Und selbst die war dem Völkerrecht entsprechend auch erlaubt und nicht strafbar. Ich war nicht in der SS gewesen und nicht bei der Feldgendarmerie. Da hat bestimmt einer Mist gebaut und ich soll die Sache ausbaden. Was also kann da los sein? Gibt es doch einen dunklen Punkt in der Zeit der Gefangenschaft und der wird nun angesprochen? Meine Gedanken überschlugen sich und Schreckensbilder zogen an mir vorbei. Wie war es doch dem Magaziner vor kurzer Zeit ergangen? Der hatte doch auch keinen Dreck am Stecken und wurde trotzdem bestraft? Mit gemischten Gefühlen machte ich mich auf den Weg zum Büro des Kommissars. Mir war recht bange.

So, wie ich das beim deutschen Kommiß kennen gelernt hatte, so mit Anklopfen und warten das man aufgefordert wird, einzutreten, machte ich es auch hier. Anklopfen, warten, hören und dann mit der ehrlichsten Mine eines rechtschaffenen Mannes in das Büro eintreten. Das konnte ich, das fiel mir nicht schwer. Da brauchte ich nicht zu schauspielern. Ich betrat nach einigen Augenblicken einen recht kleinen, einfach eingerichteten Raum. An einer Wand ein Holzregal, ein mittelgroßer Schreibtisch in der Mitte, ein gemauerter Ofen in einer Ecke und zwei oder drei einfache Stühle. Das war die Einrichtung des Büros eines politischen Offiziers. (Bei der deutschen Wehrmacht wäre das Büro eines höheren Offiziers wesentlich feudaler und luxuriöser gewesen. Selbst der kleinste Leutnant hätte den spartanisch eingerichteten Raum als unzumutbar abgelehnt). Alles war dann so einfach zu erklären. Mir fiel eine große Wagenladung Steine vom Herzen. Ich glaube, der Offizier hat sie poltern gehört. Der Offizier sprach leidlich Deutsch, man konnte sich ganz gut mit ihm unterhalten. Außerdem waren meine russischen Sprachkenntnisse im Laufe des Jahres so weit gediehen, daß ich mich auch recht gut

verständigen konnte. Ohne viele Worte zu machen, frug er mich, ob ich bereit wäre, bei ihm Putzer, er gebrauchte allerdings das russische Wort dafür, zu werden. Gründe dafür nannte er nicht. Meine Aufgabe wäre, sein Büro sauber zu halten, für Brennmaterial zu sorgen, seine Verpflegung aus der Lagerküche zu holen, und, wenn nötig, ab und zu zum Basar zu gehen um dort Einkäufe zu machen und Dinge zu besorgen, die man im Lager nicht bekäme. Ohne lange zu überlegen oder gar zu fragen, warum und weshalb gerade ich, sagte ich zu. Diese Gelegenheit, im Winter in einem warmen Zimmer zu sein, nicht naß und verdreckt von irgendeiner weit entfernt liegenden Arbeitsstelle, müde und ohne Aussicht auf eine Besserung zum Lager zurück zu kommen, die durfte ich mir nicht entgehen lassen. Jeder hätte hier an meiner Stelle ebenso gehandelt. Ich werde mit Freude und mit Eifer meine Arbeit so gut ich kann verrichten, aber kriechen werde ich auch jetzt noch nicht. Das nahm ich mir fest vor und das führte ich auch ganz konsequent durch.

Gleich am nächsten Morgen trat ich meinen Dienst an. An der Budka wußte der Wachhabende schon, daß mein Kommando ohne mich zur Arbeit gehen würde. Der Kommissar mußte somit noch am gleichen Abend bei der Budka eine Order abgegeben haben. Ich glaube, alle aus der Brigade haben mich sehr beneidet.

Wie das so ist am ersten Tag auf einer neuen Arbeitsstelle. Da weiß man nicht so recht, was soll man tun. Ich habe das kleine Büro am Vormittag bestimmt drei mal ausgefegt, das Holz stückweise in den Ofen gelegt, drei, viermal umsonst vor die Tür gekuckt. Was sollte ich denn tun, außer warten? Ich hab zu Mittag das Essen des Kommissars aus der Küche geholt und auf einen kleinen Tisch gestellt. Wer nun glaubt, daß das was Besonders war, irrt sich. Es war wohl besser als das unsere, bestand aber auch nur Suppe, Brot und Kascha. Die Menge etwas mehr, die Qualität etwas besser, aber das gleiche, schwammige Brot wie wir. Alles nicht auf einem Teller, sondern wie auch bei uns, in einer kleinen, flachen Schüssel. Das alles zeigte mir und überzeugte mich, daß auch die Russen, sogar die Offiziere, ein kärgliches Leben führen. Bis zu einem kleinen bescheidenen Wohlstand ist es noch ein sehr weiter Weg. Auch für die Offiziere war die Zeit alles andere als rosig. Obwohl der Krieg, die Zeit des großen Sterbens, vorüber war und eigentlich hätte Frieden sein sollen. Hier in Rußland sah der Frieden jedenfalls recht seltsam aus.

Zwei, drei Tage vergingen ohne daß sich viel an unserem Verhältnis zu einander, änderte. Die meiste Zeit über las er wohl Befehle oder andere Anordnungen. Aber auch, das habe ich festgestellt als er einmal für kurze Zeit aus dem Büro ging und mich allein ließ, die Post, die von unseren Angehörigen aus der Heimat angekommen war. Unsere Briefe, die wir nach Hause schreiben durften, las er ebenfalls. Das war eigentlich unsinnig, denn wir schrieben ja doch immer, daß es uns gut geht, wir zufrieden sind und gut versorgt werden. Briefe oder Karten mit anderem Inhalt wären bestimmt nie in Deutschland angekommen. Auch ich hielt mich an diese Spielregel. Nur einmal habe ich in

einen Brief, den ich nach Hause schrieb, mit Nadelstichen unter die entsprechenden Buchstaben, eine andere Schilderung meines Lebens, gegeben. Aber, das war nicht in dieser Zeit. Zu meiner Arbeit gehörte es auch, und das zeigte mir, daß der Kommissar Vertrauen zu mir hatte, Gegenstände, wie Mantel oder Stiefel oder sonstige Bekleidungsstücke in seine Wohnung, die außerhalb des Lagers lag, zu bringen oder sie von dort zu holen. Ebenso mußte ich seine Leibwäsche zur Badestube, in der auch die Lagerwäscherei lag, hinbringen und abholen. Ab und zu, es kam leider nicht oft vor, besorgte ich vom Basar Eier, Speck, Milch oder ganz einfache "Semitschkikerne". Semitschkikerne sind Sonnenblumenkerne, werden staganweise gekauft und von allen Russen, ganz gleich wie alt und welchen Beruf sie haben, einzeln mit der Schale in den Mund genommen, dort aufgebissen und mit viel Genuß gegessen. Ganz selten kaufte ich Fische für ihn, die hat er nicht gerne gegessen. Daß ich einmal Fleisch für den Kommissar kaufte, daran kann ich mich nicht entsinnen. Vielleicht gab es damals nirgendwo so was. Es gibt ja nicht jede Woche Gänse oder getrocknete Geißen.

Nun werde ich über das einprägsamste Ereignis, ich möchte sagen, das Schlüsselerlebnis mit diesem Offizier, berichten. Eine, oder zwei Wochen oder etwas mehr waren seit meinem Dienstantritt bei ihm, vergangen. Im Lager war wieder einmal Post aus der Heimat angekommen und ausgegeben worden. Nur ich hatte keine Karte erhalten. Die Post klappte damals ganz gut und wir durften jeden Monat einmal eine Karte mit Rückantwort, oder einen Brief, dessen Papier wir uns allerdings selbst besorgen mußten, nach Hause schreiben. Ich kam aus der Küche, wo ich für den Kommissar einen Pott Kaffee geholt hatte, als er mich zu seinem Schreibtisch rief. Er hatte eine Karte in der Hand und las deren Inhalt. Dann drehte er die Karte um, besah sich ein auf der Rückseite aufgeklebtes Foto und gab sie mir. Meine Überraschung war riesengroß. Das Foto zeigte meinen Vater, meine Mutter und meine Schwester, alle in schwarzer Kleidung. Er frug mich, ob ich diese Leute kenne, wer sie wären und was der Tintenfleck auf dem Jackenrevers des Mannes wohl bedeuten würden. Mir standen die Tränen in den Augen, mir verschlug es fast die Sprache und als ich meine Überraschung etwas in den Griff bekommen hatte, sagte ich zu ihm, die Personen seien meine Eltern und meine Schwester. Der Tintenfleck sei wohl ohne Absicht, nur so durch dummen Zufall, dort hin gekommen. Daß er das "Goldene Parteiabzeichen" meines Vaters überdeckte, das sagte ich ihm nicht. Mit ungläubigen Augen sah er mich an, er lächelte sogar, als wolle er sagen, das glaube ich nicht. Er hat mir bestimmt diese Antwort nicht geglaubt, auch nicht, als ich ihm erklären wollte, vielleicht sei nur ein Abzeichen der Winterhilfe darunter. Eine weitere Frage war, wer so gut aussah und gekleidet wäre, wäre mit Sicherheit ein großer "Natschalnik", oder sogar der Direktor eines Werkes. Der wäre bestimmt ein Ausbeuter der Arbeiterklasse. Die gängigen Worte eines Proletariers, eigentlich eines Offiziers und klugen Mannes nicht würdig. Ich versicherte ihm, mein Vater wäre weder ein Natschalnik noch ein Direktor noch sonst ein hoher, einflußreicher Mann, sondern ein kleiner, selbständiger Kaufmann. Er hätte wohl zwei Angestellte,

aber die würden gut bezahlt und gut behandelt. Der Begriff, selbstständiger Kaufmann war ihm nicht ganz klar und ich mußte ihm den dann erklären. Ich nehme an, daß er diese Worte und Sätze, nicht gerade die Antwort auf seine Frage nach dem Tintenfleck waren, daß er mir meine Erklärungen schon glaubte. Skepsis oder gar Mißtrauen konnte ich in seinem Gesicht nicht sehen. Mit einer, wie mir schien, frohen Miene gab er mir die Karte und sagte noch, etwa so, deine Eltern sind scheinbar nette Menschen, hoffentlich wirst du sie bald wieder sehen. Sein Verhalten mir gegenüber war immer sehr korrekt und ging nie über eine gewisse Distanz hinaus. Es war ein Verhältnis, wie es zwischen einem russischen Offizier und einem untergebenem, deutschen Gefangenen üblich und angebracht war. Ich befleißigte mich auch immer, schön im Hintergrund zu bleiben und nicht ungeschickt in den Vordergrund zu geraten. Ich glaube, er hatte die Karte mit dem aufgeklebten Foto schon längere Zeit und war nur durch sie auf mich aufmerksam geworden.

In dieser Zeit, als ich Putzer bei der Kommissar war, bekam ich auch die Nachricht von meinen Eltern, daß mein Bruder Ernst gefallen und daß er in Baumholder beerdigt war. Auch diese Karte dürfte der Offizier gelesen haben. Ich hatte eine schöne Zeit bei ihm und verdanke ihm wohl auch, daß ich den Winter so gut überstand. Oder war das alte Ärzteehepaar, Opa und Oma, wo möglich auch mit daran beteiligt? Ich hatte diese beiden Leute während des Jahres, bei der das gesamte Lager erfassenden Magenverstimmung, die mit Durchfall verbunden war und bei einigen anderen Besuchen, wegen meiner immer öfters auftretenden Magenschmerzen und Sodbrennen, kennen gelernt.

Dezember 1947

Bevor ich mit den Ereignissen und meinen Erlebnissen im Jahr 1947 zu Ende komme, muß ich von ein paar Begebenheiten berichten, die zeigen, was so alles in einem Gefangenenlager vorkommen kann. Mit dem ersten Ereignis habe ich nicht direkt was zu tun. Ich war nur am Rande dabei beteiligt.

Im Laufe des Sommers hatte es verschiedentlich Gewitter gegeben. Zum Teil waren es recht schwere. Bei solchen Gewittern ist es schon mal vorgekommen, daß in der Nähe des Lagers ein Blitz einschlug, was zur Folge hatte, daß im Lager die elektrischen Sicherungen, sogar die Panzersicherung durch brannte. Eine Sache, die an sich nicht schwer zu beheben war. Nur, nach jedem Blitzschlag wurde die Panzersicherung verstärkt. Ganz einfach durch einen immer dickeren Kupferdraht. Ob das die richtige Methode war, Fehler durch solche Maßnahmen zu reparieren, weiß ich nicht. Der im Lager angestellte russische Spezialist mußte das ja wissen.

Eines abends, es war im Spätsommer, wohl einige Tage vor der Geschichte mit den roten Beten und noch nicht spät am Tag, fiel die Lagerbeleuchtung

wieder einmal aus, innen und außen. Diesmal war aber kein Gewitter. Bis dann die entsprechenden Sicherungen ausgetauscht waren, verging schon eine recht lange Zeit. Was war geschehen? Einige Landser, die sich etwas kochen wollten, hatten mit einem selbst gebastelten Kocher einen Kurzschluß fabriziert. Die Aufregung in der Budka, beim Wachpersonal war entsprechend groß, denn keiner wußte was geschehen war und keiner konnte den Fehler beheben. Die Soldaten an der Budka hatten von Tuten und Blasen keine Ahnung, schon garnicht was die Elektrizität betraf. Der “Spezialist” unter dem Lagerpersonal war nicht mehr im Lager, der hatte schon lange Feierabend und keiner wollte ihn zu Hause abholen. Mit was auch. In meiner Brigade war ein Elektriker und der mußte nun versuchen, den Schaden zu beseitigen. Woher wußten denn die Soldaten an der Budka von diesem Landser? Lagen etwa Listen über die Berufe der einzelnen Angehörigen in den Brigaden dort? Unser Brigadeführer wurde gerufen, der mußte den Elektriker suchen und der wiederum sollte den Schaden beheben. Wie der Elektriker den Schaden beseitigt hat, weiß ich nicht, ich war nicht dabei. Er wird wohl nur einen noch dickeren Kupferdraht verwendet haben.

Aber, jetzt kommt meine Beteiligung an der Geschichte. Am nächsten Morgen, auf dem Weg zur Arbeit, erzählte er von der Reparatur und erwähnte im Laufe des Gespräches, daß in der Panzersicherung Glyzerin sei. Nun wußte ich, daß Glyzerin ein gutes Mittel gegen rauhe, aufgerissene Hände und Finger ist. Ich konnte mich auch noch sehr gut an den vergangenen Winter entsinnen und die damals arg ramponierten Hände. Hier ist die Gelegenheit, für die kommende nasse, kalte Jahreszeit zu einem Pflegemittel für meine Hände zu kommen. Ich besorgte mir auf der Arbeitsstelle eine kleine Flasche, so was konnte man sich dort schon organisieren, eine kleine Feile, das war auch nicht schwierig und die Sache konnte steigen. In einer der folgenden Nächte habe ich mit der Feile am Sicherungskasten, der an einer nicht gut einsehbaren Stelle unseres Flures hing, an der vorderen rechten Ecke unten, ein kleines Loch gefeilt und das Glyzerin abgezapft. Niemand hatte mich gesehen und zu niemanden sagte ich auch nur ein Wort. Ob der Schaden bemerkt wurde, kann ich nicht sagen. Jedenfalls nicht in der Zeit, die ich noch im Lager war. Selbst wenn der Schaden Folgen mit sich gebracht hatte, war dann ein Landser der Verursacher? Stahlen die Russen doch alles was nicht niet.- und nagelfest war, war vor denen alles sicher? Die konnten doch auch alles gebrauchen. Und, was sie selbst nicht brauchten, verwandten sie als Tauschartikel.

Bevor das Jahr 1948 beginnt, noch einmal ein paar Sätze über die Verpflegung, ein unerschöpfliches Thema. Von der ich zwar schon zum wiederholten Male geschrieben habe, die aber immer wieder wechselte. Die Verpflegung war über den Winter naturgemäß, wer nicht viel arbeitet, braucht auch nicht viel zu essen, etwas schlechter geworden. Dieser Satz mußte große Bedeutung bei der Verpflegung von uns Gefangenen gehabt haben, denn immer zum Winter wurde die Verpflegung, mal mehr, mal weniger, auf jeden Fall aber, immer etwas schlechter.

Als Fleischbeilage gab es seit einiger Zeit, fast ausschließlich Kuheuter oder Panzen. Kuheuter in der Suppe, das ging noch, die konnte man noch essen, die schmeckte noch. Kuheuter ist ein, von der Natur sehr klug ausgeklügeltes, zur Milcherzeugung benötigtes, weiches poröses Organ der Rinder. In Deutschland wird Kuheuter in der Wurst verarbeitet, in Rußland bekamen ihn die Gefangenen. Einen besonderen Geschmack hat er nicht, er ist eher fade, aber immer noch viel besser als nichts. Er sah aus, wie kleine, hellbraune Stückchen Schwamm. Ich habe Landser gesehen, die sammelten alle Stücke die sie in der Suppe fanden und aßen sie ganz zum Schluß mit sehr viel Genuß auf einmal auf. Gab es dagegen Panzen, stank die ganze Küche, der Speisesaal, sogar die ganze Gegend um das Küchengebäude. Alles stank nach Scheiße. Der Panzen war wohl nicht richtig oder nicht genügend gereinigt worden. Panzen ist ein Teil der Innereien der Rinder. Ein großes, innen faltiges und mit einer netzartigen Oberfläche versehenes Teil des Verdauungstraktes. In Deutschland wird in verschiedenen Gegenden Panzen, wenn er gut gesäubert, gekocht, mit Essig, Öl, Zwiebeln, Salz und Pfeffer eingelegt ist, unter der Bezeichnung Kutteln, gerne gegessen. Mein Fall ist er aber nicht. Zum Glück gab es gerade den Panzen nicht oft. Viele Gefangene, darunter auch ich, haben dann die Suppe, trotz des großen Hungers, aus reinem Ekel heraus, nicht gegessen. Und das heißt schon viel, großen Hunger haben, da steht etwas und doch nicht essen. Auf eine Sache, die ich ebenfalls in diesem Winter und in diesem Lager sah, war folgende. Ein mir flüchtig bekannter Gefangener, auf welchem Kommando er arbeitete, wußte ich nicht, kam eines Tages auf die Schnapsidee, Stearin, das er irgend wo ergattert oder geklaut hatte, in kleinen Stückchen in der heißen Mittagssuppe aufzulösen. Stellt Euch vor, da ißt aus purer Not heraus ein hungernder Gefangener ein mineralisches Fett, das unter normalen Umständen höchstens als Gleitmittel für Maschinen oder zu Kerzen verwendet wird. Wie dieses Fett dem Gefangenen, der vielleicht fünf oder sechs Tage davon gegessen hatte, bekam, ob es ihm nur einen starken Durchfall bescherte, oder ob er ernstlich erkrankte, darauf kann ich mich leider nicht mehr entsinnen.

Während es fast das gesamte Jahr über die kleinen, scharf gesalzenen Stints als Eiweißbestandteil unserer Ernährung gab, bekamen wir um die Weihnachtszeit Lachs als Fischzuteilung. Aus den Köpfen, Schwänzen und Flossen wurde Fischsuppe gekocht. Da diese Sachen relativ weich sind, verkochten sie fast gänzlich. Dann schwammen schon mal halbe Köpfe, Kiemen und einzelne Fischaugen in der Suppe. Von den Schwänzen und Flossen konnte man nichts mehr finden, die waren total verkocht. Diese Suppe war eine graubraune Brühe, schmeckte aber besser als sie aussah, nur außer Fisch war halt nichts darin. Keine Kartoffeln, keine Hirse, kein Buchweizen, nur Mehl und die Reste vom Fisch. Kartoffeln gab es hin und wieder als Brei. Jeden zweiten Tag gab es zur Abendsuppe, ein kleines Stückchen, vielleicht 100 g. Lachs. Diese Zuteilung von Lachs kam nur dieses eine Mal, während einer Woche oder zwei, vor. Sonst gab es die stark gesalzenen, kleine Stints. Lachs zählt zu den Edelfischen. In Deutschland hatte ich noch nie einen

gesehen. Ich mußte russischer Gefangene werden, um ihn kennen zu lernen. Die russische Zivilbevölkerung konnte zur gleichen Zeit auf dem Basar ebenfalls Lachse kaufen. Das zeigte mir wieder einmal, daß die Russen, genau wie wir, auch nicht gut dran waren.

Der Hunger war unser täglicher Begleiter. Zum Glück konnte ich schon einmal auf eine Mahlzeit verzichten, denn ich war ja Putzer bei dem Kommissar. Was der nicht aß, aus welchem Grund auch immer, ob es zuviel für ihn war, oder ob es ihm nicht schmeckte, ich bekam den Rest von ihm. An einen Tag kann ich mich besonders gut erinnern. Ich war am Nachmittag auf dem Basar gewesen und hatte Eier für ihn gekauft. Wieder zurück im Lager, bestellte ich für ihn in der Küche Bratkartoffeln und holte sie nach einer halben Stunde dort ab. Die ganze Mahlzeit bestand aus einer ordentlichen Portion Bratkartoffeln und einem Ei, sonst nichts, nur noch ein Pott Kaffee. Wer jetzt denkt, daß das Bohnenkaffee war, der irrt. Kaffee war in Rußland ein braunes Gebräu aus Malz.- und Roggenkaffee. Nach einigen Minuten schob der Offizier die kleine Schüssel zur Seite und sagte mir, daß er satt sei und ich den Rest haben könnte. Ich schämte mich nicht, ich aß mit gutem Appetit die restlichen Kartoffeln mit seiner Gabel aus seiner Schüssel. Er sah mir mit Begeisterung zu und freute sich, vielleicht aus Genugtuung, daß ein Deutscher die Reste der Mahlzeit eines russischen Offiziers aß, vielleicht aber auch, weil es mir so gut schmeckte. Die Portion Kartoffeln war so groß und so fett, daß es mir in der folgenden Nacht, speiübel wurde. Mein kleiner, zusammen geschrumpfter Magen war so überladen, daß ich meinte, platzen zu müssen. Nur mit viel Mühe war es mir möglich, auf meine Pritsche zu kommen. Heftige Magenkrämpfe trieben mir den Schweiß auf die Stirn, ein Geschmack nach faulen Eiern hatte ich im Mund, mir war, als müßte ich sterben. Ich hatte Angst, den nächsten Morgen nicht zu erleben. Damals schwor ich mir, nie mehr so viel zu essen. Ob ich den mir selbst auferlegte Schwur eingehalten hätte, wenn ich wieder einmal wahnsinnigen Hunger hätte schieben müssen, und dann die Gelegenheit zu einem großen Pott mit Essen zu kommen, glaube ich nicht. Dann hätte ich vielleicht alle guten Vorsätze in den Wind geschlagen und wieder meinen Magen überladen. Hunger kann einen Menschen zur Verzweiflung und unüberlegten Handlungen treiben. Wer in normalen Zeiten hat schon so viel Hunger erleiden müssen wie wir Gefangenen?

Ein leerer Magen macht Probleme, ein zu voller macht unnötige Schmerzen. So erging es mir damals, in der Zeit, als das Sattwerden, ein Stück Selbsterhaltung war. Mein Selbsterhaltungswillen war stets hellwach. So wie sich das Gespür für eine Gefahr bei mir während meiner Einsatzzeit an der Front entwickelt hatte, wo man aus unerfindlichen Gründen eine Ahnung bekam wo die Gefahr lauert und am größten ist, so entwickelte sich bei mir das Gespür für eine Situation, in der ich etwas zum Essen oder sonst einen Vorteil finden konnte. Ich ging immer mit hellwachem Geist, aufmerksamen und alles beobachtenden Augen durch die Welt. Vielleicht habe ich gerade dadurch die

Gefangenschaft so gut ertragen können und bin nach fast vier Jahren und vier Monaten mit nur kleinen Blessuren nach Hause gekommen.

Einen Vorteil, den ich in diesem Lager wahrnahm, war die Teilnahme an Versammlungen der "ANTIFA". Antifa heißt, Antifaschisten. Warum sollte ich da nicht hingehen? Es gab dafür verschiedene Gründe. Zum einen war es im Versammlungsraum im Winter immer schön warm. Außerdem lernte man noch etwas über den Sozialismus, den Aufbau und die Struktur der Sowjetunion, die Führung der "Kommunistischen Partei der Sowjetunion", die Namen der verantwortlichen Führer der UdSSR, deren Erfolge und den auf allen Gebieten "wegweisenden und bahnbrechenden" Erfindungen der Neuzeit. Von den Mißernten, Mißerfolgen, Fehlplanungen und Fehlentscheidungen, hörten wir nichts, die aber sahen wir. Wir lasen die Bücher von Marx und Engels, wir diskutierten über Marxismus, Leninismus, über die angestrebte und bevorstehende Weltrevolution, über Kapitalismus, über eine "klassenlose, internationale Bevölkerung", über Gott und Teufel, über Schuld und Sühne, über Verbrechen und Völkermord, über Gut und Böse, über alles, was sich ein Mensch nur ausdenken kann und wer weiß über was noch. Phrasen wurden gedroschen und Pläne entwickelt, die nie zum Tragen kommen konnten. Hirngespinste spukten in den Köpfen der Redner und Vortragenden. Ich war der Überzeugung, daß die selbst nicht an ihre Worte glaubten. Oder, kann ein Mensch so verrückt und verblendet sein und den Unsinn wirklich für bare Münze nehmen? War das alles nur Schein, oder ein riesiger Bluff? Ein großer Teil der Zusammenkünfte war der Neuordnung und Neuorientierung Deutschlands gewidmet. Einen weiteren Grund, mich bei den Antifaleuten sehen zu lassen und bei den Versammlungen dabei zu sein, war, daß es vielleicht einmal bei der Entlassung eine Rolle spielen könnte, wenn schon nicht aktiv, wenn man nur dabei war.

Die "Antifa", war übrigens die Nachfolgeorganisation des “Komitee freies Deutschland”. Während im Komitee Freies Deutschland meist viele hohe Offiziere der ehemaligen Deutschen Wehrmacht waren, darunter General Paulus, der der Befehlshaber der untergegangenen Stalingradarmee gewesen war und der in den Jahren um 1950/52 in Idar - Oberstein wohnte, waren die führenden Mitglieder der Antifa, fast ausschließlich aus dem "Dritten Reich" emigrierte, deutsche Kommunisten. Wenn die ihre Pläne und Vorhaben, so wie sie in deren Köpfen herum spukten, die sie in vielen, nicht der Wirklichkeit entsprechenden Schulungen, von Phantasten und Utopisten innerhalb der “Internationalen” in Moskau gelernt hatten, in Deutschland verwirklichen könnten, dann "Gute Nacht Deutschland". Dann gibt es Mord und Totschlag, überall und jeden Tag. Dann geht die Entwicklung zu einem noch totalitäreren Staat wieder von Vorne an. Dann bekommen wir ein wirtschaftliches und gesellschaftliches Chaos. Dann ist der Niedergang vorprogrammiert und nicht mehr aufzuhalten. Sowjetische Verhältnisse, russisches Denken, Tun und Lassen, russische Lebensart und Bedürfnisse sind doch so verschieden von

uns, das alles kann man doch nicht so einfach nach Deutschland exportieren. Da liegt nicht nur ein weites Land dazwischen, Welten trennen beide Völker.

Ich beteiligte mich nur an unverfänglichen Themen, an kritischen Diskussionen habe ich mich nicht beteiligt. Nicht aus Feigheit, nur aus Vorsicht. Ich wollte doch keinen unnötig langen Aufenthalt in der Gefangenschaft riskieren. Schließlich war mein Vater einmal ein "Nazi" gewesen. Es wäre ja auch möglich gewesen, daß die Antifaleute sich über meine Familie in Deutschland informiert und erkundigt hätten. Ob ich dann, eben weil mein Vater einmal Mitglied der NSDAP war, und ich den Leuten eine nicht genehme Antwort gegeben oder verfängliche Fragen gestellt hätte, Aussicht auf eine baldige Heimreise gehabt hätte? Wer weiß? Das Schicksal geht oft verschlungene, ungeahnte und seltsame Wege. Am Gesang in den Schulungsstunden der Antifa beteiligte ich mich dagegen sehr rege. Nicht mit Begeisterung, auch wieder mit einem ganz eigennützigen, und, wie ich hoffe, verständlichen Hintergedanken. Schaden brachte mir der Gesang nicht. Zu Beginn und am Ende jeder Versammlung, genau wie bei den monatlichen Produktionsversammlungen, wurde die Sowjetische Nationalhymne und "Die Internationale" gesungen. Dabei standen wir von unseren Plätzen auf, standen in strammer Haltung da, ballten die rechte Faust und reckten sie in die Höhe. Solche Bilder sah man immer und überall. An Häusern, Wänden, Bus.- und Straßenbahnhaltestellen, Betrieben, in jedem Gefangenenlager, auch bei uns, zu allen Gelegenheiten und zu allen Anlässen. Damals in Rußland und später auch in der DDR. Das waren bunte, mit Fahnen und Wimpeln geschmückte, mit markigen Sprüchen versehene, riesengroße Plakate. Darauf abgebildet waren frohe, gesund aussehende und vor allem, glückliche Männer, Frauen und Kinder. Alte Männer, junge Frauen, Leute jeden Alters, aus allen Berufen und allen Ständen. Kolchosenarbeiter mit Sensen, Fabrikarbeiter mit Hämmer und Schraubenschlüssel, Ärzte und Krankenschwester, Soldaten, Offiziere und Direktoren aus staatlichen Betrieben. Und nicht zu vergessen, die Führungsschicht von Staat und Partei. Selbstverständlich war auch unser Antiraum mit solchen Plakaten ausgeschmückt.

Die russische Nationalhymne und die Internationale

Ich werde nun einmal versuchen, die Texte der beiden Lieder, so wie sie mir in Erinnerung sind, aufzuschreiben. Von der Nationalhymne weiß ich leider nur noch vier Zeilen. In einer Strophe heißt es:

Von der Taiga bis zur Beresina,

vom Amur bis zum Kaukasus,

schreitet froh der Mensch mit heitrer Miene,

ist das Leben Wohlstand und Genuß.

So der Text, wie ich ihn noch weiß. Er sollte wohl ausdrücken, daß alle Menschen in der Sowjetunion, die vom Pazifik im Osten bis Polen im Westen, vom Eismeer im Norden bis zum Kaukasus im Süden reichte, froh seien, in Wohlstand leben und daß das Leben für sie der reinste Genuß ist. Ich habe was ganz anderes gesehen und erlebt. Heiterkeit, Genuß, Wohlstand, Frohsinn? War das hier Wohlstand, war das Frohsinn, Genuß, waren die Menschen hier glücklich? Die waren froh, heiter, vielleicht auch zufrieden und ein bißchen glücklich, wenn sie genügend Wodka getrunken und genug zum Essen hatten. In großen Teilen der Sowjetunion herrschte damals noch Hunger. Alles war mehr oder weniger Schein und Trug und Blendwerk. Die Menschen wurden verdummt und wollten - wenigstens die meisten - nur in Ruhe gelassen werden und nicht allzuviel denken. Kann man ihnen dieses Verhalten nicht nachfühlen, bei diesem Leben?

Von der Internationalen weiß ich noch die folgenden Worte:

Völker, höret die Signale,

auf zum letzten Gefecht,

die Internationale

erkämpft das Menschenrecht.

Ein Nichts zu sein

ertragts nicht länger,

alles zu werden,

strömt zu Hauf.

Wie sah denn das Menschenrecht in der Sowjetunion vor dem Kriege aus? Warum gab es denn in Sibirien so viele Straf.- und Arbeitslager, warum sprach man von Verbannung bis zum Tod und warum verschwanden Hunderttausende und wurden nie mehr gesehen? Wo war deren Recht auf Freiheit? Warum gab es überall so viele Angepaßte und vorurteilslose Jasager? Warum wurde trotz allem, soviel Schlendrian getrieben?

Wie weit die mit ihren großen Parolen und hohlen Sprüchen kamen, was sie an Erneuerungen und Verbesserungen für die Menschen erreichten, sah man im Jahre 1989 in Berlin und davor in der DDR. in Ungarn, Rumänien, Bulgarien, in allen sozialistischen Ländern und Staaten. Utopien, Hirngespinste, Größenwahn, Streben und Ausüben von Macht waren die Fakten die in den Köpfen der damaligen Regierenden der von der Sowjetunion unterstützten und in allen Bereichen des täglichen Lebens benötigten Dingen abhängigen Ländern herum spukte. Wie konnte sich dort das verkorkste und nicht lebensfähige Regime nur so lange halten? Nur mit der totalen Ausübung von Macht, mit flächendeckender Bespitzelung, die bis in die Familien ging, mit brutaler Gewalt die zu einem Schießbefehl an der Grenze führte und der vielen, die mit dem Regime nicht einverstanden waren das Leben kostete und unter Mißachtung aller Menschenrechte.

Waren dort die Menschen glücklich und frei, war dort das Leben Wohlstand und Genuß?

Entwanzungsaktion

Von zwei Sachen, die sich mehr so am Rande des Geschehens ereigneten, hätte ich beinahe vergessen zu berichten. Eines betrifft die hygienische Situation im Lager, die andere die zwischenmenschliche Beziehungen der Gefangenen unter einander. Gleichzeitig zeigen sie, daß die Lager in Woronesch vielleicht zu den gut geführten in Rußland zählten.

Es ist beinahe unmöglich, bei einer so großen Masse Menschen, die dicht gedrängt auf engstem Raum, unter nicht besonders guten hygienischen Verhältnissen, leben und mit einander auskommen müssen, Krankheiten ausbrechen und sich Ungeziefer ungehemmt ausbreiten und vermehren können. So kam es auch, daß in diesem Lager, das doch zu den best geführtesten gehörte die ich kennen lernte, eines Tages sich die Wanzen und Flöhe in ganz kurzer Zeit, in unvorstellbarem Tempo vermehren konnten. Zum Glück sind diese beiden lästigen Ungezieferarten, die so manchen Gefangenen, bei Tag und während der Nacht quälten und peinigten, aber recht gut und relativ einfach mit Hitze und Wasser zu bekämpfen. Wie, im folgenden Abschnitt meiner Erinnerungen.

An einem Sonntag morgen, werktags mußte ja gearbeitet werden, wurden im Lagerhof die schon als Teerkocher bekannten Kipplorewagen aufgestellt und mit Wasser gefüllt. Darunter wurde ein großes Feuer gemacht und somit das Wasser zum Kochen gebracht. In dieses heiße Wasser kam dann noch ein Chemikalie, um was es sich da handelte, weiß ich nicht und die demontierten Pritschengestelle, die aus Wasserleitungsrohren zusammen geschweißt waren, wurden hinein getaucht. Jeder von uns war für seine Pritsche und den

Holzrost, auf dem wir unsere Schlafdecke liegen hatte, selbst verantwortlich. Beide Teile, Pritschengestell und Holzrost wurden nacheinander die hundert Stufen hinab in den Hof getragen, gekennzeichnet und dann, wie schon geschildert, in die heiße Brühe, eingetaucht. Nach kurzer Zeit wurden sie heraus genommen, mit einer groben Bürste abgebürstet und danach in die Sonne zum Trocknen gestellt. Da die einzelnen Teile zu groß, zu schwer und zu sperrig waren, mußten wir schon einander bei dem Transport in den Hof behilflich sein. Hier war Kameradschaft gefragt, jeder half jedem. Nur selten sah man, daß einer allein seine Pritsche die Treppen hinab trug. Das waren dann diejenigen, die Außenseiter und Eigenbrötler blieben und sich nur schwer in die Gemeinschaft einfügen konnten. Oder Kerle, die sich einmal auf irgend eine Weise unbeliebt gemacht hatten. Die wurden geschnitten und spürten nun am eigenen Leibe, wie es ist wenn man ohne Hilfe und Beistand auskommen muß.

Flöhe und Wanzen lieben die Spalten und Ritze der Wände und des Fußbodens und lebten auch in den Rohren unserer Pritschen. Hitze über 60 Grad Celsius, dazu die angewendete Chemikalie vertrugen sie nicht. Kaum daß die Holz.- oder Metallteile in einen Bottich eingetaucht waren, gingen sie schon ein. Nach kurzer Zeit schwamm ein schmutzig, brauner Belag auf der Wasseroberfläche und zeigte uns die Wirkung der dringend notwendigen Vernichtungsaktion. Recht oft mußte das Wasser in den Kesseln erneuert werden. Die braune, schmutzige Brühe in den Kesseln stank fürchterlich. Eine Wanze an sich ist ein kleines, meist rundes Insekt, stinkt, wenn man sie zerdrückt nach Bittermandelöl und ist ungefähr drei bis fünf Millimeter lang. Mit Blut vollgesaugt, werden sie etwas größer. In heißem Wasser, das sie nur sekundenlang überstehen, werden sie doppelt so groß. Den Flöhen erging es ebenso. Die Pritschen, die entweder zu groß oder nicht demontiert werden konnten, wurden auf folgende Weise, entwanzt. Eigens zu diesem Zweck angeschaffte Lötlampen wurden sehr stark und groß eingestellt, die Flamme ruckartig so vor die Öffnung eines Rohres gehalten, daß die darin befindlichen Wanzen und Flöhe auf der anderen, offenen Seite, durch die enorme Hitze und großen Druck wie ein Funkenregen heraus flogen. Das sah aus, als wäre eine Feuerwerksrakete vorzeitig detoniert. Wir mußten oft über diese Art, der Wanzen Herr zu werden, lachen, obwohl die Situation alles andere als ein spaßiger Anlaß war.

In unserer Unterkunft, die, wie schon erwähnt, in der vierten Etage eines Fabrikgebäudes gelegen war, dessen Fußboden und Wände aus Beton bestanden, die von Sprüngen und Rissen durchzogen wie eine Straßenkarte aussahen, wurde versucht, das Ungeziefer mit viel, möglichst heißem Wasser, dem auch wieder die Chemikalie zugesetzt worden war, zu bekämpfen. Daß die Vernichtungsaktion nur zum Teil gelang, war uns sowohl auch den Russen, schon zu Beginn ganz klar. Irgendwo in dem großen Gebäude, in einem Ritz oder Spalt des Bodens oder der Wände, in dem Astloch eines Lattenrostes einer Pritsche, in der Falte einer Schlafdecke oder eines Kleidungsstückes,

überlebte eine Wanze oder ein Floh. Und schon begann wieder die ungehemmte Vermehrung und Ausbreitung der Quälgeister. Ein Floh oder eine Wanze überstand die Vernichtung und der Fortbestand der Rasse war für lange Zeit gesichert. Wie gut war es da, daß wir wenigstens keine Läuse mehr hatten. Die wären noch viel schwerer zu bekämpfen gewesen und hätten, wegen ihrer Unempfindlichkeit gegen große Hitze, fast jeder mir bekannten Möglichkeit der Vernichtung, widerstanden. Jede Brigade mußte den Teil des Saales, auf dem ihre Pritschen standen, selbst entwanzen, aufwischen, trocknen und anschließend auf einen Erfolg hin kontrollieren.

Das Zeug, das wir zur Reinigung benutzten, war scheinbar sehr giftig. Keiner von uns dachte damals daran, daß wir uns, da wir vollkommen ungeschützt mit der Brühe umgingen und hantierten, gesundheitliche Schäden zuziehen könnte. Gummihandschuhe, Gummischürzen oder, auch das lag durchaus im Bereich des Möglichen, Masken zum Schutz der Lunge vor gefährlichen Dämpfen, hatten wir und auch die an der Desinfektion beteiligten Russen nicht. Vielleicht hat sich damals der eine oder andere von uns Gefangenen einen Gesundheitsschaden zugezogen, an dem er erkrankte und heute noch leidet. Wie gefährlich und giftig die Chemikalie war, erfuhren wir gleich am Sonntag abend. Wir durften die nächsten drei Tage nicht in die Schlafsäle zurück. Zum Glück war es Sommer und es gab keinen Regen. Wir mußten im Lagerhof auf dem Erdboden schlafen. Was hätten wir getan, wenn es doch geregnet hätte?

Viel Nutzen brachte die Entwanzung aber nicht. Nach garnicht langer Zeit waren die nächtlichen Quälgeister wieder da. Sie vermehrten sich sehr, sehr schnell. Wenn nur eine Wanze und ein Floh die Vernichtungsaktion überlebten, war ihr Weiterleben und ihre Vermehrung nicht auf zu halten. Dann waren sie mit Sicherheit im nächsten halben Jahr wieder in Massen da. Eine Säuberungsaktion in der geschilderten Art, habe ich nur in diesem Lager in Woronesch, erlebt. Obwohl auch in den anderen Lagern bestimmt Wanzen und Flöhe genau so zahlreich waren und ihre Vernichtung oder wenigstens ihre Dezimierung nötig gewesen wäre. Das Elektro Sawod Lager war schon ein Musterlager. Ich glaube, Oma und Opa achteten auf unsere Gesundheit.

Zu den Einrichtungen des Lagers gehörte der auch schon einmal erwähnte Trockenraum. In diesem Raum konnten die Landser ihre nassen Schuhe und Kleider, die im Winter nicht zu vermeiden waren, über Nacht aufhängen und trocknen lassen. Ich kann mich nicht entsinnen, in einem anderen Lager so eine Sache gesehen zu haben. Die Lagerleitung war schon sehr an der Erhaltung unserer Gesundheit und damit auch an unserer Arbeitskraft interessiert. Vielleicht aber hatte wirklich unser Arztehepaar, Oma und Opa, ein großes, mitfühlendes Herz für uns. Ich glaube, diese meine Annahme ist der einzig wahre Grund. Diese beiden alten Leute, was heißt alt, sie waren keine 60 Jahre alt, konnte man jeden Tag, auch sonntags, im Lager sehen und

antreffen. Ihnen war keine Mühe zu groß und keine Arbeit zu viel und kein Weg zu weit.

Der Trockenraum, er befand sich auf unserer Etage, gleich rechts neben dem Treppenaufgang, sah so aus: Ein langer, vier bis fünf Meter breiter Raum, gut drei Meter hoch, an der Stirnseite ein Ventilator und am Eingang ein gemauerter, großer Ofen. Ähnlich denen in einem Bauernhaus. Der Ventilator drückte die Nässe, die aus den Kleidern entwich, durch eine Luke nach draußen. Der Raum war scheinbar mal ein Magazin gewesen, denn an einer Längsseite standen noch Regale aus Blech und Eisen. Unter der Decke waren, wie auch unsere Pritschen aus Wasserleitungsrohren, durch den ganzen Raum führende Aufhängevorrichtungen angebracht. Daran wurden die nassen Schuhe und Kleider auf Bügeln aus Draht, die von Leuten der Gruppe III gefertigt worden waren, mit einer Nummer versehen und dann aufgehängt. Das alles durfte man nicht selbst tun, das machten Leute aus der Gruppe III. Jeder, der dort seine Kleider abgab, erhielt eine zweite Marke mit der er am nächsten Morgen seine getrockneten Sachen wieder abholen konnte. Das war eine wunderbare und von vielen Gefangenen gelobte und gerne angenommene Sache. Konnte man doch zur Arbeit trockene Schuhe und Kleider anziehen und nicht wie sonst, nasse und kalte Sachen. Viele Landser haben unbewußt ihre Gesundheit und Entlassung dieser einmaligen Einrichtung zu verdanken. Daß in dem Trockenraum ein furchtbarer Mief war, merkte und registrierte damals kein Mensch. Feine Nasen durfte man und konnte man damals nicht haben.

Zum Schluß des Jahres 1947 noch eine kleine, menschlich rührende Begebenheit. Eines Tages kamen zu uns in das Lager ein paar neue Leute. Aus welchem Lager und wieviele es waren, weiß ich heute leider nicht mehr. Vielleicht habe ich es auch nie gewußt, ist auch egal, sie blieben auch nicht lange. Unter diesen Leuten fiel uns ein besonders junger Gefangener auf. Nach wenigen Tagen wußten wir Bescheid. Der junge Kerl war gerade 15 Jahre alt. Er war weder Soldat noch Flakhelfer oder sonst ein Angehöriger der ehemaligen Wehrmacht gewesen. Wie aber kam er als Gefangener nach Rußland? Bei der Besetzung Ostpreußens durch die Russen im Herbst und Winter 1944 / 1945 nahmen sie in irgend einem Dorf, einen Bäcker und dessen Lehrling gefangen. Weder der Bäcker noch sein Lehrling waren jemals Soldaten. Sie wurden einfach mitgenommen, in ein Lager gebracht und anschließend nach Rußland transportiert. Der Junge sollte, als man nach Wochen feststellte, daß er noch keine 15 Jahre alt und niemals Soldat gewesen war, aus Gefangenschaft entlassen werden. Wo aber soll er hin? Ostpreußen war russisch, ausgeplündert, die Menschen vertrieben, auf der Flucht erschossen oder vergewaltigt worden, die Häuser, Gutshöfe, Städte und Dörfer verbrannt und vernichtet und, vielleicht bestand das Haus, das Dorf oder die Stadt, aus dem er kam, nicht mehr. Von seinen Angehörigen keine Spur, nur der Bäcker, sein ehemaliger Meister, war noch für ihn da. Also blieben beide zusammen, kamen von einem Lager in das andere, teilten alles

was sie hatten, sie waren unzertrennlich geworden, so wie Vater und Sohn. Noch im letzten Lager sollte der Junge entlassen werden. Aber auch dort war die Frage: wohin? Wo sollte er und wo konnte er seine Angehörigen finden? Wenn überhaupt? Als ich aus dem Lager verlegt wurde, waren beide noch dort. Ich weiß nicht, was aus den beiden geworden ist.

Ganz zum Schluß des Jahres 1947 die Sache mit den zwischenmenschlichen Beziehungen. In allen Lagern, in denen ich im Laufe meiner Gefangenschaft war, übrigens in der deutschen Wehrmacht ebenfalls, war es strikt untersagt, Glücksspiele bei Einsatz von Geld oder Sachwerten zu spielen. Dazu gehörte sogar das einfache Skatspiel. Geschicklichkeits .- und Unterhaltungsspiele dagegen waren, wenigstens in einigen Lagern, erlaubt und gerne gesehen. Im Elektro Sawod kam irgend einer, möglich daß er zur Gruppe III gehörte und von daher viel Zeit hatte, auf die Idee, eine Skatrunde auf zu bauen. Es dauerte auch nicht lange bis man zwischen den Gängen im Schlafsaal, auf einzelnen Pritschen, im Speisesaal wenn alle gegessen hatten, sogar drunten im Hof beim Antreteplatz oder sonst einer dem Wind abgekehrten oder der Sonne zugewandten Stelle, Gruppen von Gefangenen sah, die irgend ein Spiel in ihrer Mitte auf dem Boden liegen hatten. Die Spielkarten waren natürlich zu Anfang wenigstens, sehr primitiv und einfach, wurden aber im Laufe der Zeit immer schöner, bunter und besser. Wahre Künstler waren unter uns Gefangenen. Papier oder dünne Pappe war schon schwer zu besorgen. Aber, gewitzte Gefangene kennen oder finden immer einen Weg wenn es heißt was Außergewöhnliches auf die Beine zu stellen. Selbst wenn sie es klauen, oder entschärfter gesagt, organisieren müssen. Schachfiguren wurden draußen auf einem Kommando auf einer Drehbank angefertigt, sechzehn Stück mit Ruß schwarz gefärbt, auf eine Sperrholzplatte die 64 Felder gezeichnet und schon war das “Königliche Spiel” für den Gebrauch fertig. So einfach ging das, wenn man wollte. Die Russen sahen es sehr gerne, wenn möglichst viele von uns sich an den einzelnen Spielen beteiligten. Oft habe ich nach Feierabend den Spielern zugesehen, ab und zu sogar über die Dummheit und Dusseligkeit eines Spielers gelacht. Die Welt sah dann gleich viel besser und nicht ganz so trist und öde aus. Im Herbst und Winter 1947 / 48 wurde im Elektro Sawod sehr viel gespielt, mehr als sonstwo. Eine Ausnahme allerdings machte vielleicht das letzte Lager in dem ich war. Doch davon später mehr.

Wenn ich heute das Jahr überdenke und vor meinem geistigen Auge noch einmal Revue passieren lasse, muß ich sagen, ich hatte im Jahre 1947 oft und sehr viel Glück gehabt und ich hoffe, trotz aller Widerwärtigkeiten, auch der Bäckerjunge mit seinem “Vater” aus Ostpreußen.

An Sylvester des Jahres 1947 war ich genau 1389 Tage in Gefangenschaft. Vielleicht bringt mir das Jahr 1948 endlich die Entlassung.

Ich habe das Jahr 1947 zwar abgeschlossen, aber, wie schon so oft, auch wieder einmal, erwähnenswerte Vorkommnisse vergessen. Das Lager in

Noch ist es nicht zu spät

Woronesch war, mit den Nebenlägern, ein Musterlager. Das kann ich nur bestätigen. Daß nicht alles und jedes klappte, zudem noch jeden Tag, lag unter anderem auch am vergangenen Krieg. Da muß noch jahrelang Aufbauarbeit geleistet werden. Daß wir Gefangene bei der Beseitigung der Kriegsfolgen eingesetzt wurden, fand ich auch in Ordnung, daß es uns nicht besser als den Russen erging, war ebenfalls verständlich. Schließlich und letzten Endes waren wir im weitesten Sinne dafür verantwortlich. Daß wir, die Verlierer des Krieges, versuchten, immer wo es möglich und machbar war, einen bescheidenen Vorteil zu erwischen und die momentane Lage für unsere Zwecke zu nutzen, dürfte auch jedem klar sein und einleuchten.

Nun aber zu dem Vergessenen. Vor der Zeit als Tabakhändler im Hauptlager, sah ich bei einem meiner Erkundungsgänge durch das große Werksgelände des Sawod Kirow, in einem fast gänzlich zerstörten Magazin einen großen, dicken Ballen Putzwolle liegen, fast so groß wie ein Schreibtisch. Mit einem langen, fingerdicken Strick aus Baumwolle war der gut ein m3 große Ballen ringsum, mindestens vier.- fünfmal, kreuz und quer wie ein überdimensionaler Rollbraten, fest verschnürt. Die Putzwolle konnte ich nicht gebrauchen, das war auch nicht meine Absicht, aber, kleine Stücke dieser Art Strick waren im Lager als Lunte zu einem Feuerzeug sehr begehrt.

Ist dies nicht eine gute, so schnell nicht wiederkehrende Gelegenheit zu Geld oder Brot oder sonst einem kleinen Vorteil zu kommen? Wie und was soll ich tun? Ich schlich mich eines Tages, kurz vor Feierabend in den Lagerraum, ein schneller Blick in die Runde ob mich niemand gesehen hat, dann ein beherzter Schnitt mit meinem Messer und der fest zusammen gepreßte Ballen bricht mit einem lauten Knall auseinander. War er zuerst schreibtischgroß, liegt jetzt ein Haufen Putzwolle von gut des vierfachen Umfanges auf dem Steinboden. So schnell es mir möglich ist, ziehe ich den Strick unter dem Haufen Putzwolle hervor, wickele den mindestens 10 bis 15 Meter langen Strick zusammen, verstaue ihn in einer Manteltasche und wieder raus aus dem Magazin. Im Lager habe ich den Strick in kleinen Stücken von 30 bis 40 cm Länge verkauft oder gegen Brot eingetauscht. Ein kleines Stückchen des Strickes besitze ich noch in meinem Feuerzeug. Mut muß man haben und bereit sein auch schon einmal ein Risiko einzugehen, dann kommt man auch zu was. Eine Devise, die ich mir damals, ebenso wie den Vorsatz, alles zu tun um ja wieder nach Hause zu kommen, dabei aber doch vorsichtig und umsichtig zu bleiben, vorgenommen und auch durch geführt hatte.

Ein Feuerzeug funktioniert auf folgende Weise und sieht ungefähr so aus: Von einer Leuchtkugelpatronenhülse wird der obere, engere Teil und der Hülsenboden abgeschnitten. Auf diese Weise erhält man ein Aluminiumrohr von ungefähr 10 bis 12 cm. Da diese nicht rosten sind sie am besten für ein Feuerzeug geeignet. Man kann aber auch jedes andere Rohr, das nicht mehr als 3 cm Durchmesser haben sollte, dazu benützen. In diese, an beiden Seiten offene Hülse wird der Baumwollstrick in Schlingen hineingelegt. Zum Benützen

zieht man ein kleines Stückchen heraus und legt es mit dem angekohlten Ende auf ein Stück Feuerstein. Nun schlägt man, von oben nach unten mit einem Stück Flachfeile aus Stahl, so an eine scharfe Kante des Feuersteines, daß möglichst viele Funken an das Ende des Baumwollstrickes fliegen. Je schneller man schlägt und je mehr Funken das Ende des Strickes treffen, um so schneller beginnt der Strick zu glimmen. Feuer entsteht nicht, nur Glut. Aber die reicht aus eine Zigarette zu entzünden. Will man aber ein Feuer entfachen, muß man ein Stückchen Papier auf die Glut legen und kräftig pusten. Ich habe nur ganz wenige Landser gesehen, die kein Luntenfeuerzeug besaßen.

Natürlich klappt das alles nicht so schnell wie ich es hier beschrieben habe. Mit der Zeit lernt man aber doch, diese, schon in der Steinzeit bekannte Art des Feuermachens. Auch ich mußte es lernen und habe nach drei, vier mal auf die Fingerhauen die Sache beherrscht. Das glimmende Ende mußte man mit nassen Fingern ausdrücken. Ausblasen ging nicht, die Glut wurde nur stärker und die Hitze größer. Bei den paar Gegenständen, die ich aus Gefangenschaft mitgebracht habe, ist auch mein Feuerzeug. Jüngeren Leuten, denen ich sie zeigte und denen ich mein Feuerzeug vorführte, waren überrascht, wie einfach und doch effektiv das ganze funktionierte. Die meisten Gefangenen konnten sich im Laufe der Zeit einige persönliche Dinge anschaffen. Darunter war bestimmt auch ein Feuerzeug.

Weitere, persönliche Dinge, die ich mir ebenfalls im Jahr 1947 angeschafft hatte, sind mein Kochgeschirr, mein Kaschatöpfchen, mein Trinkbecher und mein Holzkoffer. Alle diese Sachen habe ich mir entweder im Elektro Sawod, oder davor im Sawod Kirow, eingetauscht, oft sogar selbst gebastelt. Das war meist ziemlich leicht. Wir hatten mit den Russen dort auf den Arbeitskommandos, größtenteils ein sehr gutes Verhältnis. Das zeigte sich u.a. ja auch bei dem Tabakhandel. Meinen Koffer, den ich ebenfalls mit nach Hause gebracht habe, konnte ich mir in einer Schreinerei aus Abfallholz machen. Natürlich unter Anleitung eines erfahrenen Schreiners. Ich fertigte eine kleine Kiste und der Schreiner sägte auf einer aus Deutschland requirierten Kreissäge diese Kiste so auf, daß ein Oberteil und das Unterteil eines Koffers daraus entstanden. Ein kleines Schlößchen zu diesem Koffer habe ich mir, wieder unter Anleitung eines Fachmannes, selbst gefertigt. Wenn man sich das genau anschaut, stellt man überrascht fest, wie einfach, geradezu simpel so ein Schloß funktioniert. Für mich sind alle Gegenstände, die ich aus Gefangenschaft mit nach Hause gebracht habe, nicht nur eine Erinnerung an die verdammt schwere Zeit meiner Jugend, sondern geradezu Reliquien. Ich hoffe und wünsche, daß sie und dieses Buch, immer einen ehrenvollen Platz in der Familie einer meiner Nachkommen behalten werden. Wenn ich zurück denke, gerade an die Tage, in denen ich mir auf einer Arbeitsstelle etwas zu meinem persönlichen Gebrauch aus einem manchmal fast wertlosen Material herstellen konnte, wie gut dann die Russen dort zu uns jungen Gefangenen

waren, dann geschieht das mit Dank und Achtung vor den einfachen, guten Leuten. Die kannten meist keinen Haß.

Kamm, Spiegel, Messer, Brieftasche, Tabaksdose, alle diese Dinge machte ich mir selbst. Die zum Essen benötigten Gefäße durften wir uns ebenfalls selbst anfertigen. Materialien, die wir nicht organisieren konnten, tauschten wir mit Leuten aus anderen Brigaden. Die Russen merkten natürlich wenn einer von uns für sich selbst etwas anfertigte, sagten aber nur in ganz seltenen Fällen etwas dagegen. Nur dann, wenn die Norm nicht erfüllt wurde oder die Sache eine zu lange Zeit in Anspruch nahm. Mein Eßgeschirr, das ich mir auf einem Kommando, aus Aluminiumblechresten, die dort zu Hauf herumlagen und scheinbar nicht mehr benötigt wurden, selbst angefertigt und in das ich mit einem selbst gemachten Stichel die No. 20 K eingraviert hatte, stand im Vorraum des Speisesaales in Fach 20 des Regales K. Nach jedem Essen wurde das Geschirr an einem besonderen Schalter abgegeben und nach dem Spülen wieder im Speisesaal unter der entsprechenden Nummer eingeordnet. Vor jeder Mahlzeit konnten wir uns die Eßgeschirre dort abholen und zum Ausgabeschalter gehen. Manchmal wurde dabei die Sauberkeit unserer Hände überprüft. Ich kann mich aber nicht entsinnen, daß nur einmal ein Landser fort geschickt wurde, um die Hände ein zweitesmal zu waschen. Eine Sache, die ich auch nur im Lager Elektro Sawod erlebt habe.

Gegen die eigenen Leute waren die russischen Vorarbeiter oft strenger und unnachsichtiger als gegen uns. So ist mir die jetzt folgende Begebenheit noch sehr gut in Erinnerung. In der Schreinerei, in der ich für eine oder zwei Wochen einmal als Handlager gearbeitet und in der ich meinen Koffer gebastelt hatte, wurden unter Anleitung eines deutschen Möbelschreiners, Tische, Bänke, Schränke, und da hauptsächlich Kleiderschränke, für die Offiziere des Lagers und anderen maßgeblichen Leuten der Verwaltung hergestellt. Auf den oberen Teil der Kleiderschränke wurde eine Schnitzerei angebracht, die ein deutscher Professor eigens dazu schnitzen mußte. (Zu anderen Arbeiten war er vollkommen ungeeignet). An den meist aus Deutschland stammenden Maschinen durften nur wenige Gefangene, zum größten Teil waren sie von Beruf Schreiner oder Tischler, arbeiten. Ein Russe, denen war es streng untersagt, während der Arbeitszeit irgend etwas für sich selbst anzufertigen, wollte, gerade hatte die Sirene zu Mittag geheult, an einer auslaufenden Hobelmaschine eine Latte für sich selbst hobeln. Wie das der dumme Zufall will, am Ende der Latte war ein dicker Astknoten. Die Maschine erwischt diesen Ast, reißt ihn ab, der Russe verliert das Gleichgewicht und fällt mit dem rechten Handballen in die laufende Hobelwelle. Die reißt ein großes Stück aus seinem Handballen, das Blut spritzt auf die Maschine, auf das Lattenstück und der Russe fällt wie vom Blitz getroffen in die Hobelspäne. Ein lauter Schrei und der Russe ist ohnmächtig. Jemand hat die Maschine zum Stillstand gebracht, den Russen von der Maschine fortgetragen und zum Verbinden in den Aufenthaltsraum gebracht. Was mit ihm geschehen ist, kann

ich nicht sagen. Er kam am nächsten und den folgenden Tagen nicht wieder zur Arbeit. Vielleicht wurde er hart bestraft.

In solchen Fällen wurden die Betroffenen nicht selten mit Arrest wegen Selbstverstümmelung und Sabotage bestraft. Hart waren die Gesetze damals und schnell urteilten die Behörden mit großer Strenge. Wenigstens bei den kleinen Leuten. Die in gehobener Stellung tätigen, da half einer dem anderen. Eine Krähe hackt bekanntlich der anderen kein Auge aus. Wenn die gültigen Gesetze in allen Fällen strikt gegen uns Gefangene ausgelegt worden wären, mich hätte es auch treffen können. Ich habe mehr als nur einmal das getan, was man nicht hätte tun dürfen, was nach dem Gesetz verboten war. Aber, immer war es nur ein Akt der Selbsterhaltung, ich tat es immer nur mit dem einen Ziel vor Augen, wieder nach Hause zu kommen. Anderen Mitgefangenen habe ich nie was weggenommen, wo ich aber helfen konnte, wo mein Rat und meine Hilfe angebracht und nötig waren, habe ich ohne Eigennutz geholfen. Selbstverständlich dachte ich, wie das in harten, unerbittlichen Zeiten besonders ausgeprägt ist, zuerst an mich, an meine Gesundheit und letzten Endes an meine eigene Zukunft. Aber, tat das nicht jeder? Manche vielleicht noch egoistischer als ich? Ist sich nicht jeder selbst der nächste?

Das Jahr 1948

In einem Lager am Don

Was wird das Jahr 1948 bringen? Die Frage, die sich wohl jeder, gerade in den ersten Tagen des neuen Jahres stellt. Die Frage schlechthin, die uns alle, ohne Ausnahme zutiefst bewegte, die alles andere überragte und die alles andere in den Schatten stellte. Bringt es endlich die lang ersehnte Entlassung?

Die paar Wochen als Putzer beim Gerichtsoffizier, die mit zu den schönsten in der Gefangenschaft zählten, gingen ganz plötzlich zu Ende. So wie sie mit einer Überraschung für mich begannen, endeten sie wieder mit einer Überraschung. Warum, so fragte ich mich, kann ich nicht hier im Lager bleiben und weiterhin Putzer sein? Warum wurde ich in ein anderes Lager verlegt? Warum hat der Kommissar nicht ein Wort für mich beim Lagerkommandanten eingelegt und mich als Putzer bei sich behalten? Nicht mit dem Schicksal hadern, alles im Leben ist Schicksal, und dem entgeht man nicht. Das muß man annehmen, wie es kommt. Zu etwas wird die Verlegung schon gut sein. Man weiß es nur nicht. Aber, wer trauert nicht vergangenen schönen Zeiten nach?

In den ersten Tagen des Januar wurden so an die 100 Gefangene in ein kleines, ganz am anderen Ende der Stadt gelegenes Lager, verlegt. Es war eines der vielen Nebenlägern des Hauptlagers in Woronesch. Daß es ganz in der Nähe den Don lag, erfuhren wir aber erst einige Wochen später. Vorerst lag die ganze Gegend noch unter einer dichten Schneedecke. Sehen konnte man nur die paar Baracken des Lagers, und in einiger Entfernung, die ersten kleinen Häuser der Stadt. Nicht weit vom Lager entfernt befand sich ein recht großer Lokomotivschuppen. Dem an sich großen Schuppen angeschlossen war ein Ausbesserungswerk für Waggons, Lokomotiven und ein ziemlich großes Kohlenlager. Höchstens 200 Meter abseits des Lokomotivschuppens war ein Werk, in dem aus den Schlacken der Lokomotiven, die in recht großen Mengen dort anfielen oder angeliefert wurden, wir Gefangene, Steine herstellten.. Das Werk hieß von daher "Schlackeblock". Dort war meine erste Arbeitsstelle in dem neuen Lager.

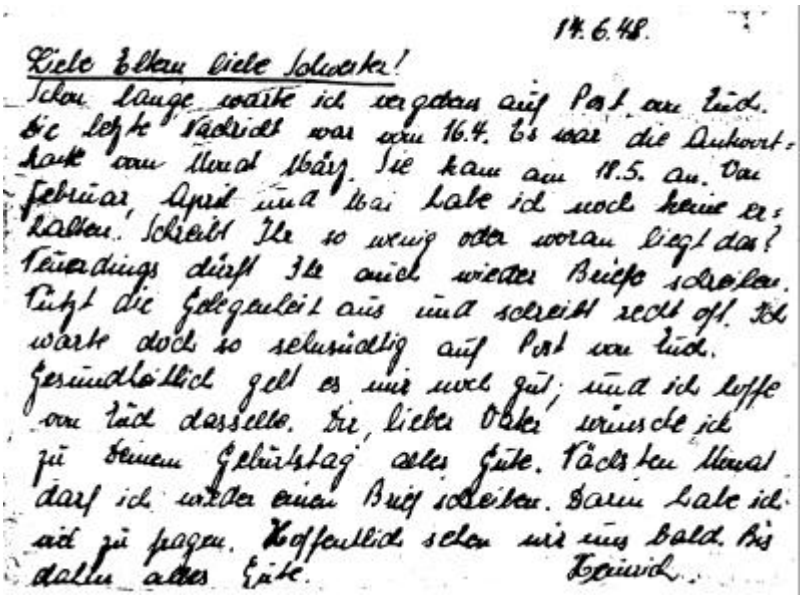
Vor der Werkshalle, die durch ein Gleis mit dem Lokomotivschuppen verbunden war, aber auch im Inneren der Halle selbst, lagen große Haufen Schlakken. Überall lagen die Schlackenberge. Mal waren sie recht hoch, mal ganz flach, so wie gerade die Arbeiter des Ausbesserungswerkes Lust und Laune hatten. Draußen, neben den Gleisen, durch die große Kälte zusammengefroren und mit Schnee bedeckt, im Inneren der Halle für die Verarbeitung gerade so geeignet. Zugig und windig war es in der Halle, meist stand irgendwo ein großes Tor auf und ließ den kalten Wind ungehindert ein. Der Spruch: es zieht wie Hechtsuppe, hier traf er im wahrsten Sinne des Wortes zu. Einige, zwar recht große, dafür aber fast blinde Fenster, ließen nur ganz wenig Tageslicht in die Halle einfallen. Es wurde nie richtig hell im Innern der Halle, schon am frühen Nachmittag brach die Nacht herein und es wurde dunkel. Nur ein paar schwache Lampen brannten dort wo die Maschinen standen. Alles andere war eben unbeleuchtet. Und laut war es da drinnen. Zwei Mischmaschinen, zwei Steinpressen und eine Schlackenmühle verursachten einen Höllenlärm. Von morgens früh bis zum Feierabend ratterten und quietschten die so laut, daß uns oft die Ohren schmerzten. Ohrenschützer waren Fehlanzeige. Selbst die paar Russen, die hier arbeiteten, besaßen so was nicht. Außer dieser Qual froren gerade die erbärmlich, die mit Wasser zu tun hatten und das ist im Winter bekanntlich kalt. Fast die Hälfte der Lagerbesatzung ging auf dieses Kommando zur Arbeit. Einen Vorteil hatte das Werk aber doch. Das war der nur einige Hundert Meter lange Weg hier her. Wieviele Steine auf einer Schicht produziert wurden, weiß ich nicht mehr. Es waren schon eine recht große Menge. Sogar jetzt im Winter, fast jeden Tag wurden fertige Steine abgeholt. Das mußte so sein, denn die Halle war schon groß, aber, wenn jeden Tag eine immens große Menge hergestellt wird, ist die Lagerfläche bald zu klein. Das Werk hatte scheinbar einen guten Absatz seiner Steine.

Ein "Schlackeblockstein", so hießen die Dinger die dort hergestellt wurden, sah ungefähr so aus wie ein Hohlblockstein in Deutschland. Er war, entgegen den Steinen bei uns, aus Schlacke und nicht aus Bims, hatte nicht die zwei bei uns

üblichen Hohlräume, war also viel kompakter und dadurch mindestens doppelt so schwer. Ein gerade erst fertiggestellter Stein, der noch nicht ausgetrocknet war und nicht abgebunden hatte, wog zwischen 25 und 30 kg. Als Bindemittel wurde Zement und Kalk zu gleichen Teilen verwendet. Eine Presse konnte in einem Arbeitsgang zwei Steine gleichzeitig herstellen. Unsere Aufgabe war es, wie schon des öfteren, die Mischung für die Steine zusammen zustellen. Eine bestimmte Menge gemahlene Schlacke, dazu eine kleine Menge grober Sand, dazu die vorgeschriebenen Spaten voll Zement und Kalk und, es war ja Winter, einige Liter heißes Wasser. Das alles schaufelten wir in den Aufzug zu einer, fast drei Meter über dem Erdboden stehenden Mischmaschine, von wo aus die Mischung, wenn sie gut gemischt war, durch einen Trichter, direkt in die oben offene Presse fiel. Kaltes Wasser hätte die gemischte Masse, gefrieren lassen. Die Maschinen waren ohnehin überall mit einer Kruste aus Schlakkemischung und Eis überzogen. Auch der Boden, die Wege zwischen den Maschinen, die Gleise, alles was man sah und anfaßte war verdreckt, mit Speis verkrustet oder mit einer dünnen Eisschicht bedeckt. Wie oft stolperte ein Gefangener in dem diffusen Licht über einen Eis.- und Dreckbuckel.

An jeder Presse arbeiteten fünf oder sechs Landser. Alles ging im Takt, so wie die Maschine das Tempo vorgab. Das nötige Wasser wurde in ausgedienten Benzinfässern erwärmt. Der Landser dort hatte den besten Arbeitsplatz, er stand meist am Feuer und fror deshalb nicht. Die schlimmste, eben weil es die dreckigste und schwerste Arbeit war, war das Wegtragen und Stapeln der fertigen Steine. Die kamen aus der Presse, die einen Höllenlärm machte und lagen dann auf Brettern, die etwas größer als die Steine selbst waren. Man konnte sie schon gut unterfassen und wegtragen, wären sie nur nicht so verdammt schwer gewesen. In einer langen Reihe standen die kräftigsten Gefangenen hinter einander an der Presse. Nach jedem fertigen Stein kam der nächste Gefangene an die Reihe. Der mußte den schweren, nassen Stein zum Trocknen und Abbinden wegbringen. Irgendwo in der großen Halle wurden sie

in Gestellen aus Eisen übereinander gestapelt. Alles, wie schon gesagt, in einem bestimmten Rhythmus.



14.6.48.

Viele Grüße viele Küsse!

Schon lange warte ich vergebens auf Post von Euch. Die letzte Nachricht war vom 16.4. Es war die Antwortkarte vom Mond März. Sie kam am 18.5. an. Von Februar, April und Mai habe ich noch keine Karten. Schreibt Ihr so wenig oder woran liegt das? Vielleicht dürft Ihr auch wieder Briefe schreiben. Nicht die Gelegenheit aus und schreibt recht oft. Ich warte doch so sehnsüchtig auf Post von Euch. Gesundheitlich geht es mir noch gut; und ich hoffe von Euch dasselbe. Dir, lieber Vater wünsche ich zu Deinem Geburtstag alles Gute. Nächsten Monat darf ich wieder einen Brief schreiben. Dann habe ich mir zu sagen. Hoffentlich sehen wir uns bald. Bis dahin alles Gute.

Dein Wolfgang.

Die letzte Postkarte aus Gefangenschaft - 14.6.1948

Selbstverständlich wurden alle Brigaden nach einem genauen Plan gerade zu dieser schweren Arbeit nach einander heran gezogen. So kam auch unsere Brigade eines Tages zu der Trägerkolonne. Sieben, acht, vielleicht auch schon zehn oder mehr Steine hatte ich den immer länger werdenden Weg zum Stapelplatz getragen und stand nun wieder als erster in der langen Reihe. Ich ließ den nächsten Stein fallen, den anderen auch noch und dann hatte ich einfach keine Kraft mehr, diese Schufterei zu verrichten. Die zerbrochenen Steine konnte man zwar noch einmal in die Presse geben, aber der reibungslose Ablauf der Produktion war doch unterbrochen. Unser Brigadier hatte Verständnis für mein Verhalten und sah ein, daß diese Arbeit für mich zu schwer war. Er ließ mich ablösen und ich mußte wieder Mischgut in den Aufzug zur Presse schaufeln.

Die Arbeit, die ich dort verrichten mußte, war eine der schwersten und dreckigsten in der langen Zeit meiner Gefangenschaft. Von den im vorigen Lager noch recht guten Schuhen und Kleidern war nach drei Wochen harter Arbeit im Schlackeblockwerk nicht viel übrig. Naß waren unsere erbärmlich schlecht gewordenen Schuhe und die nur in Lappen gewickelten Füße, naß und dreckig die mit Schlackenmörtel verschmierten, geflickten Kleider. Kalt waren während

der ganzen Arbeitszeit unsere aufgerissenen, schrundigen Hände. Beim Hinweg und beim Heimmarsch, der zum Glück nur einige Hundert Meter betrug, blies uns der Wind die Kälte in das Gesicht, so, daß man die Augen nur einen kleinen Spalt aufhalten konnte. Manch einer von uns hat sich dort eine Erfrierung an Händen, Füßen, Ohren oder Gesicht geholt. Eine Trockenkammer, in der unsere Klamotten über Nacht hätten trocken werden können, gab es in diesem Lager, leider nicht. Dieses Lager war mit Abstand, bis jetzt wenigstens, das schlechteste in Woronesch.

Bei der nächsten Produktionsversammlung, die mit der monatlichen Untersuchung, man hätte eher Fleischbeschau sagen können, verbunden war, wurde ich von der Gesundheitskommision in Gruppe III eingestuft. Das hieß somit, in Zukunft nur noch vier Stunden leichte Arbeit pro Tag. Oma und Opa, das schon ältere Ärzteehepaar, waren ebenfalls in dieses Lager versetzt worden und gehörten dieser Kommission an. Hier sagten sie zum erstenmal "Malschek" zu mir. Malschek heißt: Junge

Leider war die Zeit, in der ich einer Lagerbrigade der Gruppe drei angehörte, nur gerade mal ein Monat lang. Die Arbeit, die wir da verrichten mußten, war auch dem entsprechend. Leichte Arbeiten im Lager, Holzhacken, Holz zu den einzelnen Baracken und Unterkünften tragen, Schneefegen auf Wegen und dem Antreteplatz, das war schon so gut wie alles. In der übrigen Zeit saßen oder standen wir in einem der Schlafsäle, die hier nicht so groß wie im Elektro Sawod waren, zusammen und diskutierten über alles was uns gerade so in den Sinn kam. Nur wenige beteiligten sich an Spielen. Wenn schon, dann meist an “Mensch ärgere Dich nicht”, das war halt das leichteste Spiel. Schach spielten eigentlich nur die Ungaren. Die übrige Zeit langweilen wir uns, denn nur langsam vergingen die Tage. Spät wurde es hell und sehr früh wieder dunkel. Viel Licht durften wir nicht verbrauchen. Es war auch nicht gut möglich, denn in einem Schlafsaal brannten höchstens zwei nicht allzu starke Lampen.

Mein nächstes Kommando, zu dem ich eingeteilt wurde, war in einem ehemaligen und jetzt wieder im Aufbau begriffenes Flugmotorenwerk. Eine recht große Zahl Gefangener wurden dort bei den verschiedensten Arbeiten eingesetzt. So mußten wir einige Tage lang Moniereisen, oder auch Baustahl genannt, von Eisenbahnwaggons abladen, zu den einzelnen Baustellen hintragen und dort stapeln. Auch das war eine recht schwere Arbeit. Manche Eisenstangen waren so dick und so lang, oft bis zu 15 Meter, daß mehr als 10 Gefangene Mühe hatten, sie aufzuheben und zu tragen. Nur mit einem kräftigen Hauruck ging das, und, gerade das Wort, so entsinne ich mich, rief meistens ich mit so einem jämmerlichen Ton in der Stimme, daß viele Russen stehen blieben und uns zusahen. Und das war gewollt, das war meine Absicht. Zu unserem Glück war diese schwere Arbeit nach gut einer Woche beendet. War die Zuteilung von Baustahl erfüllt oder war kein Baustahl mehr verfügbar; ich konnte das nicht feststellen. Benötigt hätte man schon noch eine große Menge. Unsere Hände und Schultern waren durch die Schwere der Arbeit

blutig aufgerissen und voll mit blauen Flecken. Nur mit einen kleinen Lappen konnten wir unsere Schultern etwas abpolstern, ohne jegliches Polster hätte man diese Arbeit nicht ausführen können.

Die nächste, ob sie wirklich die nächste war, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, ist auch egal, war bei Schweißarbeiten behilflich zu sein. Dieses Elektroschweißen wurde meist von Frauen ausgeführt. Wir mußten die Rohre, die zusammengeschweißt wurden und die für die Fernbeheizung des Werkes bestimmt waren, schön gleichmäßig auf einem Gestell aus Brettern und Latten so drehen, daß die Frauen eine gute Schweißnaht machen konnten. Das war eine relativ leichte Arbeit, wenn sie auch wegen der gesundheitlichen Gefährdung durch das überaus grelle Licht für unsere Augen nicht gerade gut war. Die russischen Frauen hatten auch nur unzureichende Schutzbrillen und mußten sonst auch vollkommen ungeschützt diese Arbeit verrichten. Sollten wir Gefangene besser geschützt werden? Die zum Schweißen benötigten Elektroden, machten wir selbst. Ein Stück Eisendraht von einer großen Rolle, ungefähr 30 cm lang und bis zu 2 / 3 mm dick, wurde zuerst einmal etwas gerade gebogen, an einem Ende angefaßt und dann in eine steife Kalkbrühe eingetaucht. Das zweite Ende blieb blank, es wurde beim Schweißen in den Elektrodenhalter eingeklemmt. Fertig ist die Elektrode, nur die Sonne muß die Brühe noch trocknen. Bei dieser Arbeit, die meistens von noch sehr jungen Frauen ausgeführt wurde, kam es schon ab und zu einmal zu Unstimmigkeiten. Die Frauen wollten uns die Schuld an einem gewissen Schlendrian, der gerade hier eingerissen war, in die Schuhe schieben. Wie oft verschwand doch eine Arbeiterin für eine Weile ohne daß man wußte, wo sie in der Zwischenzeit war und was sie tat. Uns war das zwar egal, aber wir sollten schuld daran sein, daß ihre Arbeit, nicht der Norm entsprechend, erfüllt wurde. Wir hätten nicht genügend Material herbei geschafft, wären mit dem Eintauchen der Drahtstücke in die Kalkbrühe zu langsam gewesen und hätten sie so in die Sonne gestellt, daß nach kurzer Zeit die Sonne nicht mehr genügend stark zum Trocknen schien. Unser Brigadier ließ sich den Vorwurf, wir und somit auch er, wären Faulenzer, nicht gefallen und disputierte auf Teufel komm raus mit dem verantwortlichen Natschalnik. Die Folge davon war, daß wir nach nur einer Woche bei der Schweißerkolonne abgezogen und zu einer anderen Arbeit auf dem großen Werksgelände eingeteilt wurden.

Bevor ich aber diese Arbeit beschreibe, einmal eine Sache, die nicht alle Tage zu sehen war. Ich sah sie nur hier, sonst nirgends. Fast jeden Morgen, wenn wir zur Arbeit gingen, begegnete uns eine Kolonne russischer Sträflinge aus dem Woronescher Gefängnis. So jedenfalls hat uns das ein Wachsoldat erzählt. Diese Kolonne, es mögen so um die 50 Gefangene gewesen sein, Frauen und Männer, wurden von mindestens 10 Soldaten mit Gewehr oder Maschinenpistole im Anschlag und wiederum mindestens 6 Schäferhunden, bewacht. Immer an ein und der selben Stelle begegneten wir uns. Auf einer Straße, die nur aus Sand bestand, in einer Kurve, an deren Biegung eine Brotbude stand. Wir konnten uns schon einmal durch einen Russen beim

Brotladen ein Stück Brot kaufen lassen, den Sträflingen war es strikt untersagt und kein Soldat hätte sich erlaubt, dieses Verbot zu übertreten. Für uns taten sie das aber doch, wenn wir Rubel hatten, die Sträflinge hatten weder Rubel noch sonst was. In diesem Brotladen wurde ab und zu auch schon mal Leber.- und Blutwurst, die allerdings diesen Namen zu Unrecht trugen, verkauft und hin und wieder, sogar jetzt schon, es war noch kein Frühling, Speiseeis und Limo. Speiseeis und Limo hatten eine schrecklich künstliche Farbe, schmeckten aber scheinbar doch recht gut. Jedenfalls stand immer eine recht langer Reihe vor dieser Bude wenn was Besonderes zum Verkauf angekommen war. Wurst habe ich schon mal gegessen, Limo habe ich nicht getrunken. Den besagten Sträflingen erging es wesentlich schlechter als uns. Die durften die entgegen kommenden Passanten nicht ansehen, kein Wort mit einander reden, auch nicht mit der Bewachung. Wir sprachen während des Marsches mit einander, auch mit den Wachposten und die auch mit uns. Wir gingen in losen Reihen, die mußten im Gleichschritt gehen und wurden angeblich erst abends verpflegt. Wir bekamen unsere Mittagssuppe, das 200 g schwere Stückchen Brot und den kleinen Klecks Kascha jeden Tag auf der Arbeitsstelle. Wir machten genau wie die russischen Arbeiter, eine Stunde Pause, die Sträflinge arbeiteten, angeblich, acht und mehr Stunden ohne Unterbrechung.

Eine andere Arbeit in dem Motorenwerk war das Herstellen von Fundamenten für neue Werkshallen. Das ging ungefähr so vonstatten: Wir schütteten in die mit Brettern eingeschalten Fundamente, wenn sie überhaupt eingeschalt worden waren, Ziegelbrocken und Betonstücke aus alten, abgerissenen Mauern. Zum Herantragen des Materials benutzten wir die schon erwähnten Nasilkis. Eine zwar eintönige, aber doch leichte Arbeit. Nur, manchmal war der Weg vom Ziegelhaufen zum Fundament schön lang. Wenn so ein Fundament, oft waren es nur schmale, im Erdboden ausgehobene Gräben ohne Einschalung, bis zum oberen Rand mit Ziegelbrocken angefüllt war, wurde eine sehr dünne Sand - Zementsuppe, bis zur Erdbodenhöhe eingefüllt. Mit langen Stahl.- oder Holzstangen wurde nun versucht, das Gemisch zu verdichten indem man in kurzen Abständen die Stangen möglichst tief in die Suppe eintauchte, damit herumrüttelte und herumstocherte. und zum guten Schluß, mit selbst hergestellten Stampfern aus Holz, fest stampfte. Das Ganze war eine ziemlich simple, einfach Methode. Nach Meinung eines Ingenieurs, der ab und zu bei uns vorbei schaute, aber die mit Abstand beste Methode ein gutes Fundament herzustellen. Rüttelplatten und Motorstampfer, wie sie auf deutschen Baustellen schon verwendet wurden, kannten die Russen damals scheinbar noch nicht. Erstaunlicherweise waren die so hergestellten Wände nach dem Ausschalen doch recht glatt. Wieviele Fundament auf diese Weise in dem Flugmotorenwerk hergestellt wurden, kann ich nicht sagen. Es war schon eine beträchtlich Anzahl. Ob sie aber eine lange Lebensdauer hatten, ich weiß es nicht. So lange um dies festzustellen, brauchte ich zum Glück nicht in Rußland bleiben. Im großen und ganzen gesehen, war die Arbeit auf

der Baustelle schon gut. Auf dem ganzen, weitläufigen Gelände standen viele, große Bäume und die Russen waren zum größten Teil anständige Kerle.

Eine andere, jetzt sehr schwere Arbeit, kam beim nächsten Wechsel. Zwischen den in Rußland üblichen sehr hohen Umfassungsmauern der Werke und Fabriken und den oft nur ein paar Meter entfernt stehenden Gebäuden oder vorbei führenden Straßen, sollte ein Graben für eine Wasserleitung und die Fernheizung ausgehoben werden. An sich eine leichte Arbeit, denn das Erdreich bestand aus feinkörnigem Sand. In der Zwischenzeit aber war es Mitte bis Ende April geworden. Die Arbeit in dem fast zwei Meter tiefen Graben wurde durch die große Hitze zwischen Mauer und Halle, durch die Windstille und durch die während der Zeit ab 11:00 Uhr fast senkrecht stehenden Sonne, kolossal erschwert. Da es uns von der Lagerleitung strengstens untersagt war, egal ob im Schatten oder der Sonne, mit bloßem Oberkörper zu arbeiten, erschwerten gerade diese drei Dinge uns ganz schön die Arbeit. Hinzu kam noch außerdem, und das war vielleicht das ärgste Verbot, wir durften auf keinen Fall Wasser trinken. Die Angst der Russen vor einer Epidemie im Gefangenenlager, war doch sehr groß. Wir bekamen zwar auf der Baustelle, der Sommer war oder besser gesagt das Frühjahr war verdammt heiß, ab und zu irgend einen Tee. Nur nicht in ausreichender Menge. Meist nach dem Mittagessen, ein Misky voll. Das war so ein halber Liter, sehr, sehr wenig bei der Hitze und dann noch für mindestens vier Stunden. Wer konnte damit auskommen? Niemand hielt sich an das Verbot, auch ich nicht. Wenn ich Durst hatte, verschwand ich, suchte in einer Halle nach einem Wasserhahn und trank bis der Durst gestillt war. Alle machten das so.

In diesem Graben unter den geschilderten Umständen zu arbeiten, kam einer Strafe gleich. Nach zwei Tagen Arbeit in der sengenden Hitze, verspürte ich auf einmal meine blaue Leinenjacke nicht mehr auf meinen Schultern. Ein Mitgefangener, den ich fragte, was mit meinem Rücken los wäre, sagte mir, mein Rücken wäre vom Nacken bis zum Hosenbund übersät von kleineren und größeren, mit Wasser gefüllten, Blasen. Ich hatte also einen Sonnenbrand, obwohl ich, der Anordnung entsprechend, weder Hemd noch Arbeitsjacke, ausgezogen hatte. Der Brigadier, bei dem ich mich sofort meldete und der sich noch nicht einmal meinen Rücken angeschaut hatte, brüllte mich an, er würde mich sofort nach dem Heimkommen im Lazarett beim Arzt melden. Er hätte immer darauf geachtet und jeden von uns ermahnt, ja nicht die Oberbekleidung aus zu ziehen. Was ich da gemacht hätte, wäre eine Anordnung nicht befolgt zu haben, oder schlicht und einfach gesagt, das wäre Sabotage. Ich konnte den Brigadier schon verstehen, denn, hätte er das Verbot nicht weitergegeben, er müßte dann an meiner Stelle mit einer Bestrafung rechnen. Und das wollte und konnte er eben nicht. Ich sah der Sache ruhig entgegen, denn ich hatte genügend Zeugen, die mir bestätigen konnten, daß dies nicht so war. Im Lager angekommen war der erste Weg des Brigadiers dann wirklich der Weg in das Lazarett. Opa und Oma taten dort Dienst und die waren sehr erstaunt, als sie meinen Rücken sahen. In der

Zwischenzeit hatten sich die vielen, mehr oder weniger großen Blasen auf meinem Rücken zu zwei Handteller große vereint, und die waren fast 1 cm dick. Beide, Arzt und Ärztin, erklärten auch dann dem herbei gerufenen Arbeitsoffizier, daß dies auf gar keinen Fall Brandblasen, hervorgerufen durch einen Sonnenbrand, sondern durch die übergroße Hitze entstandene Wasserblasen, seien. Brandblasen wären, wie der ganze Rücken ebenso, wenn sie durch die Sonne entstanden wären, rot und die Haut wäre vertrocknet und längst aufgeplatzt. Die Blässe meiner Haut zeige aber, daß ich Hemd und Jacke nicht ausgezogen, sondern anbehalten hätte. Die Haut auf meinem Rücken wäre durch die lange Winterzeit halt sehr empfindlich und noch nicht abgehärtet. Kurz und gut, ich wurde krank geschrieben und blieb für einige Tage im Lazarett. Oma, oder war es Opa, machten die Blasen auf, ließen die Flüssigkeit ablaufen, trugen mir eine Fettsalbe auf die lädierten Stellen und ich kam in ein sauberes Bett. Oma kam noch einmal vor Ende ihres Dienstes zu mir, besah sich meinen Rücken und sagte wieder, "Malschek" zu mir. Was tat mir dieses kleine Wort und ihre Fürsorge so gut. Ich mußte gerade in diesen Minuten besonders stark an meine Eltern und Zuhause denken. Ich meinte, in der Stimme von Oma einen mitleidigen, warmen Ton zu hören und ich glaube, ich hatte mich nicht getäuscht.

Ich hatte mal wieder Glück gehabt.

Nach ein paar Tagen Aufenthalt im Lazarett, mein Rücken war fast abgeheilt, wurde ich entlassen und kam zu einer neuen Brigade. Die Arbeiter in dieser Brigade waren alles Leute vom ehemaligen Küchenpersonal, waren Produktefahrer oder Brotschneider gewesen, also alles relativ gut genährte Kerle. Von daher war auch ihr Arbeitskommando eine Stelle, an der Kraft und Stärke erforderlich waren. Die waren schon seit Wochen zusammen in einer Brigade und immer mit dem Abriß von noch stehen gebliebenen Mauerresten im Flugmotorenwerk beauftragt. Wieso ich als Angehöriger der Gruppe III, wer nämlich aus einem Lazarett entlassen wurde, wurde in diese Gruppe eingestuft, zu denen von der Gruppe I kam, weiß ich nicht. Hat da jemand seine Hand im Spiel gehabt? Hat da wer Schicksal gespielt? Damals kam mir dieser Gedanke nicht. Aber heute, je länger und je öfter ich gerade an diese Sache denke, um so überzeugter bin ich. Das war kein Zufall. Oder doch? Besteht unser Leben und unser Sein nicht aus nur einer langen, vielleicht endlosen Reihe von Zufällen?

Ich will dem Ablauf der Zeit und der Dinge nicht vorgreifen, sondern versuchen, die so zu schildern, wie ich sie heute, nach mehr als 48 Jahren immer noch ganz klar und unauslöschlich im Gedächtnis habe. Ich kam in diese Brigade und strengte mich selbstverständlich mächtig an, den anderen kein Klotz am Bein zur Erfüllung der Norm ihrer Arbeit zu sein. Wer nämlich, wie ich schon einmal geschildert habe, die ihm zugeteilte Arbeit über die Norm erfüllte, erhielt nicht nur die größtmögliche Brotzuteilung, sondern auch die den Betrag von damals 250 Rubel überschreitenden, für die Unterhaltung

eines jeden Gefangenen nötigen Geldbetrag, in Rubel ausgezahlt. Diese Brigade erreichte schon länger als vier Monate, sogar während des Winters, dieses Ziel und war schon genau so lange die beste Brigade im Lager. Sie war uns in den monatlich stattfindenden Versammlungen immer als Vorbild vorgestellt worden. Sie waren alle "Bestarbeiter". Ein Ziel, das nicht wenige Brigaden anstrebten. Bekam man doch, wie ich oben erwähnte, oftmals einen nicht unerheblichen Geldbetrag ausgezahlt.

Unsere Arbeit war, wie gesagt, keine leichte, aber mit Geschick und mit Kraft, die diese Kerle hatten, wurde sie jeden Tag mit bis zu 120 % erfüllt. Der Leistung entsprechend war selbstverständlich auch ihr Lohn. Im Versammlungssaal, der wie alle der Propaganda dienenden Säle mit vielen bunten Plakaten und Spruchbändern vollkommen zugehängt war, hing eine Graphik, die die Leistungen aller Brigaden im Lager darstellte. Und dort standen wir, die Abrißkolonne, ich gehörte ja auch dazu, in der ersten Reihe. Wir hatten die besten Ergebnisse, wir waren für alle ein Vorbild und wurden immer wieder vom Lagerleiter für unsere gute Arbeit gelobt. Ich glaube, wir waren sogar sehr stolz auf dieses Lob. Wer hört nicht gerne was von guten Taten und sieht es nicht gern wenn man ein Vorbild für andere ist? Daß die Russen uns lobten und anspornten, daß sie uns anderen Brigaden als Vorbilder hinstellte, war eine Sache, die damals, vielleicht auch heute noch, in der Sowjetunion an der Tagesordnung war. Wenn man auf dem Weg zur Arbeit an einer Straßenkreuzung vorbei kam, konnte man dort auf großen Anschlagtafeln die gleichen Graphiken, Tabellen und Sprüche sehen und lesen wie bei uns im Lager. Die sollten uns und die “Werktätigen” in Rußland, jeden Tag und zu jeder Zeit, aufrufen, alles in unserer Macht stehende zu tun, um die Sowjetunion zur besten Nation, fleißigsten und friedfertigsten in der Welt zu machen. Ansich ein löbliches Ansinnen, nur verkehrt herum angepackt.

Ich nehme an, und da gehe ich nicht fehl, es waren ehemalige Facharbeiter bei uns in der Brigade. Denn nicht nur Kraft, sondern auch viel Geschick hat so manche Ziegelmauer, nach ganz kurzer Zeit zum Einsturz gebracht. Oft waren nach den Vorbereitungsarbeiten, die jedesmal viel länger als die eigentlichen Abrißzeiten dauerten, nur noch einige wenige Schläge mit großen Vorschlaghämmern, oder mit dem Universalarbeitsgerät, der "Lomik" nötig, um eine Mauer von 6 bis 8 Metern Länge und bis zu 3 Metern Höhe so zu zerbrechen, daß sie ohne viel Mühe mit Nasilkis fort getragen werden konnten. Daß alle Mitglieder der Brigade täglich 1000 g Brot erhielten, war eine Selbstverständlichkeit. Alle aus der Brigade waren, das sah man nicht oft, fröhliche Kerle, so weit man von Fröhlichkeit bei Gefangenen sprechen konnte. Wir hielten zusammen wie Pech und Schwefel, einer half dem anderen. Neider hatten in dieser Brigade keinen Platz und die gab es nicht unter uns. Ich glaube, die hätten sich bei uns garnicht wohlgefühlt. Die Abrißbrigade gehörte zu der Lagerprominenz.

Von dieser Brigade, wie gesagt, der Musterbrigade, ging auch einmal eine Meuterei aus. Sehr viele Arbeitskommandos gab es nicht im Lager. Ein Kommando, es war das größte, ging immer noch in das Schlackeblockwerk. Ein anderes, dort hatte ich schon vor meinem Lazarettaufenthalt gearbeitet, ging in das Flugmotorenwerk. Das letzte, das kleinste, ging auf eine kleine, in der Nähe liegende Kolchose. Zwei Brigaden der Gruppe III blieben im Lager und machten Verschönerungsarbeiten, flochten Körbe oder schreinerten Stühle, Tische oder Bänke für das Lager oder zum Verkauf. Eigentlich hätte ich solch einem Lagerkommndo angehören sollen. Ich rätselte aber immer noch, warum ich als ein Arbeiter der Gruppe III den Bestarbeitern zugeteilt worden war.

Wir hatten, außer der Bühne im Speisesaal, der gleichzeitig auch als Versammlungssaal diente, im Hof des Lagers eine Bühne, die aus zwei Pontons, die wir vom Don mit viel Mühe heraufgeholt hatten, vor dem Büro der Lagerleitung aufgestellt. Eine Theatergruppe sollte gegründet werden und die ersten Musiker hatten schon einmal auf recht alten, abenteuerlichen Instrumenten, außer den Balalaikas, geübt. Als ich davon hörte, mußte ich an das Lager in Kursk denken, wo auch eine Lagerkapelle gegründet worden war. Viel kam bei dem ersten Versuch nicht heraus, aber immerhin, der Anfang für ein besseres, und bescheiden schöneres Lagerleben war getan worden. Scheinbar sollte das Lager noch lange nicht aufgelöst werden. Wenn die Lagerleitung an eine Musikkapelle und an eine Theatergruppe denkt, denkt sie doch gleichzeitig an den kommenden Winter und vielleicht auch daran, den Gefangenen, die dann immer noch in Rußland sind, das Leben ein bißchen erträglicher und abwechslungsreicher zu machen. Das wenigstens waren die Gedanken der meisten Gefangenen. Zum Glück brauchte ich die Bestätigung unserer Annahme nicht mehr im Winter mit erleben.

Also, alles war einigermaßen in Ordnung, nur nicht das Essen. Das war, dem Hauptlager und dem Elektro Sawod gegenüber, geradezu jämmerlich, um nicht zu sagen, katastrophal. Und nun komme ich zu der Meuterei, für die die Abbruchbrigade verantwortlich war, die von dem Brigadier angeregt wurde, und die allen Lagerinsassen, den größtmöglichen Vorteil, brachte. Seit Ende des Winters, seit gut zwei Monaten, gab es morgens, mittags und auch abends, Blutsuppe. Suppe aus getrocknetem Ochsenblut. Die Flocken sahen aus wie schwarze Haferflocken, rochen schon ungekocht widerlich-süß und waren nach dem Kochen fast nicht mehr genießbar. Die daraus gekochte Suppe war eine schwarz - braune, zähe Masse, ähnlich dünnem Grießbrei und schmeckte leicht süßlich. Und diesen Fraß gab es nun schon fast 180 mal. Am Anfang hat wohl jeder seine Portion gegessen. Hunger tut weh und ist außerdem der beste Koch. Zuerst ließ nur der eine oder andere diesen selbst für uns nicht länger genießbaren Fraß stehen, dann immer mehr, dann einzelne Brigaden und zum Schluß hat der Brigadier der Abrißkolonne auf einer Produktionsversammlung so heftig gegen die Verpflegung protestiert, daß wir alle der Meinung waren, der verschwindet sofort nach Sibirien. Die Offiziere der

Lagerleitung saßen stumm, mit vor Staunen aufgerissenen Augen dort oben auf der Bühne, daß man meinen konnte, die verstehen nicht, was da unten passiert. Die sind so perplex, daß die garnicht kapieren, daß sich da eine, gelinde gesagt, eine Meuterei anbahnt. Zum Ende der Produktionsversammlung wurden nicht, wie das sonst so üblich war, von uns allen die Internationale und die russische Nationalhymne gesungen. Nur wenige standen von ihren Plätzen auf, ballten die Fäuste, wie das auch immer so gemacht wurde und sangen ganz leise den üblichen Schmus von Freiheit, Glück und Wohlbefinden. Vielleicht war gerade dieser Abschluß gut. Vielleicht hat er die Verantwortlichen im Lager etwas besänftigt und zum Überlegen und Überdenken der geschilderten Mißstände veranlaßt. Wir befürchteten trotzdem das Schlimmste. Daß keine Repressalien ergriffen wurden, wem war das letzten Endes zu verdanken?

Als aber selbst nach drei Tagen immer noch keine Änderung im Speiseplan eintrat, als immer noch der Blutsuppenfraß aufgetischt wurde, veranlaßte der Brigadier das gesamte Lager, am kommenden Tag, gleich morgens, anzutreten, jeder solle seinen Löffel in Richtung Lagerleitung werfen, sich umdrehen und nicht zur Arbeit zu gehen. Gesagt, getan. Es klingt unglaublich, ist aber so wahr, wie die Tatsache, daß jeden Morgen die Sonne aufgeht. Hunderte Löffel flogen in Richtung Lagerleitung. Alle machten kehrt und gingen zurück in die Unterkünfte. Nur einige, wenige Hosenscheißer und Feiglinge machten nicht mit. Feiglinge gab es und gibt es immer wieder. Was hätte uns passieren können? Konnte man die ganze Belegschaft eines Lagers einsperren und bestrafen? Sollte man uns allen das Essen entziehen oder weiter kürzen? Wohl kaum. Einigkeit macht stark. Hier sah man, was eine starke Gemeinschaft alles bewegen und ändern kann.

In der Lagerleitung war man auf so eine geschlossene Haltung nicht vorbereitet. Trotzdem kam die Reaktion auf diese offensichtliche Meuterei ganz schnell. Wir mußten alle vor der Lagerleitung antreten, der Lagerführer stand auf dem Pontonpotest und hielt eine kurze Ansprache, natürlich in Russisch, Deutsch konnte er nicht. Was uns der Dolmetscher übersetzte, erstaunte uns über alle Maßen. Die Zuteilung an Lebensmittel sei in letzter Zeit außerordentlich schwierig gewesen, die Versorgungslage auch bei den Zivilisten sehr angespannt, aber doch nicht so, daß man über zwei Monate hätte Blutsuppe kochen müsse. Er werde für Abhilfe sorgen und wir sollten zur Arbeit gehen. Repressalien würde er nicht ergreifen, schließlich hätten auch Gefangene ein Recht auf ein ordentliches Essen, eine den Umständen angemessene Ernährung und eine gute Behandlung. Das alles sagte er in einem zwar strengen, aber doch nicht unversöhnlichem Ton. Wir gingen mit Verspätung zur Arbeit. Viele aber fanden ihre Löffel nicht wieder. Hat bei dieser Geschichte Opa oder Oma bei der Lagerleitung ein Wort für uns eingelegt und uns somit geholfen?

Der Mann hat sein Versprechen in die Tat umgesetzt. Ab dem nächsten Tag wurde unser Essen besser. Es gab wieder Hirse, Buchweizen und Reis, wenn

der auch schlecht war. Als Fleisch gab es wieder Innereien, Euter, Hoden, Lunge, Milz, Markknochen, Schwarten und so weiter. Sogar ganze Schweine. - Schafs.- und Ziegenköpfe. Unsere Meuterei, die erste erlebte ich im Lager Kursk, gleich in der ersten Woche, hatte Erfolg und zeigte mir, daß die Russen garnicht schlecht, daß sie durchaus gewillt und in der Lage sind, Unrecht von Recht zu unterscheiden, daß sie Schikanen nicht zulassen möchten und beseitigen wollten. Nachteile dieser Aktion hatte niemand von uns. Wie auch hätte man ein ganzer Lager bestrafen wollen. Vielleicht die Anführer oder Aufwiegler, aber auch das unterblieb.

Hier will ich nun eine Sache einflechten, die ein Erlebnis oder Ereignis im eigentlichen Sinne, nicht ist. Sie ist aber doch, wenigstens so meine ich, typisch für die Lager in und um Woronesch und zeigt, daß gerade hier möglicherweise eine größere Sauberkeit und mehr Hygiene vorhanden war als in allen anderen. In meinen Erinnerungen aus dem Jahr 1947, als ich das Elektro Sawod beschrieb, schrieb ich, daß die Lager in Woronesch, Musterläger waren. Ich habe auch schon verschiedentlich erwähnt, daß wir Gefangene zumindest einmal im Monat zur Entlausung gehen mußten, und daß uns ebenso, einmal monatlich, alle Haare, ganz gleich wo am Körper, durch eine Rasur, entfernt wurden. Bei der monatlichen Untersuchung zwecks Einteilung in Arbeitsgruppen wurde gerade auf diese Vorschrift großen Wert gelegt. Mancher, der das Gebot nicht so streng nahm und hin und wieder das Haareschneiden absichtlich vergaß, mußte sich nach der Untersuchung mit geschorenem Kopf beim Lagerführer melden. Daß der dann blank wie eine Billardkugel war, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Aus diesem Grunde war in jedem Lager der Friseur ein ganz angesehener Mann. Friseur sein, war ein schöner Posten und wir alle beneideten ihn. Er war immer in einer schönen, sauberen, im Sommer kühlen und im Winter warmen Stube, wurde nie naß und nie dreckig. Friseur sein, war einfach schön. Nicht nur wir Gefangene waren seine Kunden, auch die Offiziere, manchmal auch die Wachsoldaten, die übrigens auch alle mehr oder weniger blank geschorene Köpfe hatten. Von den Offizieren bekam der Friseur bestimmt etwas für seine Dienste. Ein Friseur kam wohl selten nach draußen, hat meist das Lager nur von Innen gesehen. Viel Abwechslung hatte er nicht und hat wahrscheinlich ab und zu wenigstens, etwas Sehenswertes, außerhalb des Lagers, verpaßt. Trotzdem wurde er von uns, zumindest von den meisten, um seinen schönen, einträglichen, gesunden und wer weiß um noch welchen Posten, mehr als beneidet.

In der Produktionsversammlung im April, ausnahmsweise einmal am letzten Samstag nachmittag und nicht wie sonst hier im Lager, am Sonntag morgen, bei der gleichzeitig unsere monatliche Untersuchung stattfand, wurde uns, zu unserer größten Freude eine Bestimmung bekannt gegeben, die besagte, daß wir alle, ab sofort, unsere Haare bis auf Streichholzlänge wachsen lassen dürften. Über diesen kleinen Fortschritt herrschte im Lager eine ausgelassene,

fröhliche Stimmung. Unsere Freude war riesengroß. In nur drei, vier Monaten würden wir schon viel besser und menschlicher aussehen. Lange genug waren wir wie Sträflinge, mit kahlen Köpfen herum gelaufen. Ein Foto von uns hätte auf jeden Steckbrief gepaßt. Wir sahen zum Heulen aus. Und lächerlich.

War diese Bestimmung nur deshalb erfolgt, weil es in Woronesch besonders sauber zuging? Ich glaube ja. Ich habe im letzten Lager in Woronesch, niemals eine Entlausung mitgemacht, ich habe weder eine Laus noch einen Floh oder eine Wanze gesehen oder gar gefangen. Vielleicht war auch das ein Verdienst von Oma und Opa. Genauso, wie es möglich ist, daß beide bei der Meuterei, ein gutes Wort für uns bei der Lagerleitung eingelegt hatten.

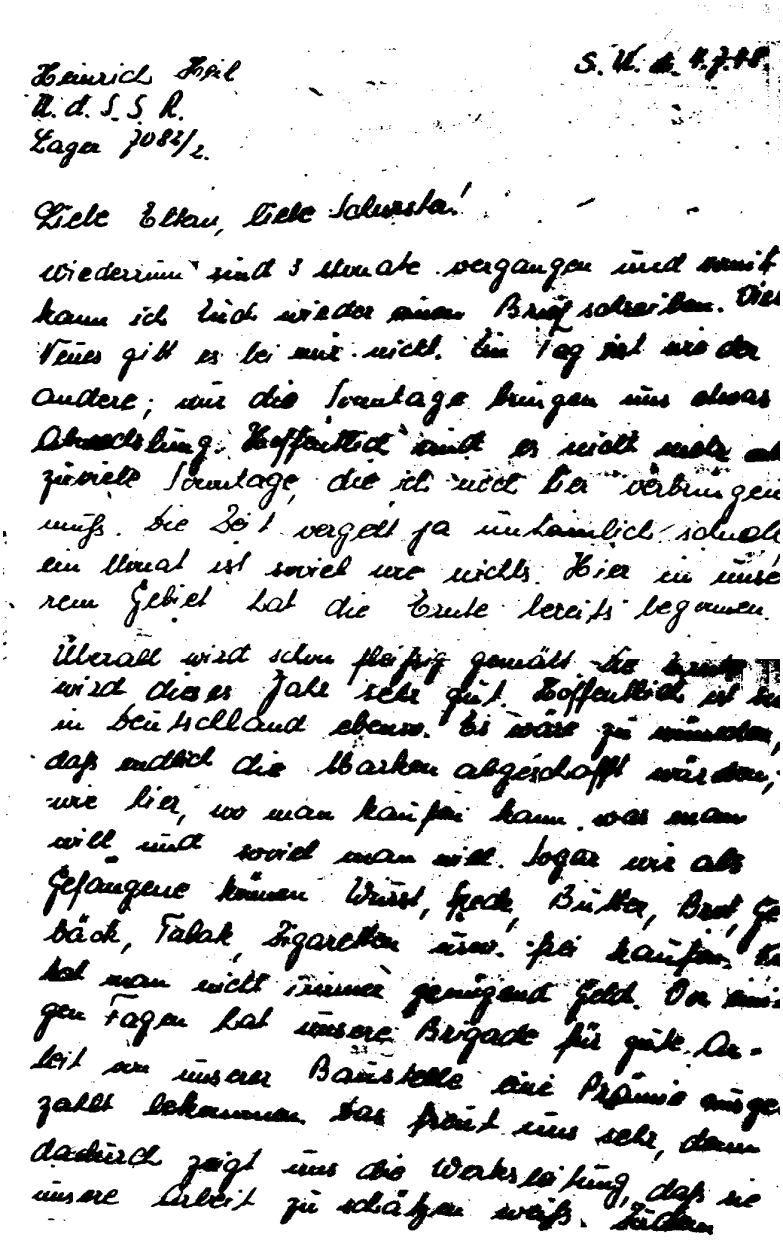
Sondereinsatz am Don

Ich schrieb schon einmal, daß das Lager, in dem ich jetzt war, ganz in der Nähe des Don lag. Eines Sonntags morgens nach der Frühsuppe, ich glaube es war der Sonntag nach dem Erlaß der uns erlaubte, unsere Haare wachsen lassen zu dürfen, wurden alle, die im Lager entbehrlich waren und das war ja der größte Teil der Lagerinsassen, auf Lkws. verfrachtet und zum Fluß gefahren. Wieder einmal sollen wir an einem Sonntag, der eigentlich ein Ruhetag sein sollte und den wir alle bitter notwendig hatten, eine Sonderschicht eingelegt werden. Hol doch der Teufel denjenigen, der diesen blöden Gedanken hatte. Nicht zum Baden wurden wir an den Fluß gebracht, sondern zum Schneiden von Weiden, die dort in riesigen Mengen wuchsen. Der Don war nicht weit weg vom Lager und nach nur kurzer Fahrt machten wir auf einem kleinen, schmalen Weg, der von der Hauptstraße abbog, Halt. Wir waren am Ziel. Das eigentliche Ufer des Flusses war nicht zu sehen. Erst kamen feuchte Wiesen, dann sumpfiges Land, bestanden mit unzähligen Korbweiden und dann erst der Fluß. Dicht wie ein Wald standen die Weiden. Wir waren am Ziel.

Hier sollten wir, unter Anleitung von einigen Russen, die Weiden, die zur Korbherstellung geeignet waren, schneiden, bündeln, die Bündel zu den Lkws. tragen und dort ablegen. Messer zum Schneiden bekamen wir allerdings nicht. Die Lagerleitung wußte bestimmt schon recht lange, daß fast alle Gefangene Messer besaßen. Genau so wie ihnen bekannt war, daß wohl jeder von uns sich im Laufe der Zeit kleine, ganz persönliche Dinge angeschafft hatte. Sei es, daß er sie sich selbst angefertigt, für Tabak eingetauscht oder sogar für Geld gekauft hatte. Wenn die Kleinigkeiten, denn um solche handelte es sich, keinen großen Wert besaßen, uns waren sie lieb und teuer geworden. Sie waren wie ein Halt an den wir uns in der ärmlichen Zeit klammerten und der für uns ein Stückchen Zivilisation darstellte.

Wir wurden in kleine Gruppen eingeteilt und die Arbeit begann. Zuerst einmal wurden die Schuhe und Füßlinge ausgezogen. Ich hatte vor kurzer Zeit beim letzten Umtausch sogar ein paar noch recht gute erhalten. In die Schuhe stopften wir die Füßlinge, hingen die über unsere Schultern, banden die wiederum vor der Brust so zusammen, daß sie uns beim Bücken und Schneiden der Weiden nicht behinderten. Ausziehen und irgendwo hinlegen oder hinhängen, war nicht möglich. In dem dichten Weidenwald hätten wir sie nie mehr gefunden. Wer ging dieses große Risiko schon gerne ein. Wer nämlich etwas von seinen Kleidern durch eigenes Verschulden verlor, bekam so schnell keinen Ersatz. Viel weiter als zehn Meter konnte man kaum sehen. Ich wunderte mich nicht, daß sich in ganz kurzer Zeit die Gefangenen aus den Augen verloren hatten. In Gruppen zu drei Mann machten wir uns an die Arbeit. Ein Mann schnitt die Weiden ab, der zweite bündelte sie in dem er eine lange Weide als Seil benützte und der nächste trug die fertigen Bündel zu den Lkws. Der Weg hierher wurde im Laufe des Vormittags zwangsläufig immer länger und entsprechend länger war der Träger auch unterwegs. Der Träger hatte die unangenehmste Aufgabe. Immer durch das oft knietiefe Wasser waten, den Weg zum Lkw. finden und den dann auch noch einmal zurück gehen. Wie schnell kann der die Richtung verlieren und findet die beiden anderen nicht mehr. Natürlich mußten die Bündel schon eine gewisse Dicke haben, aber, wer sollte das prüfen? Bei den Lkws. stand niemand. Keiner prüfte und kontrollierte was da angeliefert wurde. Die Wachposten machten sich ihre Aufgabe heute sehr leicht. Auf wen und wo, sollten sie aufpassen? Wir waren doch auf viele hundert Meter verstreut und sehen konnte man uns in dem Dickicht schon garnicht Bis zur Mittagspause lagen eine beträchtliche Anzahl Weidenbündel am Weg. Unser Mittagessen bekamen wir, wie das in solchen Fällen meist der Fall war, zur Arbeitsstelle gebracht. Das hat auch gut geklappt und nach der obligatorischen Stunde Mittagspause wurde weiter gearbeitet. Bis gegen 15:00 Uhr. Hatten wir genug Weiden geschnitten um für einige Zeit Körbe machen zu können, oder hatte der uns beaufsichtigende Offizier die Schnauze voll von dem zusätzlichen Dienst?

Wieder einmal wurde ganz plötzlich die Arbeit beendet. Die Russen waren wahre Meister der schnellen Entschlüssen. Ein Soldat der Wachmannschaft kam durch die morastigem Wiesen, ein Gewehr hatte er nicht mit, ging von Gruppe zu Gruppe, die jetzt schon sehr weit aus einander arbeiteten und sagte uns, daß die Arbeit zu Ende wäre. Wir verschnürten die letzten Bündel und machten uns auf den Weg zum Sammelplatz. Von dort waren die am Vormittag geschnittenen Weiden bereits in das Lager gebracht worden. Scheinbar war der Kommandant, oder der Offizier, der für den heutigen Arbeitseinsatz verantwortlich war, mit dem Ergebnis zufrieden. Im Lager lag ein Stapel Weiden, die für viele hundert Körbe ausreichen würde. Weiden müssen, wenn sie nicht gleich verarbeitet werden, im Wasser liegend, aufbewahrt werden. Und diese Möglichkeit hatten wir im Lager. Wer aber soll die vielen Weiden jemals verarbeiten?



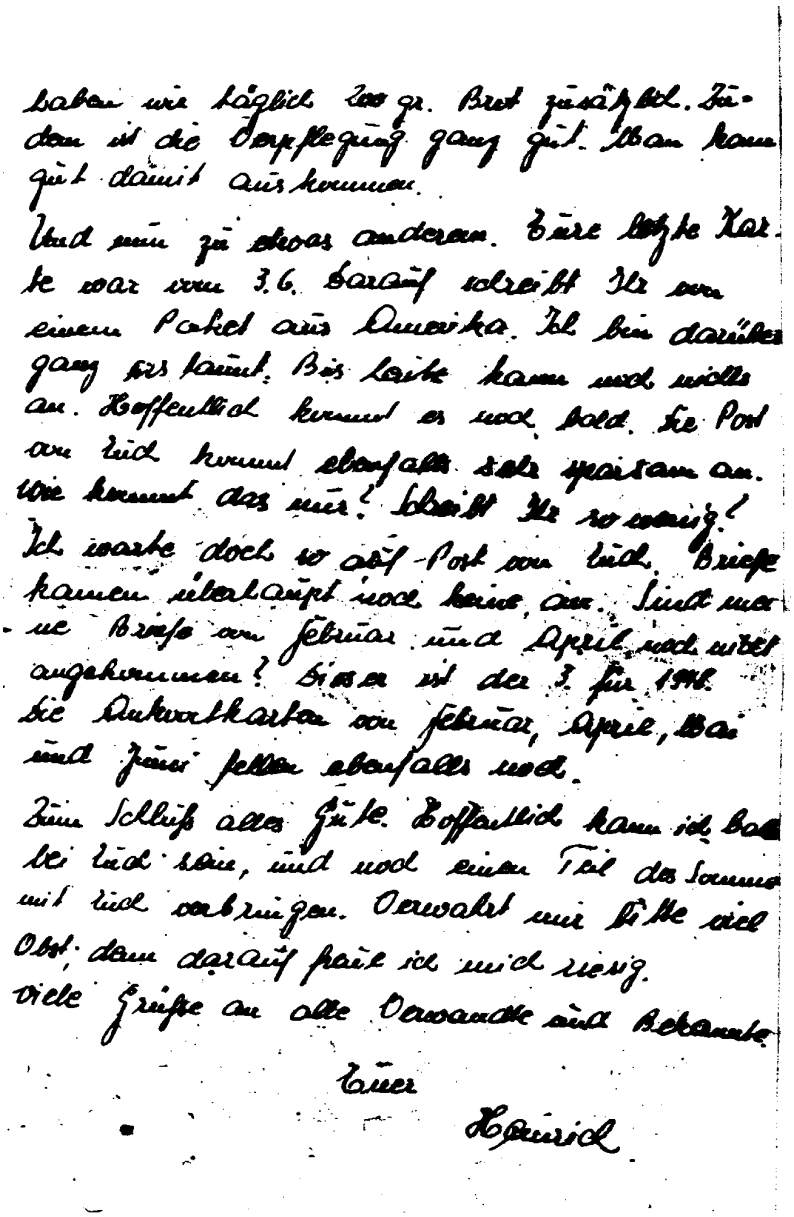
Heinrich Fiel
U. d. S. S. R.
Lager 7082/2.

S. U. d. 4.7.48

Liebe Elka, liebe Schwestern!

Wiederum sind 3 Monate vergangen und somit kann ich Euch wieder einen Brief schreiben. Viel Neues gibt es bei mir nicht. Ein Tag ist wie der andere; nur die Sonntage bringen uns etwas Abwechslung. Hoffentlich sind es nicht mehr als zwölf Sonntage, die ich noch hier verbringen muß. Die Zeit vergeht ja unheimlich schnell. Ein Monat ist soviel wie nichts. Hier in unserem Gebiet hat die Ernte bereits begonnen. Überall wird schon fleißig gemäht. Die Ernte wird dieses Jahr sehr gut. Hoffentlich ist es in Deutschland ebenso. Es wäre zu wünschen, daß endlich die Karten abgeschafft würden, wie hier, wo man kaufen kann, was man will und soviel man will. Sogar wir als Gefangene können Wurst, Speck, Butter, Brot, Gebäck, Tabak, Zigaretten usw. soviel kaufen, wie man will immer genügend Geld. Vor einigen Tagen hat unsere Brigade für gute Arbeit an unserer Baustelle eine Prämie ausgezahlt bekommen. Das freut uns sehr, denn dadurch zeigt uns die Verwaltung, daß sie unsere Arbeit zu schätzen weiß. Leider

Der letzte Brief aus Gefangenschaft (Seite 1 von 2)



haben wir täglich 200 gr. Brot zusätzlich. Zudem ist die Verpflegung ganz gut. Man kann gut damit auskommen.

Und nun zu etwas anderem. Eure letzte Karte war vom 3.6. Darauf schreibt Ihr von einem Paket aus Amerika. Ich bin darüber ganz baß staunt. Bis heute kann noch nichts an. Hoffentlich kommt es noch bald. Die Post von hier kommt ebenfalls sehr spärlich an. Wie kommt das nur? Bleibt Ihr so wenig? Ich warte doch so auf Post von Euch. Briefe kamen überhaupt noch keine an. Sind nur die Briefe im Februar und April noch nicht angekommen? Heute ist der 3. Juli 1946. Die Postkarten vom Februar, April, Mai und Juni selbst ebenfalls noch.

Zum Schluß alles Gute. Hoffentlich kann ich bald bei Euch sein, und noch einen Teil des Sommers mit Euch verbringen. Derweil nun Grüße viel Obst, dann darauf freue ich mich riesig.

Viele Grüße an alle Verwandte und Bekannte

Euer

Heinrich

Der letzte Brief aus Gefangenschaft (Seite 2 von 2)

Noch ist es nicht zu spät

Inhalt des Briefes:
Heinrich Heil *S. U. den 4. 7. 48*
U.d.S.S.R.
Lager 7082/2

Liebe Eltern, liebe Schwester!

Wiederum sind 3 Monate vergangen und damit kann ich Euch wieder einen Brief schreiben. Viel Neues gibt es bei mir nicht. Ein Tag ist wie der andere, nur die Sonntage bringen uns etwas Abwechslung. Hoffentlich sind es nicht mehr allzuviele Sonntage, die ich noch hier verbringen muß. Die Zeit vergeht ja unheimlich schnell und ein Monat ist soviel wie nichts. Hier in unserem Gebiet hat die Ernte bereits begonnen. Überall wird schon fleißig gemäht. Die Ernte wird dieses Jahr sehr gut. Hoffentlich ist sie in Deutschland ebenso. Es wäre zu wünschen, daß endlich die Marken abgeschafft würden, wie hier, wo man kaufen kann was man will und soviel man will. Sogar wir als Gefangene können Wurst, Speck, Butter, Brot, Gebäck, Tabak, Zigaretten usw. frei kaufen. Nur hat man nicht immer genügend Geld. Vor einigen Tagen hat unsere Brigade für gute Arbeit von unserer Baustelle eine Prämie ausgezahlt bekommen. Das freut uns sehr, denn dadurch zeigt uns die Werksleitung, daß sie unsere Arbeit zu schätzen weiß. Zudem haben wir täglich 200gr. Brot zusätzlich. Zudem ist die Verpflegung ganz gut. Man kann gut damit auskommen.
Und nun zu etwas anderem. Eure letzte Karte war vom 3. 6. Darauf schreibt Ihr von einem Paket aus Amerika. Ich bin darüber ganz erstaunt. Bis heute kam noch nichts an. Hoffentlich kommt es noch bald. Die Post von Euch kommt ebenfalls sehr sparsam an. Wie kommt das nur? Schreibt Ihr so wenig? Ich warte doch so auf Post von Euch. Briefe kamen überhaupt noch keine an. Sind meine Briefe vom Februar und April noch nicht angekommen? Dieser ist der 3. für 1948. Die Antwortkarten von Februar, April, Mai und Juni fehlen ebenfalls noch.
Zum Schluß alles Gute. Hoffentlich kann ich bald bei Euch sein, und noch einen Teil des Sommers mit Euch verbringen. Verwahrt mir bitte viel Obst, denn darauf freue ich mich riesig.
Viele Grüße an alle Verwandte und Bekannte
Euer
Heinrich

Weil wir so gut und so schnell mit der Arbeit fertig waren, hatten wir noch ein paar freie Stunden. Der Tag war, trotz der zusätzlichen Arbeit, eigentlich hätte es ja ein arbeitsfreier Sonntag sein sollen, doch noch schön zu Ende gegangen. Nach dem Abendessen, seit Jahren jetzt schon Tag aus, Tag ein, eine immer wiederkehrende, eintönige und abwechslungslose Angelegenheit, saßen oder standen wir in Gruppen bei der im Bau befindlichen Theaterbühne beisammen. Die Themen unserer Unterhaltung dürften die gleichen gewesen sein, wie sie wohl in allen Lagern der UdSSR waren. Die Heimat, die Eltern, die Arbeit, das Essen, die Gesundheit, die Post von zu Hause und die wir dort hin schreiben durften und, was in der letzten Zeit das am meisten diskutierte Thema war, die Entlassung und die Heimfahrt. Unser ganzes Hoffen, unser ganzes Sinnen, alles was uns bewegte, war die Heimkehr. Es verging wohl kein Tag, an dem dieses Thema nicht von dem einen oder anderen zur Sprache kam. Jetzt, drei Jahre nach Kriegsende, sollte man doch meinen, wäre es an der Zeit, daß wir, oder wenigstens die Altgefangenen, also diejenigen von uns, die vor der Kapitulation am 8. Mai 1945 schon in Gefangenschaft waren, zu denen auch ich gehörte, hätten das Recht auf eine baldige Heimfahrt und würden auch entlassen. In jeder der monatlichen Produktionsversammlung wurde uns, von den Rednern dort oben auf der Bühne, alles Mögliche und Unmögliche vorgetragen und bestimmt auch vorgelogen.

So wurde uns immer wieder versichert, daß auch wir bald nach Hause kämen. Bald, das ist heute, bald ist auch morgen, ebenso gut übermorgen, nächstes Jahr, bald, wurde für viele die Ewigkeit. Bald war so dehnbar wie Gummi und so unendlich wie das Weltall. Bald wurde für manchen das Nichts, der Tod.

"Skora budid damoi". Wörtlich übersetzt heißt das ungefähr: “bald wird werden nach Hause”. Diese Worte hörten wir nicht nur von den Arbeitern mit denen wir draußen zusammen arbeiteten, sondern auch von den Führern im Lager. Uns wurden Zahlen genannt wieviele Gefangene monatlich auf die Reise in die Heimat geschickt würden, die wir manchmal unglaublich fanden. Keiner von uns Gefangenen hatte natürlich auch eine nur ganz weit entfernte Ahnung, wieviele Gefangene in der UdSSR waren. Ich habe nie in den über vier Jahren meiner Gefangenschaft auch nur einen Offizier gesehen und gehört, der gerade über dieses Thema auch nur ein Wort gesagt hätte. Möglich wäre es gewesen, daß selbst die keine genauen Zahlen wußten. Wenn das zutrifft, dann war das die volle Absicht der Regierung. Die untergebenen, kleinen Offiziere wußten bestimmt nicht, wieviele Deutsche “Woina plenny” in ihrem Land waren. Wenn das zutrifft, was da oben erzählt wurde, dann wären auch wir bald an der Reihe, dann sehen auch wir in ganz kurzer Zeit wieder unsere Angehörigen.

Wir standen also an den Pontons, die in Kürze eine Theaterbühne werden sollten und diskutierten. Wir diskutierten über alles mögliche und unmögliche. Über sinnloses Zeug und, wie wir meinten, über aussichtsreiche Dinge.. Und nun kommt der schöne Abschluß dieses Sonntags. Ganz plötzlich verstummen unsere Gespräche. Aus der Gegend, links vom Schlackeblockwerk, wo eine kleine Kolchose lag, hörten wir Gesang. Es muß ein recht großer Chor, Männer und Frauen, gewesen sein, die dort ihren Feierabend mit Gesang beendeten. Daß der russische Chorgesang eine Jahrhunderte lange Tradition und einen unnachahmlichen Charme hat, das war mir bekannt. Gehört, wo auch schon, hatte ich noch keinen. Heute hörte ich zum erstenmal einen russischen Chor und war davon mehr als begeistert, ich war beeindruckt. Ich verstand die Worte zwar nicht alle, aber, ich merkte doch, Heldenlieder, oder Lieder, die den sowjetischen Alltag und das sowjetische Regime verherrlichten, sangen die Frauen und Männer nicht. Mir wurde klar, hier singt ein Chor russische Volkslieder. An diesem Abend gingen wohl viele, die ihren Sinn für Schönes behalten hatten, mit traurigen Gedanken in die Baracke. Gerade an Tagen wie der zu Ende gehende, waren unsere Gedanken verstärkt in der Heimat und ließen uns unser trauriges, eintöniges Leben doppelt schwer empfinden. Da half auch nicht die Tatsache, daß im Lager eine Theatergruppe gebildet werden sollte, oder, daß wir eine bescheidene Bibliothek hatten, in der naturgemäß nur sozialistische Bücher waren, noch, daß wir für gute Leistungen, Lohn ausgezahlt bekamen. Dadurch ließ sich unser Leben zwar ein wenig verbessern und leichter ertragen, aber, eingesperrt und unfrei blieben wir doch. Mein Wunsch, endlich entlassen zu werden, wurde von Tag zu Tag größer. Abends, wenn ich einmal allein war, habe ich vor Sehnsucht schon

einmal geheult und morgens ging ich wieder zur Arbeit. Arbeiten mußten wir, das wußten und akzeptierten wir. Arbeit, selbst die einfältigste und gewöhnlichste, lenkt von dummen und trüben Gedanken ab, für einige Zeit wenigstens.

Die Sowjetregierung wußte schon ganz genau in wie weit und zu welchen Zeitpunkt sie das Leben eines Gefangenen ein bißchen verbessern sollte. Immer nur Zwang und Gewalt anwenden, macht jede Sache nur schwieriger und bringt immer mehr Unzufriedenheit. Unzufriedene Menschen bringen keine Leistung und machen nur noch mehr Probleme. Lachen hörte man ganz selten. Und trotzdem entsinne ich mich auf einen Tag, an dem alle Insassen des Lagers, vor Lachen sich den Bauch halten mußten und nichts mehr machen konnten. Das kam so.

Die Lagerleitung sah es gerne wenn Gefangen sich nach der Arbeit nicht nur auf die sprichwörtliche faule Haut legten, sondern sich an irgend einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung beteiligten. Sie förderten geradezu das kulturelle Leben im Lager. So wie im Lager Elektro Sawod, durften wir auch hier, schon seit geraumer Zeit, Geschicklichkeitsspiele, wie Halma, Mühle, Dame, Domino und Unterhaltungsspiele wie Schach, Mensch ärgere Dich nicht, spielen. Nur Skat wurde, selbst wenn kein Einsatz getätigt wurde, nicht erlaubt. Die benötigten Karten und Spielbretter hatten Leute aus der Gruppe III in ihrer freien Zeit aus Material, das von der Lagerleitung besorgt worden war, selbst hergestellt. Da waren Spiele darunter, die mit den recht oft primitiven Werkzeugen so schön gelangen, daß man meinen konnte, hier war ein Künstler am Werk. Der Lagerleitung war es besonders recht, daß viel und oft Schach gespielt wurde. In der Küchenbaracke wurde extra für die Unterhaltung ein Raum eingerichtet. Sauber war es darin, da standen Tische und Stühle, da durfte geraucht werden, nur trinken, außer dem abendlichen Kaffee, das durfte man nicht. Mit Rubeln wäre es leicht möglich gewesen, sich draußen auf den Arbeitskommandos, Wodka oder Bier zu beschaffen. Einen Helfer, einen freundlichen Russen, der zudem ja einen mehr oder minder großen Lohn für seine Hilfe erhalten hätte, den hätte man schon finden können. Das hat aber, soweit ich mich entsinnen kann, niemand getan. Ich glaube, alle wollten das gute Verhältnis, das seit geraumer Zeit zwischen uns Gefangenen und der Lagerleitung bestand, nicht durch unnötige Provokationen trüben. Für den Winter, er war aber noch mindestens sechs Monate weit weg, waren schon Turniere geplant. Es wurde fleißig geübt und Mannschaften gebildet. Diese beiden Tatsachen zeigten uns aber wiederum, daß unsere Heimkehr noch in weiter Ferne zu liegen schien, daß daran noch lange nicht zu denken war. Es sei, ein Wunder geschieht.

Besonders die Ungaren waren im Schachspiel Meister, wenigstens sah es so aus. Alles war ja noch mehr oder weniger im Aufbau. Sollte unser Lager zu einem ganz besonderen Musterlager ausgebaut werden? Gerüchte in diese Richtung gab es schon seit Wochen. Manche wollten sogar gehört haben, daß eine internationale Kommission des Roten Kreuzes in Bälde das Lager

besichtigen würde. Hier, in diesem Lager, hätte sie gute, geordnete und zufriedenstellende Verhältnisse angetroffen. Solange ich im Lager am Don war, habe ich aber keine Rotkreuzkommission gesehen. Die Sache war, so schien es mir, im Nachhinein ein Gerücht gewesen.

Die Ungaren also, schon mit dem Abendessen fertig, saßen in ihrer Baracke und übten fleißig Schach. Zwei von ihnen spielten schon die zweite Partie und bei der dritten war nach höchstens fünf Minuten das Spielbrett von allen Figuren, Zug um Zug, leer gefegt. Die Art, so zu spielen, nannten wir Räuberschach und darin waren gerade die Ungaren, wahre Meister. Das schnelle Spiel hat ein dritter Ungar gesehen und so darüber gelacht, daß in ganz kurzer Zeit alle Insassen der Baracke, lauthals mit lachten. Wohl keiner kannte den Grund hierfür, aber alle, alle lachten. Lachen steckt an und verbreitet unvermittelt gute Laune. Das Lachen verbreitete sich wie eine Lawine von den Ungaren zu unserer Baracke, von hier zur Küche, zum Lazarett, zur Schreibstube, über den Lagerhof bis zur Wachbaracke. Überall wo auch nur zwei Gefangene beisammen standen, wurde gelacht. Keiner wußte warum, alle lachten, alle hielten sich den Bauch vor Lachen und wußten nicht was tun. Das Ganze war wie ein Spuk, wie eine Massenhysterie. So plötzlich wie die Heiterkeit ausbrach, so schnell verflog sie wieder. Das ganze Lager, Deutsche, Ungaren, Russen hatten für Minuten gelacht und den Alltag vergessen.

Wir hatten also doch noch nicht das Lachen verlernt. Wir konnten, wenn auch der Anlaß dazu eine Banalität war, noch lachen und fröhlich sein.

Die letzten Tage im Lager am Don

Es ist jetzt die Zeit um den 5. bis 10. Juli 1948. Vor etwa 14 Tagen fand in Deutschland, auf Befehl der Alliierten, eine Währungsreform, statt. Das offizielle Zahlungsmittel heißt nun, an Stelle von "Reichsmark", "Deutsche Mark". Ob diese Maßnahme, den Ablauf der Ereignisse, die jetzt folgen, beeinflußt hat, weiß ich nicht, behauptet wurde sie jedenfalls von den russischen Offizieren. Sie kann sogar der Wahrheit entsprechen. Es war dies die Zeit, in der der “Kalte Krieg” seinen Anfang nahm, als die Politik der Großmächte Kapriolen schlug und die Welt wieder einmal verändern sollte. Von den Meinungsverschiedenheiten und Zerwürfnissen, von der veränderten politischen Lage und Ansichten, von den auseinander gehenden Bestrebungen in Deutschland für geordnete Verhältnisse zu sorgen, unter den Siegern des zweiten Weltkrieges, hatten wir, die Gefangenen in Rußland, nichts gehört. Davon hatten wir keine Ahnung. Davon hatten die für unser Wohl und Wehe und den Arbeitseinsatz verantwortlichen Offiziere in den monatlichen Zusammenkünften, nie ein Sterbenswort verlauten lassen. Sollten wir in Unwissenheit und Dummheit gehalten bleiben? Blieben wir nur wegen der politischen Lage, die wieder

einmal aus dem Ruder zu laufen schien, so lange in Gefangenschaft? Möglicherweise, ja.

Ich habe in einem der letzten Kapitel berichtet, daß ich nach einem Lazarettaufenthalt als Arbeiter der Gruppe III einer Abrißkolonne, deren Angehörige alles Arbeiter der Gruppe II waren, zugeteilt worden war. Alle waren prima Kerle und sagten eigentlich nichts, daß ich nun als Schwächster der Brigade, gewissermaßen von ihnen bei der Bewältigung der zugeteilten Arbeiten und somit bei der Normerfüllung, mitgeschleppt wurde. Ich tat aber auch mein bestes und strengte mich ordentlich an. Gewiß, die Arbeit fiel mir oft nicht leicht, aber der Brigadier teilte mich dort ein, wo auch ein Arbeiter mit meinen Kräften und Fähigkeiten, ich war ja ein relativ kleiner, nicht gerade starker Kerl, noch eine gute Arbeit leisten konnte. So mußte ich meist dafür sorgen, daß immer genügend scharfe Brechstangen, wir nannten sie "Lomiks", zur Stelle waren, oder daß dort, wo eine lange Abrißwand hinfallen würde, dicke Betonbrocken lagen, auf die dann die Wand fallen und beim Aufprall in Stücke zerspringen sollte. Dies war schon eine gefährliche Arbeit, denn wie schnell kann eine Wand, die nur noch an einigen kleinen Stellen fest auf der Erde stand, das Übergewicht bekommen und gerade dort hinfallen, wo ich meine Arbeit verrichten mußte. Aber, da muß ich ein Lob dem Brigadier aussprechen, nie durfte ich oder ein anderer aus unserer Kolonne sich ohne Aufsicht in der Nähe der in Arbeit befindlichen Wand aufhalten. Wir hatten einen recht hohen Bedarf an Brechstangen. Täglich mußte ich die abgenutzten, stumpfen in die Schmiede bringen und dort die neu zugespitzten wieder abholen.

Im Laufe der Zeit bekommt man für alle, selbst für die schwierigsten und kompliziertesten Arbeiten, auch wenn man sie noch nie vorher verrichten mußte, eine gewissen Erfahrung, wie und wo man sie anpacken muß und am geschicktesten damit umgeht. Um so eine Wand, die meist aus guten Beton oder einer stabilen Ziegelwand bestand, ohne besondere Kraftanstrengung einzureißen, wurde folgendermaßen verfahren: Ganz knapp über dem Erdboden wurden in Abständen von jeweils einem halben Meter, mit den Lomiks durchgehende Löcher gebrochen. Anschließend wurde die Wand an der Seite, auf die sie fallen sollte, mit Stangen abgestützt und langsam, immer schön vorsichtig, die Löcher vergrößert. War die Wand nun nach Ansicht des Brigadiers, der die Verantwortung für die Kolonne hatte, genügend geschwächt, wurde sie unter lauten "Hauruck" Rufen, wiederum mit starken Stangen, oder mit Seilen, die an der Mauerkrone angesetzt wurden, umgestoßen bzw. eingerissen. Das hört sich viel komplizierter an als es in Wirklichkeit ist. Man bekam, wie gesagt, eine gewisse Routine. War die Wand umgefallen, war die dann folgende Arbeit fast ein Kinderspiel. Zerkleinern war zwar noch unsere Arbeit, das Fortbringen der verwendbaren kleinen Stücke besorgte eine andere Brigade. Über Mangel an Arbeit konnten wir nicht klagen. Das gesamte Flugmotorenwerk war, wie alle anderen Fabriken in Woronesch auch, beim Rückzug der deutschen Truppen gesprengt worden. Überall standen immer

noch die Reste von Häusern und Hallen. Der Wiederaufbau ging nur langsam voran.

Die Arbeit, jedenfalls hier in dieser Brigade, machte irgendwie Spaß. Hier gab es keinen Neid, hier war Zusammenhalt, hier half jeder jedem, wir waren eine gut funktionierende Einheit. Hinzu kam natürlich noch, daß wir, wegen der Erfüllung der Norm mit oft mehr als 120 %, jeden Monat eine Auszahlung in Höhe von hundert und mehr Rubeln erhielten. Ich erhielt allerdings nur einmal eine Auszahlung. Die zweite, da war ich schon auf dem Weg nach Hause, die verfiel, leider. Möglich, daß sie auch unter den im Lager Verbliebenen aufgeteilt worden war.

Ich arbeitete jetzt schon seit einigen Wochen hier und war mit meinem Los, fast hätte ich sagen können, zufrieden. Wir waren von der Arbeit nach Hause gekommen, hatten uns etwas gewaschen, unsere Arbeit war sehr staubig, geschwitzt haben wir mehr als genug und warteten nur noch auf das Abendessen. Alle Tage erhielten wir 1000 g. Brot, morgens, mittags und abends die Normzuteilung von jeweils 200 g und abends zusätzlich noch einmal 400 g. Wir waren vom Speisesaal in unsere Baracke gegangen, jeder beschäftigte sich mit etwas. Ich saß auf meiner Pritsche, wie fast in allen Lagern war sie auch hier die obere von zweien und sortierte etwas in meinem Holzkoffer. Plötzlich, ohne daß ich ihn habe kommen gesehen oder gehört, stand ein Mitgefangener, der in der Schreibstube Dienst tat, im Gang unterhalb meiner Pritsche. Mit barscher Stimme fragte er, ob ich der Heil sei, wenn ja, solle ich sofort zur Schreibstube kommen. Hab ich was ausgefressen oder falsch gemacht, bin ich bei der Arbeit aufgefallen, will man mir wegen dem gerade überstandenen Sonnenbrand doch noch eins auswischen? Ich habe mich doch so sehr angestrengt nichts falsch zu machen und nirgends anzuecken. Was soll da schon sein? Ich war mir keiner Schuld bewußt, was will man von mir? Wie im Lager Elektro Sawod, als ich plötzlich, ohne Vorwarnung zum Gerichtsoffizier bestellt worden war und dann feststellen mußte, daß die ganze Sache recht harmlos war, rätselte ich auch diesmal wieder, warum und weshalb ich jetzt noch, nach Feierabend, zur Lagerleitung befohlen worden war.

Beim Eintritt in die Schreibstube mußte man, genau wie ehemals beim deutschen Kommiß, seinen Namen nennen und mit seinem Anliegen warten, bis man gefragt wurde. So war es auch hier. Ich trat ein, sagte meinen Namen und wartete. Der deutsche Lagerführer fragte mich noch einmal nach meinem Namen, obwohl er mich bestimmt gekannt hatte. In unserem Lager waren kaum mehr als vier bis fünf hundert Mann und da kannte doch jeder jeden. Er fragte mich also und sagte dann ungefähr so: Mach Deine Sachen fertig, Du fährst morgen früh mit noch einem anderen Gefangenen zum Hauptlager, ihr zwei werdet aus unserem Lager als Bestarbeiter, entlassen. Dabei legte er mir beide Hände auf die Schultern. Ich glaubte, etwas wie Freude in seinen Augen zu sehen. Vielleicht dachte er aber auch, der darf nach Hause fahren, ich muß

noch hier bleiben. Man muß aber bedenken, daß Lagerführer nur der werden konnte, wer überzeugter Kommunist war. Folglich blieb er auch vielleicht noch gerne in Rußland. Wer weiß das schon. Er hat dann noch was von guter Leistung, gutem Benehmen und Pflichterfüllung gesagt, auch davon, daß nicht nur Kranke und Schwache, sondern eben auch gesunde Gefangene wegen guter Arbeit von der Sowjetunion als Beweis ihrer Menschlichkeit, in die Heimat entlassen würden. Das mußte er ja tun, denn schließlich war er auch der Vorsitzende der Antifa im Lager.

Ich war mit meinen Gedanken nicht mehr bei der Szene in der Schreibstube. Ich schwebte über dem Geschehen, meine Gedanken schlugen Purzelbäume, ich hätte laut schreien können vor Glück. Du bist der Glückliche, der heim kann, soviel Glück an einem Tag. Rasend schnell flog das letzte Jahr vorbei. Soll das, was ich da soeben gehört habe, wahr sein? Da hat man täglich gehofft, entlassen zu werden, da wurde man so oft enttäuscht, und nun kommt ganz plötzlich diese Nachricht. Das soll man glauben, ist nicht alles bloß ein Hirngespinst? Schlafe ich wo möglich schon, werde plötzlich wach und alles ist verflogen? Nur nicht das. Die Enttäuschung wäre zu groß.

Zurück in der Baracke, wie ich dort hinkam weiß ich nicht, ich muß wie auf Wolken gegangen sein. Meine Gedanken waren, wie gesagt, ganz wo anders. Ich wurde von meinen Pritschennachbarn umringt und gefragt, ob das was sie schon gehört hätten, daß zwei aus dem Lager, von denen ich einer sei, entlassen würden. So schnell verbreiteten sich nicht nur schlechte, sondern auch gute und angenehme Parolen. Ich konnte diese gute Nachricht nur bestätigen. In ganz kurzer Zeit standen zehn, vielleicht waren es auch zwanzig, Gefangene um mich herum. Fast wie damals im RAD beim Verkauf der Zigaretten die mein Vater mit nach Guntersblum gebracht hatte. Jeder hatte eine Frage. Viele freuten sich mit mir, viele waren bestimmt auch neidisch. Viele gaben mir die Adressen ihrer Angehörigen mit und baten mich, ihnen Nachricht über ihr Ergehen hier im Lager zu geben. Gerne wolle ich das tun. Einigen von ihnen, ich kann sagen meinen besten Kumpels, verteilte ich nun die Dinge, die mir im Lager das tägliche Leben etwas leichter gestaltet hatten, von denen ich eine ganze Reihe besaß und die ich nun nicht mehr benötigte. Das waren Nadeln, Garn, ein paar Stücke Uniformstoff für Füßlinge, einen zweiten Kamm, ein zweites kleines Messer, einen Bleistiftstummel, Briefpapier aus Tabakpäckchen und das wohl kostbarste, weil seltenes Gut, ein kleines Fläschchen mit selbstgemachter Tinte. Alles waren ganz banale Dinge des täglichen Lebens, hier waren es Sachen von manchmal unsagbarem Wert. Das alles brauchte ich jetzt nicht mehr. Die anderen, die noch, wer weiß wie lange, zurück bleiben mußten, die waren froh damit.

Ich weiß noch, daß sich mein Glücksgefühl, meine Aufregung, aber auch meine Angst, das alles wäre nur ein Irrtum gewesen, erst sehr spät in der Nacht einigermaßen legten. Alles um mich herum schlief schon vor Müdigkeit. Sie mußten in der Frühe wieder zur Arbeit, sie müssen noch hier bleiben. Wer

weiß, für wie lange noch? Ich kann mir gut vorstellen, daß mich viele um die unerwartete und ganz plötzlich eingetretene Entlassung beneideten, ich kann mir auch ebenso gut vorstellen, daß in dieser Nacht sehr viele Gefangene weinten.

Ich kann nach Hause, für mich ist das Ende der Gefangenschaft greifbar nahe.

Ich habe diese schreckliche, entbehrungsreiche Zeit, in der ich so viel erdulden und erleiden mußte, in der ich wahnsinnig viel Elend, viele Tote, kranke, schwache, ausgehungerte Menschen ohne jede Hoffnung und Lebenswillen gesehen und überlebt hatte, in der ich aber auch einige gute Zeiten erlebt habe, die mich geformt, abgehärtet, nicht aber verhärtet hatte, in der ich gute Kameraden und schlechte, nur auf das eigene Wohlergehen fixierte Menschen erlebt habe, zum Glück, überstanden. Ich war guten und schlechten Russen begegnet, solchen, die uns Deutsche verfluchten und solche, die uns junge Gefangenen bemitleideten. Ich habe Frauen erlebt, die prachtvoll waren und Männer, die uns die Pest an den Hals wünschten. Ich hatte über vier Jahre fast täglich Hunger, ich war aber auch einige male gut satt geworden. Ich habe in dieser Zeit sehr viel für mein weiteres Leben gelernt. Dank meines festen Vorsatzes, alles erdenklich Notwendige zu tun und alles was der Gesundheit nachträglich wäre, zu unterlassen, werde ich wieder nach Hause kommen. Ich habe den Krieg mit seinen Schrecken, mit Entbehrungen, mit Hitze und Frost, mit Tausenden Gefahren, vier Jahre und vier Monate Gefangenschaft mit manchmal riesengroßen Hunger und schwerer, ungewohnter Arbeit, gut überstanden. Das Glücksgefühl, ich darf nach Hause, ich sehe in ganz kurzer Zeit meine Angehörigen wieder, dieses Gefühl und die Aussicht, bald Rußland verlassen zu können, war das Schönste, was ich seit Jahren erlebt hatte. Wie habe ich diesen Tag herbei gesehnt. Nun war er endlich greifbar nahe.

Ich hatte wieder einmal viel, viel Glück gehabt.

Am nächsten Morgen, die anderen waren zur Arbeit gegangen, fuhren wir beide auf einem kleinen Lkw. mit unseren paar Habseligkeiten in das Hauptlager. Wir kamen dort an und wurden, wie konnte es anders sein, noch einigemal nach unseren Namen, nach Dienstgrad in der ehemaligen Wehrmacht, nach dem Namen unseres Vaters, das hatte sich noch nicht geändert und nach unserem Geburtsdatum gefragt. Das alles diente zur Kontrolle der Entlassungspapiere. Es hätte ja sein können, ein anderer wäre entlassen worden. Nach dem dann endlich, nach gut dreißig Minuten feststand, daß wir tatsächlich die richtigen Gefangenen sind, wurden wir zur Banja geschickt, badeten mit reichlich viel warmen und kalten Wasser, bekamen neue, oder wenigstens fast neue Unterwäsche und Uniformteile. Dazu noch neue Schuhe, einer war aus rotem, der andere aus grünem, groben Segeltuch, die Sohlen aus Gummi. Eine Kofaika, eine neue Wattejacke und eine italienische Soldatenmütze, das war unsere Ausrüstung. An die Unterwäsche kann ich mich besonders gut erinnern. Die lange Unterhose sowie das auch recht lange Unterhemd waren

aus Leinen, nicht aus Baumwolle oder sonst einem Naturstoff. Besonders die Unterhose war für unsere heutigen Begriffe, ein Unikum. Sie hatte einen recht breiten Bund der, ebenso wie die Beinabschlüsse keinen Gummizug hatte, sondern wurde mit schmalen Bändern aus Stoff einfach über den Knöcheln zugebunden. An die italienische Soldatenmütze nähte ich mir zur Zierde einen Uniformknopf eines russischen Soldatenmantels. Alle vier Teile, die Kofaika, die Unterhose, das Unterhemd und die Soldatenmütze besitze ich heute noch. Die Schuhe habe ich nicht mehr, aber sonst noch alles was ich mir angeschafft, eingetauscht oder selbst gebastelt hatte. Ich sehe diese Sachen täglich; sie haben einen Ehrenplatz im Haus. Sie erinnern mich an eine ganz schwere Zeit meines Lebens, die ich aber auch nicht missen möchte.

Nach dem das alles geregelt und geprüft war, mußten wir zur Untersuchung zum Arzt. Mein Gesicht, das hätte ich gerne gesehen. Vor Überraschung stand mir bestimmt der Mund offen. In der Ärztekommission, die dort versammelt war, waren Oma und Opa. Das ältere Arztehepaar aus unserem Lager am Don. War das Zufall? War das Schicksal? Hat da wieder einmal jemand seine Hand im Spiel gehabt.? Ich weiß es nicht. Ich glaube aber, nur den beiden Leuten hatte ich die Heimreise zu verdanken.

Die letzte Nacht verbrachten wir noch im Hauptlager in Woronesch. Viel hatte sich hier nicht geändert seit meiner Ankunft im vergangenen Jahr. Fast alles sah noch so aus wie damals. Wir schliefen nicht mit anderen Gefangenen im gleichen Schlafsaal, nicht gerade abgesondert, aber doch mit einer gewissen Distanz. Warum, das kann ich nicht sagen. Vielleicht sollten wir uns keine Adressen aufschreiben oder andere Notizen machen. Insgesamt waren wir so um die zehn Mann, alles Bestarbeiter, die zum Teil auch der Arbeitsgruppe III angehörten. Wir kamen alle aus Nebenlägern des Hauptlagers Woronesch. Da gab es Lager, von denen ich vorher noch nie was gehört hatte. Was hatten wir uns alles zu erzählen. In der Gewißheit, am nächsten Tag nicht zur Arbeit gehen zu müssen, daß wir zu den Glücklichen gehörten, für die die Gefangenschaft endlich vorüber war, verbrachten wir eine ruhige, erholsame Nacht.

Am nächsten Morgen, die Arbeitskommandos waren ausgerückt, wir hatten unsere erste Mahlzeit eingenommen, verließen wir zum letzten mal das Lager. Wie viel mal war vor mir ein Lagertor geöffnet und danach wieder geschlossen worden. Heute geschah dies zum letzten mal. Ein paar Gefangene, scheinbar waren es Kranke oder sie gehörten Lagerkommandos an, standen im Hof herum. Obwohl Entlassungen nicht oft vorkamen beachtete uns niemand. Ein Offizier kontrollierte an Hand einer Liste noch einmal unsere Namen und wir bestiegen vor dem Lagertor einen kleinen Lkw., der uns alle zusammen zum Bahnhof brachte. Wir fuhren die Wege, die ich so oft zu Fuß zur Arbeit gehen mußte. Wir kamen an meiner ersten Arbeitsstelle in Woronesch vorbei, am Werk Sawod Kirow, dort wo ich das Paraffin geklaut hatte, durch dessen Verkauf an die Ungaren ich mir den Grundstock für meinen gewagten Versuch als Tabakhändler anlegen konnte. Hätte man mich damals erwischt, der

Kantiner wäre stur geblieben und hätte sich nicht mit der Wegnahme von 50 Päckchen Tabak einverstanden erklärt, ich wäre schwer bestraft worden und würde ich heute nicht als Bestarbeiter nach Hause fahren. Welche verworrenen, manchmal krumme, manchmal gerade Wege, geht das Leben und verläuft das Schicksal. Unberechenbar und nur durch Zufälle bestimmt, und letzten Endes, durch Glück.

Auf unserer kurzen Fahrt zum Bahnhof wurden wir von einem zweiten Offizier aus unserem Lager begleitet. Wachsoldaten waren heute keine mehr dabei.

Auf den Transportzug, der uns in die Heimat bringen sollte, mußten wir länger als eine Stunde warten. Das hieß also, dies ist ein Sammeltransport der schon von sonst wo her kommt, mit Insassen aus verschiedenen anderen Lagern. Das Warten auf den Zug fiel mir ganz leicht. Niemand pfiff mich zurück als ich nach einer Weile ganz zaghaft die ersten Schritte in die Freiheit, etwas abseits der anderen, ausprobierte. Die ersten Schritte als ein fast freier Mensch, nach über vier Jahren, ein ganz vergessenes Gefühl. Abgesehen natürlich von den Zeiten als Raskonvoi auf der Kolchose beim Lager Kursk und als Putzer beim Gerichtsoffizier. Damals war die Freiheit aber doch wieder ganz anders, damals mußte ich des Nachts im Lager bzw. in der Kolchose sein, hier gab es keine Einschränkung mehr. Uns beachteten kaum noch die paar Russen, die wie wir auf dem Bahnhof herumstanden. Was die alles bei sich trugen, kann man nur schwer beschreiben. Kisten, Kasten, Körbe, Taschen und Säcke, und dann noch viele, viele kleine Kinder. Wir sahen das alles mit Staunen. So hatte ich mir einen Bahnhof und die Fahrgäste nicht vorgestellt. Daß das Bahnhofsgebäude immer noch nicht ganz hergestellt und funktionsfähig war, merkte und sah man überall. Die Fenster waren zum Teil noch mit Brettern vernagelt, die Eingangstür fehlte sogar ganz. Es war aber doch wieder soweit reperiert, daß ein geordneter Zugverkehr möglich war.

Bei der Untersuchung, gestern, war ich mehr als überrascht, als ich Opa und Oma bei der Ärztekommission sah. Mein Erstaunen heute war noch um vieles größer, als kurz vor Ankunft des Transportzuges, diese beide mit einem Panjewagen, gezogen von einem Pferd, vor dem Bahnhof ankamen. Auf dem Pferdewagen einige Gepäckstücke, nicht viel, ein paar Soldatendecken, in einer Kiste scheinbar etwas Geschirr, ein weiterer Kasten, es sah aus als wäre er mit Eßwaren vollgepackt und zwei große, solide Holzkisten mit einem Rot Kreuz Zeichen darauf. Alles wurde abgeladen und zu unserer Gruppe auf den Bahnsteig gebracht. Das kleine Fuhrwerk kehrte um und verschwand wieder in Richtung Gefangenenlager.

Uns Gefangenen war natürlich der Ablauf einer Entlassung vollkommen unbekannt und somit wußten wir mit der Situation, so wie sie sich uns darstellte, nichts anzufangen. Als dann nach einer Weile der Zug kam, Opa und der uns begleitende Offizier sich bei einem anderen Offizier, der aus dem ersten Waggon des Zuges ausgestiegen war, meldeten, erfaßten wir die Lage. Wir,

die wir uns diese Zeremonie angeschaut hatten, begriffen, was sich da vollzog. Oma und Opa waren dem Transportzug ab Woronesch als Ärzte zugeteilt worden. Ist das auch wieder ein Zufall? Gibt es wirklich so viele Zufälle im Leben? Wir Gefangene vom Lager Woronesch, wurden in einen Waggon eingewiesen, in dem schon einige andere waren. Das Gepäck von Oma und Opa kam in einen Waggon an der Spitze des Zuges der acht oder neun Waggon lang war. Nach kurzem Aufenthalt ging es dann endlich fort, der Zug setzte sich in Bewegung, in Richtung Heimat. Ich konnte mein Glück immer noch nicht richtig fassen, so schnell lief das alles ab. Hab ich mich umgedreht und der Stadt nachgesehen, als der Zug langsam das Bahnhofsgelände, verließ? Ich weiß es nicht mehr.

Ein Abschnitt in meinem Leben ging zu Ende. Ein Abschnitt, der geprägt war von Hunger, Heimweh, Entbehrungen, der sehr viele schlechte Erinnerungen, Abhängigkeit, Eingesperrtsein, Hörenmüssen, Unterordnung, schwerer, oft unmenschlicher Arbeit gekennzeichnet war, der aber auch einige, wenn auch wenige, schöne Erlebnisse, Kameradschaft, Verbundenheit, Verstehen, Lernen und gegenseitige Hilfe, in sich barg. Ein Abschnitt, der mich formte. Wie oft habe ich im Geiste meine Entlassung gesehen, wie oft habe ich mir diesen Augenblick herbei gewünscht. Daß der Tag so ablaufen würde wie jetzt, das hatte ich mir nicht ausdenken können. Wie schön war auf einmal doch die Welt. Oft habe ich, gerade an Tagen, die mich besonders stark an meine Angehörigen erinnerte, an deren Geburtstage, vor allem aber an Weihnachten, im Stillen geheult. Und das ist jetzt endlich vorbei.

Ich hatte Glück gehabt.

Die Fahrt durch Rußland nach Hause

Ich will nun versuchen, unseren Transportzug, mit dem wir auf der Fahrt in die Heimat waren, mit dem zu vergleichen, der uns von Kirowograd nach Kursk brachte. Damals, vor etwas mehr als vier Jahren, war es Anfang Mai 1944 gewesen, heute ist es Anfang Juli 1948. Das Getreide stand wunderbar auf den Feldern, die Wiesen voll mit saftigem Gras und die Bäume hatten Früchte angesetzt. Es war warm geworden, die Gegend, durch die wir fuhren, war schön; die ganze Welt war so schön, wie seit Jahren nicht mehr. Und wir waren in einer ausgelassenen, heiteren Stimmung. Endlich ist die Gefangenschaft zu Ende.

Dieser Zug hier war zwar nicht viel kleiner als der damalige. Aber, die Unterschiede waren doch, man konnte sagen, gewaltig. Damals waren wir ca. sechsunddreißig Mann in einen Waggon, hier in diesem gerade mal zwanzig. Dort war eine Tür ganz geschlossen, nur von außen konnte man sie bei Bedarf aufschieben und die andere Tür war, bis auf ein kleines, viereckiges Loch, das

unten auf dem Waggonboden war, fest zugenagelt. Hier stand die Tür auf der rechten Seite ganz offen, die zweite Tür auf der linken Seite wurde nicht benutzt. An der offen stehenden Tür waren zwei weiß gestrichene Bretter, das eine in Kniehöhe und das andere in Brusthöhe gegen das Hinausfallen, angebracht worden. Die Oberlichter in diesem Waggon standen offen und konnten von uns nach unserem Belieben geschlossen werden. Damals waren zwei Oberlichter zugenagelt und die restlichen zwei mit Stacheldraht verspannt. Hier lagen zwanzig Strohsäcke, dort war nur der blanke Holzboden, der zudem noch stark verdreckt und verschissen war, gut genug für uns. In diesem Waggon stand in der Mitte ein Kohleofen mit einem Rauchabzug durch die Decke, damals gab es keinen. Hier hatten wir Besen und Schaufel zum Ausfegen, dort waren diese Dinge nicht. Hier gab es pro Tag drei Mahlzeiten, übrigens von weit besserer Qualität und größerer Menge als im Lager, damals gab es während des ganzen Transportes von mindestens zehn Tagen, vielleicht drei mal eine dünne Suppe. Sonst nur verschimmeltes Brot und zum Trinken, lauwarmes Wasser. Hier wurden wir satt, dort hungerten wir, ganz erbärmlich. Damals transportierte man uns schlimmer und gemeiner als Tiere, hier waren wir wieder Menschen, hier wurden wir als freie Menschen respektiert, dort verachtete man uns als Unmenschen. Hier hatten wir insgesamt fünf oder sechs Begleiter, damals mindestens dreißig, wenn nicht noch mehr. Hier wurden wir einmal, am Abend, gezählt, damals dreimal an einem Tag. Der damalige Transport war ein Transport des heulenden Elends, dieser hier glich einem Urlauberzug.

So groß kann der Unterschied sein, groß wie zwei Welten. Nur eines hatten sie nicht richtig in den Griff bekommen. Das war die Sache mit der menschlichen Notdurft. Damals verrichteten wir sie vor dem viereckigen Loch an der zugenagelten Tür und schoben sie mit den Händen nach draußen, hier mußten wir warten bis der Zug einmal irgendwo hielt. Wir als Männer, hätten uns auf ganz leichte Art helfen können, eine Schiebetür stand über Tag ja immer offen. Niemand hat sie benützt, das tat keiner, zumindest niemand aus unserem Waggon. Wir wußten doch noch, wie sich zivilisierte Menschen richtig verhalten. Halten mußte unser Zug recht oft. Entweder hatte er keine freie Fahrt oder ein anderer Zug hatte Vorrang. Uns war das aber ganz egal. Ein Tag länger auf Achse oder ein Tag früher zu Hause, das spielte jetzt gar keine Rolle mehr. Hinter jeder Biegung der Gleise, winkte uns die so lange entbehrte Freiheit. Mit jedem gefahrenen Kilometer kamen wir der Heimat näher. Wegen diesem oftmaligen Halten kamen wir nicht sehr schnell voran und wie weit wir schon gefahren waren, konnten wir nicht feststellen. Wenn ich auch die Stationsschilder, wenn sie nicht gar zu lang waren, lesen konnte, so wußten wir doch nicht, wo wir uns gerade befanden. Rußland ist so groß und Woronesch lag, für viele Menschen, schon am Ende der Welt. Spielt es da eine Rolle, wielange wir unterwegs sind? Kam es auf einen Tag, wenn schon weit mehr als tausend nutzlos und unsinnig vergangen waren, noch an?

Trotz allem Angenehmen und der kleinen Freiheit die wir genossen, gab es aber doch auch Probleme. Besonders für mich. Wir waren zwei Tage und zwei Nächte unterwegs. Am dritten Tag, morgens nach dem Waschen und Essen, dafür wurde extra, meist auf einem kleinen Bahnhof gehalten, mußten wir vor unseren Waggons mit nacktem Oberkörper, antreten. In einer Reihe. Wir mußten die Arme über den Kopf erheben und beide Hände im Nacken verschränken. Zwei Offiziere, die unseren Transport nicht begleitet hatten, kamen zu uns und gingen an unseren Reihen entlang. Von einem Mann zum anderen, recht langsam. Dabei suchten sie am linken, oberen Innenarm nach den dort in die Haut tätowierten Zeichen der ehemaligen Waffen SS. Damals hatte ich dort an der ominösen Stelle eine kleine Narbe. Entstanden war sie durch einen Wespenstich, den ich als Junge vor mindestens acht oder neun Jahren während der Sommerferien bei meiner Oma in Niederwörresbach, beim Ausgraben eines Wespennestes abbekommen hatte. Ich mußte vor das Glied treten, durfte die Arme abnehmen und nun begann ein wahrer Tanz. Einer wollte wissen wie ich heiße, wie alt ich wäre, welchen Dienstgrad ich in der Wehrmacht gehabt hätte, wie mein Vater heiße, woher ich käme und, hierbei wurde ich ganz finster und argwöhnisch angeschaut, warum ich leugne, in der Waffen SS gewesen zu sein. Jetzt hatte ich dieses Theater schon einige male vorher erlebt und war somit einigermaßen auf die Fragen vorbereitet. Trotzdem wurde ich von der Heftigkeit, mit der sie vorgebracht wurden, schwer überrascht. Mit möglichst glaubhaftem Gesichtsausdruck und einigen russischen Worten versuchte ich, den fragenden Offizier von der Wahrheit meiner Wort zu überzeugen. Hier kam mir Oma zu Hilfe. Beide, Oma und Opa, waren nämlich auch bei der Inspektion. Besonders Oma sprach mit dem Offizier. Ich verstand zwar nicht alles, denn alle sprachen für meine Sprachkenntnisse doch zu schnell. Ich verstand aber immerhin so viel, daß ich sagen kann, Oma konnte den Offizier nach langem Reden davon überzeugen, daß ich kein SS Soldat gewesen bin. Die wären erstens mindestens zehn cm größer als ich und die Stelle, an der die Blutgruppe der SS Leute eintätowiert wurde, sei wesentlich größer und läge mehr zum Ellenbogen hin. Außerdem würde eine Brandnarbe ganz anders aussehen. Hier muß ich erwähnen, daß viele ehemalige SS Leute, die Stelle, an der diese Tätowierung war, mit einem glühenden Gegenstand oder einer brennenden Zigarette, aus brannten. Auf diese Weise entstand dort eine Narbe und das Zeichen war nicht mehr zu erkennen. Daraufhin mußte ich noch einmal beide Arme hinter dem Kopf verschränken, der Offizier trat hinter mich und dann begannen fünf bange Minuten. Mindestens viermal befühlte der Russe die kleine Narbe an meinem Arm bevor er mit arg verdrossenem Gesicht sich an Oma wandte, noch einmal in die Papiere sah, dann etwas zu Oma sagte, sich umdrehte und mit schnellen Schritten auf das kleine Bahnhofsgebäude zuging.

Ein paar Minuten später sahen wir sein Fahrzeug fortfahren. Mir fiel eine zentnerschwere Last vom Herzen. Wegen so einer kleinen Narbe, die ich bei einem Dummejungenstreich vor vielen Jahren abbekommen habe, die also einen ganz simplen Grund hatte, aus dem Transport heraus genommen und

wer weiß für wie lange, in ein Lager gebracht zu werden, wäre furchtbar für mich gewesen. Ich glaube, diese halbe Stunde, in der es sich entschied, Straflager ja oder nein, hat mich mehr mitgenommen als ein halbes Jahr in einem normalen Gefangenenlager. Ob ich eine weitere Gefangenschaft von vielleicht noch einmal vier Jahren in einem Straf.- oder Arbeitslager, gesundheitlich einigermaßen, wenn überhaupt, ausgehalten hätte? Das wäre kaum möglich gewesen.

Bedrückt bestiegen wir unsere Waggons und weiter ging die Fahrt. Natürlich wurde über den Vorfall heftig diskutiert und jeder wußte auch, um was es bei der Untersuchung, ging. Wie ich schon gerade geschrieben habe. Nicht wenige der ehemaligen SS hatten sich selbst an der bewußten Stelle Verletzungen beigebracht. Oft kam es aber durch die mangelnde Hygiene und dem zwangsläufig fehlenden, jedoch dringend benötigtem Verbandsmaterial, zu Infektionen. Vielleicht hat der eine oder andere dadurch sogar sein Leben verloren. Dieses Risiko war groß, aber das Risiko, als ehemaliger SS Angehöriger in einem Lager in Sibirien, oder in einem Kohlebergwerk im Donezbecken, sein Leben zu verlieren, war noch viel größer. Manchem gelang wohl der Plan, bestimmt vielen aber auch nicht. Nach meinem Dafürhalten überlebten nur ganz wenige Gefangenen der SS die russische Gefangenschaft. Gewollt oder nicht, darüber braucht man sich keine Gedanken zu machen. Warum sind selbst heute, nach mehr als fünfzig Jahren nach Kriegsende, immer noch mehr als einhundert tausend Vermistenschicksale nicht aufgeklärt? Wo sind die geblieben?

Am Abend frug ich mich, hat heute meine Ehrlichkeit, die Gerechtigkeit und die Mithilfe von Oma, ein schlimmes Ende der Fahrt in die Freiheit verhindert?

Glück hatte ich auf jeden Fall gehabt.

Die Gegend, durch die wir jetzt, drei, vier Tage nach unserer Abfahrt aus Woronesch fuhren, war doch recht ärmlich. Kleine, geduckte Häuschen, verwilderte Gärten, ab und zu eine Kolchose. Menschen, ganz gleich ob Erwachsene oder Kinder, sahen wir sehr selten. Bei dem Transport als Soldat nach Rußland hinein, sah ich viel mehr als jetzt. Auf den Feldern stand die Ernte in dieser Gegend nicht besonders gut. Der Sommer war nicht zu trocken und auch nicht zu warm. Eigentlich ein gutes Wachswetter, aber auch nur bei optimalen Voraussetzungen. Nicht nur das Wetter spielte eine Rolle, auch die nötigen ackerbaulichen Arbeiten mußten stimmen. Gerade hierbei mangelte es sehr, sehr oft. Mit Begeisterung waren wohl die wenigsten Russen bei der Sache. Ich habe ja schon einmal berichtet, daß jeder gerade nur so viel leistete, daß er nicht unangenehm bei seinen Vorgesetzten auffiel. Sich vor der Arbeit drücken, war ein weit verbreiteter Sport.

An vielen Bahnhofsgebäuden waren noch immer sehr viele Fenster mit Brettern vernagelt oder die Dächer provisorisch gedeckt. Überall sah man noch die Spuren des Krieges. Bestimmt stammten sie nicht nur von uns, den

Deutschen. Die Russen gingen auch nicht gerade zimperlich mit ihren eigenen Leuten und Dingen um. Der Mensch zählt nicht viel, die Dinge auch nicht. Das hat Stalin mehr als deutlich gemacht. Wieviele sind durch ihn ums Leben gekommen? Wieviele hatte er nach Sibirien verbannen lassen, sind dort verhungert oder auf sonst eine, nicht menschliche Art ums Leben gekommen? Die Zahlen sind so groß, so widersprüchlich groß. Man spricht heute in Rußland von mehr als vierzig Millionen Toten des damaligen Regimes. Die Verschollenen und Vermißten nicht mit gerechnet. Damals, als ich endlich Rußland verlassen konnte und Stalin noch die Regierungsgewalt inne hatte, sprach niemand davon, die übrige Welt schwieg dazu oder wollte nichts davon wissen. Wo da die Wahrheit liegt? Und wo kann man die Wahrheit über uns Gefangene suchen und finden? Wohl nirgends.

Oft fuhren wir über Brücken, wenn sie auch noch so klein waren, die immer noch nicht repariert waren, fast alle waren immer noch ein Provisorium. Lange Strecken des Bahndammes waren nur einseitig zu befahren. Das zweite Gleis fehlte ganz oder war nicht befahrbar. Viele Bahnhöfe waren noch nicht in Betrieb. Wie da die Leute zu Fahrkarten kamen, ob die überhaupt welche hatten? Es wird noch sehr lange dauern, bis alle Schäden behoben sind und man vom Krieg nichts mehr sieht. Ob das jemals der Fall sein wird? In diesem Land nicht. Da fehlen so viele Voraussetzungen. Nicht nur Geld und Idealismus spielt eine Rolle, man muß für sich selbst etwas erarbeiten können. Wenn man das eigene Vorankommen und den Erfolg seiner Arbeit sieht, ist man auch gewillt, entsprechende Leistung für andere zu erbringen. Wie aber soll das eigene Wohl aussehen, in einem klassenlosen Staat? Das kann nur eine nicht zu verwirklichende Illusion sein.

Wie weit ist es noch bis Deutschland? Das war eine Frage. Die andere, was erwartet uns dort? Wir hatten doch im Lager nur ganz selten davon gehört, wie es in der Heimat aussieht. Unsere Eltern haben bestimmt nicht die Wahrheit geschrieben. Ebenso wenig wie wir die Wahrheit schreiben konnten. Wie ist die politische Lage? Gibt es wieder Parteien, wer von den Alliierten ist in unserer Heimat, wie sieht es mit Reparationen und Repressalien aus? Daß in Deutschland eine schlechte Zeit herrschte, daß der größte Teil der Bevölkerung hungerte, wußte auch niemand. Wohl sahen wir hin und wieder, daß Maschinen aus Deutschland nach Rußland verfrachtet wurden, aber, warum, weshalb und wieso? Ich habe niemand in einem Lager angetroffen, der Bescheid wußte über diese Fragen, die jetzt immer mehr in den Vordergrund rückten. Auch bei uns in Woronesch sind verschiedene Maschinen angekommen. Daß die gekauft worden waren, daran glaubte niemand. Daß aber, gerade in der sowjetisch besetzten Zone, fast alles was niet. - und nagellos war, demontiert, regelrecht gestohlen, kaum verpackt, nach Rußland transportiert wurde, das ahnten wir noch nicht einmal.

Wie weit wir von Woronesch schon weg waren, war auch nicht fest zu stellen. Wenn das Tempo unserer Fahrt so weiter geht, vergehen noch einmal

vierzehn Tage. Je näher ich der Heimat kam, um so ungeduldiger und aufgeregter wurde ich. Noch zweimal erlebten wir eine Unterbrechung der Fahrt und die Untersuchung nach Zeichen der SS. Noch zweimal wurde ich herausgestellt und mußte Rede und Antwort stehen. Noch zweimal wurden meine Nerven bis zum Zerreißen strapaziert. Jedesmal kamen entweder Oma oder Opa mir zu Hilfe. Noch zweimal hatte ich Glück. Oder? Hatten mir Oma und Opa das Leben gerettet? Ich glaube ja. Aber, warum gerade mir? Sicher, das hatte ich längst bemerkt, sie mochten mich gut leiden und hatten schon des öfteren "Malschek", das ist ein Kosewort, zu mir gesagt. Aber, reicht das aus, einem Gefangenen so viel Gutes zu tun?. Erinnerte ich sie vielleicht an ihren eigenen Sohn, der gefallen war? Warum nur habe ich sie nie danach gefragt? Ob ich aber eine Antwort erhalten hätte, ist fraglich. Viele Russen sind sehr stolz, Oma und Opa waren es möglicherweise auch. Die beiden alten Leute waren bestimmt auch verantwortlich dafür, daß ich als Bestarbeiter nach Hause fahren konnte. Ich bin ihnen unsäglich dankbar.

Jetzt sind wir bestimmt schon zwei Wochen, oder auch mehr, unterwegs. Die Landschaft änderte sich, die Häuser stehen jetzt näher beisammen und haben nicht mehr das Aussehen kleiner Bauernkaten, sie sind wesentlich größer. Viele sind mit Farbe gestrichen, wenn die auch oft schon leicht verblaßt scheint. Sie machen einen viel besseren Eindruck. Und dann fällt uns auf, daß die Schrift ganz anders ist als gestern, oder noch vor einigen Stunden. Sind wir schon in Polen? Den Übergang von einem Land zum anderen haben wir nicht bemerkt. War da keine Grenze mehr? Waren da keine Kontrollen? Oder haben wir den Übergang in der vergangenen Nacht verschlafen.? Das alles wird diskutiert und wir stellen fest, daß das wirklich so ist, wir sind in Polen. Wie groß ist doch der Unterschied zwischen Rußland und Polen. Hier ist doch mehr Ordnung und mehr Sauberkeit. Alles ist ganz anders als in Rußland. Wer immer von "Polnischen Zuständen" sprach, sollte erst einmal "Russische Zustände" sehen und erleben.

Unser Zug steht schon seit über zwei Stunden auf freier Strecke. Nichts tut sich, nichts bewegt sich. Wir benützen die Gelegenheit und vertreten uns die Füße. Wir werden schon hören, wenn die Lokomotive pfeift, wenn es weiter geht. So weit, daß wir den Zug verpassen könnten, gehen wir sowieso nicht, wir bleiben immer ganz schön in der Nähe. Notfalls springen wir halt in irgendeinen Waggon, selbst wenn es der letzte unseres kleines Zuges sein sollte. Bei dieser Gelegenheit wage ich mich bis dort hin vor. Bei den wiederholten Inspektionen während der Fahrt, bei denen man mich immer wieder besonders unter die Lupe nahm, sah man dort nie einen Gefangenen stehen. Auch nicht während der Fahrt, wenn wir uns in die offene Waggontür setzen konnten. Dort sah man nie jemanden. Sollten dort doch Kranke in die Heimat tranportiert werden und sollten wir die nicht sehen?. Möglich wäre das schon. Einer von uns, oder war es einer aus dem nächsten Waggon, will allerdings gesehen haben, daß dort Frauen drin wären.

Wir bummelten also ganz langsam in Richtung Zugende. Die Wachen beachten uns garnicht, und sehen dort wirklich, Frauen. Meist ganz junge. Da uns niemand hinderte, mit ihnen in Kontakt zu kommen, kam sehr schnell ein reges Gespräch zu stande. Sie wären zum größten Teil Rot Kreuz Schwestern, aber auch Stabshelferinnen gewesen. Sie kämen aus einem reinen Frauenlager, von denen es noch eine ganze Reihe mehr gäbe. Sie kamen von weit hinter dem Ural, also schon aus dem asiatischen Teil der UdSSR. Ihnen war es beim Antritt der Heimreise verboten worden, in den ersten Tages des Transportes, mit uns Kontakt auf zu nehmen. Warum wohl? Meinten die Verantwortlichen etwa sexuellen Kontakt? Wer hätte daran Interesse haben können? Wir, die Gefangenen, oder die Wachsoldaten? Die vielleicht, wir auf gar keinen Fall. Jetzt, zum Ende der Fahrt schien das niemand mehr zu stören. Außerdem, wir hatten vergessen was Sex ist. Sex war vorerst noch ein fremder Begriff. Was Sex ist, müssen wir mit 25 Jahren erst wieder lernen. Intime Kontakte zu einer Frau waren wie die Beziehung zu einem fast fremden Wesen. Frauen waren für uns ehemalige Gefangen ein nie erreichbares Ziel gewesen. Von uns hatte keiner in den letzten Jahren erlebt, wie schön es ist, wenn man mit einem anderen Menschen Zärtlichkeiten austauschen kann. Vielleicht aber war die schlechte Ernährung in den Lagern ganz gut gewesen und hatte auch Vorteile. Man stelle sich folgende Situation vor: Nur Männer, hunderte, gut genährt, kräftig, dazu noch jung und dann keine Frauen, wäre das nicht eine Katastrophe geworden? Was hatten wir doch in den langen Jahren alles versäumt.

Leider war es uns nicht möglich, noch einmal zu den weiblichen Gefangenen zu kommen. Wie gerne hätten wir uns mit ihnen über deren Gefangenschaft, über ihre Arbeit, ihr Leben insgesamt, unterhalten. Selbst in Frankfurt an der Oder, konnten wir sie nicht mehr sehen. Ihr Waggon war wohl vorher irgendwo von unserem Zug abgekoppelt worden. Warum wohl sollten wir ohne die weiblichen Gefangenen in Frankfurt ankommen?

Die Reise durch Rußland in die Freiheit, ging zu Ende. Das merkte man an der Hektik die auf einmal die Russen befiehl. Am vorletzten Tag, nach dem ersten Essen, mußten wir vor den Waggons antreten. Die paar Russen, die bei uns waren, gingen in die Waggons, durchwühlten unser Gepäck und nahmen alle Notizen, die sich wohl jeder von uns einmal gemacht hatte, alles was aus Papier war, beschrieben, unbeschrieben, Zeitungsfetzen und Papier von Tabakpäckchen mit sich fort. Damit war die letzte Filzung vorbei. Auf diese Weise gingen auch mir die am letzten Tag im Hauptlager angenommenen Adressen von Mitgefangenen verloren. Ich konnte

somit das ihnen gegebene Versprechen, ihre Angehörigen zu unterrichten, nicht erfüllen. Lediglich ein paar wenige blieben mit erhalten. Die hatte ich auf Zeitungs.- und Zigarettenpapier geschrieben, das ich in meiner Tabaksdose verwahrt hatte. Diese Zettelchen besitze ich noch heute. Ebenso fast alle Dinge, die ich mir zum größten Teil, selbst angefertigt hatte.

Wieder in Deutschland

In Frankfurt an der Oder

Wann wir die Grenze zwischen Rußland und Polen passierten, ist mir nicht aufgefallen. Ich kann auch nicht sagen, zu welchen Zeitpunkt unser kleiner Transportzug die Grenze zwischen Polen und Deutschland passierte. Es mag wohl in den letzten Stunden der Nacht gewesen sein. Ich weiß es nicht. Grenzformalitäten waren scheinbar damals zwischen den sogenannten "Bruderstaaten" nicht üblich.

Ich kann mich nur entsinnen, daß wir kurz vor 9:00 Uhr morgens, in Frankfurt an der Oder auf dem Bahnhof, der ziemlich zerstört war, angekommen waren. Die Wachmannschaft sah ich vorerst nicht mehr. Nur ein Offizier, den zweiten hatte ich schon seit Tagen nicht mehr gesehen, Oma und Opa verließen den Zug und gingen in ein Büro des Bahnhofes. Ich nehme an, daß sie dort die Listen mit unseren Namen den deutschen Behörden übergaben. In der Zwischenzeit hatten wir die Waggons verlassen und standen auf dem Bahnsteig. Die russische Begleitmannschaft war auch mit ihren paar Sachen zum Bahnhofsbüro gegangen und warteten dort auf die Rückkehr des Offiziers und des Ärzteehepaares. Die kamen nach kurzer Zeit aus dem Büro, sahen zu uns herüber, winkten doch tatsächlich uns noch einmal zu und waren ganz schnell verschwunden. Schade, ich hätte gerade Oma und Opa, denen ich bestimmt sehr viel Gutes, vielleicht auch die Entlassung verdanke, so gerne zum Abschied die Hand gegeben.

Wir mußten in Dreierreihe antreten, nicht gerade militärisch streng, aber auch nicht sehr freundlich war der Ton eines schon etwas älteren Mannes. Wir wurden vorerst einmal nur gezählt und zwar recht genau. Menschen wurden hier nach Stückzahl übergeben, nicht dem Namen nach. Es war scheinbar äußerst wichtig, daß die Anzahl der Heimkehrer stimmte. Unsere namentliche Aufrufung erfolgte erst später.

Nicht weit vom Bahnhof entfernt, lag die erste Unterkunft in der wir für eine Nacht untergebracht wurden. Auf dem Wege dorthin, passierten wir ein langes

Spalier meist ältere Männern und Frauen. Die Frauen waren weit in der Überzahl. Diese Leute, in erbärmlichen, geflickten Kleidern und alten Schuhen, frohe Gesichter und frohe Mienen konnte ich nicht sehen, dafür aber viel Leid und noch mehr Trauer, hielten uns Schilder aus Pappe mit Fotos entgegen. Unter diesen Fotos, oft nur ein ganz kleines, standen Namen, Adressen, Dienstgrad und Truppenteil der ehemaligen Wehrmacht, Alter, oft auch nur eine Feldpostnummer, seit wann und wo vermißt und das Datum des letzen Briefes der in der Heimat angekommen war. Auf diese Weise versuchten die Angehörigen von Vermißten, denn um solche handelte es sich hier, vielleicht einen Heimkehrer zu finden, der einen der Gesuchten gekannt hatte und Auskunft über sein Schicksal hätte geben können. Wir alle gingen recht langsam an diesen schweigenden, traurigen Leuten entlang. Ich sah in diesen Minuten sehr viel Trauer und auch Angst in den Augen der stumm dastehenden Menschen. Leider konnte ich niemand helfen, ich hatte niemanden, keinen der weit mehr als zwei, drei hundert Gesuchten auf einem der Fotos erkannt. Es wäre schon ein Zufall gewesen, von den vielen hunderttausenden Vermißten, einen zu erkennen und dadurch einem verzweifelten Menschen hätte Gewißheit über einen Angehörigen vermitteln können. Sind denn drei Jahre nach Kriegsende noch so viele Soldaten vermißt? Eine Vorstellung, welche Verwüstungen und Zerstörungen wir vorfinden würden, wie groß die Zahl der Gefallenen und Vermißten ist, wie groß das Elend und der Hunger in der Heimat waren, die hatte keiner von uns. Was werden wir noch alles erleben?

In einer Baracke des Deutschen Roten Kreuzes, der nächsten Station des heutigen Tages, als unsere Personalien aufgenommen waren und die erste Befragung vorbei war, wurden wir zum Duschen geführt. War das eine herrliche Sache. Wasser so viel man wollte, zwar nur lauwarmes und kaltes, dazu ein Stück Seife, etwas besser als die in Rußland und ein Handtuch aus Baumwollstoff. Nicht aus Leinen, wie in Rußland, weich und fast weiß. Nach dem Mittagessen, an Tischen natürlich und nicht auf den Knien, das aus Suppe, einer Frikadelle, einem Gemüse und Kartoffeln, bestand, gab es sogar einen Nachtisch. Wie waren glücklich. Im Paradies konnte es nicht schöner sein. Mir fiel zwar auf, daß alles recht fade schmeckte, so salzlos. Zum Nachtisch, der aus einer in Scheiben geschnittenen Tomate bestand, gab es ebenfalls kein Gramm Salz. Dafür aber braunen Zucker. Des Rätsels Lösung: die deutschen Gesundheitsbehörden befürchteten gesundheitliche Probleme bei uns. Jahrelanges einfaches Essen, ohne viel Salz, zudem nur kleine Portionen, wenig feste Speisen und dann hier eine ganz andere Kost, mit mehr Salz und anderen Zutaten, könnten zu Erkrankungen der Verdauungsorgane führen und Nieren, Blase und Leber gefährden. Diese Angst war wohl nicht gerade unbegründet. Ich habe schon in Rußland gesehen und erlebt, daß gerade ein zu hoher Verbrauch an Salz Schäden verursachen konnte und zu einer, das Leben bedrohender Wasseransammlung im Gewebe führte. Ganz langsam und vorsichtig sollten wir uns an die veränderte Kost gewöhnen, die zwar besser als die russische war, aber noch lange nicht den Vorkriegsstandard erreicht hatte. Die deutschen Behörden in der damals “Russischen

Besatzungszone" wußten schon wo die Probleme lagen und wie sie zu bewältigen waren.

Nach dem Mittagessen hatten wir Gelegenheit, mittels kostenlosem Telegramm, unsere Angehörigen von unserer Entlassung und baldigen Heimkehr, zu unterrichten. Dies war eine schöne Geste der damaligen Reichspost und wurde von vielen auch genützt. Andere wiederum ließen es doch bleiben, darunter auch ich. Viele sagten sich, wenn ich unangekündigt zu Hause erscheine, ist die Überraschung und Freude ganz besonders groß. Fast viereinhalb Jahre war ich in Gefangenschaft, ob da meine Angehörigen zwei oder drei Tage früher meine Ankunft erfuhren, spielte keine große Rolle mehr. Ich freute mich sogar riesig, meine Angehörigen zu überraschen. Daß aber ich noch weit mehr überrascht war als sie, konnte ich nicht ahnen. Aber, davon später.

Noch am gleichen Abend fuhren wir, nach Besatzungszonen getrennt, in Personenwagen der Reichsbahn, nicht mehr in Waggons, weiter nach Lauterbach, Possek oder Bodenneukirchen. In einer dieser drei Ortschaften der Sowjetzone, nahe der Grenze zu Bayern. In der Nähe von Hof, war unsere nächste Station. Leider weiß ich den Ort nicht mehr. Dort wurden wir am nächsten Morgen, wir waren über Nacht gefahren, vom Bürgermeister begrüßt und jeder erhielt als Begrüßungsgeschenk, einen Fünfmarkschein. Darauf war eine Marke geklebt. Ob es eine Briefmarke war oder eine Gebührenmarke, kann ich leider nicht mehr sagen, weiß ich nicht. Ich habe den Schein dummer weise leider ausgegeben. Ich kann mir vorstellen, daß diese Marken nur wegen der im Monat Juni 1948 in den drei westlichen Besatzungszonen erfolgten Währungsreform auf den Geldschein in der Russischen Besatzungszone aufgeklebt wurden, um eine Geldflucht in den Westen zu vermeiden. Schade, daß ich den Geldschein ausgegeben habe. Heute wäre er eine Rarität unter den Sachen, die ich aus Gefangenschaft mit nach Hause gebracht habe. Während unsere Heimfahrt hatte der uns begleitende Offizier einmal eine Bemerkung darüber gemacht, daß wir wegen dieser Währungsreform, einen ganzen Monat später als geplant, entlassen worden wären. Langsam wurde uns klar, daß es zu großen Zerwürfnissen unter den Siegern des II. Weltkrieges gekommen war. Auch darüber hatten die Russen wohlweislich geschwiegen.

Untergebracht wurden wir in einem ehemaligen Kindergarten, Internat oder einem Landschulheim. So genau konnte man das nicht feststellen und gefragt hat nach meinem Dafürhalten keiner von uns. Nach einer am Nachmittag stattgefundenen Begrüßungsfeier, die die Jugend des Ortes für uns organisiert hatte, wurden wir für den Abend zu einer Tanzveranstaltung, eingeladen. Jetzt wußte ich ja schon durch die Vorträge in der Antifa, daß in Ostdeutschland, oder wie es damals noch hieß, in der "Russisch besetzten Zone" oder auch "Sowjetzone", die Kommunisten und deren Organisationen, das Regiment führten und das "Sagen" hatten, daß also wohl gemilderte, aber doch russische

Ansichten, Meinungen und Zustände vorherrschten. Froh, dies alles nicht mehr hören und sehen zu müssen, blieb ich am Abend schön in unserer Bleibe. Zudem hatte ich den Fünfmarkschein am Nachmittag in Bier umgesetzt. Das aber leider garnicht gut schmeckte. Oder war mein Geschmacksinn während der Gefangenschaft verloren gegangen? Wie sollte ich mich auch an Bier erinnern können, wo ich doch so lange keins mehr getrunken hatte. Das letzte hatte ich in meinem letzten Urlaub, im Februar 1944 getrunken. Und sich da noch an Bier erinnern können?

Es mag so gegen 22:00 Uhr gewesen sein als ich mich zum Schlafen auf die Pritsche legte. Aus Platzgründen waren auch hier die Pritschen in doppelstökkiger Bauweise, sogar noch nicht einmal einzeln stehend, sondern durchgehend, von Wand zu Wand, der Länge nach durch den ganzen großen Raum, aufgestellt. Vielleicht war das hier einmal ein Klassenraum gewesen. Als wir dort waren, brauchte man keine Internate oder Schulheime mehr in der sowj. Besatzungszone, wohl aber Unterkünfte für eventuelle Heimkehrer. Also, ich legte mich auf die Pritsche, auf der ein sauberer Strohsack, bezogen mit einer grauen Decke lag und versuchte einzuschlafen. Meine Gedanken waren natürlich auf den nächsten Tag gerichtet und was da wohl kommen mag. So gegen 1:00 Uhr oder war es 2:00 Uhr, in dem Saal gab es keine Uhr und von daher konnte ich die Uhrzeit nur schätzen, wurde ich durch einen Krampf in beiden Beinen, ganz plötzlich, wach. Ich versuchte, über den Rand der Pritsche, zu klettern. Das gelang mir mit etwas Mühe und dann versuchte ich den gekachelten Waschraum, zu erreichen. Ich hoffte, daß der Krampf auf dem kalten Fußboden vergeht. Das war dann zum Glück auch der Fall. Ich gehe zurück auf meine Pritsche, lege mich wieder hin und wache so gegen 5:00 Uhr, es ist schon ganz hell, wieder auf. Wieder ist der Krampf in beiden Beinen. Nun versuche ich durch Überdehnung und starkes Drücken der Füße am Pritschenrand den Krampf zu lösen. Das geht nicht. Erst nach einer guten halben Stunde vergeht er, ganz plötzlich, so wie er kam. Sollte das schon ein Vorzeichen für die bessere Ernährung sein?

Ich habe gerade geschrieben, daß ich so früh wach wurde. Meine innere Uhr war durch das jahrelange, frühe Aufstehen, auf diese Zeit eingestellt. Es wird wohl noch lange dauern, bis ich mich an ein normales, nach deutschen Gewohnheiten und Maßstäben ausgerichtetes Leben, gewöhnt habe. Außerdem, zuerst wird einmal zwei oder drei Monate garnichts getan, nur gefaulenzt und gebummelt.

Unser Aufenthalt in dem kleinen Städtchen dauerte nur einen Tag und eine Nacht. Dann war es Zeit, wieder weiter nach Hause, in der “Französischen Besatzungszone” zu fahren. (Oder hieß es schon “Französische Zone”). Was gab es doch für feine Unterschiede, gerade in dieser Auslegung und wie kleinlich wurde darüber gewacht.

Auf der Fahrt in Westdeutschland

Wir bestiegen noch am Vormittag einen Eisenbahnzug und sind dann nach einiger Zeit an der Zonengrenze. Einen Grenzzaun, wie er später errichtet wurde, gab es damals noch nicht. Wohl aber Grenzübergänge mit Schlagbäumen. Hier erfolgten wieder die schon gewohnten Formalitäten. Nur, das fällt mir besonders auf, alles geht ohne ein freundliches Wort, ohne Herzlichkeit, ohne die geringste menschliche Wärme und ohne einen Händedruck, vor sich. Ganz unpersönlich, ganz kalt, fast militärisch, so richtig unter Spannung und Druck und Mißtrauen. Die Grenzbeamten beider Seiten, die der Ostdeutschen wie die der Westdeutschen, beäugten sich gegenseitig mit dem größten Argwohn den man sich vorstellen kann. Daß unsere Heimkehr im Osten von Deutschland und unsere Übergabe an die Behörden in Westdeutschland, so kalt und frostig sein würde, das hatte niemand von uns erwartet. Wir hatten mit offenen Armen und frohen Menschen gerechnet. Niemand, kein Mensch aus dem öffentlichen Leben war zu sehen, niemand hieß uns frei und froh willkommen, sagte ein paar Worte zur Begrüßung oder drückte womöglich dem einen oder anderen von uns die Hand. Alles nichts, kein Dank, kein Willkommen, nur die gerade notwendigen Worte der Grenzer Ich war von dem Verhalten der Menschen in der Sowjetzone schwer enttäuscht. Aber auch von den Behörden in Westdeutschland. Ich hatte mir meine Ankunft daheim, in Deutschland, anders, schöner, herzlicher, vorgestellt. Von den großen Spannungen und von dem riesengroßen gegenseitigen Mißtrauen unter den Siegern des Krieges, davon hatten wir in den Lagern, nichts gehört. Die Russen waren damals, nach ihren eigenen Aussagen und Meinungen, immer die Sieger, die hatten den Krieg allein entschieden und gewonnen. Ihre Armeen waren überall und immer, siegreich. Sie hatten aber auch, darin sagten sie die Wahrheit, die größten Verluste. An Menschen und an Material und auch die weitaus größten Zerstörungen an Häusern, Fabriken, Bahnhöfen, ja ganzen Städten und Dörfern. Wie stark Deutschland zerstört war, wie groß die Schäden waren, die Verwüstungen ganzer Großstädte, die Verluste an Soldaten und Zivilisten, wie groß das Elend, der Hunger und die Not waren, das wußten wir noch nicht. Das sollten wir noch erfahren. Wie groß war mein Erstaunen als ich das sah und hörte. Daß es zu Zerwürfnissen unter den Alliierten gekommen war, war mir ganz neu, das hatte ich nicht gewußt.

Die Angehörigen des Roten Kreuzes auf beiden Seiten der Grenze, versuchten zwar, etwas gegen die kalte Geschäftigkeit und Herzlosigkeit zu tun. Ihre Bemühungen blieben fast ohne Erfolg. Ich habe nur Mißtrauen oder Angst gesehen.

Im Lager in Hof

Nach relativ kurzer Zeit wurden wir über die Grenze geführt und waren dann in Bayern. Auch da ist nicht gerade eine freudige Stimmung. Wir wurden zwar freundlich kühl empfangen, aber himmelhoch jauchzend ist das nicht. Ich hatte mir das anders vorgestellt. Ich hatte gedacht, da freuen sich die Menschen und bringen uns, wie ich das auf Bildern von Heimkehrern des ersten Weltkrieges gesehen hatte, Blumen und winken uns zu, freuen sich mit uns und sind guter Dinge. Alles nichts. Wir sind da, und damit basta. Vielleicht kommt die Freude etwas später. Für eine große Freude ist die Zeit noch nicht geeignet.

Wir wurden, ich weiß nun wirklich nicht mehr, zum wievielten Male, namentlich aufgerufen, bekamen einen Laufzettel, ähnlich denen der ehemaligen Wehrmacht, wenn man in Urlaub fuhr, hingen uns den um den Hals und warteten der Dinge die da kommen sollten. Die übliche Fragerei begann und alles wurde fein säuberlich auf einer großen Karteikarte eingetragen. Alter, wann und wo geboren, erlernter Beruf, wann einberufen, wann zum letztenmal in Urlaub, wann und wo in Gefangenschaft gekommen, wann und wo und wielange in welchem Gefangenenlager, wann und wielange an welcher Krankheit erkrankt, Arbeitsgruppenzugehörigkeit, welche Arbeit, Untertag oder Übertage in welchem Kohlebergwerk, ob in einer chemischen Fabrik und so weiter. Dutzende Fragen über alles mögliche, wer weiß wieviele es waren. Und dann kamen Fragen, die mich sehr überraschten. Der Suchdienst des Roten Kreuzes, den Namen dieser Abteilung hörte ich hier zum ersten Mal, hatte auch noch eine ganze Reihe von Fragen an uns. Ob wir uns namentlich an Gefangene entsinnen könnten, die in Gefangenschaft verstorben waren, wann, wo, an welcher Krankheit und ob wir dies beeiden könnten. Wir wurden nach der letzten Feldpostnummer und dem letzten Truppenteil gefragt. Die Feldpostnummer hatte ich vergessen, nicht aber das Truppenteil.

Als diese Befragung vorbei war, kam die ärztliche Untersuchung. Wir wurden gewogen, gemessen, überall abgeklopft, unsere Lunge von vorn und von hinten abgehört, Puls gefühlt und gezählt und nach Hauterkrankungen abgesucht. Uns wurde in die Augen, die Ohren, den Mund geschaut und wir mußten Kniebeugen machen. Für all das gab es Punkte. Ich muß wohl einen guten Eindruck gemacht haben, denn mich hat man schnell wieder entlassen. Ich sah, das wußte ich selbst wenn ich in einen Spiegel schaute, mit meinen fast 3 cm langen blonden Haaren, ganz gut aus. Mir sah man fast nicht an, daß ich aus russischer Gefangenschaft kam. Ich war als Bestarbeiter aus einer Brigade, deren Angehörige alle der Gruppe I angehörten und nicht als Kranker entlassen worden. Es war schon ein Unterschied, ob man als Bestarbeiter oder als Kranker, wie das damals leider üblich war, aus russischer Gefangenschaft entlassen worden war. Ich kam, das konnte ich hier, wo viele Kranke

ankamen, feststellen, tatsächlich aus einem der wenigen Musterlager in Rußland. Ich wog, einen Tag später auf einer Bahnhofswaage gewogen, 52 kg. Für einen Mann, kaum älter als fünfundzwanzig Jahre und nur 163 cm groß, in der damaligen, schlechten Zeit, ein recht passables Gewicht. Man muß bedenken, daß die schlechte Zeit mit ihren wirtschaftlichen Schwierigkeiten und der damit verbundenen miserablen Ernährungslage, dem jahrelangen Hunger unter der Bevölkerung, erst ganz kurz vorbei war. Alle Menschen, zumindest die meisten, wogen damals weitaus weniger als heute. Schwer.- oder gar Superschwergewichte, so wie heute, gab es damals, kaum drei Jahre nach Kriegsende noch nicht. Die schmale Zeit und die karge Ernährung hatte schon was gutes.

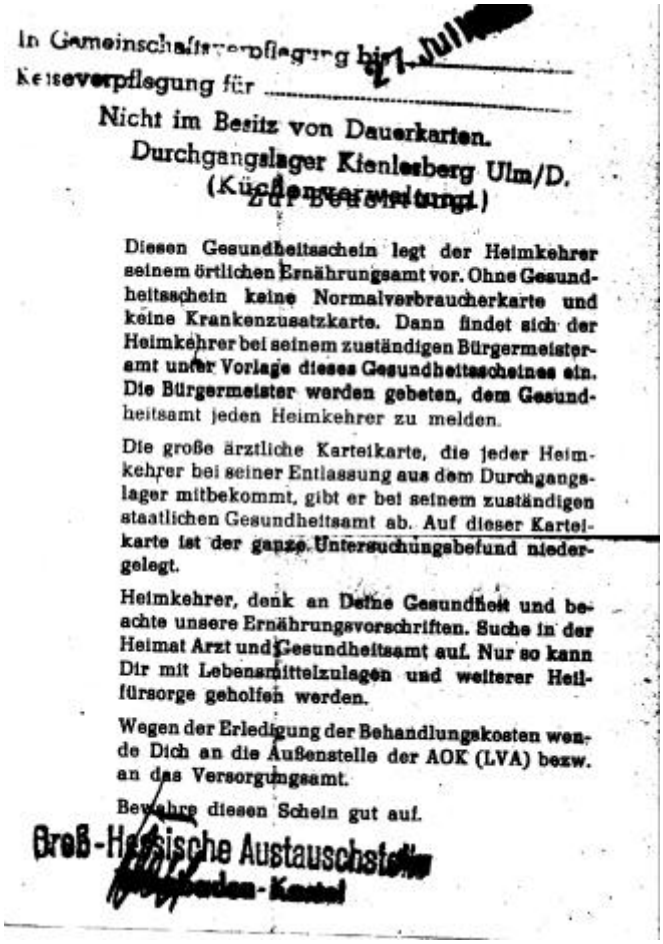
Auf dem Weg nach Ulm

Wir blieben nur über Nacht in Hof. Am nächsten Morgen ging es weiter. Immer hatte ich noch keinen Entlassungsschein. Wir fuhren quer durch Deutschland, bis nach Ulm. Unser Transport war auf fast zweihundert Mann angestiegen. Erst jetzt sahen wir überall die Zerstörungen des Krieges. Die Russen hatten uns zwar etwas von den Bombardements der Städte in Deutschland durch die Amerikaner, Franzosen und Engländer, gegen Ende des Krieges erzählt, aber das hatte ich nicht erwartet. Ich war mehr als erstaunt darüber, so zerbombt, verbrannt, gesprengt und zerrissen hatte ich mir Deutschland nicht vorgestellt. Wielange wird das dauern bis all diese Schäden wieder behoben sind.

In Ulm angekommen wurden wir von den Amerikanern, die ich hier zum erstenmal sah, am Bahnhof, etwas abseits vom allgemeinen Betrieb, empfangen und mit Bussen zu einem Lager auf dem Kienlesberg, gefahren. Nimmt denn das Lagerleben immer noch kein Ende? Was will der Amerikaner von uns? Ich wohne doch in der französischen Besatzungszone. (An diese Ausdrücke mußte man sich erst mal gewöhnen). Die Lösung des Rätsels erfuhr ich am Nachmittag. Auch hier wurde ich, die anderen natürlich ebenso, verhört, oder besser gesagt, befragt. Wenn die deutschen Behörden sich nur für zivile Fragen interessierten, die Amerikaner hier wollten von uns nur militärische Fragen beantwortet haben. So zum Beispiel: wann und wo wir von welcher Waffengattung der Russen, gefangen genommen wurden, in welchen Lager, Straflager oder Arbeitslager oder wo auch immer und wie lange wir dort waren, die Zahl der Gefangenen, die ärztliche Betreuung und Einrichtung eines Lazarettes, die eventuellen Krankheiten, Seuchen, Epidemien, ob militärische Einrichtungen, Flugplätze, Kasernen, Munitionsfabriken und Munitionslager in der Nähe des Lagers waren und noch viele Fragen mehr. Einige Fragen erstaunten mich sehr. Ob man mich oder andere Gefangene bei der Gefangennahme oder danach gequält oder gar mißhandelt hätte und wieviele Tote es im Lager in der Zeit, in der ich dort war, gegeben hätte. Ob die

Verstorbenen einzeln oder in Massengräbern beerdigt worden waren. Ob wir etwas über eventuelle Listen und Verzeichnisse von Gräbern wüßten und dies unter Eid aussagen könnten. Alles Fragen, über die ich nachdenken mußte. Ist das ehemalige gegenseitige Helfen und Vertrauen unter einander in Mißtrauen umgeschlagen und das gute Verhältnis unter den ehemaligen Verbündeten, so schlecht geworden? Mißtraut man sich und versucht eventuelles Fehlverhalten und Versäumnisse auf zu spüren, zu dokumentieren und auszuwerten? Sind aus den ehemaligen Freunden und Sieger des vergangenen Krieges, jetzt Feinde geworden? Mißtraut jeder jedem? Warum nur fragen die Amerikaner nach Toten und die Art ihrer Beerdigung? Militärische Fragen ja, warum auch noch humanitäre? Liegen wo möglich gar Verbrechen der Russen vor? Und die sollen wir helfen auf zu klären? Das alles waren Fragen, die mir hätte keiner beantworten können. Selbst dann nicht, wenn ich den Mut zu einer Frage gehabt hätte. Sehr große Gedanken machte ich mir allerdings nicht. Ich war endlich wieder in Deutschland und nur das zählte vorerst. Ich war

einigermaßen gesund und jetzt wird gelebt und die verlorene Zeit nachgeholt. Von wegen.



In Gemeinschaftsverpflegung bis [redacted]
Reiseverpflegung für .....

Nicht im Besitz von Dauerkarten.

Durchgangslager Kienlesberg Ulm/D.
(Küchenverwaltung)
Zur Beachtung!

Diesen Gesundheitsschein legt der Heimkehrer seinem örtlichen Ernährungsamt vor. Ohne Gesundheitsschein keine Normalverbraucherkarte und keine Krankenzusatzkarte. Dann findet sich der Heimkehrer bei seinem zuständigen Bürgermeisteramt unter Vorlage dieses Gesundheitsscheines ein. Die Bürgermeister werden gebeten, dem Gesundheitsamt jeden Heimkehrer zu melden.

Die große ärztliche Karteikarte, die jeder Heimkehrer bei seiner Entlassung aus dem Durchgangslager mitbekommt, gibt er bei seinem zuständigen staatlichen Gesundheitsamt ab. Auf dieser Karteikarte ist der ganze Untersuchungsbefund niedergelegt.

Heimkehrer, denk an Deine Gesundheit und beachte unsere Ernährungsvorschriften. Suche in der Heimat Arzt und Gesundheitsamt auf. Nur so kann Dir mit Lebensmittelzulagen und weiterer Heilfürsorge geholfen werden.

Wegen der Erledigung der Behandlungskosten wende Dich an die Außenstelle der AOK (LVA) bezw. an das Versorgungsamt.

Bewahre diesen Schein gut auf.

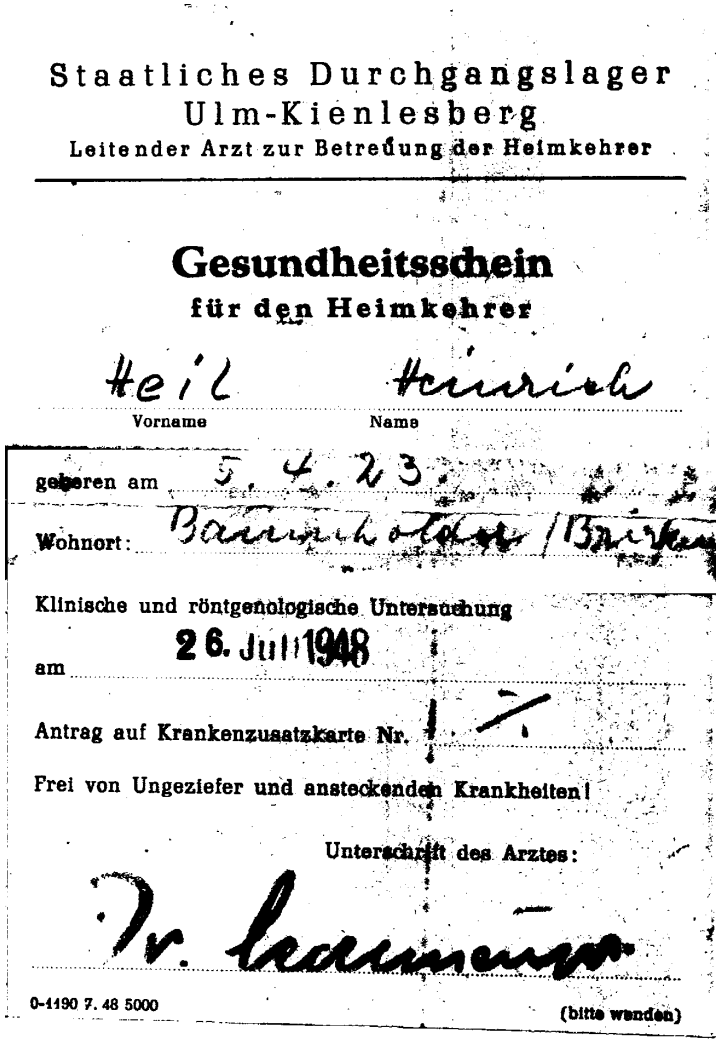
Groß-Hessische Austauschstelle
[redacted]-Kassel

Gesundheitszeugnis des Durchgangslagers ulm-Kienlesberg

So gut es mir möglich war, beantwortete ich die Fragen, die uns einzeln, von gut deutsch sprechenden Soldaten vorgelesen wurden. Auch darüber war ich sehr erstaunt. Ich hatte mir bis zu diesem Tage keine großen Gedanken über die Politik gemacht und war über das Verhältnis zwischen Amerika und Rußland, bedingt durch die lange Gefangenschaft, nur sehr wenig informiert. Wer von uns jungen Leuten, bei Ausbruch des Krieges war ich gerade

sechzehn einhalb Jahre alt, hatte sich über die sogenannte große Politik schon

viele Gedanken gemacht?



Staatliches Durchgangslager
Ulm-Kienlesberg
Leitender Arzt zur Betreuung der Heimkehrer

Gesundheitsschein
für den Heimkehrer

Heil — Heinrich
Vorname — Name

geboren am 5. 4. 23

Wohnort: Bannholz / Birken

Klinische und röntgenologische Untersuchung
am 26. Juli 1948

Antrag auf Krankenzusatzkarte Nr. 1 / 1

Frei von Ungeziefer und ansteckenden Krankheiten!

Unterschrift des Arztes:

Dr. Lederer

0-4190 7. 48 5000 (bitte wenden)

Gesundheitskarte aus Ulm-Kienlesberg - 26.7.48

Aerztliche Karteikarte für Heimkehrer Fr. I/5

Staatliches Durchgangslager Ulm-Donau Kienlesberg
(zur Vorlage beim Staatl. Gesundheitsamt des Heimkehrerzuges)

Anfangsbuchstabe des Familiennamens	Familienname:	Vorname:	Geburtstag:	Beruf:
H	Heiß	Heinrich	5.4.23	Kaufmann

Heimatanschrift: Baumholder — Kreis: Birkenfeld

Größe: 163 cm — Gewicht: 56 kg — Impfungen: Typhus - Paratyphus: 1948 — Fleckfieber:

Anamnese:
1946 Ruhr
1947 Gastroenteritis
Juni 1947 Fussschwellung

Röntgendurchleuchtungen: 26. Juli 1948 — Röntgenaufnahme am:

linksdrift

Ernährungszustand: sehr schlecht / schlecht / reduziert / ausreichend / gut

Zahn- u. Prothetische Behandlung — Zahnersatz erforderlich

Lagerrevier: vom: bis: Grund:

Krankenhaus: Abt. vom bis Grund:

Allgemeinbefund:

Herz: Grenzen nicht verbr. Rhythmus o. B.

Lunge: rasch. o. B.

Haut:

Extremitäten:

Sanitätsgr.

26. Juli 1948

Temperatur: °C am:	Urin: am:	Blutbild am:	Leitender Arzt zur Betreuung der Ausgewiesenen - Heimkehrer im Kreis Ulm-Donau
RR.: / mm Hg am:	E.: Z.:	Hb.: % Erythroc.: Mill.	
BSG.: / mm am: n. W.	Sed.:	F.J.: Leukoc.:	Dr. Sedlmayr
		Differential:	(Dr. Sedlmayr)

Ärztliche Karteikarte von Ulm-Kienlesberg - 26.7.48

Am folgenden Tag, schon recht früh, wurden wir wieder einmal in einem kleinen Transport, auf die Reise geschickt. Wenn ich hier, wir schreibe, dann sind wir, die ehemaligen Gefangenen und nun die freien Einwohner der französischen Zone, gemeint. Wir waren so an die fünfzig Leute, die sich auf den Weg nach Bretzenheim, in ein weiteres Lager machten.

Bretzenheim war damals eine kleine Gemeinde zwischen Bingen und Bad Kreuznach. Dort wurde von den Alliierten in den letzten Wochen des Krieges ein Gefangenenlager errichtet, das bei den Bewohnern in der Naheregion Erinnerungen an ganz miserabel, schlechte Zustände und unmenschliche Behandlungen, an Hunger, Durst, Krankheiten und Tod unter den vielen wehrlosen, zigtausenden Kriegsgefangenen, hinterließ. Tausende verhungerten in dem riesengroßen Lager. Kein Haus, kein Dach, kein Zelt oder sonst was bot Schutz gegen Regen, Kälte oder Hitze. Keine hygienische Einrichtung, keine Toilette, kein Bad oder nur eine Wasserstelle war vorhanden. Keine Küche bereitete Essen für die Gefangenen, die wie eine große Viehherde, ein in jeder Hinsicht zutreffender Vergleich, unter freiem Himmel lag. Keine Maßnahmen zur Erhaltung des Lebens tausender wurde von den Siegern des Krieges getroffen. Hier büßten ganz unschuldige Menschen für Verbrechen, für die sie nie verantwortlich gemacht werden konnten, die sie nie begangen hatten. Hier, in diesem Lager wurde das Recht mit Füßen getreten und die Macht des Stärkeren und des Siegers dokumentiert und in die Tat umgesetzt. Obwohl die Bevölkerung, die selbst großen Hunger litt, gerne geholfen hätte. In Regen und bei Kälte mußten die Landser, die den Krieg einigermaßen gesund und heil überstanden hatten, tagelang ohne Essen und ohne Wasser, unter freiem Himmel, ohne warme Decken, ohne irgendeine Möglichkeit die Notdurft zu verrichten, ausharren. Täglich fuhren die Amerikaner durch das Lager und luden die in der Nacht verstorbenen Soldaten auf Autos. Wo die verscharrt wurden, weiß keiner. Und das geschah kurz vor Kriegsende, als man absehen konnte, daß der Krieg nur noch Tage dauern würde. Das war ganz gemeine, hinterhältige, einem Kulturvolk unwürdige Rache. Schlimmer war es in Rußland auch nicht gewesen. Gerade die Amerikaner unterbanden und untersagten jede Hilfe. Das war kein Ruhmesblatt in der amerikanischen Kriegsgeschichte.

Das letzte Lager in Bretzenheim

Die letzte Etappe der langen Reise

Zurück zum Tag der Entlassung im Lager Bretzenheim. Das Lager machte einen ruhigen, sauberen Eindruck. Viele Franzosen waren nicht mehr da. Das Lager war nicht mehr mit Gefangenen belegt, es wurde nur noch zur Entlassung der ehemaligen Gefangenen in deren Heimatorte benützt. Dort also sollten wir hin, auch wir sollten von dort in unsere Heimatort entlassen werden. Wir fuhren in einem, extra für uns reservierten Personenwagen der Reichsbahn, so hieß sie damals, über Mannheim, Ludwigshafen, Worms, Mainz nach Bingen. Dort bestiegen wir, immerhin gut fünfzig Mann, den Zug nach Saarbrücken. Nun komme ich also allmählich näher an meine Heimat. Diese Strecke ist mir gut bekannt. Ich fühle mich schon fast wie zu Hause. Wir fahren über Laubenheim, nach Bad Kreuznach. Der Zug hält auf jeder Station und fährt nach nur kurzem Halten weiter. Einer von uns, schaut gleich nach einem Halt, zum Fenster hinaus und sieht im letzten Moment, das Schild "Bretzenheim". Was tun, der Zug ist schon über unseren Bestimmungsbahnhof hinaus gefahren. Einer springt an die Notbremse, reißt sie nach unten und der Zug hält mit einem Quietschen sofort an. Wir raus aus dem Zug, über die Gleise, einen Abhang hinauf, dann über eine Landstraße und stehen vor dem Lagertor. Das Geschimpfe des Bahnbegleiters hören wir nur, beachten tun wir es nicht. Als ein ehemaliger Gefangener hatte man schon eine gewisse Narrenfreiheit. Wir gehen zum Eingang des Lagers, das ja nicht mehr belegt war und melden uns beim ersten Franzosen, der uns über den Weg läuft. Niemand von uns spricht auch nur ein Wort französisch, der Franzose kein Wort deutsch und trotzdem verstehen wir seine Gesten. Wir werden aufgefordert, herein zu kommen und geben unsere Papiere vom Kienlesberg auf der Schreibstube ab.

Hier geht es nicht anders als in anderen Lagern auch. Warten bis man aufgerufen wird, Fragen beantworten, die sich von den schon voraus gegangenen nicht wesentlich unterscheiden, selbst aber keine Fragen stellen und das Ganze am Ende noch unterschreiben. In meinen Papieren war als Beruf Kaufmann angegeben. Irgendeiner der Franzosen, die sich übrigens sehr lojal benahmen, kam auf den Gedanken, daß ein Kaufmann wohl eine leserliche Handschrift haben müsse. Mich hat ein Schreibstubensoldat, der leidlich Deutsch sprach, dann zum Schreiber ernannt. Genau wie vor Jahren auf dem Schießstand in Bitburg. Ich habe sodann mit etwas Mühe die paar Fragen, so etwa zwanzig Stück, mit Hilfe der Befragten, ausgefüllt und abgegeben. Diesmal waren keine, das Militär betreffende Fragen dabei. Das haben die Amis schon zur Genüge getan. Dafür wollten die Franzosen viel über unsere

Einstellung zur ehemaligen NSDAP und der Arbeit in den angeschlossenen Organisationen wissen. (NSDAP heißt, Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei). Wenn die scheinbar nichts Genaues wissen, warum soll ich dann antworten? Ich habe nur meine Zugehörigkeit zur HJ bekannt. (HJ hieß Hitlerjugend, in der fast alle Jungens damals waren). Alles andere hatte ich nun mal in der zurückliegenden Zeit einfach vergessen. Wer kann dafür?

Während wir in den vorangegangenen Lagern nur Passierscheine erhielten, bekamen wir in Bretzenheim endlich unsere Entlassungspapiere. Dazu einen Meldevordruck für die örtliche Polizei, hier die "Gendarmerie National" und einen Verpflegungsschein für die Verpflegungsstelle in Bad Kreuznach. Die lag in der Ringstraße. Dort hatte meine Tante Berta, die Lieblingsschwester meines Vaters, vor dem Krieg ein Haus besessen, das allerdings bei einem Bombenangriff getroffen und zerstört wurde. In der Zwischenzeit ist es 4:00 Uhr nachmittags geworden, besteigen wir in Bretzenheim den nächsten Zug und machen uns auf den Weg nach Bad Kreuznach. Das sind nur zwei oder drei Stationen. Wir steigen in Bad Kreuznach aus, fragen die Leute wo die Ringstraße bzw. die Ringschule liegt, gehen dort hin und lassen uns die Marschverpflegung, so heißt es immer noch, aushändigen. Übrigens, nicht nur hier in Bad Kreuznach, wo wir die Leute nach dem Weg gefragt haben, wollten die wissen, woher wir kämen, wohin wir wollten, wie lange wir unterwegs waren, und so vieles mehr. Überall, wo wir mit Zivilisten zusammen kamen, war deren Interesse sehr groß. Nach dem Empfang von einigen wenigen Lebensmittel, gehen wir zurück zum Bahnhof und erkundigen uns nach dem nächsten Zug in Richtung Saarbrücken. Der fährt in ca. dreißig Minuten. Wir, jetzt sind wir nur noch vier oder fünf, die anderen sind in Richtung Koblenz, Trier, Kaiserslautern oder die Pfalz schon unterwegs, gehen für diese Zeit vor den fast zur Hälfte zerstörten Bahnhof und setzen uns auf eine Treppe in die Sonne. Bänke, oder sonst was aus Holz, auf dem man sich hätte ausruhen können, gab es damals nicht. Alles war im Laufe der Zeit abmontiert und verbrannt worden.

Hier kommt ein Mann mit einem Buben an der Hand auf mich zu, den ich zu kennen glaube. Er sieht auch mich, stutzt, bleibt zuerst stehen, kommt dann zu mir und beginnt ein Gespräch. Es ist, da war ich schon auf dem richtigen Namen gekommen, Heinrich Cöster, ein Mann aus Baumholder. Er erzählt mir, daß er mit seinem kleinen Sohn bei einem Orthopäden war, daß er mit Karl Schick, der nur vier Jahre älter war als ich, mit einem französischen Lkw. den Karl Schick fährt, hier wieder abgeholt werden würde. Der kommt auch nur eine kleine Weile später. Karl Schick erlaubt sich aber nicht, mich auch noch mit dem Lkw mit nach Baumholder zu nehmen. Seine Angst, eine gute Stellung zu verlieren, kann man verstehen. Was soll es auch, ich habe ja einen Freifahrschein. Ich bitte die beiden aber, meinen Eltern nichts von meiner Ankunft zu sagen. Und da fragt Karl Schick doch tatsächlich: weiß deine Mutter nicht daß du kommst? Meinen Vater erwähnt er mit keinem Wort.

Die fahren fort, ich bleibe zurück und gehe auf den Bahnsteig, dessen Dach bei einem Bombenangriff, es gab nur diesen einen, zerstört wurde und warte auf den Zug. Der kommt, ich gehe in einen Wagen, sehe daß der sehr voll ist und gehe in den nächsten. Auch der ist übervoll. Also weiter. Im dritten oder vierten ist in einem Abteil, neben einem recht dicken Mann, der eine Zeitung vor der Nase hat und scheinbar darin liest, noch ein Platz frei. Ich tippe einmal an die Zeitung, dann ein zweites Mal und jetzt senkt mit einem recht ungehaltenem Blick der Mann seine Zeitung. Ich staune nicht schlecht. Auch den Mann erkenne ich. Vor mir sitzt Erich Weber, ein weiterer Einwohner aus Baumholder. Er wohnte damals allerdings nicht in Baumholder, sondern in einem Dorf im Westerwald. Er war dort Förster. In der HJ nannten wir ihn Zopf, warum, ich weiß es nicht. Ebenso wie Karl Schick ist Erich Weber nur einige Jahre älter als ich, wieviel kann ich aber nicht sagen. Es mögen vier, höchstens fünf Jahre sein. Auch er fragt mich, nach dem er mich erkannt hatte, weiß deine Mutter, daß du kommst? Ich bin über diese Frage wieder einmal sehr erstaunt. Was soll das wohl bedeuten? Weiß deine Mutter, daß du kommst?. Wieder wurden mein Vater oder meine Schwester nicht erwähnt.

Wir beginnen natürlich sofort ein Gespräch, an dem sich auch die anderen Reisenden im Abteil, beteiligen. Auch hier geht es um die Gefangenschaft. Wie lange, wo, wann in Gefangenschaft gekommen usw. Der Zug, ein D. Zug, hielt also nur auf wenigen Stationen. Zuerst in Bad Münster am Stein und dann in Sobernheim. In der Zwischenzeit sind von den vier oder fünf, die wir in Bad Kreuznach den Zug bestiegen, nur noch zwei übrig. Der Zug fährt weiter, hält in Kirn, in Idar-Oberstein und dann wird er in Heimbach halten. Das weiß ich vom Zugbegleiter. Jetzt wird es mir ganz mulmig ums Herz. Wenn ich bis hierher noch ein loses Mundwerk hatte, vielleicht auch ein vorlautes, unbekümmertes Benehmen an den Tag legte, jetzt, so kurz vor zu Hause, werde ich doch merklich besinnlicher, leiser und nachdenklicher. In Heimbach hält der Zug. Mit mir steigen nur noch ein Mann und ein Kind aus. Wir gehen durch die Unterführung zum nächsten Bahnsteig, dort wo der Zug nach Baumholder abfahren soll. Ich will auf den Zug warten. Der Mann, der ebenfalls ausgestiegen war, erklärt mir aber, daß an diesem Abend kein Zug mehr fährt. Wir müßten zu Fuß nach Baumholder gehen. Er und seine Tochter nach Ruschberg, ich noch drei Kilometer weiter, nach Baumholder. In gut zweieinhalb Stunden könnte ich die elf Kilometer bewältigt haben. Keine schöne Aussicht. Zu dritt machen wir uns auf den Weg. Kaum sind wir auch nur hundert Meter, gerade um die erste Biegung der Straße gegangen, als vom Bahnhof her, ein franz. Militärlastwagen kommt. Der Mann aus Ruschberg stellt sich auf die Straße, nimmt das ungefähr zehn Jahre alte Kind an die Hand und winkt dem Fahrer zum Halten. Der stoppt, der Mann spricht mit dem Fahrer ein paar Worte in französisch, der nickt und wir drei steigen auf die leere Ladefläche des Lkw. Während der Fahrt will der Mann wissen, woher ich komme und die üblichen anderen Fragen. Als wir dann in der Dorfmitte von Ruschberg, am Weiherplatz, anhalten, gehen die zwei ihren

Weg und ich bin nun allein auf den letzten Kilometern meiner langen, langen, über vier Jahre dauernden Reise. Eine Reise über viele Tausend Kilometer.

Endlich daheim

Der Lkw, fährt wieder an und hält nach einigen Minuten an der Straße, die vom Bahnhof über die Ruschberger Straße auf den Truppenübungsplatz, führt. Der Fahrer zeigt mir, seine Worte konnte ich nicht verstehen, daß ich hier absteigen soll. Ich steige ab, nehme meinen Holzkoffer in die Hand, bedanke mich bei dem freundlichen französischen Soldaten und der fährt nach links in die Kasernen.

Die Gegend sieht heute ganz anders aus als damals. Rechts waren nur Wiesen und einige Gärten, heute steht dort das amerikanische Lazarett. Ich will in den Wiesen nach ein paar Blumen für meine Mutter suchen, finde aber fast keine. Mit einem ganz kleinen Strauß mache ich mich auf die letzten 800 Meter Weg. Ich treffe bei den ersten Häusern, Martha Kaiser, geb. Grahn aus der Kremelstraße. Die erkennt mich auch und sagt dann die gleichen Worte, die ich schon zwei.- dreimal gehört hatte: da wir deine Mutter aber froh sein, daß du endlich heim kommst. Von meinem Vater oder meiner Schwester sagt auch sie kein Wort. Ich gehe weiter, durch die Hindenburg Allee, die Hauptstraße weiter, am Rathaus vorbei und jetzt sind es nur noch zweihundert Meter bis zu Hause. Alles ist so eng, so klein, alles ist so geduckt. Nicht wie in Rußland, so weit, so groß, so unendlich. Dort sah man die Unendlichkeit, hier fühle ich die Geborgenheit. Die letzten fünfzig, sechszig Meter der Straße, das letzte Stück auf dem langen Weg, den ich in den vielen Tagen meiner Abwesenheit, vom 3. September 1941 bis heute zurück legte, laufe ich. So eilig habe ich es jetzt Jetzt komme ich um Conrad`s Eck, unserem Nachbarhaus, dann bin ich in der Scheergasse, sehe unsere Haustür. Die ist geschlossen, ich drehe an der alten Klingel, oben wird das Küchenfenster aufgemacht, meine Schwester schaut heraus, ein Schrei, sie springt die Treppe herunter, reißt die Tür auf und wir beide liegen uns in den Armen. Sie ruft mir zu, gehe hinauf, ich rufe Mutter. Dann ist sie weg, fort um die Hausecke. Nach nur sechs, sieben Minuten, kommen beide, meine Mutter und meine Schwester atemlos und abgehetzt, wieder in unser Haus. Meine Mutter fällt mir um den Hals und wir drei weinen, weinen wie kleine Kinder.

Ich bin endlich wieder daheim. Ich hatte viel, viel Glück gehabt.

Ich hatte mehr Glück als mein Bruder, der im August 1944, nur kurze Zeit nach meiner Gefangennahme, in Ostpreußen verwundet wurde und anschließend in Bömisch Laipa, verstarb. Mein Vater ist nicht im Haus. Im Herbst

1945, also schon einige Monate nach Ende des Krieges, wurde er von Karl Heidrich, einem ehemaligen Kommunisten, der 1936 im spanischen Bürgerkrieg auf der Seite der Kommunisten kämpfte, wegen seiner Zugehörigkeit zur NSDAP, verhaftet und zuerst in Diez an der Lahn und später in Trier, interniert. Erst im Februar 1949 wurde er wieder entlassen. Auch darüber will ich noch berichten.

Gut, daß ich beim Schreiben der letzten Zeilen des Manuskripts zu diesem Buch, im Mai 1995, in unserem Gartenhäuschen im Brühl, ganz allein war. Ich habe geheult wie damals, als ich endlich wieder zu Hause war. Gut, daß das niemand sah. Was wäre auch gewesen, wenn jemand meine Tränen gesehen hätte. Beim Schreiben des Buches, war alles was ich erlebt habe, war so aufwühlend, war wieder so lebendig vor mir, daß ich mich heute frage, wie kann ein Mensch das alles ertragen, wie stark muß ein Mensch sein, der das erlebt und überstanden hat. Ich hatte diese Kraft und ich hatte viel Glück.

Ich war, wenn man die Tage von der Entlassung aus dem RAD bis zur Einberufung zur Wehrmacht, nicht mitrechnet,

2490 Tage

nicht zu Hause. Davon entfielen auf die Gefangenschaft, den 27. Juli 1948 mitgerechnet

1599 Tage.

Habe ich meine Jugend nicht umsonst geopfert?

Wenn wir, die Generationen zwischen 1895 und 1928, die diesen Weltkrieg 1939 / 1945 erlebten, die viel Leid gesehen und viele Kameraden verloren haben, die letzten Soldaten waren, die den Krieg erlebten, in Gefangenschaft kamen und dort, so wie ich, den größten Teil der Jugend einbüßten, soll unser Opfer nicht zu groß gewesen sein. Dann war unser Einsatz von Leben und Gesundheit für die nachkommenden Generationen, für unsere Kinder und Enkel, auch für Frieden und Freiheit, nicht umsonst.

Heinrich Heil

Mein gefallener Bruder Ernst

Kühne , Oberleutnant
und Batterie - Führer

Im Felde, den 9. August 1944

Sehr geehrter Herr Heil !

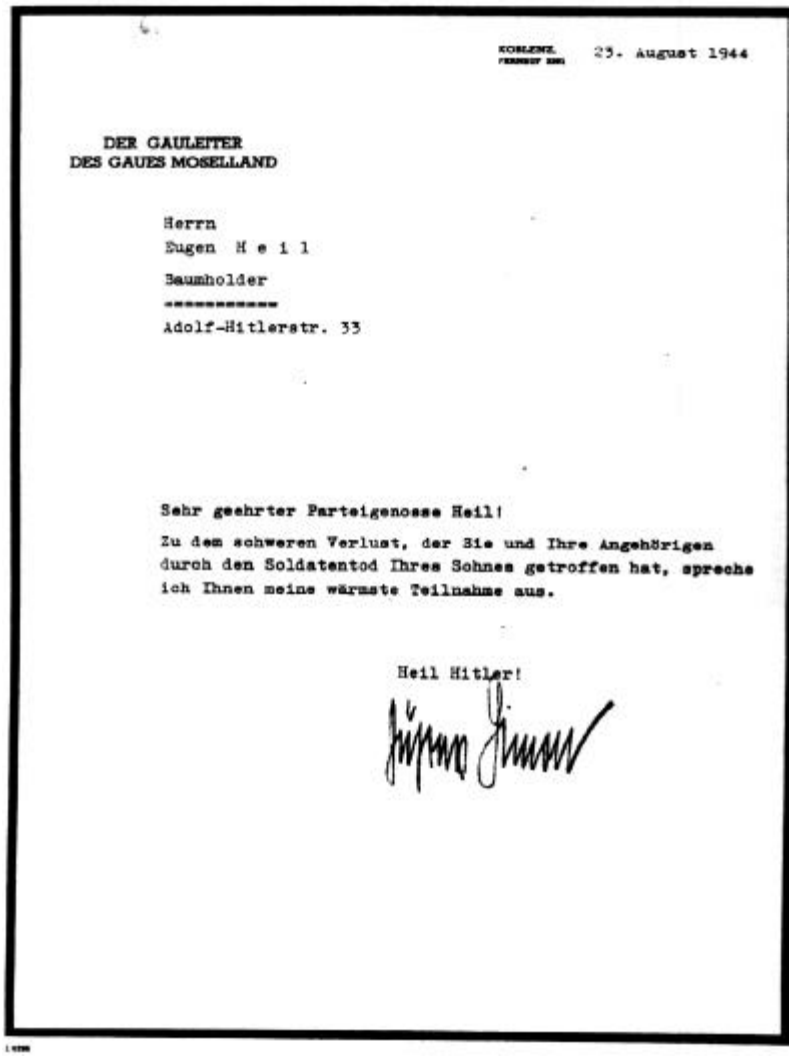
Als Batterie Führer der Batterie Ihres Sohnes betrachte ich es als meine kameradschaftliche Pflicht, Sie geehrter Herr Heil von der Verwundung Ihres Sohnes in Kenntnis zu setzen.
Am 31.7. wurde Ihr Sohn bei den schweren Kämpfen an der Memel durch Bordwaffenbeschuss verwundet.
Ich konnte Ihren Sohn sofort zum Hauptverbandsplatz schaffen lassen. Von dort aus ist er dann in ein rückwärtiges Lazarett bezw. in die Heimat befördert worden.
Meine Soldaten und ich hoffen, dass unser Kamerad Ernst Heil schnell gesunden möge.
Ihr Sohn wird in der Zwischenzeit sicherlich selbst geschrieben und von seiner Verwundung berichtet haben.
Es grüssen die Kameraden und

Ihr

Oberleutnant.

Schreiben von Oberleutnant Kühne über die Verwundung von Ernst

Heinrich Heil



KOBLENZ, 23. August 1944

DER GAULEITER
DES GAUES MOSELLAND

Herrn
Eugen H e i l
Baumholder
Adolf-Hitlerstr. 33

Sehr geehrter Parteigenosse Heil!

Zu dem schweren Verlust, der Sie und Ihre Angehörigen durch den Soldatentod Ihres Sohnes getroffen hat, spreche ich Ihnen meine wärmste Teilnahme aus.

Heil Hitler!

Beileidsschreiben des Gauleiters Gustav Simon

Zum Schluss

Ich habe diesem Buch, oder besser gesagt, diesen Aufzeichnungen, als Buch soll das Geschriebene nicht bezeichnet werden, den Titel:

NOCH IST ES NICHT ZU SPÄT

gegeben. Der letzte Satz darin:

HABE ICH MEINE JUGEND UMSONST GEOPFERT ?

würde eben so gut zutreffen.

Es ist noch nicht zu spät. Ich denke jeden Tag an die Zeit im Arbeitsdienst, an die Zeit bei den Soldaten und an die Zeit in Gefangenschaft. Alles, was damals geschah, ist heute noch gegenwärtig. Es war phasenweise eine schöne Zeit, an die ich mich gerne und oft erinnere und phasenweise eine schreckliche, an die ich mich selbst heute nur mit Schaudern erinnern kann. Trotzdem gehören die Zeiten in mein Leben, sie sind ein Teil davon.

Habe ich meine Jugend umsonst geopfert? Diese Frage kann ich mit gutem Gewissen mit einem ganz klaren NEIN, beantworten. Kein Opfer und keine Entbehrung ist zu groß und der Preis zu hoch, wenn ich das Erreichte, die Freiheit in der wir leben und den Wohlstand den wir haben, mit dem Einsatz den ich brachte, vergleiche. Gut, in fast allen Familien in Deutschland, und nicht nur hier, sondern in allen europäischen und vielen anderen Ländern außerhalb Europas, gab es Tote, Vermißte, Verwundete, Verkrüppelte, sind Väter, Ehemänner, Mütter, Frauen, Brüder und Schwestern gefallen oder sind heute noch vermißt und werden wohl nie mehr nach Hause kommen. Auch ich habe meinen Bruder verloren und meine Eltern haben somit einen sehr hohen Preis bezahlt Aber, wer weiß und erlebt hat, was Unfreiheit, Zwang, Unterdrükkung, Hunger, Abhängigkeit, Angst, Furcht und Verzweiflung ist und bedeuten, weiß ein Leben in Freiheit zu schätzen. Kein Preis, und sei er noch so hoch, ist dafür zu groß.

Ich habe zu Beginn geschrieben, daß die Menschheit und die Mächtigen dieser Welt, nichts aus der Vergangenheit gelernt haben. Schauen wir doch nur einmal nach China und nach Südamerika, nach Afrika, aber auch nach Jugoslawien. Dort hungern immer noch viele Menschen, nicht nur nach Brot, sie hungern noch mehr nach Freiheit, Menschlichkeit, nach einem Leben ohne Terror, ohne Angst, ohne Zwang und ohne Trauer. Wir in Deutschland leben nun schon seit über fünfzig Jahren in einem relativen Frieden. Aber die Völker in der sogenannten "Dritten Welt" ? Wer hilft dort und was wird dort täglich an Hab und Gut, an Leben und Gesundheit eingesetzt um das zu erreichen, was wir schon lange besitzen? Wann wird sich das ändern und wer macht das?

Nachdem ich mit meinen Erinnerungen fertig bin, so, wie ich sie erlebt und niedergeschrieben habe, komme ich noch einmal an den Anfang zurück. Ich versichere jedem und jeder kann mir glauben, was hier steht, ist die reine Wahrheit. Ich habe alles so erlebt. Ich habe nichts übertrieben, ich habe höchstens etwas vergessen. Damals war ich ein junger Kerl der sich nicht allzuviele Gedanken über die Zeit gemacht hat und von hoher Politik nichts verstand. Darin unterscheide ich mich wohl kaum von der heutigen Jugend. Ich war von der Zeit und dem Geschehen damals überzeugt, vielleicht zu gutgläubig, aber überzeugt und oft begeistert. Wie wohl die Mehrheit des deutschen Volkes. Wir wollten die Welt verbessern, den Kommunismus besiegen, wir wollten für Deutschland das Beste. Auch darin unterscheide ich mich wohl nicht von der heutigen Jugend. Daß das falsch war, merkte ich erst viel später. Erst in Rußland gingen mir die Augen auf, da wurde ich wach und skeptisch. Da frug ich mich, wie jemand, der immer nur verliert, am Ende noch gewinnen kann.

Ich habe, wie erwähnt, nur die Wahrheit beschrieben. Ich würde meine Nachkommen nicht belügen. Nicht immer ist die Wahrheit schön. Ich will mein Gewissen nicht rein waschen und um Verstehen bitten, ich will meine Taten nicht ungeschehen machen. Das kann keiner, aber, was ich will, ist, daß diejenigen, die nach mir kommen und die das Geschriebene lesen, aufmerksam werden, kritisch urteilen, aufpassen und nicht zulassen, daß das, was im vergangenen Krieg passierte, noch einmal in Europas geschehen kann. Ich glaube, wir in Deutschland, haben zumindest aus dem letzten Krieg die Erkenntnis gewonnen, daß wir, die Völker Europas, der ganzen Welt, friedlich miteinander leben können, wenn wir nur den guten Willen dazu haben und alle zu einander sagen werden,

ICH VERSTEHE DICH, ICH VERTRAUE DIR

Vor etwas mehr als fünfzig Jahren führten wir, Deutschland und seine Verbündeten, Italien und Japan, mit Granaten, Panzern, Bomben, Flugzeugen, Kriegsschiffen, mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln, in Frankreich, Finnland, Afrika, Rußland, Norwegen, auf allen Meeren, im Pazifik, im Eismeer, im Atlantik, in der Nord.- und Ostsee, vor Amerika und rund um England, gegen die Alliierten, Frankreich, England, Rußland, Amerika und Freiwilligen aus vielen anderen Völkern, einen unsinnigen und grauenhaften erbitterten Krieg. Alle Waffen und Geräte aufzuzählen und alle Länder zu nennen, ist fast unmöglich und auch nicht notwendig.

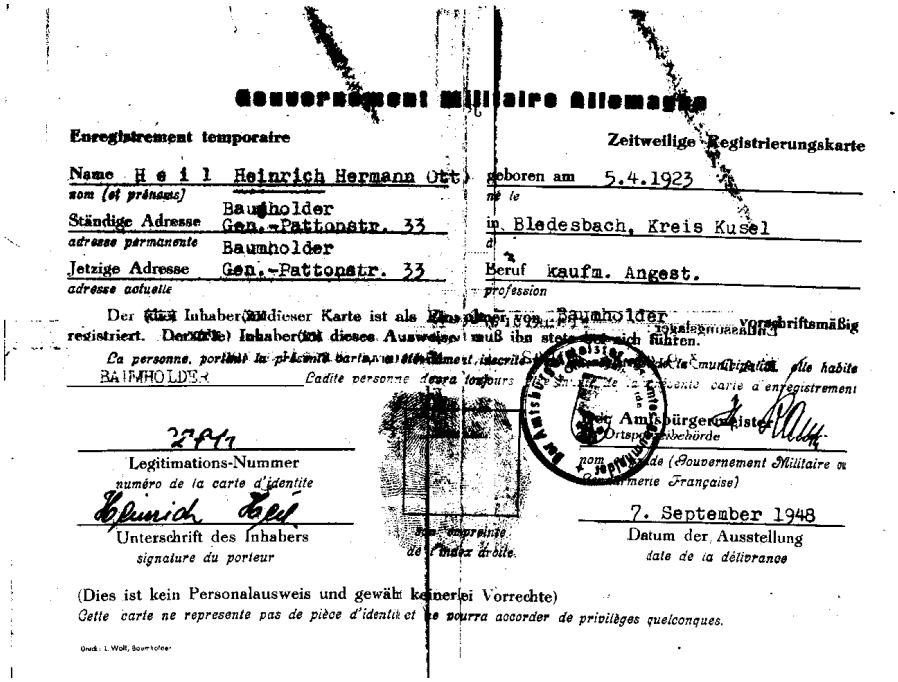
Heute, im Jahre 1996 leben wir mit den meisten dieser Länder und deren Menschen, in Frieden und Freundschaft. Heute begegnen sich Menschen aus Frankreich, England, Rußland, Polen, Amerika usw. und Menschen aus Deutschland, tauschen Erfahrungen und Geschenke aus, schließen Freundschaften, besuchen einander, achten und ehren sich gegenseitig. Aus der über Jahrhunderte dauernden Zeit der Feindschaft und des Hasses, ist eine

Freundschaft erwachsen, die die Generationen vor uns und auch noch unsere Eltern nicht für möglich gehalten hatten. Unser Wille, die Bereitschaft und die Ausführung, alle hemmenden Hindernisse auf dem Weg zu Frieden und Freundschaft mit allen Ländern und allen Menschen zu beseitigen, Hilfe mit Rat und Tat auf wirtschaftlichem und humanitärem Gebiet dort zu leisten, wo sie nötig und sinnvoll sind, war nie so groß wie heute. Heute begegnen sich, Alt und Jung immer öfter, in Deutschland und vielen anderen Ländern, zu Sport und Spiel und Kennenlernen.

Gestern, am 26. Juni 1996 spielten die Nationalmannschaften von England und Deutschland im Londoner Wembleystation. Es war das Endspiel zur Europa Meisterschaft im Fußball. Nach einem zwar harten, jedoch meist sehr fairen Spiel über 120 Minuten, siegte Deutschland nach Elfmeterschießen, mit 6 zu 5 Toren. Keine Zwischenfälle oder Ausschreitungen, wie das sonst bei solchen Begegnungen üblich und an der Tagesordnung sind, trübten dieses Spiel. Auch das ist eine Folge des letzten Krieges.

Wir, die Generation, die im Krieg wohl die größten Verluste erleiden mußte, von meinen Schulkameraden fielen fünf im Laufe des Krieges, können stolz sein, an diesem Frieden mitgewirkt zu haben. Wir können stolz sein und ich bin es mit Genugtuung, ein Deutscher zu sein. Hat Deutschland doch so viele große Persönlichkeiten im Laufe der Jahrhunderte hervor gebracht, wie nicht viele Völker auf der Erde. Denken wir an seine Dichter, Erfinder, Maler, Ärzte und Musiker. Denken wir an Goethe, Schiller, Kant, Schopenhauer, Rilke, an Bach, van Beethoven, Richard Wagner, Albrecht Dürer, Johannes Gutenberg, Carl Benz, Rudolf Diesel, Semmelweis, Roentgen. Es sind unendlich viele die man hier mit Namen nennen könnte. Auf die soll ich nicht stolz sein? Daß es auch Außenseiter und Verbrecher gab, das will ich nicht bestreiten. Die gab es immer und überall. Nicht nur in Deutschland, die findet man in der ganzen Welt.

Heinrich Heil



Gouvernement Militaire Allemagne

Enregistrement temporaire — Zeitweilige Registrierungskarte

Name H e i l Heinrich Hermann Otto — geboren am 5.4.1923
nom (et prénoms) — né le

Ständige Adresse Baumholder Gen.-Pattonstr. 33 — in Bledesbach, Kreis Kusel
adresse permanente — à

Jetzige Adresse Baumholder Gen.-Pattonstr. 33 — Beruf kaufm. Angest.
adresse actuelle — profession

Der Inhaber dieser Karte ist als [illegible] Baumholder [illegible] vorschriftsmäßig registriert. Der Inhaber dieses Ausweises muß ihn stets bei sich führen.

La personne, porteur de la présente carte, a été inscrite [illegible] de la commune de [illegible] où elle habite BAUMHOLDER. Ladite personne devra toujours [illegible] de la présente carte d'enregistrement

2841
Legitimations-Nummer
numéro de la carte d'identité

Heinrich Heil
Unterschrift des Inhabers
signature du porteur

Amtsbürgermeister
Ortspolizeibehörde
nom de l'Autorité (Gouvernement Militaire ou Armée Française)

7. September 1948
Datum der Ausstellung
date de la délivrance

Empreinte de l'index droite.

(Dies ist kein Personalausweis und gewährt keinerlei Vorrechte)
Cette carte ne représente pas de pièce d'identité et ne pourra accorder de privilèges quelconques.

Druck: L. Wolf, Bad Kreuznach

Registrierkarte der französischen Miltärpolizei vom 7.9.48

Das Amtsgericht — Baumholder, den 6. März 1950.
A.R. 33/50.

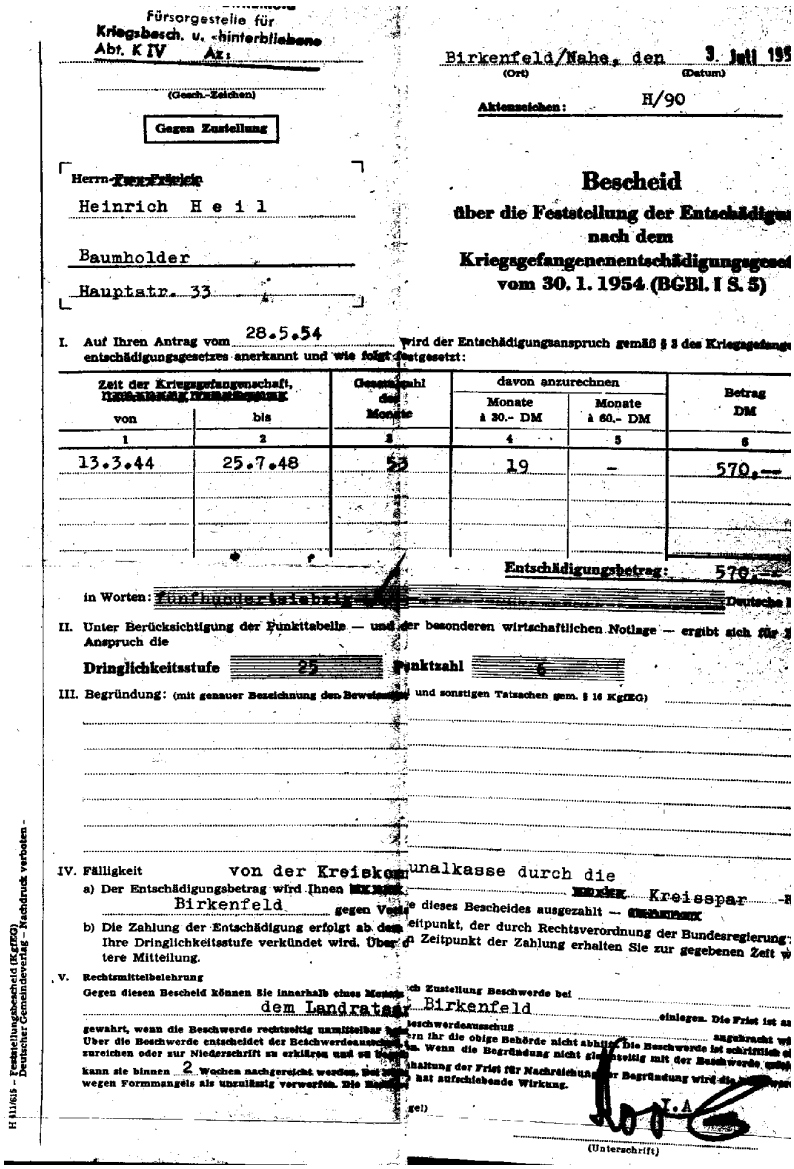
An
Herrn Heinrich Heil, Kaufmann
Baumholder.

In der Todeserklärungssache des Walter Decker, geboren am 11. September 1907 in Breitsesterhof werden Sie als Zeuge auf den 13. März 1950, vormittags 9 Uhr vor das Amtsgericht Baumholder, Zimmer Nr. 5 geladen.

AA.

Justizangestellter.

Ladung des Amtsgerichtes Baumholder in der Sache: Todeserklärung Walter Decker - 1950



Fürsorgestelle für
Kriegsbesch. u. -hinterbliebene
Abt. K IV Az:

(Gesch.-Zeichen)

Gegen Zustellung

Herrn
Heinrich H e i l

Baumholder

Hauptstr. 33

Birkenfeld/Nahe, den 3. Juli 195
(Ort) (Datum)

Aktenzeichen: H/90

Bescheid

über die Feststellung der Entschädigu
nach dem
Kriegsgefangenenentschädigungsgesetz
vom 30. 1. 1954 (BGBl. I S. 5)

I. Auf Ihren Antrag vom 28.5.54 wird der Entschädigungsanspruch gemäß § 3 des Kriegsgefange
entschädigungsgesetzes anerkannt und wie folgt festgesetzt:

Zeit der Kriegsgefangenschaft, Internierung, Verschleppung		Gesamtzahl der Monate	davon anzurechnen		Betrag DM
von	bis		Monate à 30.- DM	Monate à 60.- DM	
1	2	3	4	5	6
13.3.44	25.7.48	53	19	–	570.–

Entschädigungsbetrag: 570.–

in Worten: fünfhundertsiebzig Deutsche

II. Unter Berücksichtigung der Punktetabelle — und der besonderen wirtschaftlichen Notlage — ergibt sich für
Anspruch die

Dringlichkeitsstufe 25 Punktzahl 6

III. Begründung: (mit genauer Bezeichnung den Beweismittel und sonstigen Tatsachen gem. § 16 KgfEG)

IV. Fälligkeit von der Kreiskommunalkasse durch die
a) Der Entschädigungsbetrag wird Ihnen [redacted] Kreissparkasse
Birkenfeld gegen Vorlage dieses Bescheides ausgezahlt — [redacted]
b) Die Zahlung der Entschädigung erfolgt ab dem Zeitpunkt, der durch Rechtsverordnung der Bundesregierung;
Ihre Dringlichkeitsstufe verkündet wird. Über den Zeitpunkt der Zahlung erhalten Sie zur gegebenen Zeit w
tere Mitteilung.

V. Rechtsmittelbelehrung
Gegen diesen Bescheid können Sie innerhalb eines Monats nach Zustellung Beschwerde bei
dem Landratsamt Birkenfeld
gewahrt, wenn die Beschwerde rechtzeitig unmittelbar beim Beschwerdeausschuß eingelegt. Die Frist ist au
Über die Beschwerde entscheidet der Beschwerdeausschuß. Wenn ihr die obige Behörde nicht abhilft. Die Beschwerde ist schriftlich e
zureichen oder zur Niederschrift zu erklären und zu begründen. Wenn die Begründung nicht gleichzeitig mit der Beschwerde vorg
kann sie binnen 2 Wochen nachgereicht werden, bei Versäumung der Frist für Nachreichung der Begründung wird die Beschwerde
wegen Formmangels als unzulässig verworfen. Die Einlegung hat aufschiebende Wirkung.

gez.
(Unterschrift)

H 11/615 – Feststellungsbescheid (KgfEG) – Nachdruck verboten –
Deutscher Gemeindeverlag

Bescheid über eine Entschädigung n. d. Kriegsgefangenenentschädigungsgesetz

LISTE DER MIR NOCH IN ERINNERUNG GEBLIEBENEN KAMERADEN

Peter Krupp, Ahrweiler

Alfred Kollmannsperger, Darmstadt

Hilarius Breuer, Koblenz

Franz Bachmann, Mainz

Karl Scherer, Mannheim

Werner Lorenz, Niederhausen

Heinz Rost, Lichtentanne in Thüringen

Hans Luger, Wadern oder Wahlen

Herbert Birtel, Altenwald

Anton Stier, Offenbach am Main

Ewald Reibert, Memel

Josef Zumsteg, Rheinfelden

Philipp Beutel, Worms

Obfw Guth, Kassel

Unteroffizier Nicklas,

Oberfeldwebel Faus ,

Willi Föhr, Trier

Fritz Stephan, Kirn

Soldat Glück,

Alfons Fey, Thaleichweiler

Heinrich Schwab, Contwig

Jakob Mies, Reuth (Eifel)

Soldat Meyer, Eifel

Ernst Reiter, Kriftel

Noch ist es nicht zu spät

Leutnant Schminke

Walter Decker, Bledesbach

Dieter Mühleis, Kirschberg

Otto Hub, Reichenbach

Peter ? Annen, Trier

Hermann Korn, Loreley

Kurt ? Quirin,

Franz Mink, Roßdorf

Heinz Eigner, Traben - Trarbach

Philipp Hoff, Herrensohr

Franticek Baraniok, Gleiwitz oder Hindenburg (ehem. Oberschlesien)

Hugo Fickus, Schauren

Egon Möhringer, Büschenbeuren

Erich Kümmerling, Deesbach Kr. Rudolstadt (Thüringen)

Herbert Böhmer, Betzdorf (Sieg)

Adolf Schupp, Darmstadt

Verschiedene Vornamen und Städte sind vielleicht nicht ganz richtig.

Mit Arthur Tuba und Wilhelm Laub, beide aus Baumholder, war ich eine Zeitlang zusammen in einer Einheit. Mit Arthur Tuba in Frankreich, mit Wilhelm Laub in Rußland. Erich Bartholmeß, ebenfalls aus Baumholder, traf ich an einem Sonntag im April 1943 in Charkow in der Ukraine.

Ich habe mit der Niederschrift des Manuskriptes im Jahre 1987 begonnen, und, mit Unterbrechungen, im Mai 1995 fertig gestellt. Auch heute noch ist vieles was ich hier zu Papier gebracht habe, selbst meiner Frau, nicht bekannt. Ich habe nie zuvor so zusammenhängend und ausführlich über diese Zeit sprechen können. Sollte das Eine oder Andere nicht Eure Billigung finden, versucht, die Zeit zu verstehen und zu begreifen. Versucht vor allem eins zu verstehen: wie mußte es mir zu mute gewesen sein, als ich zum erstenmal ein Gewehr in Händen hielt, mit dem ich später auf Menschen schießen mußte, welche Angst ich in den vielen heiklen Situationen hatte, als ich einmal ganz

allein auf mich gestellt hinter den russischen Linien bei einem Spähtruppunternehmen in Kälte und Schnee meine Kameraden suchte, als ich half die erschossenen Russen aus Massengräbern zu holen, wie ich die Hände aufgehalten und anderen Menschen entgegen gestreckt hatte, um ein Stückchen Brot zu erbetteln und wie dankbar ich dann für so eine kleine Geste der Menschlichkeit war. Von uns, den damals Zwanzigjährigen, wurde mehr verlangt als ein Mensch unbeschadet vertragen und ertragen kann.

Bitte, versteht mich und mein Handeln.

Der Tag meiner Einberufung zum Arbeitsdienst am 3. September 1941 war ein Mittwoch, der Tag der Gefangennahme am 13. März 1944 war ein Montag und der meiner Heimkehr am 27. Juli 1948 war ein Dienstag.

Ich war insgesamt 82 Monate von zu Hause fort. Davon allein 52 Monate in Gefangenschaft. Von diesen 52 Monaten wurden mir als Entschädigung, aber erst nach recht langer Zeit und nach Antrag

DM 570,00

für 19 Monate ausgezahlt. Kein schöner Lohn für die geopferte Jugend.

Copyright: Heinrich Heil 1997

Computereinrichtung und Druck: Karlheinz Mohr

Die abgebildeten Fotos sind ausschließlich eigene Aufnahmen

INHALTSVERZEICHNIS

NOCH IST ES NICHT ZU SPÄT Seite 1

DIE ARBEITSDIENSTZEIT Seite 4

In Dieburg - Abteilung K 656 / L 257 Seite 4

In Guntersblum Seite 13

In Frankreich Seite 18

In Korbach Seite 33

EIN MONAT ZU HAUSE Seite 38

Meine Schulkameraden Seite 43

DIE SOLDATENZEIT Seite 44

In Bitburg Seite 44

Die Vereidigung Seite 59

Die letzten Tage in Bitburg Seite 62

In Frankreich 1942 Seite 66

In Bar le duc Seite 66

Die Ausbildung in Bar le duc Seite 68

Arthur Tuba Seite 71

Maskenball Seite 73

Fahrerausbildung Seite 76

Gasspürerausbildung Seite 78

Ernst Reiter Seite 81

MG-Ausbildung Seite 86

Sondereinsatz

Seite 87

Die Droge - Einheit

Seite 89

In Westfrankreich - Im Hinterland des Atlantik

Seite 89

In Nordostfrankreich - Cassel und Hazebrouck

Seite 99

Agentenjagd

Seite 103

In Steenvoorde

Seite 105

Alfred Kollmannsperger und Adolf Schupp

Seite 110

Chaosfahrt nach Bar le Duc

Seite 115

Die letzten Wochen in Frankreich

Seite 117

Der Transport nach Rußland Seite 120

Mein Einsatz in Rußland Seite 129

Die Fahrt zur Front Seite 129

In Ternawaja. Seite 131

1. Mai 1943 Seite 145

Auf dem Rückzug Seite 157

Wieder bei der Transporteinheit Seite 166

Westlich des Dnepr Seite 172

Die Zeit bei den kämpfenden Truppen Seite 175

Im Feldersatzbataillon Seite 175

Erstes Spähtruppunternehmen
Seite 176

In der Radfahrerschwadron
Seite 178

Meine Verwundung
Seite 179

Auf dem Hauptverbandsplatz
Seite 187

Im Lazarettzug
Seite 189

Im Feldlazarett von Kirowograd
Seite 193

Der Weg zur Front
Seite 198

Wieder bei der Schwadron
Seite 201

Mein Einsatz als Scharfschütze
Seite 202

Der Kampf um die "Glatze"
Seite 211

Der nächste Einsatz
Seite 226

Weihnachten 1943
Seite 231

Zwischen Weihnachten und Sylvester 1943
Seite 237

Das Jahr 1944
Seite 239

Ich fahre in Urlaub
Seite 244

Wieder beim Füsilierbataillon der Aufklärungsabteilung der 282. Infanterie-Division
Seite 255

Die letzten acht Tage als deutscher Soldat
Seite 255

DIE GEFANGENSCHAFT IN RUSSLAND
Seite 262

Der 13. März 1944
Seite 262

14. März 1944. Der zweite Tag der Gefangenschaft

Seite 269

15. März 1944. Der dritte Tag der Gefangenschaft

Seite 272

16. - 18. März

Seite 275

19. - 21. 22. oder 24. März

Seite 276

Ankunft im Lager von Kirowograd

Seite 277

Ausgrabungen beim Kirowograder Gefängnis

Seite 289

Verlegung von Kirowograd in das Lager nach Kursk

Seite 303

Im Hauptlager in Kursk

Seite 311

Das erste Arbeitskommando
Seite 314

Parallelen zu Heute
Seite 317

Auf der Lagerkolchose
Seite 318

Wieder im Lager
Seite 323

Die monatliche Untersuchung und Einteilung in Arbeitsgruppen
Seite 330

Im Brotraum
Seite 333

Weihnachten 1944
Seite 341

Sylvester 1944
Seite 344

Das Jahr 1945
Seite 348

Auf einer Kolchose

Seite 348

8. Mai 1945. Ende des Krieges

Seite 355

Im Bahnhofslager

Seite 359

Heinz Rost

Seite 365

Ein jugoslawischer Wachposten

Seite 367

Der "Dicke Anton"

Seite 369

Das Jahr 1946

Seite 374

In der Akkufabrik

Seite 378

Die Fahrt zum Lager in Woronesch. Lager No. 7082/2

Seite 393

Im Hauptlager in Woronesch
Seite 398

"SAWOD KIROV", die erste Arbeitsstelle
Seite 399

Ich werde Tabakhändler
Seite 403

Otto Hub
Seite 407

Die letzten Tage im Jahr 1946
Seite 408

Zwischen den Weihnachten und Sylvester 1946
Seite 411

Das Jahr 1947
Seite 414

Noch im Hauptlager in Woronesch
Seite 414

Im Waldlager
Seite 417

Im Lager "Elektro Sawod" Seite 422

Drei Ereignisse aus dem Lager Seite 424

Die Geschichte mit den Roten Beten Seite 427

Bei den Finnenhäusern Seite 429

Beim Kommissar Seite 432

Dezember 1947 Seite 436

Die russische Nationalhymne und die Internationale Seite 441

Entwanzungsaktion Seite 443

Das Jahr 1948 Seite 451

In einem Lager am Don
Seite 451

Sondereinsatz am Don
Seite 464

Die letzten Tage im Lager am Don
Seite 471

Die Fahrt durch Rußland nach Hause
Seite 478

Wieder in Deutschland
Seite 485

In Frankfurt an der Oder
Seite 485

Auf der Fahrt in Westdeutschland
Seite 489

Im Lager in Hof
Seite 490

Auf dem Weg nach Ulm
Seite 491

Das letzte Lager in Bretzenheim
Seite 498

Die letzte Etappe der langen Reise Seite 498

Endlich daheim Seite 501

Zum Schluss Seite 506

LISTE DER MIR NOCH IN ERINNERUNG GEBLIEBENEN KAMERADEN Seite 511

INHALTSVERZEICHNIS Seite 514